SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Deutsche Rundschau

Band CXCVIII

(Januar — Februar — März 1924)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertachtundneunzigsten Bande (Januar—März 1924)

	Seite
Wilhelm Büsselberg. Die Energiequellen des Kosmos und der Erde im Dienste des Menschen	1
Mosellanus. La République Cisrhénane	18
Graf Alexej N. Tolstoj. Zwei Freunde. Erzählung	22
Theodor Däubler, Athen. Griechentum in unserer Zeit	31
G. Hellmann. Wetterweisheit des Volkes	45
E. G. Kolbenheyer. Das dritte Reich des Paracelsus. Roman (Fortsetzung)	52
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. **Zur Naturgeschichte des rheinischen Separatismus**	84
Deutsche Erzählkunst	96
Die deutsche Jugend	98
Literarische Rundschau	99
Politische Rundschau	105
Literarische Notizen	108
Literarische Neuigkeiten	113
Hermann Oncken. Der Sinn der deutschen Geschichte	113
Konrad Burdach. Dante und das Problem der Renaissance	129
Wilhelm Büsselberg. Die Energiequellen des Kosmos und der Erde im Dienste des Menschen. II	155
Hermann Stehr. Aus Peter Brindeiseners Jugend	162
Paul Fechter. Hermann Stehr (Zu seinem 60. Geburtstag)	170
Max J. Wolff. Die ukrainische Bewegung	176
Manfred Laubert. Aus den Anfängen des Marcinkowski-vereins	181
Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode. Glaube und Völkerschicksal. Stein im Jahre 1812	184

(Fortsetzung umstehend).

Inhaltsverzeichnis

	Seite
E. O. Kolbenheyer. Das dritte Reich des Paracelsus (Fortsetzung)	189
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. Frisia irredenta	213
Im besetzten Gebiet	217
Politische Rundschau	218
Literarische Notizen	222
Literarische Neuigkeiten	224
Diplomaticus. Woodrow Wilson	225
Karl Haushofer. Das Wissen von der Grenze und die Grenzen des deutschen Volkes	233
Franz Fromme. Finnlands Entwicklung zur Freiheit	240
Wolfgang Goetz. Der Doppelgänger. Erzählung	252
Konrad Burdach. Dante und das Problem der Renaissance	260
H. von Zwehl. Die Verwendung der deutschen Hochseeflotte im Weltkriege	278
Wilhelm Büsselberg. Die Energiequellen des Kosmos und der Erde im Dienste des Menschen. Arbeitsökonomik II	292
Robert Sieger, Graz. National Lehrreiches aus dem Burgenland	299
E. O. Kolbenheyer. Das dritte Reich des Paracelsus. Schluß	303
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum	322
Literarische Rundschau	330
Politische Rundschau	334
Literarische Neuigkeiten	337

Die Energiequellen des Kosmos und der Erde im Dienste des Menschen

Von

Wilhelm Büsselberg

Vorbemerkung: Wir beginnen mit der fortlaufenden Veröffentlichung eines großen Programms, welches das Ergebnis langjähriger Studien und praktischer Versuche Dr. Wilhelm Büsselbergs ist. Die auf diesen Blättern oft geschilderte Lage der Welt und Deutschlands im besonderen verlangen gebieterisch eine Bewirtschaftung aller Kräfte der Natur und der Menschen, der materiellen wie der geistigen, nach einem großen schöpferischen Plane. Wir glauben, daß die Gedanken Büsselbergs nicht nur für den deutschen Wiederaufbau, sondern für alle anderen Völker entscheidende Anregungen geben.

Die Schriftleitung.

Voraussetzung für jede politische Gesundung, der eine geistige und sittliche Weiterentwicklung vorangehen muß, ist das Herausheben der Menschheit aus der Verelendung und die Stillung des Hungers des Leibes wie der Seele und des Geistes. Die Fortschritte der Technik auf allen Wirtschaftsgebieten geben schon heute hierfür die Handhaben, aber die betriebswirtschaftlichen Maßnahmen zu ihrer Durchführung, Verbindung und Verallgemeinerung müssen noch ausgebaut werden.

I. Rationelle Bewirtschaftung der Naturkräfte und der Rohstoffe

a) Die Kraftquellen: Wasser, Wind und Sonne

Alles Leben auf der Erde beruht auf der Auswirkung der Sonnenenergie. Nur 15 Prozent der zur Erde gelangenden Sonnenwärme werden verwertet, der weitaus größte Teil zur Verdunstung des Wassers, durch dessen Kreislauf mechanische (Gewichts-) Energie gebildet wird neben der chemischen der Pflanzen (und Kohle), zu deren Aufbau nur ein verhältnismäßig geringer Teil Sonnenwärme nötig ist. Auch die Gezeiten- (Ebbe und Flut) und Windenergie wird von der Sonne beeinflußt. Über die unmittelbare Verwendung von Sonnenwärme zu Kraftanlagen durch Konzentration und Aufspeicherung gehen die Ansichten noch auseinander. Zwar liegen die ersten Versuche sehr weit zurück, aber einigermaßen aussichtsvolle Ergebnisse haben sich doch erst neuerdings mit den paraboloischen Strahlenfängern bei Kairo ergeben. Es sollen mehr als ¾ des Kohlenpreises (1914) gespart und die Gewinnung von mehr als 600 P. S. auf jedem Hektar erzielt worden sein. Ägypten mit 30 mm jährlichem Niederschlag (gegen durchschnittlich 600 mm in Deutschland) und vielem Sonnenschein ist besonders geeignet, aber auch andere tropischen Länder kommen mehr oder weniger in Betracht und sind wegen ihrer Kohlenarmut darauf ange-

wiesen. Eine Entwicklung in dieser Richtung, die aber stark bestritten wird, hätte wahrscheinlich eine wenigstens teilweise Verlegung der Industrie in die sonnigen Tropen zur Folge, vielfach also in die Rohstoffgebiete, wobei aber die klimatischen Schwierigkeiten, Arbeiter zu beschäftigen, und die Einwirkung des Klimas auf das Fabrikat (z. B. bei Textilwaren), nicht unterschätzt werden dürfen.

Die bedeutende, aber unregelmäßig verfügbare Windkraft ist in großem Maße noch nicht verwendet worden, wohl aber sind Windmotore in der Landwirtschaft zur Bewässerung, Entwässerung, zur Wasserversorgung von Landgütern und Ortschaften, auch zum Antrieb von Wirtschaftsmaschinen und zur Bereitung von Licht erfolgreich auch dort verwendet worden, wo die in der Regel teure Kraft der Überlandzentralen vorhanden war, aber ersetzt oder ergänzt werden sollte. Die Windkraft ist in der Regel sehr viel billiger, und die Windmotore sind jetzt recht brauchbar und dauerhaft. Wo man mit vorübergehender Windstille rechnet (in der norddeutschen Tiefebene im Höchstfalle drei windstille Tage), müssen dementsprechend Speicherungsanlagen vorgesehen werden.

Alt ist der Wunsch, den durch die Stellung von Sonne und Mond hervorgerufenen Unterschied zwischen Ebbe und Flut auszuwerten. Aber an den hohen Anlagekosten und der täglichen und jährlichen Unregelmäßigkeit ist die Ausführung bisher gescheitert. Es scheint, als ob die englische Regierung in Verbindung mit einer Brücke über den Severn den Anfang machen will. Die Unregelmäßigkeit der Energieverteilung soll nach dem veröffentlichten Plan durch die Anlage eines Stausees ausgeglichen werden. Auch mit der Dampfspannung der Geyser beschäftigen sich die Ingenieure.

Von allgemeiner Bedeutung ist die Auswirkung des fließenden Wassers in planmäßiger Arbeit geworden, wenn auch erst ein geringer Bruchteil der Wasserkräfte der Erde bisher Verwendung gefunden hat. Am weitesten ist die Schweiz vorgeschritten, und die größten Aussichten bietet Amerika. Das Niagara-Werk mit 385 000 P. S. ist das größte aller Kraftwerke. Der Ausbau der großen Wasserkräfte Südamerikas (Iguazu) setzt eine intensivere Wirtschaft voraus und gehört deswegen der Zukunft an. Die Wasserkräfte Skandinaviens und der früher österreich-ungarischen Länder werden vielleicht einmal die große russische Ebene mit Kraft versorgen, wenn nicht vorher die elektrischen Kräfte der Luft mobilisiert sind, während die noch nicht ausgebauten 4½ Millionen P. S. deutscher Wasserkraft (davon ein Drittel in Bayern) mehr lokale Bedeutung haben. Fiskalismus und Rationalismus der deutschen Regierung vernachlässigten die Erschließung der „Wasserelektrizität gegenüber der Braunkohlenelektrizität". Nach dem Kriege galt der Ausbau der Wasserkräfte für wirtschaftlicher, weil die teure Arbeitskraft, die zum Abbau der Kohle notwendig ist, nur einmal und nicht dauernd investiert werden muß. Freilich ist wohl dabei ein eventl. Sinken der Arbeitslöhne nicht genügend berücksichtigt und dementsprechend die Berücksichtigung einer notwendigen schnellen Abschreibung; dafür sind volkswirtschaftliche Gesichtspunkte (Arbeiterbeschäftigung, Einschränkung des Raubbaues an der Kohle) in den Vordergrund gestellt.

Außer zur Gewinnung von Kraft und Licht speichert man Wassermengen vorwiegend oder auch wohl ausschließlich auf zur Bewässerung des Kulturbodens (Anfeuchtung und Düngung), besonders in den Tropen und Subtropen (Nilsperre bei Assuan). Wo schiffbare Flüsse kanalisiert oder mit Stauschleusen versehen werden, wird die Schiffahrt zwar dadurch auf der Talfahrt gehemmt, dafür aber stromaufwärts an Betriebsmitteln gespart und der Wasserstand reguliert. Nach Erhöhung des Wasserstandes wird auch der Verkehr mit größeren und im allgemeinen wirt-

schaftlicheren Schiffen möglich *). Freilich müssen die Gefahren für die Landeskultur, die Entwässerungsmöglichkeit für die Grundstücke gründlich untersucht, daneben auf Bewässerung und Kraftversorgung Bedacht genommen werden.

Wo natürliche Wasserfälle fehlen, legt man künstliche Sperren an, teilweise von erheblicher Größe, die aber vielfach unwirtschaftlicher sind als kleine Stauteiche, deren Dämme vielfach durch Steinpackung und Erde mit Lehmkern (besonders in Nordamerika) hergerichtet werden **).

Das voraussichtlich größte Kraftfeld der Erde, die elektrischen Spannungen der atmosphärischen Luft, ist bisher noch nicht erobert worden, obwohl schon der Drachenversuch Franklins dazu den Weg gewiesen hat und die drahtlose Telephonie und Telegraphie das Vorhandensein und die Möglichkeit der Nutzung starker elektrischer Kräfte der Luft nachweist. Sollte es eines Tages gelingen, die bei der Luftstickstoffabrikation frei werdenden Elektronen aufzuspeichern, so würde damit voraussichtlich die gesamte Energiewirtschaft unseres Wirtschaftslebens erschüttert werden, weil dann jedermann mit den geringsten Mitteln in der Lage ist, Licht, Kraft und Wärme aus der Luft zu nehmen.

b) Die Rohstofflagerstätten

Der Bergbau gehört zu den ältesten Gewerben. Obwohl aber, abgesehen von der Kohle, die für unsere Industrie notwendigen Rohstoffe im allgemeinen fehlen und zum größten Teil eingeführt werden müssen, ist der Boden weder durch Private noch durch die Staatsverwaltung planmäßig auf das Vorkommen von Bodenschätzen untersucht worden. Die Entdeckung neuer Lagerstätten hing meistens vom Zufall ab. Das für die Landwirtschaft unersetzliche Kali ist erst seit 1861 bergmännisch gewonnen und ist heute für die gesamte Kulturwelt ein unentbehrlicher Faktor geworden. Ein Drittel der von deutschen Hüttenwerken verarbeiteten Eisenerze wurde aus Spanien und Schweden herbeigeschafft. Der Anteil fremder Erze ist nach dem Verlust Lothringens noch viel größer geworden. Alte Abraumhalden mußten im Kriege auf Mangan usw. verarbeitet, noch unbekannte Lagerstätten erforscht werden. Es gab nicht einmal eine Zentralstelle, in der ein Lagerstättenverzeichnis, ein Bergwerkskataster, Aufschluß über Lager, Umfang und Abbauwürdigkeit der bekannten Bodenschätze, mit Rücksicht auch auf die vorhandenen Verkehrsstraßen, geben konnten. Für eine rationelle Friedenswirtschaft sind diese Vorarbeiten nicht weniger wichtig als für den Krieg. Dabei muß man sowohl auf den Metallgehalt, wie auf die hüttenmännisch günstige oder ungünstige Zusammensetzung, wie auch auf die für die mechanische Aufarbeitung entscheidende Struktur Rücksicht nehmen. Auch der Vergleich mit den Lagerstätten der ganzen Erde muß möglich sein und deren Wettbewerbsmöglichkeit verglichen werden können, um nicht nach teuren Investierungen von unvorhergesehen billigem Angebot überrascht zu werden.

Auch die Lage der Industrie zu den bereits bestehenden und noch aufzuschließenden Kraftwerken ist von Bedeutung. Nach Vorschlägen des Prof. Max Krahmann von 1904 haben sich zwar die deutschen Geologischen Landesanstalten lebhafter als zuvor mit der praktischen Geologie beschäftigt und haben auch mit der Ausarbeitung einer Lagerstättenkarte Deutschlands und einer Weltmontanstatistik begonnen. Zu einer bergwirtschaftlichen Aufnahme des Deutschen Reiches ist es nicht gekommen. Eine zentrale Bearbeitung hätte sich auf die Zusammenfassung der vorhandenen

*) Auf dem Unterrhein beispielsweise würden nach Hebung des Mittelwasserstandes von 4½ auf 6 Meter Seeschiffe bis 4000 Tonnen fahren.

**) Cf. auch „Vorschläge zur Neugestaltung der Wasserwirtschaft im Harz". Auf Anregung und unter Mitwirkung von Dr. H. Fricke bearbeitet durch Dr. W. Büsselberg und Reg.-Baumeister W. Spannuth.

Arbeitskräfte, der geologischen Landesanstalten, geologischen, mineralogischen und graphischen Institute, der Hochschulen und der staatlichen Bergbehörden, sowie auf die Ordnung ihrer Arbeit beschränken können und hätte zweifellos zu einer Weiterentwicklung auch der bergrechtlichen Verhältnisse führen müssen. Besitzbeteiligungs- und Syndikatsverhältnisse, ihr Einfluß auf Monopolbildungen und die steuerliche Erfassung, wären dabei mit zu prüfen.

Die deutschen agronomischen Karten, im Maßstab 1 : 25000, geben auf 1,5 m Tiefe die Zusammensetzung der Ackerkrume wieder und können als Muster für ein Lagerstättenkataster dienen.

c) Die Brennstoffe

Der zur Zeit wichtigste Energiewert der Erde, die Kohle, ist nur in beschränktem Umfange vorhanden, und man hat doch in jeder Weise Raubbau mit ihr getrieben, mittelbar, indem man die Wasserkräfte nicht eher in großem Umfange heranzog, und unmittelbar durch die unzureichenden Methoden der Ausbeutung und Ausnutzung, was volkswirtschaftlich töricht und auch wenig menschlich war, insofern als der Kohlenabbau wohl die schwerste und gefährlichste Arbeit ist. — Schon im Frieden war das Verfahren bekannt, aus der Kohle zunächst die Nebenprodukte, Teer, Öle, Paraffin, Ammoniak, Benzol, Schwefel, herauszuziehen und die brennbaren Stoffe in Koks oder Gas oder in flüssigen Brennstoff (Hydrierverfahren) umzuwandeln. Zwei Drittel der Kohle wären dadurch jährlich gespart worden, und man hätte in Deutschland außerdem an schwefelsaurem Ammoniak für 1215 Millionen Mark jährlich gewonnen, an Teer für 607 Millionen Mark usw., im ganzen Nebenprodukte im Werte von mehr als 2 Milliarden Goldmark jährlich. In Deutschland hat man während des Krieges stark aschenhaltige Kohle spazieren gefahren und damit auch die Lokomotiven geheizt. Hätte man sich früher auf die ökonomische Verwertung der Kohle eingestellt, so wäre vielleicht die Transportnot erspart geblieben oder wenigstens gemildert worden.

Nun ist zwar dieser wirtschaftliche Weg durchaus gangbar und erprobt, aber es wird doch bestenfalls Jahre dauern, bevor die Anlagen dazu geschaffen worden sind, und es sind deswegen sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Deutschland Bestrebungen im Gange, um sofort die vorhandenen Brennstoffmethoden wirtschaftlicher zu gestalten. Schon beim Laden und beim Transport muß die Kohle möglichst geschont werden. Lange Lagerung entwertet infolge eigener Verbrennung und Vergasung. Selbst vollwertiges Material wurde im Hausbrand nur mit 10 und höchstens 20 Prozent verwertet, und in der Industrie wird sehr oft nur ein Nutzeffekt von 25 Proz. erreicht. Der größte Teil der Kohle geht durch den Schornstein und ist schuld an dem Dunst über den Städten und weder tierischem noch pflanzlichem Wachstum dienlich, verschlimmert vielmehr den unhygienischen Zustand der Großstadtluft ganz erheblich. Die Kalamität ist dadurch gesteigert, daß heute minderwertige Brennstoffe wie Holz, Torf, Braunkohle, Kohlen- und Koksgrus verfeuert werden, die eine vielseitigere Ausgestaltung der Feuerungsanlagen erfordern. Die wohl mögliche Vergasung minderwertiger Brennstoffe, z. B. der wasserhaltigen Braunkohle und des Torfes, ist anzustreben, um so mehr als zur Trocknung der Braunkohlenbriketts jährlich fast dieselbe Menge Rohbraunkohle erforderlich ist, und die künstliche Torftrocknung nicht erfolgen kann. Der Förderradius für Rohbraunkohle wie für Torf ist kaum größer als 50 bis 60 Kilometer. Die Anlagekosten für die Gasleitungen verhindern allerdings heute fast jede Vergasungseinrichtung.

Die einseitige Bestimmung der Brennstellen ist der größte Feind der Wirtschaftlichkeit, deswegen wird immer wieder die Forderung auf Zusammenlegung und wärmetechnische Kuppelung von Kraft-, Heiz- und Lüftungsanlagen erhoben, deren

Wärmebedarf soll durch die Abwärme der Kraftmaschinen gedeckt werden. Die Stadtverwaltungen sind in der glücklichen Lage, die verschiedensten öffentlichen Werke und Gebäude miteinander verbinden zu können und dadurch den Etat erheblich zu entlasten. Wo eine Zusammenlegung nicht möglich ist, ist jede Dampfmaschine mit Kondensation zu verbinden, und der Abdampf auf jeden Fall zur Vorwärmung des Speisewassers und zum Kochen und Trocknen zu verwenden. Bei der Ungleichmäßigkeit der Brennstoffe sind veränderungsfähige Heizflächen einzubauen und ist auf eine zweckmäßige Feuerbedienung zu achten.

Die Abwärme kann nach den Erfahrungen der Landwirtschaftlichen Hochschule in Dresden zur Bodenheizung verwendet werden, wodurch das Gemüse früher reif wird und der Ertrag um ein Drittel bis zur Hälfte gesteigert wird. Man schätzt den Wert der Abfallwärme, die vor dem Kriege in Deutschland jährlich verloren ging, auf 300 bis 400 Millionen Mark. Auch die Vegetationszeit für Getreide und Hackfrüchte kann durch die Erwärmung des Bodens erheblich abgekürzt werden. Bei einer weitergehenden Elektrisierung würde die Summe der Abfallwärme erheblich steigen. Es genügen für 1 Quadratmeter Boden stündlich 40 Wärmeeinheiten. Mit der nutzlos verlorengehenden Wärmemenge einer 1000 P. S. Maschine könnten etwa 12 Hektar Land geheizt werden.

Die Elektrisierung der Eisenbahnen würde voraussichtlich den thermischen Wirkungsgrad, der selbst für neuzeitliche Verbund-Dampflokomotiven mit Speisewasser, Vorwärmer und Überhitzer durchschnittlich mit 4,5 bis 5 Prozent angegeben wird, um einige Prozent erhöhen. Da die Eisenbahnen etwa ein Zehntel der deutschen Kohlenförderung verbrauchen, würde schon dadurch erheblich gespart werden, außerdem aber noch beim Anheizen und anderen Behelfsarbeiten, wofür allein ein Viertel des Kohlenverbrauches, nämlich 3 Millionen Tonnen jährlich, gerechnet wird.

Auch die Schlacken enthalten in der Regel noch erhebliche Brennstoffwerte, die durch Aufbereitungsarbeiten gewonnen werden können.

Eine dauernde Brennstoffkontrolle ist die Voraussetzung für den dauernden Erfolg. Nach einem Bericht des Sachverständigenausschusses beim Reichskohlenrat sind in Deutschland bei einzelnen Werken jeweils 7,2 Millionen Mark jährlich, 3,5 Millionen Mark, 1,8 Millionen Mark bei geringem Kapitalsaufwand für die Änderung gespart worden.

Von steigender Bedeutung ist das Petroleum geworden, neben der Kohle unsere wichtigste Energiequelle, die für die Gewichtseinheit ein Drittel mehr Energie enthält als die Kohle und dreimal soviel Kraft im Explosionsmotor entwickelt wie die gleiche Energiequelle Kohle in einer Dampfmaschine.

d) Die künstlichen Düngemittel

Unbeschränkt oder doch wenigstens hinreichend stehen den Pflanzen der Luftsauerstoff, Kohlenstoff und meistens das Wasser zur Verfügung, außerdem immer genügend im Boden Schwefel, Eisen, Magnesium, Silizium, Natrium, Mangan. Dagegen muß Kali, Stickstoff, Phosphorsäure und auf schwerem Boden auch Kalk zugeführt werden; Kalk zur Lockerung des Boden, die anderen drei als wichtigste Nährstoffe, teilweise als Ersatz, teilweise als Ergänzung. Mit zunehmender Bevölkerung und entsprechender Intensivierung der Landwirtschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten eine Düngemittelindustrie entwickelt, die eingeleitet wurde durch die 1825 erfolgte Entdeckung der Natronsalpeterlager an der Westküste Südamerikas, die voraussichtlich aus verwesten Pflanzen- und Tierresten zusammengeschwemmt worden sind. 1913 führte Chile 2,7 Millionen Tonnen aus, wovon Deutschland ein Drittel, die deutsche Landwirtschaft mehr als ein Viertel verbrauchte.

Außerdem wurden in Deutschland jährlich noch 450 000 Tonnen schwefelsaures Ammoniak (vorwiegend aus England) und 170 000 Tonnen in den Futtermitteln eingeführt. Der Krieg hat der deutschen Stickstoffindustrie die Wege geebnet, die vorher der Kosten wegen nicht wettbewerbsfähig war. Nachdem mehrere Verfahren praktisch erprobt waren, wurde der Kalkstickstoff nach Franck-Caro von einer Reihe Fabriken in Frankreich, der Schweiz, Dalmatien, Amerika, Japan hergestellt, und auch in Deutschland wurden mehrere Kalkstickstoffwerke gebaut. Von den Landwirten wird der geringeren Ätzwirkung wegen das schwefelsaure Ammoniak nach Haber-Bosch (erstes Patent 1908) bevorzugt. 1914 wurden nach diesem Verfahren von der Badischen Anilin- und Sodafabrik bereits 35 000 Tonnen mit 7000 Tonnen reinem Stickstoff geliefert. Während des Krieges mußte ausschließlich für die Munitionsherstellung gearbeitet werden, und deswegen stand in den ersten Kriegsjahren für die Landwirtschaft Stickstoff kaum zur Verfügung, gegenüber 210 000 Tonnen reinem Stickstoff im Jahre 1913/14. 1918 verbrauchte die Landwirtschaft fast die Hälfte dieser Menge; 1921 standen 300 000 Tonnen zur Verfügung. Eine der wichtigsten Fabriken in Oppau ist zwar zerstört, aber in wenigen Monaten wieder aufgebaut worden. Vom Auslande ist die deutsche Stickstoffversorgung unabhängig geworden; denn über jedem Hektar Land sind in der Luftsäule 79 000 Tonnen reiner Stickstoff vorhanden. Nachdem auch in den Vereinigten Staaten ein riesiges Luftstickstoffwerk während des Krieges entstanden ist, wird Chilesalpeter kaum noch begehrt werden, zumal Anlage- und Betriebskosten in dem amerikanischen Unternehmen so gering sein sollen, daß man mit den deutschen Stickstoffwerken Deutschlands in den Wettbewerb treten will. Auch schwefelsaures Ammoniak, ein Nebenprodukt der Kohlenvergasung, und Norge- (ein Kalk-) Salpeter aus Norwegen sind Stickstoffhandelsdünger. Außer der Landwirtschaft dient der Stickstoff der Sprengstoff-, Farben-, Teer- und Kälte-Industrie.

Nach der Abtretung Mülhausens ist das deutsche Kali-Weltmonopol durchbrochen. Die deutsche Landwirtschaft gebrauchte die Hälfte der Produktion, Nordamerika ein Viertel, den Rest die anderen Länder. Nächst Holland verbraucht Deutschland auf der Flächeneinheit am meisten Kali, nämlich 15 Kilogramm pro Hektar, Ungarn nur 10 Prozent des deutschen Durchschnitts, Österreich etwas mehr, Bayern 20 Prozent des Reichsdurchschnitts. Keine Nutzpflanze entzieht pro Hektar weniger als 50 Kilogramm Kali. Rohsalze, z. B. Kainit, vertragen keine hohen Transportkosten; deswegen, und wegen Vermeidung schädlicher Nebenwirkung (Ätzung bei Kopfdüngung und Entziehung des Kalks) werden hochprozentige Salze mit 40 bis 50 Prozent Kali, in Deutschland das 40 prozentige Kalisalz, bevorzugt.

Zur Herstellung von Phosphorsäure-Düngemitteln war Deutschland auf die Rohphosphate des Auslandes angewiesen (Vereinigte Staaten, Algier und Tunis, Südsee, Belgien), die zu Superphosphat verarbeitet wurden. Die phosphorhaltigen Eisenerze der Minette und des Saarreviers wurden erst brauchbar, nachdem ihnen durch das Thomasverfahren die Phosphorsäure entzogen werden konnte, die dann zu der wertvollen Thomas-Schlacke verarbeitet wurde, in Deutschland vor dem Kriege jährlich 2,1 Millionen Tonnen Thomasmehl aus 34 Millionen Tonnen Eisenerzen. Der jährliche Verbrauch der deutschen Landwirtschaft war 1914 auf 659 000 Tonnen reine Phosphorsäure gestiegen, ist aber wegen der Einfuhrschwierigkeiten im Kriege und später zurückgegangen und hat 1922 erst wieder die Hälfte der früheren Jahreshöhe erreicht.

Der wegen des Mangels an Phosphorsäure befürchtete Ernterückgang ist übrigens nicht in dem Maße aufgetreten, und man glaubt, daß doch von der bisher als unlösbar angenommenen Bodenphosphorsäure größere Mengen unter der Nebenwirkung anderer Chemikalien (Kainit) zur Lösung gebracht werden.

Die nächsten Monate schon werden uns voraussichtlich Überraschungen bringen, da wir infolge glücklicher Erfindungen in der Lage sein werden, einzelne Düngemittel sehr billig herzustellen und sie insbesondere von den Frachtkosten zu entlasten.

e) Die Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung

Nach dem Gesetz von Malthus soll sich die Bevölkerung der Erde in geometrischer Progression entwickeln, die Nahrungsmittel dagegen sollen nur in arithmetischer zunehmen. Das mag vor Liebig und Thaer rein physikalisch Geltung gehabt haben und gilt auch noch heute, wo die fortschrittliche Entwicklung in der Landwirtschaft fehlt oder das Kapital eine hohe Verzinsung (Bodenrente, Verzinsung des Transportkapitals, Handelsgewinne) zwischen Erzeuger und Verbraucher schaltet. Nach der wissenschaftlichen Forschung und der praktischen Erfahrung ist es uns möglich, Deutschlands Ernährung vom Auslande unabhängig zu machen und die landwirtschaftliche Erzeugung der Erde so zu steigern, daß mehr als die doppelte Anzahl der Bevölkerung ohne weiteres ernährt werden kann.

Deutschland hat im 19. Jahrhundert seine Ernten vervierfacht und den Viehstand bei Qualitäts- und Gewichtserhöhung auf das 2½ fache gesteigert. Der deutsche Landwirt erzielte auf der Flächeneinheit fast doppelt soviel als der nach Klima und Boden mehr begünstigte Franzose, Österreicher und Ungar. Deutschland ist dennoch seit 1878 ein Einfuhrland für landwirtschaftliche Erzeugnisse geworden. Die Lebenshaltung ist gestiegen, und die anderen Agrarländer konnten billiger produzieren als Deutschland. Durch den Krieg und die schlechte Valuta ist eine neue landwirtschaftliche Entwicklung näher gerückt. Die wissenschaftlichen Verfahren dazu sind uns bekannt und in der Praxis erprobt, der Wille zur Durchführung ist von der deutschen Landwirtschaft neuerdings wiederholt zum Ausdruck gebracht worden.

1. Die Bodenbearbeitung und Saatgutzucht

Während sich die wildwachsenden, niederen Pflanzen bei starker Samenverschwendung mit dem festen „gewachsenen" Boden als Standort begnügen, erfordern die Kulturpflanzen ein gelockertes und gut vorbereitetes Saatfeld. Der Energieverlust beim Eindringen der Pflanzenwurzeln soll verringert, der Boden durchlüftet, die Verwitterung beschleunigt, die Nährstoffe auch der tieferen Schichten erschlossen und gleichmäßig verteilt und die Unkrautwurzeln zerstört oder doch wenigstens an die Oberfläche gebracht werden, wo sie verdorren. Weniger bekannt war früher, daß die Bodenbearbeitung ganz wesentlich die Wassererhaltung des Bodens beeinflußt, nachdem der Grundwasserstand geregelt worden ist. Vor der Bearbeitung muß der Boden abtrocknen, bindiger schwerer Boden bildet sonst Schollen und schmiert, wodurch die Bodenporen verschlemmt werden. Sie aber sind die Träger der Kapillarkraft, die das Wasser aus dem Untergrunde nach der Oberfläche hebt, wo es die Pflanzennährstoffe auflöst und den Pflanzen unmittelbar als Nahrung dient. Die Verdunstungsgefahr wird dadurch verringert, daß die Kapillarröhrchen durch Bodenlockerung (Pflügen, Eggen, Hacken) zerstört werden. Auch Krusten, die sich an der Oberfläche besonders bei starkem Sonnenbrand nach heftigen Regengüssen bilden, werden durch Eggen zerstört, um das Eindringen der Niederschläge zu unterstützen. Durch Tiefkultur stark gelockerter Boden muß durch schwere Walzen oder durch den Untergrundpacker wieder zusammengedrückt werden, um die Kapillartätigkeit wieder herzustellen.

Zeit, Häufigkeit, Intensität und Tiefe der Bodenbearbeitung hängen von dem Boden, Klima und der Wurzellänge der Pflanzen ab (Getreide 10—30 cm, Hackfrüchte 1½—2 m). Da die Verwitterungsprozesse der Natur, Frost und Gare, unter-

stützt werden sollen, wird die Hauptpflugarbeit in den Herbst gelegt. Die Bodenoberfläche und dadurch die Angriffsfläche für Frost und Garebildung wird durch die Schollenbildung beim Pflügen vergrößert; Regen und Schnee mit den aus der Luft niedergehenden Nährstoffen dringen leichter ein, und der Boden kann sich bis zur Frühjahrsbestellung wieder genügend lagern, was für schweren Boden besonders wichtig ist, da sich sein Volumen beim Abtrocknen erheblich ändert und dadurch die Wurzeln der aufgehenden Saat gezerrt und zerrissen werden. Nach vorangegangener Herbstfurche erübrigt sich im Frühjahr die intensive Bearbeitung. Sehr oft genügt Eggen oder die Bearbeitung mit der Ackerschleife nach dem Aufgehen des Unkrautsamens. Mit Ausnahme der Kartoffel wird sämtliches Saatgut am besten mit der Drillmaschine eingebracht, dadurch an Saatgut gespart, die richtige Tiefe erreicht, für Licht und Luft gesorgt, und der Gebrauch der Hacke, besonders der Pferdehacke, erleichtert oder überhaupt erst möglich gemacht. Der Aussaat folgt die schwere Walze, um die relative Bodenfeuchtigkeit zu heben und die oben liegengebliebenen Saatkörner mit dem Boden in innige Berührung zu bringen und dadurch zu verhüten, daß die Körner an der Oberfläche vertrocknen und nicht zur Keimung kommen. In Deutschland könnte die Ernte allein dadurch um 50 Prozent gesteigert werden, daß man nur bestes und ertragreiches Saatgut wählt (Rümker). Verbesserung der Saatgutforschung, Vermehrung staatlicher Saatzuchtanstalten, Beispiels- und Vergleichsansaaten sind Mittel des Fortschritts. Saatzuchtinspektoren sind nicht weniger wichtig als Tierzuchtinspektoren.

Durch besonderes Pflanzverfahren hat der Chinese außerordentlich hohe Reiserträge seinem Boden abgerungen. Durch Umpflanzen und Anhäufeln wird eine bessere Bewurzelung und Bestockung erzielt. Versuche (Demschinski), das chinesische Verfahren mit Maschinen der europäischen Wirtschaft anzupassen, sind noch nicht zum Abschluß gekommen. Die Erfolge aber in einzelnen Fällen erwecken große Hoffnungen. So entwickelt ein Korn besten Saatgetreides (v. Lechow) bis 8—10 Halme, und Krafft erwähnt in seinem Lehrbuch der Landwirtschaft, daß ein Weizenkorn in Dalmatien 130 ährentragende Halme hervorbrachte mit insgesamt 6855 Körnern im Gewichte von 281 g. Ein Gerstenkorn in Roua, Argentinien, erzeugte 28 Ähren zu je 5—6 Reihen zu durchschnittlich 15 Körnern, zusammen ca. 1600 Körnern. (Aleman: „Am Rio Negro" i. Berlin 1907, S. 38.)

Durch die flache Schälfurche unmittelbar nach der Getreideernte soll die Ausstreckung vermieden, das Unkraut an der Samenbildung verhindert, die Niederschläge besser verwertet und die Tätigkeit der Garebakterien unterstützt werden. Man spart dadurch wenigstens im Westen Deutschlands die Brachewirtschaft, die denn auch im 19. Jahrhundert von 33 Prozent auf 4 Prozent und bis 1913 auf 2,6 Prozent des bewirtschafteten Acker- und Gartenlandes Deutschlands zurückgegangen ist.

Durch Tiefkulturen werden mehr Nährstoffe des Untergrundes und eine größere Bodenmenge zur Aufnahme des Regenwassers bereitgestellt. Man darf aber erst mit den Jahren allmählich tiefer gehen, weil sonst durch den an die Oberfläche gebrachten „toten" Boden die Erträge ungünstig beeinflußt werden. In Deutschland ist während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Dreifelderwirtschaft (Sommergetreide im ersten Jahre, Wintergetreide im zweiten und Brachewirtschaft im dritten Jahre) durch Einschalten des Hackfruchtbaues (Zuckerrüben, Kartoffeln, Gemüse) verbessert worden. Der unmittelbare Erfolg lag in der Ausschaltung der Brache und den höheren Nährwertmengen gegenüber Getreide-, Ölfrucht- und Hülsenfruchternten (etwa doppelt soviel Kalorien von der Flächeneinheit), den der Kulturart entsprechenden Boden und klimatische Verhältnisse natürlich vorausgesetzt. Der Hackfruchtbau beeinflußt aber auch als Vorfrucht den Getreideanbau günstig, indem eine tiefere und stärkere Bewurzelung und bessere Ernährung aus dem Unter-

grunde vorbereitet wird. Die Abfälle der Hackfrüchte: Zuckerrübenschnitzel, Blätter, Schlempe haben als gutes Viehfutter die starke Entwicklung der Viehwirtschaft in den letzten Jahrzehnten möglich gemacht, wobei allerdings wegen der Eiweißarmut dieser Abfälle Kraftfutter aus dem Auslande gekauft werden mußte.

Die weiten Trockengebiete Nordamerikas mit 250—500 mm jährlichem Niederschlag konnten erst durch die geeignete Untergrundbearbeitung und den Anbau tiefwurzelnder, früh reifender und widerstandsfähiger Pflanzen für die Kultur gewonnen werden (Trockenfarmerei).

2. Die Düngung

Neben der Bodenbearbeitung ist die intensive Düngung für die Ertragssteigerung von bahnbrechender Bedeutung geworden. Selbst die Tschernosiome oder Schwarzerde und die lösartigen Böden zeigten nach dem jahrzehntelangen Raubbau eine Abnahme der Erträge. Nach dem Gesetz von der Statik des Landbaues (Thaer) glaubte man lange, daß die Bodenerträge in eben dem starken Maße nachlassen müßten, wie Nährstoffe durch die Ernten entzogen würden. Aber wir wissen heute, und besonders nach den Kriegsjahren, daß die Pflanze ein großes Aneignungsvermögen für gewisse Nährstoffe auch in schwer löslichem Zustande hat. Nur wenn ein Nährstoff überhaupt nicht oder in zu geringem Maße im Boden vorhanden ist, richtet sich das Pflanzenwachstum nach der von diesem Nährstoff bereitgestellten Menge. (Liebigs Gesetz vom Minimum.) Klimatische Einflüsse (Verwitterung) und biologische Vorgänge (Bakterien- und Pflanzentätigkeit) sowie die basische oder saure Wirkung des Wassers erschließen immer neue Reserven im Boden. Die Vermehrung der Bakterien, früher als solche kaum beachtet, wird durch Stallmistzufuhr und Impfung erreicht. Starke Kalidüngung scheint andere Nährstoffe aus ihren Verbindungen auszutreiben, sonst wäre nicht zu verstehen, wie wir ohne Phosphorsäuredüngung auf altem Kulturboden auch nach dem Kriege relativ gute Erträge behalten haben. Die alte Forderung, die Stickstoffzufuhr müsse sich zu der von Phosphorsäure wie 3 zu 5 verhalten, scheint danach nicht aufrechterhalten werden zu können.

Reichliche Düngung erzeugt eine Anhäufung von Nährstoffen in den Pflanzen, und man kann z. B. den Kali- und Phosphorsäuregehalt des Wiesenheues über das normale Maß steigern. Neu kultivierte Moore erfordern unbedingt starke Phosphorsäure- und Kalidüngung.

Der Stallmist enthält sämtliche Nährstoffe und ist darum am besten zur Düngung geeignet. Aber nur etwa die Hälfte der dem Boden entzogenen 2½ Millionen Tonnen Stickstoff werden durch Stallmist wieder ersetzt, weil ein großer Teil der Nahrungsmittel nach den Städten geleitet wird. Man schätzte schon in der Vorkriegszeit den Verlust an Düngemitteln allein in Deutschland auf ¾ Milliarden Mark. Durch Verdunstung und Zersetzung gehen außerdem jährlich 50 Prozent des Stallmiststickstoffs verloren („Die Mistwirtschaft ist die größte Mißwirtschaft", Soxhlet), wiederum im Werte von etwa ¾ Milliarden Goldmark. Es ist an der Zeit, statt der verschwenderischen Rieselfelder Verfahren zur wirtschaftlichen Verwertung der städtischen Abfälle durchzuführen. Neben der Gründüngung mit Schmetterlingsblütlern zur Anreicherung von Humus und Stickstoff hat besonders der Luftstickstoff eine besondere Bedeutung. Ein Zentner Chilesalpeter mit etwa 16 Prozent Stickstoffgehalt ergibt einen Mehrertrag von 3—4 Doppelzentner Körnern, 20 Doppelzentner Kartoffeln oder Zuckerrüben oder 40 Doppelzentner Futterrüben. Selbstverständlich nimmt der Ertrag mit zunehmender Düngung für dieselbe Flächeneinheit relativ ab.

Für Kohlensäure- und Wärmezufuhr werden gute Ergebnisse genannt. Die

Möglichkeit der Verallgemeinerung muß indessen abgewartet werden. Dagegen sind die Versuche mit Reizwirkungen (Lösungen von Zucker, Blei, Bor, Mangan, Kupfersulphat) und Bodenimpfung (besonders mit Stickstoffbakterien) erfolgreich für verschiedene Böden und Pflanzen gewesen und auch erforscht (Mitscherlich).

3. Die Landeskultur und der Anbau von Ödland

Durch Bewässerungsanlagen in großem Umfange sind schon im Altertum tropische und subtropische Gebiete in fruchtbare Kornkammern umgewandelt worden, und mit dem Verfall der Anlagen ging der Verfall der von ihnen abhängigen Kulturstaaten einher. In Ägypten und Kleinasien hat man neuerdings wieder Bewässerungsanlagen geschaffen, dagegen sind die alten Inkabewässerungsanlagen an der Westküste Südamerikas verfallen. Es ist nur eine Frage des Bedarfs und des Reingewinns, ob in Zukunft auf den weiten Ebenen Amerikas, Afrikas, Australiens und Innerasiens durch Bewässerungsanlagen ungezählte Quadratkilometer zur Versorgung der Welt in Bewirtschaftung genommen werden. Je weniger Niederschläge und um so mehr Sonnenschein, desto größer ist der Erfolg der Bewässerung. In Deutschland hat man sich auf die Siegener Rieselwiesen im allgemeinen beschränkt, aber in den letzten Jahren zeigt sich doch viel Neigung, selbst Ackerbewässerung (Beregnungsanlagen) in den Trockengebieten Ostdeutschlands durchzuführen. In hohem Maße ist die deutsche Landwirtschaft von der Entwässerung abhängig. Der Ausbau der Flüsse und besonders der Nebenflüsse sowie besonderer künstlicher Entwässerungsgräben und eventuell einer unterirdischen Röhrendränage wie auch die künstliche Entwässerung mit mechanischer Kraft (Wasserräder, hydraulische Widder, Hydropolsoren, Dampfpumpen) sind die Voraussetzung für das Gedeihen vieler Kulturpflanzen auf einem großen Teile des deutschen Ackerbodens. Wo zur Aufspeicherung von Wasser Stauteiche geschaffen werden, sei es zur Versorgung mit Kraft und Licht, Einschränkung der Feuersgefahr und Unabhängigkeit vom Petroleum, oder zur Wasserversorgung von Mensch und Tier, da haben sie in der Regel auch gleichzeitig die Aufgabe, deutschen Kulturboden vor den Hochwasserwellen, wenigstens denen der Sommermonate, zu schützen. Auch Fischereianlagen sind sehr oft mit den Stauteichen verbunden, und wenn der Landwirt Gelegenheit hat, Fischteiche anzulegen, so trägt er dadurch nicht allein zur Hebung der Volksernährung erheblich bei, er schafft sich auch eine Einnahmequelle, die die aus den landwirtschaftlichen Ernten auf demselben Boden meistens bedeutend übertrifft.

Die Entwässerung ist die Voraussetzung für die Kultivierung der deutschen Moore und anderen Ödlands. Von den 2,3 Millionen Hektar (4½ Prozent der Gesamtbodenfläche Deutschlands) sind erst 10 Prozent mehr oder weniger wirtschaftlich nutzbar gemacht worden. Mindestens ebenso groß ist die nicht kultivierte Fläche an Heide. Wenn auch das Moor sich wegen des geringen Gehaltes an Silizium für Getreidebau nicht eignet und Hackfrüchte durch die Nachtfröste und durch Unkraut besonders stark gefährdet werden, so sind sie doch das natürliche Grasland und übertreffen vielfach nach Güte und Menge (Lecithingehalt) in dieser Hinsicht den Marschboden. Wo sich in der Nähe günstiger Absatzgebiete Hackfruchtbau lohnt, ist er seit dem Kriege meistens geeignet, die Anlagekosten schnell zur Abschreibung zu bringen.

4. Die Betriebsmechanisierung

Die Hungersnot in Rußland ist wesentlich auf das Fehlen der landwirtschaftlichen Maschinen und der Zugkräfte zurückzuführen. Schon auf niederer Stufe bedarf der Bauer der Geräte als unentbehrlicher Hilfsmittel. Auch Roßwerke und Göpel sowie Mühlen zur Ausnützung der Wasserkräfte findet man frühzeitig. Auf

höheren Wirtschaftsstufen zwingen Mangel an Arbeitern (Deutschland) und hohe Arbeitslöhne (Nordamerika) zu einer immer fortschrittlicheren Maschinenarbeit. Zwar ersparen wohl sämtliche landwirtschaftliche Maschinen tierische oder menschliche Arbeitskraft, absolut aber erfordert die Landwirtschaft bei ihrer stetigen Fortentwicklung eher eine Vermehrung der landwirtschaftlichen Arbeiter. Geringes Verständnis für maschinelle Einrichtung und falsche Sparsamkeit haben den deutschen Landwirt, besonders den Bauern, gegenüber der Einführung von Maschinen und ihrer zeitigen Erneuerung vielfach mehr Zurückhaltung zeigen lassen, als für den landwirtschaftlichen Fortschritt erwünscht gewesen wäre. Der Amerikaner, rein kaufmännisch überlegend, beschafft schneller das Gerät, und für ihn ist die vorhandene Maschine sehr oft schon bei der zweiten Bestellung oder Ernte altes Eisen, wenn ihm ein neues System angeboten wird, oder er befürchten muß, daß ihm die Reparaturen in der Bestellungs- und Erntezeit Zeit und Geld kosten könnten. Bei beschränkter Vegetationszeit müssen Bestellung und Ernte zusammengedrängt werden, und dazu hilft die Maschinenarbeit. Ihre Vorteile und Voraussetzung sind: Genauigkeit, Gleichmäßigkeit, Billigkeit und Schnelligkeit. Die Einrichtung muß stabil und einfach sein.

Selbst nach der Zusammenlegung der Grundstücke ist für den Bauern die Anwendung von Maschinen vielfach nicht wirtschaftlich. Die Bildung von Maschinengenossenschaften hilft darüber in vielen Fällen nicht weg, z. B. kann der Dampfpflug und auch der Motorpflug im allgemeinen nur auf großen Schlägen Verwendung finden. Auch der Großgrundbesitz hat sich sehr oft aus betriebswirtschaftlichen Gründen der Einführung des Dampfpfluges widersetzt; Zugvieh, besonders Pferde, müsse man für gewisse Zwecke und zu gewissen Zeiten doch halten, so für die Ernte, für die Wege auf dem Gute und dann zur Bahn. Während der Zeit des Pflügens könne man die Pferde nicht still stehen lassen. In solchen Fällen gilt es, andere ausgleichende Faktoren zur Entlastung einzuschalten, z. B. Gleisanschlüsse und Förderbahnen zu bauen, um gleichzeitig mit der Anschaffung eines Dampfpfluges das Spannvieh verringern zu können. Mechanisch betriebene Maschinen ersetzen nicht nur auf dem Acker die animalische Kraft, sie verringern auch in der inneren Wirtschaft menschliche und tierische Arbeit und tragen dort zur höheren Wirtschaftlichkeit bei. Wo das Tränken der Tiere nicht mehr von der Arbeit ermüdeter Knechte abhängt, das Vieh temperiertes und gesundheitlich einwandfreies Wasser erhält, steigt der Gesundheitszustand des Viehes und die Milchergiebigkeit; auch das mechanische Melken steigert den Ertrag. Allein dadurch, daß 60 Prozent der zur Butter verarbeiteten Milchmenge nicht molkereimäßig behandelt wurde, gingen dem Deutschen Reiche jährlich etwa 160 000 Doppelzentner Butter verloren. Ähnliches gilt für das Desinfizieren der Ställe, für Reinigungsmaschinen auf dem Getreideboden, Dreschmaschinen u. a. m.

5. Betriebswirtschaftliche Maßnahmen

Schon die Betrachtungen über die Maschinenarbeit hat uns die Bedeutung der Betriebsorganisation gezeigt. Mehr und mehr hat der Betriebswirt neben dem Landwirtschaftstechniker an Bedeutung gewonnen. Wie die Maschinenarbeit sich gegenseitig ergänzen muß und dadurch erst vielfach die Anschaffung gewisser teurer Maschinen möglich wird, so ist die Hauptsorge des Betriebswirtes, den Anbau so einzurichten, daß er die Arbeit gleichmäßig über das ganze Jahr verteilt und die Arbeitskräfte während des ganzen Jahres möglichst voll beansprucht. Dabei ist er abhängig von Faktoren des Klimas, des Bodens, des Marktes, der Fruchtfolge und anderer mehr, die er nicht beeinflussen kann. Durch die Intensivierung der Wirtschaft, die

Einführung des Hackfruchtbaus wird die Durchführung eines Betriebsplanes erleichtert.

Zufällig erkannte man auf den v. Lichnowskischen Gütern in Schlesien, daß durch den Anbau von Lein als Vorfrucht für Weizen, dessen Ertrag von 14 auf 26 Doppelzentner pro Hektar stieg, während an der Düngung und Bewirtschaftung sonst nichts geändert wurde. Aber erst die Kriegsnot machte den Leinanbau in Deutschland wieder wirtschaftlich, weil Flachs und andere Faserstoffe nicht mehr aus dem Auslande bezogen werden konnten. Ob er aus Fruchtfolgerücksichten für bessere Böden beibehalten werden soll, muß der Gesamtreingewinn entscheiden. Trotz seiner Bedeutung als Unkrautunterdrücker auf Niederungsmoor wird der Hanf wohl wieder durch Baumwolle verdrängt werden, obwohl es gelungen ist, den Hanf ähnlich wie Baumwolle zu verarbeiten. Auf dem leichten Boden ist die Brache vielfach durch den Anbau der Lupine als Gründüngungspflanze ersetzt worden, und sie wird vielleicht auf leichtem Boden die Rolle übernehmen, die die Zuckerrübe auf schwerem hat, dann nämlich, wenn es gelingt, den starken Eiweißgehalt (30—45 Prozent) des Lupinensamens als Viehfutter und vielleicht auch für die menschliche Ernährung zu erschließen. Mit großem Erfolge wird bereits die geschrotete Lupine als Fischfutter verwendet, wobei die Entbitterung durch das Teichwasser erfolgt. Lupine wie auch die anderen Hülsenfrüchte haben in der Fruchtfolge noch die besondere Aufgabe, durch ihre tiefe Wurzelung Bodenkanäle für die Hackfrüchte und das Getreide zu erschließen. Diese wenigen Beispiele mögen die Bedeutung, aber auch die Abhängigkeit der Fruchtfolge erklären.

Zum Betriebsplan gehört auch die zweckmäßige Anlage des Gehöftes in seiner Lage und Höhe zum Acker, zum Bahnhof, zu den Landwegen usw., auch die Einrichtung von Vorwerken, der Ausbau der Verkehrswege, von Feldscheunen, die Einordnung der Viehwirtschaft. Sie ist beispielsweise auf leichtem Boden in der Regel und u. U. auch für Moorboden zu entbehren und vielfach auch unwirtschaftlich, dagegen muß für schweren Boden wegen seiner Lockerung durch Stallmist Vieh auch dann gehalten werden, wenn man im Viehstall zusetzt. Immer hat die Viehwirtschaft ihre besondere Bedeutung in den äußeren Thünenschen Kreisen, mögen sie nun auf einem großen Gut weit entfernt vom Hofe liegen, infolge großer Entfernungen vom Bahnhof, dem Markt entrückt, oder in dem verkehrsarmen Rußland oder Argentinien, wo vielleicht Tagereisen auf schlechten Wegen bis zur nächsten Bahnstation nötig sind und der Verkehr monatelang infolge der Grundlosigkeit der Wege abgeschnitten ist.

In den regen- und dunstreichen Küstengebieten der Nordsee fehlen für den Körner- und Hackfruchtbau die Wachstumsbedingungen. Es sind ausgesprochene Viehmästungsgebiete ohne Verbindung mit der Aufzucht. In dem kontinentalen Klima Posens dagegen gedeiht die Zuckerrübe trotz des späten Erwachens der Natur im Frühjahr und der frühen Frostgefahr schon im Oktober, weil der reichliche Sonnenschein während der Sommermonate die nötige Jahreswärmesumme hervorbringt. So sehen wir, wie die natürlichen und meist wenig veränderlichen Faktoren, wie Klima und Boden, die Betriebsintensität beeinflussen, wie diese aber ebenso sehr abhängig ist von der Marktlage, vom Kapital, von den Bodenpreisen und nicht zuletzt von der Persönlichkeit des Besitzers.

6. Die Erhaltung der Ernte und die Nebengewerbe

Durch Unkraut kann der Körnerertrag um ¼ bis ½ herabgesetzt werden, bei Wurzelgewächsen sogar mehr. Die Obsternte Deutschlands hat schätzungsweise jährlich einen Ausfall infolge Insektenschadens in Höhe von 80 bis 100 Millionen Gold-

mark, und der Gesamtungeziefer-schaden ist vier- bis fünfmal so hoch. Bis vor kurzem war die Ungeziefer- und Unkrautbekämpfung auf die Bodenbearbeitung und besondere Auswahl beim Pflanzenanbau beschränkt. Aber schon vor dem Kriege wurde Getreide mit Kupfervitriol oder (weniger gefährlich für die Keimung) mit 0,1- bis 0,2prozentiger Formaldehydlösung gebeizt, um die Pilze zu vernichten. Heiße Luft und heißes Wasser wurden gegen den Flugbrand der Gerste und des Weizens erfolgreich verwendet, während die Bespritzung mit Eisenvitriol die Herzblätter des Hederichs und des Ackersenfes und damit die ganze Pflanze vernichtete. Die giftigen Kriegsgase werden gegen Ungeziefer auf dem Acker und auf den Tieren (Räude) in den Dienst der Erhaltung von Tier und Pflanze gestellt. Wenn irgendwo, so ist solidarisches Vorgehen gegen Unkraut und Ungeziefer erforderlich. Der einzelne ist machtlos, wenn der Nachbar Acker und Viehstall vernachlässigt und so Brutstätten von Unkraut und Ungeziefer entwickeln läßt. Die planmäßige Erforschung und Bekämpfung sind darum Gegenstand von Verwaltungsmaßnahmen und Gesetzgebung geworden.

Mehr oder weniger ist die gesamte Ernte infolge des starken Wassergehaltes gefährdet und eine Vorratswirtschaft nicht leicht. Man rechnet den Verlust an Kartoffeln jährlich auf 10 bis 20 Prozent. Infolge der Möglichkeit, die Kartoffel zu Trockenpräparaten zu verarbeiten, ist die Brennerei nicht mehr allein die Voraussetzung für den Kartoffelanbau in abgelegenen Wirtschaften. Die einfachen Methoden der Einsäuerung von Rübenblättern sind durch die Darre ersetzt worden, wodurch, wie manche Landwirte hoffen, die Abfälle auf dem Acker den deutschen Futtermittelimport mehr oder weniger ersetzen können. Die Konservenfabrik ist die Voraussetzung für den feldmäßigen Gemüsebau. Die künstliche Trocknung mit Abfallwärme ist imstande, aus dem deutschen, sehr feuchten Getreide ein backfähiges Mehl zu erzeugen, während man im allgemeinen bisher gezwungen war, zu diesem Zweck das Getreide mit ausländischem zu mischen. Der normale Feuchtigkeitsgehalt für lagerfähiges Getreide ist 15 Prozent, während deutsches Getreide nicht selten bis 20 Proz. Feuchtigkeit hat. Das ist um so bedeutungsvoller, als neben der Pilzbildung der Atmungsverlust feuchten Getreides außerordentlich hoch ist, z. B. bei 20 Prozent Feuchtigkeit 80mal größer als bei 15 Prozent. Durch hohe Temperaturen wird Trockengemüse entwertet und das Eiweiß und die Fermente des Getreidekorns und dadurch die Backfähigkeit geschädigt. In allen Fällen ist es deswegen wichtig, niedere Abdampfwärme zu verwenden.

Die Verarbeitung leicht verderblicher Produkte zu marktgängigen und transportfähigen Waren erleichtert die Versorgung der Wohnzentren und beeinflußt in hohem Maße die Intensivierung der Landwirtschaft. Spezifisch wertvolle Güter, wie Zucker, Saatgut, Tierarzneipräparate, daneben auch Zuchtvieh, werden sogar den Export lohnen. Selbständige Wirtschaftszweige der Landwirtschaft bezeichnet man als Nebengewerbe, z. B. die Brennerei, Stärkefabrikation, die Zuckerfabrik, die Molkerei, auch die Teichwirtschaft. Bei günstigen Transportverhältnissen sind einzelne Gewerbe zu Hauptgewerben geworden, und dann wohl auch wieder abgetrennt und in Verkehrs- und Verbrauchszentren gelegt worden, dann nämlich, wenn der Transport der fertigen Ware schwieriger ist als die des Rohstoffes (Kornbrennerei, Bierbrauerei, Essig- und Ölfabriken). Auch die Verwertung von mineralischen Rohstoffen ist dem Reingewinn der Wirtschaft in den letzten Jahrzehnten sehr zugute gekommen: das Brennen von Kalk, von Ziegel, von Tonröhren, von Zement und Gips, dann die Gewinnung von Brennstoffen, Braunkohle, Torf, die Bereitung von Torfstreu, von Knochenmehl, von Kunstdünger und auch die einfache Gewinnung und der Abtransport von Schotter und Kies. Durch die Nebengewerbe ist der Betrieb insofern erleichtert worden, als es dadurch möglich ist, Kultur- und Erntearbeiten gleichmäßiger

über das Jahr zu verteilen und einen größeren Stamm von Arbeitern und Spannvieh zu halten, die auch während des Winters Verwendung finden können. Verkehrsanlagen werden dadurch wirtschaftlicher und können wohl gar dann erst hergestellt werden.

II. Die Technik im Dienste sparsamer Wirtschaftsführung

a) Spezialisierung, Normung, Typisierung, Ersatzwirtschaft.

Auf niederer Kulturstufe befriedigt jede Familie ihre Bedürfnisse selbst und stellt alles Bedarfsmaterial im engsten Kreise her. Landwirtschaft und Gewerbe verkörpern sich meistens in einer Person oder wenigstens in der engeren Familie. Im Tauschverkehr führt die Arbeitsteilung zu einer gewissen Spezialisierung, die dem einzelnen die Möglichkeit gibt, sich eine größere Fertigkeit anzueignen. Aber noch bis in die letzte Zeit baute jede Maschinenfabrik die ihr eigene Maschine, eine besondere Type, vielfach sich dabei den Wünschen der Abnehmer fügend und anpassend. Jede Waffengattung des deutschen Heeres zog mit ihrem besonderen Gerät (insgesamt elf Fahrradtypen) in den Krieg. Die Verwendung von Restteilen eines unbrauchbar gewordenen Geräts als Ersatzteile für ein anderes ist dadurch erschwert oder gar unmöglich. Die einzelnen Teile der von einer Fabrik gelieferten Maschinen wurden deswegen allmählich auf eine Norm gebracht, um auf diese Weise Ersatzteile billig liefern zu können.

Die Voraussetzung einer Normalisierung, auch der „Werksnormung", ist allerdings ein verhältnismäßig hoher Stand in der Entwicklung einer Maschine. Nachdem man im Auslande mit der allgemeinen Einführung der Normalisierung vorangegangen war, hat man 1917 in Deutschland den „Normenausschuß der deutschen Industrie" gebildet. Daß zwei Jahre später erst 14 Normen genehmigt waren, zeigt, wie außerordentlich schwierig die Vorarbeiten zur Erzielung einer Verständigung sind. Mit Rücksicht auf die Abhängigkeit vom Auslande und die schwierigen Rohstoff- und Arbeiterverhältnisse werden die deutschen Normalien denen des Auslands angepaßt.

Damit aber sind wir gleich dem Ziel der Normalisierung der internationalen Weltnormung einen Schritt näher gekommen. Von der Norm bis zur Einheitstype ist der nächste Schritt zur Fortentwicklung, freilich ebenfalls nicht leicht und mit Vorbehalt durchzuführen. Bedingung dafür muß die Fortentwicklung der Normen und Typen, die Bekämpfung jeder Erstarrung sein. Die Typung ist die Voraussetzung der Massen- oder Reihenherstellung (Serienbau), deren Billigkeit und kurze Lieferzeit die Gegenstände erst als Massengebrauchsartikel einführen. Die vollkommenste Stufe der Produktion und die höchste Leistungsfähigkeit des Schaffens wird erst erreicht, wenn jede Fabrik die Erzeugnisse herstellt, die sie am besten und billigsten liefern kann, wenn sie zur Spezialfabrik wird. Durch die Spezialisierung werden alle Kräfte und Fähigkeiten der in der Fabrik tätigen Menschen konzentriert und am vollkommensten ausgenutzt. Dann erst ist die vollkommene Verwendung hochqualifizierter Spezialarbeiter möglich. Im Einvernehmen und durch Verteilung der einzelnen Fabrikate auf verschiedene Fabriken wird die höchste Stufe der Arbeitsteilung erreicht. Dadurch wird die Qualitätsarbeit und die Mechanisierung der Arbeit gefördert, und doch braucht man wieder weniger Maschinen und Räumlichkeiten. Der Betrieb ist einfacher und übersichtlicher, die Kontrolle leichter. Der Wettbewerb wird verringert, dagegen wird der Spezialbetrieb wirtschaftlich immer am meisten gefährdet durch Konjunkturschwankungen, Modewechsel usw. Je größer die Basis, desto kleiner der Anteil an den Generalunkosten auf die einzelnen Spezialitäten.

Gewisse Einrichtungen (Zuckerfabrik, Transportanlagen, Brauereien, Lokomotive usw.) werden am besten unter einheitlicher Leitung hergestellt. Auch selbständige Fabriken, deren Fabrikate nicht zusammengehören, werden zweckmäßig aus wirtschaftlichen Gründen zusammengefaßt. Alt ist die Verbindung von Maschinenfabrik und Gießerei, sind die sog. „gemischten" Werke, die Hochofen, Stahl- und Walzwerk zusammenfassen; dadurch wird Wärme gespart und Abwärme verwertet. Mit der Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen wird zweckmäßig ein Sägewerk gekuppelt. Der „vertikale" Zusammenschluß umfaßt sogar die ganze Produktion vom Rohstoff bis zum Fertigfabrikat. Über seine Wirkung auf die Volkswirtschaft und die Fertigfabrikatindustrie und deren wagerechten Zusammenschluß werden wir später mehr hören. Wer sich an eine Gruppe wie die Landwirtschaft wendet, ist mit dem Angebot von Spezialfabrikaten nicht wettbewerbsfähig. Er muß alle Maschinen liefern. Deswegen haben sich schon verschiedene Fabriken zu „Herstellungsgemeinschaften" vereinigt mit Meistbegünstigungsverträgen, die zu einem spezialisierten Fabrikationsprogramm verpflichten, wobei dann meistens noch zu der Herstellungsgemeinschaft die Vertriebsgemeinschaft tritt. Dadurch werden wieder hervorragende leitende Kräfte besser verwertet, ein Erfahrungsaustausch ermöglicht, können Patente gemeinsam erworben werden. Die Festsetzung der Preise von Arbeits- und Lieferungsbedingungen ist nicht Aufgabe dieser Organisation, sondern lediglich die Verbesserung und die Verbilligerung von Erzeugung und Absatz.

Die Vorteile der Spezialisierung liegen besonders auf technischem Gebiete, während wirtschaftlich und finanziell eine enge Vereinigung der Produktionsstufen anzustreben ist. Deswegen wird der Grundsatz der kapitalistischen und ökonomischen Zusammenfassung technisch selbständiger Spezialbetriebe voraussichtlich das Ziel sein. Dadurch allein wird auch die „innere Bilanz" der einzelnen Abteilungen exakt durchführbar. Nicht selten kranken wirtschaftliche Unternehmungen daran, daß eine Abteilung mit Verlust arbeitet, ohne daß die Zentralleitung davon Kenntnis hatte. In einzelnen Fällen stellte man sogar durch die „innere" Bilanz fest, daß man sich geradezu getäuscht hatte, indem man verlustbringende Abteilungen vorher als gewinnreich ansah. Vielfach hat man dann eine Veränderung durch den Wechsel der leitenden Persönlichkeiten erreicht, oder auch wohl sich entschlossen, die Fabrikate der betreffenden Abteilungen (Halbfabrikate u. a. m.) von fremden Werken zu beziehen. In der Industrie ist das meistens möglich, in der weniger beweglichen Landwirtschaft dagegen ist man oft gezwungen, verlustbringende Wirtschaftszweige beizubehalten, weil dadurch relativ wieder größere Vorteile erwachsen, beispielsweise gilt das für den Viehstall auf schwerem Boden.

Die Mechanisierung des Wirtschaftslebens hat Folgen mit sich gebracht, die nach Möglichkeit zu vermeiden sind. Die Qualitätsarbeit wird allmählich verdrängt (Ford-Automobil), das Geistesleben verflacht (Vereinigte Staaten), der einzelne Betrieb wird in höherem Maße als bisher von der Gestaltung der Gesamtkonjunktur abhängig und ist in Krisenzeiten schwer in der Lage, sich umzustellen. Weniger Bedeutung hat der Einwand, die zunehmende Schematisierung des Arbeitsprozesses mindere Interesse und Freude an der Arbeit. Bei der Durchführung des Taylor-Systems hat man im Gegenteil andere Erfahrungen gemacht. Daß die Einführung von Maschinenarbeit Unzufriedenheit unter den Arbeitern erweckt und die Befürchtung, dadurch würde Menschenarbeit nicht mehr in altem Umfange nötig sein und die Folge dann Arbeitslosigkeit, ist bekannt; aber die Entwicklung hat auch gezeigt, daß diese Sorgen in fast allen Fällen insofern unbegründet waren, als um so mehr Menschengeist zur Führung der Maschinen nötig wurde, weil infolge der Verbilligung der Verbrauch gesteigert wurde. Auf diese Entwicklung aber scheint es mir anzukommen. Wir müssen der menschlichen Arbeitskraft immer höhere Aufgaben zu-

weisen, müssen die Wege weisen, die dem Arbeiter gestatten, mit dem geringsten Aufwand an Arbeit und an Arbeitszeit seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sich eine geistige Entwicklung leisten zu können. Diese Forderung ist unbedingt nötig, um einer Verflachung des Geisteslebens entgegenzuwirken. Wenn die Führer des Wirtschaftslebens den Arbeiter als Maschine behandeln, so verkennen sie, daß sie damit auch ihre eigenen Nachkommen schädigen und die Gesamtheit. Geistige Hochzuchten gibt es unter den Menschen nicht. Die Natur entwickelt den Durchschnitt. Nur wenn das gesamte geistige Niveau eines Volkes höher entwickelt wird, werden ihm auch die geistigen Führer entstehen.

Aus allen diesen Gründen ist es nicht erwünscht, daß das Handwerk oder der Kleinbetrieb ausgerottet wird. Sie sind nicht immer weniger wirtschaftlich als der Großbetrieb. Besonders bevölkerungspolitische Momente müssen berücksichtigt werden. Erwünscht aber ist es, daß diese Berufsgruppen besser durchgebildet werden, die Mechanisierung ihrer Betriebe durchgeführt wird und Hand in Hand damit der genossenschaftliche Zusammenschluß erfolgt.

b) Vom technischen Denken

Wieviel könnte wohl in dem Privathaushalte und gerade in ihm an Arbeit und Geld gespart werden bei besserer Versorgung, wenn die wirtschaftliche Ausbildung planmäßiger auch in weiteren Kreisen durchgeführt wäre, und wenn bis in den Privathaushalt hinein das technische Denken verallgemeinert würde. Bücher, wie das von Rose Stolle „Mein Hausfreund, 800 Winke und Ratschläge", sollten Erneuerung, Nachahmung und weiteste Verbreitung finden. Jeder Verlust und jede Verschwendung sind heute Angelegenheit der Allgemeinheit. Zweckmäßig und wirtschaftlich die Rohstoffe für die Bedürfnisse des Menschen anzuwenden und nutzbar zu machen und die dabei widerstrebenden Rücksichten abzuwägen und auszugleichen, ist die Aufgabe des technisch denkenden Ingenieurs, und sparsames und haushälterisches Umgehen mit den Lebensmitteln und den Kleidungsstoffen sollte jedes Deutschen und jeder deutschen Frau höchstes Bestreben sein. Dazu gehört das Unabhängigwerden von der „händlerischem Geiste" entsprossenen, ewig wechselnden Mode. Sparsamkeit übt auch der Techniker, wenn er die überschüssigen Energiemengen roher Naturkräfte bändigt, umformt und sie aufspeichert. Er sowohl aber wie auch der Staat und der Staatsbürger müssen dabei immer nach dem „Wirkungsgrade" fragen und den „Aufwand" in Beziehung zum Erfolge setzen. Wie das technische Denken zum Streben nach Wirklichkeit und Wahrheit, zum schöpferischen Willen zwingt und dadurch zur Arbeit zur Anwendung der Erkenntnisse für die Bedürfnisse der Menschheit, für die Allgemeinheit führt, zu der „heldischen Frage": „Was kann ich, Leben, dir geben?" (Sombart), so soll auch der Staatsbürger nicht vom Leben und von der Allgemeinheit fordern, sondern dafür zu wirken streben bis zur Aufopferung. Mit solchem genossenschaftlichen Geiste fördert er auch seinen eigenen Vorteil am meisten, indem er sich und seinen Nachkommen gute Lebensbedingungen schafft.

Der Krieg und die Nachkriegszeit haben uns andere Wege gehen lassen, und die Schicksalsfrage Deutschlands wie der ganzen Welt hebt sich immer schärfer heraus: Sollen wir in dem materiellen Sumpfe untergehen, oder wird es uns gelingen, Herz und Geist zu einem neuen großen Aufstieg zu reinigen und zu erheben? Freilich vor wie nach dem Kriege hat man die politischen Führer mit großen Zielen und weitem Blick fernzuhalten gewußt. Sie passen nicht zu dem Händlergeist der Zeit, der nur konkrete Ziele hat, und stören seine Ansprüche an die Wirklichkeit und die Parteidisziplin. Es waren und sind Beamte am Werk, die in kleinlicher Verblendung und niedrigem materiellen Genusse technisches Denken nicht gelernt haben. Freilich

für das Mißlingen ihres Werkes kann man die Schuldursachen auch anderen zur Last legen, wie es auch dem Arzt und dem Vertreter des begrifflichen Denkens, dem Juristen, möglich ist, während der Techniker dauernd für die Richtigkeit seiner Konstruktion eintreten muß. Entweder hält sein Bauwerk die Belastung und Prüfung aus, oder es stürzt ein, und die Maschine versagt. Zur Erziehung größerer Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeit würde also auch den Verwaltungsbeamten und den Staatsmännern technisches Denken zu empfehlen sein.

Der Krieg ist für die Techniker ein besonderer Lehrmeister geworden. Die aufgezwungene Ersatzwirtschaft hat gerade den deutschen Techniker auf Wege geführt, die ihn voraussichtlich die schweren Folgen des Friedensdiktates für unsere Wirtschaft werden überwinden lassen. War es in fremden Ländern schon immer bekannt, daß amerikanische und englische Unternehmer ein Mehrfaches von Eisen in den Brücken und anderen Bauten verwandten, weil sie nach dem Gewicht bezahlt wurden, so berechnete der deutsche Ingenieur nach statischen Gesetzen ein Minimum von Material, um den Bau zu verbilligen. Im Kriege hat er weiter gelernt. Manche Stoffe, deren Rohstoffe aus dem Auslande bezogen werden mußten, sind ganz oder teilweise ersetzt worden. So scheint das Zeitalter des Eisens dem Zeitalter der Erden Platz zu machen. Aluminiumfabriken sind im Kriege in großem Umfange entstanden. Aber bedauerlicherweise hat man bei ihrer Anlage ebensowenig wie bei den Luftstickstoffwerken auf den Ausbau unserer Wasserwerke Rücksicht genommen, und wegen der Dringlichkeit ist das voraussichtlich auch nicht möglich gewesen.

c) Transportwege und Standort

Der Handel richtete sich immer nach technisch-ökonomischen Gesichtspunkten, und für ihn galt vielfach: Kaufe in der Ferne und verkaufe in der Nähe und umgekehrt. Er scheute selbst die Wiederholung weiter Transportwege zwischen den einzelnen Produktionsstufen nicht, wenn er dabei verdiente. Dennoch ist der Handel der Pionier zur billigen Versorgung der Verbraucher. Seine Aufgabe wird sehr oft wie die des Erziehers überflüssig, und er muß immer neue Wege suchen und gehen. Er kauft dort ein, wo er die Ware am besten und am billigsten erhält und verkauft dort, wo ihm die höchsten Preise geboten werden. Er ist das ausgleichende Moment zwischen den Gebieten, die unter dem Mangel leiden und solchen, die mit bestimmten Waren übersättigt sind. Die Erschließung neuer Absatzgebiete und die Ausbildung eines Marktes gehören zu seinen Obliegenheiten und sind letzten Endes ihm zu danken. In den letzten Jahren ist der Handel, nachdem durch zwangswirtschaftliche Maßnahmen der Unsolidität Tür und Tor geöffnet wurden, in der großen Mehrheit nicht mehr volkswirtschaftlich nutzbringend gewesen, sondern allmählich geradezu zu einem Schädling am deutschen Volk geworden. Gelangen wir wieder zu normalen Zuständen, vor allem zu einer Stabilität der Währung, dann wird sich auch wieder der ehrliche Kaufmann gegenüber den unlauteren Elementen, die ihm dann nicht mehr gewachsen sind, durchsetzen. Die Gründung oder auch der Ausbau großer Industrien erfolgte sehr oft planlos. Vielfach entwickelten sie sich aus kleinen Anfängen heraus in schwierigster Verkehrslage. Auch haben sich wohl die Voraussetzungen z. B. die Lage zu den Rohstoffen und Kraftzentren im Laufe der Zeit verschoben. Behördliche Regelung der Standortsfragen hat man immer ängstlich vermieden. Man zögerte einzugreifen in das „feine Räderwerk" freier Wirtschaft, auch wenn es der Volkswirtschaft Milliarden kostete. Zwar nahm man wohl bei der Tracierung einer Bahn oder eines Kanals Rücksicht auf die wirtschaftliche Entwicklung des Hinterlandes, aber gab die Konzession zu Fabrikgründungen, ohne die Standortsfrage zu prüfen und ohne Verkehrspläne in Betracht zu ziehen, obwohl

diese doch gerade abhängig waren von der Gütererzeugung. Erst neuerdings verbindet man mit den Kanalprojekten von vornherein Industrie- und Siedlungspläne.

Wenn man im übrigen im Gegensatz zum 17. und 18. Jahrhundert im letzten halben Jahrhundert den Kanalbau vernachlässigte, so ist das zweifellos auf den Mangel an technischem Denken in der Verwaltung zurückzuführen. Zur Aufschließung der landwirtschaftlichen Gegenden mangelt es noch vielfach an der Voraussetzung der Steigerung der Produktivität. Der Landwirt, gewöhnt, vom Staate bevorzugt behandelt zu werden, und wenig geschult in sachlichem, technischem Denken, war meistens nicht imstande, die große Bedeutung des Verkehrs für die wirtschaftliche Entwicklung seiner Wirtschaft früh genug und richtig zu erfassen. Durch die Schienenwege und Wasserstraßen ist der Massengütertransport und insbesondere der von Lebensmitteln überhaupt erst möglich geworden. Es ist zu hoffen, daß die hohen Leute- und Gespannlöhne zur Durchführung von Nebenbahnen, Anschlußgleisen und zur Durchführung der noch fehlenden Kanalverbindungen drängen werden, und daß dadurch die Industrie mit Rohstoffen und die städtische Bevölkerung mit Nahrungsmitteln auch aus den entlegenen Gegenden des eigenen Landes versorgt werden können. Für den inneren Verkehr der Güter werden Feld- und Förderbahnen mit festen und verlegbaren Gleisen immer mehr an Bedeutung gewinnen, während voraussichtlich die Lastkraftwagen für die Landwirtschaft weniger in Betracht kommen wegen der Verteuerung des Betriebes durch den Bau und die Unterhaltung fester Straßen und wegen der Schwierigkeiten, die sich aus dem doppelten Umladen ergeben. Der Kraftwagen wird auf dem leichten Boden des Ackers kaum beladen werden können.

La République Cisrhénane

Von

Mosellanus

Das politische Spektakelstück, das die französische Regie soeben auf ihren rheinischen Bühnen aufgeführt hat, ist alles andere als eine Uraufführung; seit Jahrhunderten steht es auf ihrem dortigen Repertoire, die Requisiten sind uralt, kaum daß man die Kulissen frisch bemalen ließ.

Der deutsche Reisende, der sich vor einem Vierteljahrtausend dem Staate des roi soleil näherte, stieß am Rhein zuerst auf einen deutschen Kurfürsten, der mit Ludwig eine „fruchtbare Allianz" geschlossen hatte. Der Ambassadeur machte die Politik und zahlte die Subsidien; und der maréchal de France stand in den Festungen des Landes. So war es unter Maximilian Heinrich und Clemens August von Cöln (residierend in Bonn, Cöln war Reichsstadt) von 1650—1761; so hatte 1688 Kurfürst Anselm Franz Mainz den Franzosen übergeben, so saßen sie unter Philipp Christoph von Sötern, der Richelieu sogar zu seinem Koadjutor ernannt hatte, bereits auf dem Ehrenbreitstein und in Trier. Es gab auch bereits eine „Stoßformel"; schon damals besaß der französische Imperialismus, für die Weltmeinung zurechtgeschminkt, eine zeitgemäße Maske, „Libertät" hieß sie, Freiheit der deutschen Fürsten vor den Übergriffen des Kaisers; heute sagt man Selbstbestimmungsrecht der (eigens hierzu erfundenen) rheinischen Nation, und statt der Kurfürsten kaufte man sich „Smeetsbrüder".

Kam man näher an die Reichsgrenze heran, so gab es schon etwas ganz Ähnliches wie das Saargebiet — das waren die Gebiete der Sanktionen, Reunionen, Besetzungsrechte usw. Überall ist, wie heute im Saargebiet, die Annexion noch verschleiert, durch eine bestehen gebliebene autonome Verwaltung; so war's in Zabern, in Buchsweiler, so reunierte man Zweibrücken und den Herzog von Nassau-Saarbrücken (bis 1677). Diese halb indirekte französische Verwaltung hatte den gleichen Zweck wie heute, die Bevölkerung merkte die Annexion nicht so, und es gab einen Prügeljungen für ihre Unzufriedenheiten, gegen den man sie „schützen" konnte.

Als Königtum und Feudalität zusammenbrachen, bedurfte der französische Imperialismus einer neuen Schminke, die Sache selbst blieb gänzlich unverändert. Jetzt hießen die Kulissen „Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte, in tyrannos" usw. Die Protektoratsstaaten bekamen neue Namen, alles in den Grenzen, was man noch nicht unmittelbar verdauen konnte, wurde „befreit". Die batavische Republik, die helvetische Republik, die ligurische Republik, die römische Republik, die parthenopeische Republik. Auch am Rhein führte man das gemischte Spektakel- und verlogene Rührstück für die Zeitmeinung auf, das heute wiederholt wird. Seit 1794 standen die Sansculotten wieder mal am Rhein, und sofort wurden die „patriotischen Klubs", unsere „Rheinisch-republikanische Volkspartei", gegründet, in denen man eifrig um die Freiheitsbäume tanzte. Am 14. September 1797 war man so weit, wie man heute zu sein glaubt, unter der verständnisinnigen Unterstützung und hohen Mitwirkung des Bürgergenerals Hoche, ward auf dem Paradeplatz in Koblenz der cisrhenanische Freiheitsbaum gepflanzt und die cisrhenanische Republik ausgerufen. Man sieht, die Herren Cirard und Degoutte übernehmen einen erprobten, alten Regisseurposten. Auch die rheinischen Akteure und Aktricen spielen bekannte Rollen, statt des „Rheinischen Herolds" und der „Rheinischen Republik" erschien das „Rote Blatt" und der „Rübezahl", und statt Dorten und Smeets treffen wir in der Redaktion gar den „jungen" Görres. Immerhin, es war ein Unterschied; doch daran konnte die Regie nichts ändern. Die Stoßformel war besser, die Verhältnisse gaben sie, heute mußte sie verzweifelt gesucht werden. Die Freiheit und das Heil der Menschheit glaubten damals am Rhein wirklich eine große Anzahl anständiger Leute vom Westen her gekommen. Der französische Imperialismus hatte es leichter; er schiffte auf dem Strome der Ideen der Zeit. Heute muß die Sache doch in wesentlich höherem Maße selbst in den Details auch geistig von der Regie gemacht werden. — Die république cisrhénane hatte kein gutes Schicksal, sie ist in Bonn, Aachen usw. ausgerufen worden, aber die Franzosen haben die angerufene Schutzherrschaft gar nicht angetreten. Nach dem Frieden von Campo-Formio, der Frankreich das linke Rheinufer direkt einräumte, hatte man eine Annexionskulisse nicht mehr nötig. Schneller noch als die Zisalpinische, Zispadanische, Helvetische usw. Republik ward die Rheinische verschluckt. Die Theorie von dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen existierte damals noch nicht so recht; möglich, daß die Kulissen diesmal etwas länger stehen sollen. — Auch unter Napoleon blieb gleichwohl die Grundidee die gleiche, nur die Grenzen und damit das vorgelagerte Schutzstaatensystem wurden tiefer nach Deutschland hineingeschoben, aber auf anderer Bühne wird weiter das gleiche Stück gespielt, die Rolle, die vorher der Ambassadeur beim Bischof von Münster oder bei Philipp-Christoph in Ehrenbreitstein und heute Herr Cirard bei Dr. Dorten übernahmen, spielte damals der Gesandte Napoleons im Großherzogtum Berg, im Königreich Westfalen, bei Dalberg im Großherzogtum Frankfurt, in Karlsruhe usw.

Es scheint uns nach unserem historischen Exkurs wohl nicht mehr vonnöten, noch grundsätzlich über die französische Rolle bei dem letzten rheinischen Aufstande

viele Worte zu machen; nur einige beſondere kleine Kunſtgriffe der Regieführung ſind von einigem Intereſſe.

Als man zum Losſchlagen ſich entſchloß, Anfang Auguſt, gab die franzöſiſche Preſſe die Parole aus, die alten Separatiſtenführer ſeien abgekämpft und müßten erſetzt werden (vgl. unter vielen anderen „L'Echo de Paris" vom 3. Auguſt und „L'Ere Nouvelle" vom 5. Auguſt). Der Gedanke war ganz richtig. Ganz ohne anſtändige Leute kann man nicht wohl einen Staat gründen, Smeets iſt aber derartig kompromittiert, daß nun . . . Originell iſt es nun, wie prompt den Befehlen des Regiſſeurs gehorcht wurde. Smeets iſt von der Bildfläche verſchwunden — und Dorten blieb volle zehn Tage im Hintergrund, bis die Sache durch neue Leute in den Grundzügen fertig war, und auch das war nach dem „Echo de Paris" (vom 3. Auguſt Nr. 15 127) vorgeſchrieben worden. — Weiter: 4¾ Jahre arbeitete man mit verteilten Rollen. Die Dortengruppe war für einen Rheiniſchen Bundesſtaat, ſie ſtützte ſich auf den verärgerten Mittelſtand, Hausbeſitzer u. a. Smeets war für völlige Losreißung von Anfang an; für das Losſchlagen befahl der Regiſſeur die Vereinigung, die dann prompt vollzogen wurde. Dorten ließ die Hülle fallen; plötzlich iſt er auch für völlige Trennung. („L'Action Française" vom 11. Auguſt 1923; „Matin" vom 17. Auguſt.) Vom Bundesſtaat wird in den Proklamationen und Aufrufen der Rheiniſchen Republik jetzt überhaupt gar nicht mehr geredet. Daß die „Stoßformel" nichts wert iſt, daß es im Rheinland der Spahis und Marokkaner reichlich abſurd iſt, von der preußiſchen Knechtſchaft zu reden, wurde erkannt. Nur im allererſten Plakate ward von dem „preußiſchen Joche" und der „Stunde der Befreiung" noch geredet, ziemlich ſchüchtern; jetzt ſprechen die Anſchläge ausſchließlich von wirtſchaftlichen Dingen: „Brot und Arbeit", „Neue Währung" uſw.; ſie wiſſen ſehr wohl, wie möglicherweiſe hier allein Fiſche zu fangen wären. — Wie ſehr das franzöſiſche Militär, ſoweit es not tut, auch aktiv nachhilft, wird wohl in manchen Einzelheiten bekannt ſein; einiges Grundſätzliche ſei aber doch hier noch feſtgenagelt. Als die Alliierten das Rheinland 1918 betraten, war das erſte die Ablieferung aller Waffen der Bevölkerung, die Schließung aller Bezirkskommandos, die Beſchlagnahme aller Stammrollen und zugehörigen Akten. Dies Syſtem der Entwaffnung iſt mit rückſichtsloſeſter Energie hier bislang auch weiter durchgeführt worden. Alle Turn-, Sport- und Kriegervereine ſind aufgelöſt, alle Perſonen, die ſich mit den Jugendvereinen, beſonders mit körperlicher Ertüchtigung der Jugend befaſſen, ſind rückſichtslos ausgewieſen worden. Es wird in aller Erinnerung ſein, wie Dutzende von Noten auch im unbeſetzten Deutſchland die Auflöſung und Entwaffnung, z. B. der bayriſchen Einwohnerwehr, forderten. Und es iſt ja auch dieſe Stellungnahme bis zu einem gewiſſen Grade durch den Friedensvertrag und das Rheinlandabkommen gedeckt geweſen. Mit dieſem bisherigen Verhalten der Franzoſen muß man nun zuſammenhalten, was ſich heute vor ihren Augen in der vollſten Öffentlichkeit im Rheinland vollzieht. Eine rein militäriſche Organiſation wird in aller Offenheit ausgebaut. Der „Oberbefehlshaber der Oberſten Heeresleitung" der Rheiniſchen Republik fordert in metergroßen Plakaten die Rheinländer von 25 bis 35 Jahren auf, ſich zur Stammrolle anzumelden. Geſchloſſene Truppenkörper des „Rheinlandſchutzes", bis zu 1500 Mann ſtark, werden auf der franzöſiſchen Regiebahn bewegt. Es werden Heeresberichte herausgegeben, etwa des Inhalts: „Ein größerer Rheinlandſchutzkörper entriß in heftigem Kampfe den Preußen die Stadt Montabaur." Oder: „Nationalbolſchewiſten hatten dort ein Gefecht mit Rheinländern." Die deutſche Polizei iſt von den Franzoſen ihrer Schußwaffen faſt beraubt, und vor ihren Augen werden ganze Autos voll Karabiner in den Quartieren der „Rheinländer" abgeladen. Mit umgehängten Karabinern patrouillieren ſie durch die Straßen, von all den rigoroſen Waffenablieferungsvorſchriften ſcheint mit einem Male für ſie

keine einzige mehr zu bestehen. Gegenüber jeder Gegenbewegung der Bevölkerung aber stehen zudem noch bei den öffentlichen Gebäuden, seitdem die Separatisten drin sind, französische Negerposten mit aufgepflanztem Bajonett. Es ist wahrhaftig ein Kunststück, das als „Selbstbestimmungsrecht" der rheinischen Nation der erstaunten Welt zu verkünden; wenn man diese „Nation" erst nackt auszieht, dann bewaffnete Bravos auf sie losläßt und, falls sie sich doch wehren wollten, ihnen dann noch von den Marokkanern das Bajonett auf die Brust setzen läßt. Es gehört wahrlich eine eherne Stirn dazu, wenn man in der Antwortnote an England erklärte, Frankreich habe mit der separatistischen Bewegung nichts zu tun.

Es herrscht wohl keine Meinungsverschiedenheit mehr darüber, daß Dreiviertel des „rheinischen Freiheitskampfes" von den Franzosen gemacht wird; dem einen restierenden rheinischen Viertel seien noch einige Betrachtungen gewidmet. Zunächst fällt die ungeheure Dürftigkeit der ideellen Verbrämung auf, die wir schon erwähnten. Die „Befreiung von der preußischen Knechtschaft" ist doch der offenbarste Unsinn. Man möge ruhig die schöne sonderbündlerische These annehmen, daß Preußen früher die Rheinlande wie eine Negerkolonie behandelt habe. Das ist doch heute notwendig längst vorbei, seit 1918 ist jede leitende Beamtenstelle mit Rheinländern besetzt worden, und was ja noch von „Preußen" hier übrig wäre, ist doch seit zehn Monaten mit Stumpf und Stiel von den Franzosen ausgewiesen worden; da gibt es doch mit dem besten Willen nichts mehr zu befreien. Auf ideellem Gebiete liegen also die kargen Erfolge der Separatisten bei den Rheinländern nicht. Weiter: „Die Rheinlande sind die Milchkuh Preußens." Auch hier ist heute die Unwahrheit mit den Händen zu greifen. Sämtliche Steuererträge der Finanzämter bleiben hier, um die Besatzungswohnungen zu bauen, und es weiß doch jeder, daß zehn Monate lang umgekehrt drei Viertel der rheinischen Bevölkerung beim passiven Widerstand aus der Berliner Notenpresse gelebt haben. — Dennoch sind mit dem Einsetzen des passiven Widerstandes auf dem Lande hier einige agitatorische Erfolge der Separatisten nicht zu leugnen. Es ist ihnen offenbar möglich gewesen, bei der schwer arbeitenden Bauernbevölkerung eine Regierungspolitik zu diskreditieren, die ein Viertel der gesunden Menschen im Rheinlande als „Ruhraktionäre" spazieren gehen ließ. Von den erbitternden Ausweisungen aber wurden die Bauern kaum betroffen. — Aber auch hier war ja die agitatorische Waffe durch die Einstellung des Ruhrkampfes vor dem Ausbruch des Aufstandes bereits stumpf geworden. Bei weitem am gefährlichsten ist für die Stimmung der Landbevölkerung die lange Verzögerung der deutschen Währungsreform und damit umgekehrt die Hoffnung auf wirtschaftliche Rettung durch den „Rheinfranken" geworden, die geflissentlich verbreitet wurde. Auch hier ist selbstredend die Misere künstlich von den Franzosen aufrechterhalten worden, indem sie durch die Rheinlandkommission dem Gesetz über die Goldanleihe ihre Zustimmung nicht erteilten und damit die Einführung wertbeständiger deutscher Zahlungsmittel ins Rheinland zu verhindern suchten. Gleichwohl hätte auch dies niemals genügt, die Abfallbewegung aus eigenen Kräften ausreichend zu speisen. Vielmehr, wollen wir das, wie gesagt, höchstens eine Viertel des Erfolges der Bewegung, welches vielleicht auf das Konto der Rheinländer fällt, begründen, so ist dies wie folgt zu umschreiben: Falls man von einer Schuld der Rheinländer sprechen will, so kann diese höchstens in einer stellenweise zu großen Apathie gegenüber den Separatisten erblickt werden. Dieses teilweise Fehlen von Proteststreiks und anderen Kundgebungen, die möglich gewesen wären, hat seinen Grund in der Furcht, und zwar in der Furcht vor den Franzosen. Jeder weiß hier, daß sie hinter der Sache stehen, und man muß sich vor Augen halten, daß seit Monaten jeder eingesperrt und ausgewiesen wurde, den die Separatisten ihnen denunziert haben; man muß weiter bedenken, daß durch diese Ausweisungen alle leitenden und

energischen Persönlichkeiten beseitigt sind, die Bevölkerung also führerlos, Preß- und Versammlungsfreiheit aber geknebelt ist. Schließlich hat die deutsche Regierung doch aber auch zwei große Kriege seit 1914 gegen die Franzosen verloren, den Weltkrieg und den Ruhrkrieg; ihre Autorität mußte erschüttert werden. Nimmt man die langjährige wirtschaftliche Zermürbung gerade hier hinzu, so ist zuletzt in manchen Kreisen ein gewisser hoffnungsloser Fatalismus nicht mehr aufzuhalten gewesen.

Wir glauben billig bezweifeln zu dürfen, ob in irgendeiner anderen deutschen Landschaft die Lage sich viel anders entwickelt hätte. Wem bekannt ist, wie nach 1807 auch in Altpreußen aus Feigheit oder um des Vorteils willen manche Kreise um die Gunst des Siegers sich bemühten, braucht wahrhaftig nicht ob einer angeblichen Demoralisierung mancher Rheinländer sich zu entrüsten. Gewiß, die Rheinländer sind nicht alle Heroen, dennoch gibt es deren genug; immerhin, es ist bisher hier noch nicht zugegangen, wie in Spanien 1808 oder in Tirol 1809 oder auch in Irland 1920/22. Das aber kann doch noch niemand an der deutschen Gesinnung der Rheinländer irre machen. Auch viele der unterwürfigen Preußen nach 1807 waren 1813 zur Stelle. Es sind wirklich einige echte und nicht direkt gekaufte Rheinländer bei jenen, welche die république cisrhénane und eine „fruchtbare Allianz" mit Frankreich wünschen; nun, die Ratten pflegen die wertvollsten Mitglieder der Besatzung nicht zu sein, wenn sie in dem bekannten Momente das Schiff zu verlassen trachten; Ratten aber gibt es auf jedem alten Schiffe.

Zwei Freunde

Von

Graf Alexej N. Tolstoj*)

I

In der Nähe des Flüßchens, von alten Pfählen gestützt, die anderen Hütten und Häuschen durch ein rotes, ramponiertes Gebäude überragend, steht, am Rande des Marktplatzes der Provinzstadt N., das Gasthaus „Stawropol".

Vor altersgrauer Zeit mag die Stadt vielleicht zu Recht die Bezeichnung Stadt geführt haben. Jetzt jedoch, da hier an die zweitausend Einwohner verkümmern, fährt sie fort, sich Stadt zu nennen.

Ein schlammiges Flüßchen zerschneidet die zwanzig ungepflasterten Straßen in zwei Teile und schafft zwischen diesen beiden eine Feindschaft, die sich nächtlicherweise in Schlägereien und wildem Pfeifen entladet.

In das grüne Wasser führen Stege. Ihre Sarafane hochschürzend, schlagen Weiber die Wäsche mit Holzpritschen und lassen ihre strotzenden Waden in der Sonne gleißen, Enten schwimmen umher, und in den staubigen Nesseln am Ufer oder im dichten Lattich wälzen zufriedene Schweine sich umher . . .

Dies alles hat der Pope Iwan schon hundertmal täglich gesehen, und daher geht er nicht mehr ans Fenster, sondern trinkt seinen lieben Tee im Innern des Gärtchens; er sitzt auf der Bank im Strohhut und blickt seine dumme Popin an, welche in der Nähe den Kohl begießt oder die Hühner aus den Himbeersträuchern treibt.

*) Berechtigte Übersetzung von Pawel Barchan.

Der Pope Iwan hat noch andere Beschäftigungen: so liebt er es zum Beispiel, nachts durch ein Fernrohr die Krater des Mondes zu betrachten, und erzählt dann vor dem Schlafengehen seiner todmüden Popin vom Mond, während im Schlafzimmer die Mücklein singen.

Um vom Popenhaus nach dem Gasthof zu gelangen, muß man einen Umweg machen, da, weiß Gott woher und wozu, in der Mitte des Platzes eine große Pfütze steht. Aus dieser Pfütze hat man einmal den früheren Gutsbesitzer Dmitri Dmitrijewitsch Teplow in angeheitertem Zustande gezogen. Doch augenblicklich sitzt Teplow in einem Zimmer des Gasthauses „Stawropol" am Tische, seinem Freunde, dem früheren Landschaftsvorsitzenden Jasykow, gegenüber und trinkt Schnaps von der Mittags- bis zur Abendstunde.

II

Jasykow schiebt mit zitternder Hand das Schnapsglas zum Einschenken hin und blickt gleichgültig durch die Brille auf die Wand, wo auf der gelben Tapete Fliegen sitzen, und verharrt, in den wie bei einem Engländer gestutzten Schnurrbart beißend, in Schweigen.

„Kolja," dringt er in Teplow, „du, Kolja, verzeih' mir, bitte, den wievielten Schnaps trinken wir?"

Jasykow machte eine Bewegung mit den Fingern und überträgt seinen Blick von der Wand auf die Decke . . .

Doch Teplow drängt es zu plaudern, und auf dem Sofa sich flink umwendend, wodurch unter seiner Beleibtheit die Federn knarren, sagt er in nachlässigem Tone, näselnd und mit den weißlichen Augen zwinkernd:

„Du, verzeih' mir, bitte, Kolja, auf Ehre, verzeih' mir, bist du verheiratet? . . ."

„Ja", versetzte nach einer Weile Jasykow mit seiner Baßstimme.

Obwohl Teplow das Familienleben Jasykows genau kennt und dieses Gespräch sich jeden Abend wiederholt, so setzt er doch, durch den Erfolg ermuntert, lebhaft fort:

„Verzeih' mir, Kolja, wo hast du eigentlich deine Frau?"

Jasykow leert schweigend das Glas, riecht am Schwarzbrot, und Teplow führt jetzt den entscheidenden Schlag, worauf sein Freund diesmal gesprächig werden muß.

„Du, verzeih' mir, da hast du's Kreuz*), verzeih', sie betrügt dich doch sicher? . . ."

„Wahrscheinlich", antwortet Jasykow, schlägt die Augen nieder und versinkt in Schweigen. Nur über seine gelben Backenknochen ergießen sich zwei rote Flecke.

Es dunkelt, die Fliegen, die über den Tisch kriechen, reiben ihre Vorderbeinchen und begeben sich auf die Wand, von draußen hört man das Brüllen der Kühe und das Kreischen des Brunnens, die schmutzigen und schiefen Scheiben erglänzen staubig im Gold des Sonnenunterganges.

Um den letzten Versuch zu machen, den Freund gesprächig zu stimmen, lügt Dmitri Dmitrijewitsch, während er sein scharfes Profil mit dem dreifachen Kinn dem Fenster zuwendet:

„Und ich habe tausend Rubel aufgetrieben."

Jasykow bewegt sich nicht, seine lange, schmächtige und eckige Figur hockt in der Dämmerung auf dem Wiener Stuhl. Der Gasthausdiener bringt Schnellklopse und steckt die Lampe an, auf der ein kugelförmiger, mattweißer Schirm sitzt. Der Geruch der warmen Speise kitzelt in der Nase . . .

„Da," sagt Jasykow plötzlich dumpf, „lies."

Er holte eine Depesche aus der Hosentasche und reichte sie seinem Freunde hin.

*) Das heißt, er bekreuzigt sich, was als Schwur gilt (Anm. d. Übers.).

Teplow wirft hastig das Pincenez über die Nase, neigt sich zu der Lampe und liest: „Erwarte Freitag, ankomme N. Olga Jasykowa."

Gegen Mitternacht, als die Lampe verloschen war und der Mond öde ins Fenster blickte, sprach, im Bette liegend, Teplow:

„Verzeih' mir, bitte, Kolja, du bist ein Schaf, wie kam dir nur der Gedanke, englische Gärten anzulegen? Da hast du auch dein Gut verjuxt, mein Ehrenwort, da hast du's Kreuz, nur wegen deiner Einfälle hast du's verjuxt. Hättest du den Boden geackert oder verpachtet, dann wärest noch jetzt Gutsbesitzer."

„Du hast ja auch alles durchgebracht", brummte Jasykow.

„Erlaub' mal, mich haben meine Gläubiger aufgefressen, mein Ehrenwort, 's war einfach ein Mißverständnis . . . und ich werde mich auch so durchbeißen, aber du hast doch eine Frau . . . Wozu brauchtest du nur diese Wasserleitung?"

„Bewässerungsmaschine", verbesserte Jasykow; er lag auf dem Rücken, die Hände unter den Kopf verschränkt . . .

„Nun, ganz egal . . . Es würde auch ohne dies gehen, und nun, willst du so deine Frau empfangen? Verzeih' mir, aber was soll sie nur von dir denken? Was, Kolja, hast du denn gar kein Geld?"

„Gar keins . . ."

„Kolja, verzeih' mir, aber weiß sie denn, daß du im „Stawropol" haus't und daß du so aussiehst?"

„Nein."

„Sie weiß es nicht?" Teplow erhob sich. „Warum in aller Welt, hör' mal . . ."

Doch Jasykow schwieg, indem er bisweilen ärgerlich schnaufte, als ob ihn jemand unter der Decke an die Rippen ging.

„Was machst du da?" fragte Teplow, doch es erfolgte keine Antwort. Und da drehte er sich auf die andere Seite und schlief sorglos ein.

Er träumte einen höchst seltsamen Traum: ein braunes Pferd, das er unlängst an den Landrat weiterverkauft hatte, trat ins Zimmer und begann nach ihm auszuschlagen und sprach: „Schwindle nicht, schwindle nicht!" Dann schlug es mit dem Schweif, setzte die Brillen auf, biß sich den beschnittenen Schnurrbart und sagte plötzlich im Baß: „Mitja, ich geh' fort."

„Mit uns ist die Macht des Kreuzes, hinweg, hinweg!" brummte Teplow, wobei er erwachte und sich aufrichtete.

Neben ihm stand im Havelock mit einem Bündel in der Hand Jasykow und stülpte die Mütze tief ins Gesicht.

„Ich gehe fort," sagte er, „erwarte du meine Frau, sage ihr, daß ich . . . nun . . . den Bezirk dienstlich bereise . . ."

Mehr fügte Jasykow nicht hinzu, und ohne sich umzublicken, ging er, die Türe hinter sich schließend, davon.

Und Teplow blieb auf dem Bette im aufgeknöpften Hemde sitzen, und das Mondlicht spielte auf seiner runden Glatze.

III

Im Wagen zweiter Klasse, der jetzt leer ist, liegt auf der Bank, mit einer Reisedecke bedeckt, eine üppige, schöne Dame, und ihr gegenüber sitzt, die Finger gegen das vorgebeugte Knie gestützt, der Gutsbesitzer Kolokolzow, ein Mann von nicht allzu guter Herkunft, sonnenverbrannt und breitschultrig. Und nachdem er mit dem Taschentuch sich den Schweiß weggewischt hat, spricht er mit einer Stimme, die an ein überträuktes Pferd erinnert:

„Ja natürlich, wir waren ja Nachbarn mit Ihrem Gemahl, sein Boden ist an mich übergegangen, und das Gehöft an den Bruder . . .“

„Ich habe Nikolaj geschrieben, daß er das Gut verkaufen soll“, antwortete die Dame, indem sie ihre hellgrauen, vorstehenden, verständnislosen Augen zu Kolokolzow erhebt. „Ich bin ein Großstadtkind, und das Leben auf dem Lande bedrückt mich. Nikolaj aber zieht es dennoch vor, noch immer in diesem Nest zu leben.“

Kolokolzow lächelte.

„Er hat sich eben daran gewöhnt, außerdem, denk' ich, hat er kein Geld . . .“

„Wieso kein Geld?“ Die Dame erhob sich erschreckt. „Ich bitt' Sie, für das Gut hat er ja siebzigtausend Rubel bekommen . . .“

Kolokolzow blickte mit hochgebogener Augenbraue verschmitzt sein Gegenüber an. Nach kurzem Schweigen äußert er sich:

„Nein, erlauben Sie, auch auf dem Lande kann man leben, nur ist es . . .“, er stottert, wie um das richtige Wort zu finden, „ist es fatal bestellt — mit dem verflixten . . .“

„Ja, was denn?“

„Ich meine mit dem weiblichen Geschlecht.“

Die Dame zog ein schiefes Mäulchen, lächelte, errötete ein wenig, senkte die Augen, und ihre Beine begannen an den seidenen Röcken zu rauschen . . .

„Ja, sehen Sie, zum Beispiel, Sie, Olga Semjonowna, Sie könnten hier schon was ausrichten“, fuhr Kolokolzow mit schiefem Gesicht fort. „Das heißt, ich meine Sie, als sehr schöne Dame, noch obendrein Künstlerin, Sie könnten schon Ihr Glück machen . . .“

Kolokolzow hatte sich verschnappt und hielt es für angebracht, in ein Lachen auszubrechen, wodurch in seinem Innern knarrende Bretter sich zu reiben schienen.

„Sie vergessen sich“, sagte Olga Semjonowna, ihre hellen Augen zusammenkneifend.

„Nein, warum denn, und für jeden Fall steht Ihnen mein Haus jederzeit zur Verfügung . . . Besuchen Sie mich und seien Sie eine Zeitlang mein Gast . . .“

„Merci, aber ob es meinem Mann recht sein wird?“

„Ihm wird es schon recht sein. Und das hier, bitte, zur Erinnerung . . .“

Kolokolzow löste von seiner Uhrkette eine Berlocke in Form eines Kuverts und reichte es ihr mit einer Verbeugung.

Olga Semjonowna sah ihn verwundert an, doch nahm sie es, indem sie fragte: „Was ist das?“

„Das ist in unserm Bezirk so Sitte, wenn man jemand gern gewinnt, schenkt man ihm etwas zur Erinnerung.“

Olga Semjonowna brauste auf, doch bald warf sie den Kopf zurück und begann im Brustton zu lachen, als stünde sie auf der Bühne.

„Wie spaßig Sie sind, ganz wie ein Kind . . .“

Kolokolzow blickte sie aus hervortretenden, gebleichten Augen an und atmete den Geruch ihres Puders und ihres süßen Parfüms ein.

Der Zug lief auf dem Bahnhof von N. ein.

Vor dem Stationsgebäude hinter den Schienen lagen Klafter aufgestapelten Brennholzes, dazwischen wuchs Gras, und dahinter rauschte weit nach allen Seiten der hellgelbe Roggen. Ein süßer Windhauch wehte von hier über die Pappeln des Stationsgartens und Dmitri Dmitrijewitsch Teplow ins Gesicht, der mit ineinander gelegten Händen unbeweglich auf dem Bahnsteig stand. Sein armseliger Rock aus glänzendem Stoff blähte sich im Wind, am Fenster schrie trostlos ein Kind, der Stationsvorsteher zankte sich halblaut mit dem Büfettier, und aus dem Innern drang ein süßlicher Dunst.

Teplow blickte lange auf die breiten Wellen der Roggenfelder und auf den rötlichen Streifen des Weges, bis die Sonne unter seine Adelsmütze *) kroch und er niesen mußte . . .

„Herrgott, verzeih", brummte Teplow, indem er noch einmal nieste.

Fern am hellen Horizont erhob sich ein Rauchwölkchen, das wuchs, und ein gedehnter Pfiff drang durch die Luft. Teplow wandte sich hastig um und rief zum Büfett hinüber:

„Wanja, eine Flasche Donschen (russischer Schaumwein vom Dongebiet) auf meine Rechnung, hol's der Teufel!"

Der Stationsvorsteher erschien, in Lackstiefeln, mit einem Bäuchlein, über dem der Dienstrock nicht zuging. Teplow bat den Vorsteher, er möchte sich dem Empfang der Jasykowa anschließen, und polternd und immer größer werdend stürmte die Lokomotive fauchend an das Stationsgebäude heran, und die Stationsglocke läutete.

Olga Semjonowna stieg die Wagenstiegen herunter, während sie Kolokolzows Hand noch immer in der ihren hielt, und, ihm ihr strahlendes, lächelndes Gesicht zuwendend, rief sie:

„Auf baldiges Wiedersehen, Sie Unausstehlicher, Sie . . ."

Und ihr entfuhr ein Laut der Verwunderung, als sie den Perron betrat . . . Unter verzweifelten Kratzfüßen stürmte Teplow ihr entgegen, die Mütze schwenkend und die Hand ans Herz gedrückt. Hinter ihm lächelte gestikulierend der Stationsvorsteher, und ein barhäuptiger Junge klirrte mit Pokalen . . .

„Ich bin so gerührt, ich wußte nicht, daß meine bescheidene Berühmtheit bis hierher gedrungen ist", sprach Olga Semjonowna, indem sie den Pokal entgegennahm und die weiße Hand den Küssen hinhielt . . .

„Wir alle, wir alle sind Ihre Verehrer", überhastete sich Teplow. „Meine Herren, hurra!"

So führte man die Schauspielerin zum geflochtenen Wagen, und erst als sie sich setzte, fiel Olga Semjonowna ihr Mann ein . . .

„Ach, ja, er? Ja, wissen Sie," stotterte Teplow, „er bereist den Bezirk. Ja, der Dienst, der Dienst, auf Ehre."

IV

Teplow brachte Olga Semjonowna direkt zum Popen Iwan, der den Gast aus der Großstadt mit Brot und Salz und mit einem reichen Frühstück empfing.

Die Popin hatte ein neues Kleid angelegt und bewirtete sie so ausgiebig, und der Pope Iwan war so sehr um die Gewohnheiten dieser Dame besorgt, daß Olga Semjonowna schließlich zwei Tränen in den Teller fallen ließ und die Popin umarmte, um ihren Dank für den fürsorglichen Empfang zum Ausdruck zu bringen... Und die beiden Frauen weinten gemeinsam über ihr „Weibliches", wie der Pope Teplow zuflüsterte.

Doch Dmitri Dmitrijewitsch hörte den Erzählungen der Jasykowa von ihrem Bühnenleben und den langen Reden der Wirtsleute nur mit halbem Ohre zu. Er regte sich auf, indem er besorgt schwieg, und als es zu dämmern begann, lief er davon, mit dem Versprechen, zum Abendbrot zurückzukommen.

Er ging direkt nach dem „Stawropol", doch Jasykow war dort nicht zu finden.

„Laufen Sie mal zum Küster", riet ihm der Gasthausdiener.

Teplow ging zum Küster, zum Psalmensänger und zum Polizeiwachtmeister. Müde setzte er sich sodann auf das Brückchen und steckte sich eine Zigarette an.

„Wenn man nur Geld auftreiben könnte," dachte er, „dann würden wir schon

*) In Rußland haben Adlige das Recht, eine Militärmütze mit rotem Besatz zu tragen, wovon in der Provinz nicht allzu selbstbewußte Adlige Gebrauch machten (Anm. d. Übers.)

die Sache drehn . . . Bei der Kaufmannsfrau würden wir das Haus mieten, dem Adelsmarschall sofort eine Visite abstatten, dann allen Nachbarn Visiten . . ."

„Na, Freundchen, angelst wohl?" rief ihn von hinten eine bekannte Stimme an.

Teplow wandte sich um, am Ufer, in der Dämmerung, stand Kolokolzow, die Hände in den Rocktaschen vergraben. . . .

„Guten Tag, mein Lieber. Nein, ich langweile mich nur. . . . Hör' mal, mein Ehrenwort, brauchst du vielleicht Pferde?"

„Habe genug an meinen."

„Aber solche hast du dein leblang noch nicht gesehn, da, mein Kreuz, wenn ich lüge. Na?"

„So fasle doch nicht, sag' mal lieber, wo ist die Madame, die du heut am Bahnhof erwartet hast?"

„Wo? Bei ihrem Manne, in der Wohnung; die haben eine Ausstattung, kann ich dir sagen. Verheiratete Leute haben es gut, mein Lieber."

„Ich weiß ja, das ist gelogen. Also, hör' mal, arrangier mir mal die Sache und überrede die Dame, daß sie mich besucht . . ."

„Du bist ja toll . . ."

„Jasykow pflegt ja zu mir zu kommen, mich um einen Rubel zu bitten, und sie wird auch das Reisegeld nach Moskau nicht auftreiben können. . . . Und du bist ja in jedem Falle der Makler."

„Verzeih' mir, mein Lieber, aber, auf Ehre, du bist von Gott verlassen . . ."

„Aber du bist klug. Paß auf." Kolokolzow holte zwei Hundertrubelscheine hervor und schwenkte sie in der Luft. „Da hast du ein Angeld auf die Pferde." Und er lachte auf, indem er ihm das Geld hinhielt. . . .

Teplow blickte auf die Scheine, senkte den Kopf und schwieg lange.

„Höre, ich bin doch ein Edelmann", sagte er ganz leise, erregt und mit gerötetem Gesicht. . . .

Teplow kam zum Popen Iwan hereingestürzt, ergriff Olga Semjonowna an der Hand und rief:

„Kommen Sie, ich habe Ihnen ein Häuschen gemietet. Wenn Kolja zurückkehrt, werden wir die Einrichtung hinschaffen . . ."

„Nein, erlauben Sie mal," sagte der Pope, „Madame bleibt bei uns zu Nacht . . . Wünsche wohl zu schlafen." Und er entfernte sich mit der Popin, und Olga Semjonowna ließ melancholisch sich auf dem Sessel nieder .

„Sie sind ein herrlicher Mensch, Dmitri Dmitrijewitsch", sagte sie gefühlvoll. „Wie kann ich Ihnen nur danken?", und sie streckte ihm die Hände entgegen. „Heut' hab' ich viel mit Vater Iwan gesprochen und habe beschlossen, hier zu bleiben. . . . Es ist Zeit, daß ich als Gutsbesitzerin mir einen Namen mache, wirklich, mein Freund, ich habe darüber den ganzen Weg nachgedacht . . . wir werden eine Reihe von Empfängen arrangieren, werden Bälle geben . . ."

„Ja, Bälle ist etwas sehr Schönes", brummte Teplow, indem er durchs Fenster blickte. „Wenn man daran nicht gewöhnt ist, kommt es einem hier öde vor. Sehen Sie mal, mitten auf dem Platz ist eine Pfütze und darin der Mond. Das ist hier die städtische Beleuchtung . . ."

Olga Semjonowna trat ans Fenster und hob mit einer schönen Geste die Stores hoch, indem sie auf „Stawropol" zeigte.

„Was ist dies hier für ein Greuel?"

„Ein Gefängnis", log Teplow, indem er einen entsetzten Blick nach den Fenstern des Gasthauses warf . . . „Meine Teure, gehen Sie, es zieht hier . . ."

Von gegenüber blickte, den Zipfel des Fenstervorhanges lüftend, nach den Popenfenstern der schmächtige Schatten Jasykows.

V

Nachdem Olga Semjonowna das sie beengende Kleid und Korsett auf den Sessel geworfen und sich über die Hüften gestrichen hatte, zog sie sich ihr Peignoir an, löste das Haar, schnürte die engen Schuhe auf und versank, den Kopf tief auf die Brust senkend, in Nachdenken.

In solchen Augenblicken erschien sich Olga Semjonowna verlassen, alt, und bei diesem Alter dumm wie ein junges Mädel.

„Man muß sich ein Heim gründen, wenn auch nur hier," dachte sie, „Kinder gebären, seine eigenen Dienstboten haben, seinen eigenen Mittagstisch, gleichviel, mag's auch langweilig sein, so ist's doch immerhin besser. . . . Dann wird mir niemand wenigstens mehr anbieten, seine Maitresse zu werden. . . . Wie albern von diesem Kolokolzow, mir eine Berlocke zu schenken. . . . Aber, wenn es nun doch so ist, wie er sagt, und mein Mann kein Geld hat? . . . Dann bleibt alles beim alten? Nein, ich will nicht, ach, ich will nicht . . ."

Hinter den Fenstern näherten sich halblaute Stimmen, beide bekannt, und es klang, als ob zwei Menschen rängen, und die eine, eine näselnde, rief: „Ich lasse dich nicht."

Die andere Stimme, anscheinend die Kolokolzows, flüsterte ängstlich und ärgerlich: „Brülle nicht! und laß meine Hände los!"

Die Fensterläden wurden aufgerissen, und zwei Schatten huschten vorüber. Olga Semjonowna schrie auf, und indem sie theatralisch die Hände an die Schläfen drückte, schrie sie:

„Zu Hilfe!"

Hustend trat der Pope an die Türe und klopfte vorsichtig; die Popin kam in der Nachtjacke hereingestürzt, bereit, den Feinden entschiedenen Widerstand zu leisten.

„Ich kann nicht, ich kann hier nicht bleiben!" rief Olga Semjonowna aufbrausend, während ihre Zähne gegen das Glas schlugen, das ihr die Popin reichte.

Der Pope segnete Olga Semjonowna, und die Popin erzählte:

„Achten Sie nicht darauf, jede Nacht haut man sich hier die Fressen ein, es ist schon so ein unruhiges Volk, aber rauben tut man hier nichts."

Olga Semjonowna legte sich wieder zu Bett, ohne die Lichter auszulöschen, und sie hörte Geräusche, doch sie beruhigte sich, und nach einer Weile verfiel sie wieder in ihre trüben Gedanken.

Da klopfte es leicht ans Fenster, und Jasykows Stimme flüsterte zärtlich und hastig:

„Olja, kann man zu dir 'rein? . . ."

Vor Überraschung außerstande aufzuschreien, blieb Olga Semjonowna unbeweglich auf der Seite liegen. Jasykow schwang sich über das Fensterbrett, und nachdem er sich im Zimmer umgeschaut hatte, kniete er am Kopfende seiner Frau nieder.

„Olja, kennst du mich?"

„Ei," sagte Olga endlich, „warum kommst du durchs Fenster?"

Und sie warf sich zurück und sah aus weitgeöffneten, erstaunten Augen ihren Mann an.

„Olja, ich komme eben aus dem Bezirk zurück, man sagte mir, daß du bei Vater Iwan bist, und ich wollte ihn nicht wecken, und da denk' ich, ich krieche durchs Fenster. Und du hast dich erschreckt?"

Olga Semjonowna begann zu weinen:

„Hier ist alles so sonderbar . . . wie ein Traum . . . ich begreife nichts mehr . . ."

Und indem sie ihren Mann mit ihren vollen Armen umschloß, begann sie zu schluchzen, wobei sie sein Gesicht unbeholfen in die Kissen drückte. . . .

Nach einer Stunde vertraute ihm Olga Semjonowna mit leiser Stimme ihre Zukunftspläne an: sie werden ein Haus in Simbirsk kaufen, Jaschkow wird ins Gericht eintreten, und sie wird in der dortigen Gesellschaft künstlerische Unternehmungen fördern.

„Warum antwortest du nicht?" frägte Olga Semjonowna schließlich.

„Ich höre zu, Olja, dies alles gefällt mir . . ."

„Und warum bist du so niedergedrückt?"

„Ach, Olja, ich muß wieder in den Bezirk fahren."

„Wieder?"

„Ja . . . Pflichten . . . ich muß sofort fahren . . ."

Jaschkow kleidete sich an, küßte seine Frau auf die Augen und wandte sich zum Fenster.

„Sage Vater Iwan nichts davon, daß ich hier gewesen bin, man wird uns nur aufziehen . . ."

Er war weg, und die Frau blieb zurück mit erstaunt hochgezogenen Augenbrauen, die Hand aufs Herz gepreßt.

VI

Am Morgen packte Teplow Olga Semjonownas Koffer und brachte sie nach dem Hause der Kaufmannsfrau. Unterwegs versicherte er, die Luft wäre dort ebenso gut wie in Davos. . . .

Olga Semjonowna schwieg besorgt. Über Nacht war sie gelb geworden und schien arg mitgenommen. Alles war ihr unverständlich, doch wünschte sie nicht, oder fürchtete sich, zu fragen, und erst als sie die gelb getünchten Zimmer betrat, fragte sie, wo ihr Mann und seine Sachen wären.

„Ja, die Pflicht," antwortete Teplow mit traurigem Kopfschütteln, „an erster Stelle kommt das Wohl der Heimat, und Kolja ist sehr eifrig im Dienst."

Durch die geöffneten Fenster drang Kiefernduft, zwitscherten die Spatzen im Gesträuch, und auf dem Wege nach dem Hause näherte sich ein Mann im ärmellosen Landrock.

„Was soll nun werden?" fragte plötzlich Teplow.

„Was meinen Sie, mein Lieber?"

„Ach, nichts, ich meinte nur so . . ."

Und indem er mit der Hand auf den Tisch klopfte, prustete er, mit aufgeblasenen Backen. Plötzlich sprang er auf und, durchs Fenster blickend, zischte er:

„Da treibt sich ja wieder dieser Mensch 'rum."

„Aha, Kolokolzow," rief Olga Semjonowna, „kommen Sie doch 'rein, unsere neue Wohnung besehen."

Kolokolzow trat ein und küßte ihr die Hände.

„Nun was, liebe Frau, fahren wir doch zu mir."

„Merci, warten wir, bis mein Mann zurückkommt, er ist im Bezirk."

„Im Bezirk?" sagte Kolokolzow, indem er sich umblickte und alsdann Teplow zwei Finger reichte, „Bezirk — ist nicht übel."

„Hm", hüstelte Teplow laut, indem er sich erhob.

„Nun, mein Lieber, wie gefällt es dir bei uns . . . du solltest wirklich noch auf ein Stündchen weggehen, auf Ehre."

Kolokolzow lachte boshaft auf, indem er sich das kupferne Gesicht abwischte.

„Olga Semjonowna, meine Liebe, er belügt Sie ja, sein Bezirk ist das dort, das Gasthaus „Stawropol" . . ."

„Halt' den Mund," schrie Teplow, „das geht dich absolut nichts an."

„Wieso geht's mich nichts an? Ach du . . . für mein Geld treibst du mich noch 'raus."

„Da hast du dein Geld, behalt' es."

Teplow schob ihm Papiergeld in die Hand.

„Scher' dich mit dem Gelde, du alter . . . Olga Semjonowna, was soll dies wieder?"

Olga Semjonowna stand am Spiegel, ganz blaß, hielt den Hut in den Händen und sah um sich.

„Meine Teure, fürchten Sie sich nicht," Kolokolzow küßte ihr die Hand, „aber diesen Affen jagen Sie zum Teufel; zusammen mit Ihrem sauberen Manne, verkaufen sie Sie für drei Groschen . . . sie haben nichts zu beißen . . . durchtriebenes Gesindel . . . Aber Sie sollten keine Umstände machen und zu mir kommen . . . den ganzen Sommer werden Sie sich amüsieren, und zum Winter schick' ich Sie nach Moskau zurück, erster Klasse . . . so machen wir es."

Teplow saß da und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt. Und als Kolokolzow draußen war, schlug er sich in die Brust:

„Das alles ist wahr, wir sind Bettler, Kolja und ich . . . Gestern habe ich von Kolokolzow Geld herangekriegt für diese Affäre, ich wollte ihn anschwindeln . . . Ach, wie schlimm steht es . . . niederträchtige Lumpen sind wir . . . mit den Füßen sollte man uns treten . . ."

„Und ich hatte mich so gefreut", sagte Olga Semjonowna vor sich hin, indem sie das Fenster anblinzelte. . . .

„Teure, unsere teure Olga Semjonowna, unser Sonnenlicht sind Sie uns gewesen . . . Wir pflegten so mit Kolja dazusitzen, unseren Schnaps zu trinken, und die einzige Freude war, uns über Sie zu unterhalten, wie talentvoll Sie sind. Wir dachten uns, Sie werden bei uns eine Woche bleiben, und dann schicken wir Sie nach Moskau zurück . . . Aber sobald Sie nur ankamen, verlor Kolja den Kopf; ich kann mich, sagte er, in meinem jetzigen Zustand ihr nicht zeigen . . . Der Schneider näht ihm einen Anzug . . ."

Olga Semjonowna fiel auf den Stuhl, und das Gesicht mit dem Hut verdeckend, begann sie zu schluchzen.

VII

Seit Mittag fiel ein warmer Regen. Rauschende Kanäle führten zur Pfütze vor dem Gasthaus und zum Flüßchen, das anschwoll, trübe wurde und gegen die lockeren Ufer leckte. . . .

Graublaue Wolken ballten sich über dem Städtchen, und wurden von Blitzen gespalten; der Donner rollte über die freie Ebene, es begann überall nach fauliger Feuchtigkeit und nach Staubpilzen zu riechen.

Gegen Abend hörte der Regen auf, und die ausgetretenen Schuhe durch den Schmutz schleifend, irrte Teplow umher, um Jasykow zu suchen, bog das Klettengestrüpp auseinander, blickte in alle Höfe hinein, und fragte immer wieder, sich gegen die Stirn schlagend:

„Wo mag er nur die ganze Zeit stecken?"

Ihm war so schwer ums Herz, daß er nicht aufatmen konnte, und nur das eine wiederholte Teplow, der schon zwei Tage keinen Schnaps getrunken hatte, immer wieder:

„Ich Schweinehund, Schweinehund, der die Frau seines Freundes für Geld verkauft . . . wie ein Pferd . . . ach!"

Ruhelos schlendernd gelangte er, ohne es selber zu merken, an das Haus, wo

Olga Semjonowna untergebracht war. Er spähte durch die Dunkelheit und faßte sich an die Glatze. . . .

Vor der Veranda stand eine Troika, zwei Fenster waren erleuchtet, und dahinnen bewegten sich Schatten. . . .

„Man nimmt sie uns weg," flüsterte Teplow, „unsere liebe . . ."

Aus dem Hause trat Kolokolzow zum Wagen heran und setzte Olga Semjonowna hinein, die in Schleier gehüllt war; die Glöckchen klingelten, und schmutzspritzend rollte die Kalesche an Teplow vorüber, längs des Zaunes, und verschwand in der Dunkelheit. . . .

Lange stand Teplow da und blickte ihr nach, dann wandte er sich dem Flüßchen zu, welches das Ufer unweit des soeben verlassenen Häuschens bespülte. Dort lagen im Grase Baumstämme, ein altes Faß und Schutt. . . .

Ganz dicht am Wasser, gegen die Baumstämme gestützt, saß Jasykow in seinem abgetragenen Havelock, das Gesicht dem Wege zugewandt, in sich zusammengesunken. . . .

„Kolja!" rief Teplow, setzte sich schweigend neben ihn und drückte sich an seine Schulter. „Du wirst dich hier erkälten, Kolja."

Jasykow schwieg, das in der Dunkelheit grau scheinende Gesicht gesenkt.

„Komm' doch, Kolja, nach Hause, auf Ehre, wollen ein Schnäpschen trinken . . ."

Teplow schluchzte auf, indem er des Freundes Kopf umfaßte.

„Nein," sagte Jasykow dumpf, „laß . . ."

„Wir werden wieder zu leben beginnen, wie früher. Du wirst wieder Landschaftsvorsitzender. Man sagte mir heute, daß du die Stelle wieder bekommst, auf Ehre, da, mein Kreuz . . ."

„Der Leib schmerzt . . ." sagte Jasykow, die Lippen kauend, und schrie plötzlich auf. . . .

Teplow neigte sich besorgt über ihn.

„Hast nichts gegessen. . . . Was ist das!" rief er. „Ein Revolver . . . her damit . . . Herrgott, er ist klebrig! . . ."

Teplow betrachtete seine beschmierten Hände. . . .

„Kolja, was hast du angerichtet . . . So sprich doch . . . Hilfe!" schrie Teplow durchdringend in nächtliche Stille hinein, sprang auf und rannte hin und her, den schon längst erkalteten Revolver schwingend. . . .

Jasykow neigte sich immer tiefer, bis seine englische Mütze ihm herunterfiel, wegrollte, und das finstere Flüßchen sie lautlos wegtrug.

Griechentum in unserer Zeit

Von

Theodor Däubler

Franz Gabriel Welter zugeeignet

(Reden an die Athener, im März 1922 im Saal der hellenischen philologischen Gesellschaft Parnassos, öffentlich gehalten)

Als den größten Freund der griechischen Freiheit preisen Sie Lord Byron und Eugène Delacroix. Darf ich Ihnen noch einen nennen — den Sie wohl dem Namen nach, aber kaum als Philhellenen kennen dürften — er fiel nicht als Märtyrer des neuen Griechenland, wohl aber als Hellene in unhellenischer Zeit: Friedrich Hölderlin.

Sein Hyperion ist ein durchaus philhellenisches Buch. Hölderlin wird erst heut in Deutschland als einer der größten seiner Dichter gewürdigt, es ist daher nicht verwunderlich, wenn man ihn im Ausland, auch in Griechenland, noch nicht in seiner vollen Herzenstiefe vernommen hat. Doch scheint mir's, beim lebendigen Gott, an der Zeit, daß es hier bekannt werde, daß einer der herrlichsten Menschen, die jemals gelebt haben, Friedrich Hölderlin, mit Überschwang und in Begeisterung für die Sache der Griechen träumte und dichtete!

Nicht lange kann ich mich bei einem Dichter aufhalten, wenn ich Ihnen über Griechentum in der Moderne sprechen soll: Hellas beherrscht Europa noch immer im Geist: freilich wir Deutschen fürchten uns trotzdem, Griechenland nicht richtig erfaßt zu haben; wir meinen zu unserer eigenen Kultur erst fähig zu sein, wenn wir imstande sind, Homer, Aischylos und Phidias aus der Nähe, zu Füßen der Herrlichen, so zu erleben, wie es die Griechen in alter Zeit vermochten. Geschichtliches Betrachten, dem Hellenen gegenüber, ist uns zu fachmännisch, zu kühl. Wir beneiden jeden Athener, der in klassischer Zeit im Dionysos-Theater einem tragischen Opferspiel beiwohnen konnte. Wir haben, unsere Denker rechtfertigen uns darin, das Bedürfnis, an die Wirklichkeit von Entfernungen in der Zeit, nicht glauben zu müssen. In Mistras byzantinischen Ruinen, sagte mir, nach Stunden großen Entzückens, eine Reisegefährtin: nur weg aus diesem Mittelalter! Wir sind bei uns zu Haus in Hellas. Wer uns mit solchem Ernst gelehrt hat, die Griechen, von unserer Hingabe an sie, für unsere Freude an neuem Kulturentstehen, zu fordern, war, Sie erraten es: Friedrich Nietzsche. Er hat als erster die Schalheit des Akademischen dargetan, uns den Weg zum eigentlichen Hellas — vor und um die Geburt der Tragödie — gewiesen. Soweit noch Trümmer der hellenischen Dichtung übrig sind, können wir unsere Auswahl überall in anderen Ländern treffen. Hölderlin, Nietzsche waren niemals hier — doch nun stehen wir vor der Fragestellung „Griechische Kunst?", und da müssen wir andere Richtung als der große Winckelmann einschlagen, um mit Nietzsches ungeheurer Philologie Schritt zu halten. Italien genügt nicht mehr, Griechenland und überdies London, Amerika bergen die Schätze, wo wir Steine befragen können.

Ich möchte mich nun gleich, um Mißverständnissen entgegenzutreten, äußern: man hat Griechenland bisher meistens anders verstanden als wir; sagen wir ruhig: für unser Empfinden mißverstanden, denn jetzt ist von Griechenland mehr vorhanden, als man noch vor fünfzig Jahren vermuten mochte. Doch gerade solche Mißgriffe waren oft genial. Wird es künftigen Geschlechtern möglich sein, mit viel mehr Hellas vor den Sinnen, so erhabene Werke zu schaffen, wie sie den Meistern der Renaissance, des Klassizismus im vorigen Jahrhundert gelangen? Immerhin ist es unser Recht zu sagen: wir bewundern die Ergebnisse aus hohen Zeiten, lehnen es aber ab, ihren Standpunkt den Griechen gegenüber nochmals einzunehmen. Vieles bleibt uns aus jenen vergangenen Tagen rätselhaft; beispielsweise des so begeisterten Winckelmanns Ablehnung eines lebendigen Rokokos und dabei seine Vorliebe für den Laokoon, der aus dem Schutt hervorgezogen wurde und dabei einer Epoche entstammt, in der man dem Rokoko des achtzehnten Jahrhunderts am verwandtesten war. Doch Winckelmanns Wirken war ergiebig: das Rokoko hatte verspielt, der Klassizismus, der besonders in Deutschland sich auf seine Anschauung gründet, bedeutet für uns: letzte Kultur.

Der weiße Klassizismus, wie Moeller van den Bruck ihn nennt, gelangte in Berlin zu gemessener Entfaltung: große Begabungen, wie der jüngere Gilli — kaum einer seiner stärksten Entwürfe kam zur Ausführung — fühlten wohl, im dorischen Tempel lebt eine Urwüchsigkeit, gegen die gehalten, alle Werke späterer Zeiten leblos bleiben. Doch eines wußte er nicht: Klassik ist farbig. Erst Semper, Hittdorf, Collignon, Furtwängler sollten zur Polychromie Stellung nehmen. Langhans, als Erbauer des Brandenburger Tores, war ein besonnener Meister, Schinkel viel reicher an Einfällen und Bildungen, die er außerordentlich geschickt gliederte, die Fläche vermochte er seltener lebhaft zu

gestalten. Für München nennen wir Ihnen bekannteste Namen: Klenze, Gärtner, Lange — sie haben uns doch Athen als eine schöne klassizistische Stadt vermacht. Auch den Dänen Hansen, Erbauer des Wiener Reichstages, kennen Sie, er hat hier die Akademie der Wissenschaften entworfen.

Wenn ich früher sagte, die Klassik war farbig, so ist das nicht genau: die Antike hätte es heißen sollen. Denn, obwohl wir von einem Klassizismus, als Gegensatz zur Klassik, für die alte Zeit bis heute kaum noch sprechen, so möchte ich Ihnen doch vor Augen führen, daß es in Athens hellenistischer Zeit bereits, neben der Klassik, die wir jetzt erst zu erfassen beginnen, wirklich Stilformen gab, die dem über Rom gewordenen, von Palladio, Scamazzi nicht unabhängigen deutschen und englischen, überhaupt nordischen Klassizismus verwandt sind. Nur war jedes größere Baudenkmal Griechenlands oder Italiens bemalt. Das gleiche gilt von den Bildwerken. — Am besten kann ich Ihnen diese Unterscheidung am Denkmal des Lysikrates, das Volk nannte es den Leuchtturm des Demosthenes, klarlegen. Tatsächlich stammt der wundervolle Bau aus den Zeiten des Apelles, Lysippos, Alexanders des Großen, Demosthenes. Die englischen Dilettanti Stuart und Revett, die den Bau bereits im achtzehnten Jahrhundert durchforscht und aufgenommen haben, geben schon 330 v. Chr. als etwa das Jahr der Errichtung an. Letzte noch herrlich blühende Klassik ist die Tholos, ich meine: Kuppelwölbung des Denkmals mit ihrem im Marmor blühenden und in vergangener Zeit farbig glühenden Schmuck. Als noch der Dreifuß, vielleicht in vergoldeter Bronze, zwischen allem durchblühenden Zierat, sozusagen in Schwebe gefunkelt hat, mag der Anblick bezaubernd gewesen sein. Der prunkhafte Einfall zu diesem Abschluß eines Bauwerkes zeigt bloß einen erfundenen Schritt weiter in der Überlieferung an; er bedeutet uns abstraktere Behandlung des Huschens der Delphine durch Wogen, wie wir sie bei der Korinthischen Schnecke über herzhaft gemeißelter Akanthusüppigkeit noch zu erfassen glauben. Jeder Schlag in Stein des Handwerkers brachte herrliches Leben, schäumende Mannigfaltigkeit, doch zur Pracht geordnet, hervor. Sie werden kaum, bei diesem Werk, ein Bruchstück Skulptur und Architektur, in lieblicher Verbindung, finden, wo ein einziger Strich tot wäre. Es ist ein dionysisches Bauwerk, dieses Denkmal des Lysikrates: wie der Blitz Vater des Gottes wurde, so könnte man sagen, ist er auch in diese berauschenden Flammengebilde in Marmor gefahren. Selbst die Tholos des jüngeren Polyklet in Epidaurus steht diesem Bauwerk an Lebhaftigkeit nach. Und hier wie dort dürfen wir noch von Klassik reden. Ein Wunder im Menschen, das Mythen türmend, dorische Tempel aus dem Geist an den Felsen klammernd, die erste bewegliche Kultur — die griechische — dreihundert Jahre früher auf die Erde gezaubert, doch durch strengste Formung gerechtfertigt hat, ist auch in der Zeit des begeisterten Redners Demosthenes noch rege. Seit Penrose wissen wir, daß jedem Tempel größter Zeit, sei er dorisch oder jonisch, seine eigenste Rhythmik innewohnt. Der ovale Bau ist verschwunden, doch der Tempelgrundriß bleibt sanft geschweift. Dieser deutlichen Kurvatur schmiegen sich zartere, behutsamst erspähte Ungleichmäßigkeiten, tiefster Reglung entsprechend, im ganzen Bauwerk an. Des frühen und des klassischen Tempels Asymmetrie betont die Ante: sie entspricht der Vase in einem ausdrucksvollen Gesicht, bei dem jedes Maß stimmt, aber auch nichts langweilig-ebenmäßig aussieht. Die Abstände der Säulen hat man stets rhythmisch akzentuiert; das folgenden Geschlechtern verloren gegangene, damals lodernde Gefühl für Einklang im Raum gestattete immer, den Gesamtverhältnissen des Baues entsprechende, daher schmiegsam wirkende Entfernungen von Säule zu Säule einzuschalten. Penrose hat ziffernmäßig festgestellt, daß frühe Schöpferkraft instinkthaft erwogenes Ebenmaß, das Wucht schmiegsam zu gestalten vermochte, in jedes Heiligtum, als Geheimnis seiner Beseeltheit, verpflanzen konnte: in Stein verkörpert, sollte es, unter der Sonne, von der Ebenbürtigkeit des Menschen, mit Gestirnen, zeugen. Und so wuchs denn Hellas' Kunst. Denken wir nochmals an das choregische Denkmal des Lysikrates. Seiner Tholos Marmorschindeln gemahnen an den Schaft einer Palme, deren Ringe, sichtbar

einer lebhaften Zerfächerung des saftreichen Baumes zugestuft, mit Sicherheit, die bloß die Natur gibt, emporschnellen. Auch bei diesem Bauwerk ist alles Vegetation, die Entladung eine Krönung in Schäumen. Ähnliches empfand Ruskin bei Betrachtung des marmornen Zierats, der sich um die Zinnen und Säulenknäufe des Dogenpalastes in Venedig kräuselt. Ein klassischer Künstler war, während zweier Jahrhunderte, in denen er zur Welt kommen konnte, unweigerlich Eroberer, um das geschaffene Erbteil zu erweitern. Nichts konnte verlorengehen, bis die Formenmöglichkeiten erschöpft waren.

Das Denkmal des Lysikrates trug einen dem Dionysos geweihten Dreifuß, trotzdem sollte es zweimal eine Kunst fördern, die bereits gedanklich geworden, daher unberauschbar, zu Heiterkeit in Strenge führte: wir meinen den Klassizismus. Der beiden Engländer Stuart und Revelt knappgeführte Arbeit über den Fries des runden Bauwerkes, trug fast soviel zur Begründung des Klassizismus in der Welt bei, wie Winkelmanns ungeheures Lebenswerk. Also ging diese Richtung von Athen ebensogut wie vom Vatikan in Rom aus. Wir werden gleich merken, daß es sich, beim modernen Klassizismus, bereits um ein verstandesmäßiges, doch an sich schöpferisches Epigonentum der Antike und der Bauweise der Dicentiner, also der Meister um Palladio, handelt, als in der Renaissance, für die „geniales Mißverständnis", als kennzeichnende Bestimmung, besonders in Toskana, desto ausdrücklicher beibehalten bleibe! Dargestellt hat man auf dem Fries des Dionysos Sieg über die tyrrhenischen Seeräuber. Im Werk der beiden Dilettanti steht: Round the Frize is represented the Story of Bacchus and the Thyrrenian Pyrates. The Figure of Bacchus himself, the Fauns and Satyrs who attend him on the Manifestation of his Divinity, the chastiment of the Pirates, their Terror and their Transformation into Delphins, are expressed in this Basso-Relievs, with the greatest Spirit and Elegance. Das ist Klassizismus: Geistreich und elegant. Sonst ist das Denkmal lebhaft-witzig und pflanzlich-graziös; also korinthisch-klassisch. Im episch-ersonnenen Fries sollte den Naturverlautungen in der Architektur, auf beseelte Art, Beunruhigung empfohlen sein. Die Darstellungen auf dieser Steinleiste, rund um das Wunderwerk, sind ebenso schön wie idealistisch, doch unmythische Kunst eines Canova, Thorwaldsen, Schadow, wo er unter Goethes Einfluß steht. (In seinen Büsten ist er viel lebhafter, daher schöpferisch-bedeutend.) Danneckers beste Leistungen reichen freilich nicht an ihre Vorbilder aus dem Athen des vierten Jahrhunderts, als der erste Klassizismus geboren ward, heran; immerhin lehnen sie sich geschickt an. Dionysos mit Schale und Panther bleibt ein unvergängliches Werk, weil es sehr edel, nicht bloß weil typisch geworden ist; die Verwandlung der Tyrrener in Delphine ward großartig gefaßt, hier kann man von toter Kunst auch heute nicht sprechen, wo dem Werk die Farbe fehlt. Lange könnte ich Ihnen über den stolzen Wert dieses ersten klassizistischen, fast zufällig geborenen, auch so, bis zu uns gekommenen Frieses sprechen, doch ich muß es heute mit dem Hinweis genug sein lassen! Blicken wir auf das Athener Olympieion, es ist ein Wunder des Klassizismus; die Madelaine in Paris sein blasser Abglanz: die große Vergeßlichkeit der neuen Nachahmer der späteren Antike war weniger fruchtbar als der Irrtum eines Brunelleschi oder Leon Battista Alberti; sie haben treuer nachgebildet, ohne an die lebendige Farbe zu denken. Als Baumeister großartiger Anlagen waren die alten Römer frei aus der Überlieferung schöpfende Künstler, daher keine Klassizisten. Das Pantheon ist ein Merkmal lebendigster Einbildungsmacht. Auch sind bloß die Kopisten unter den Kaisern oft schwächlich, die Porträtkunst in jener Zeit war oft voll von Lebendigkeit.

* * *

Wenn wir an den weißen Klassizismus im deutschen Schrifttum denken, so strahlt uns sogleich Goethes Iphigenie auf Tauris entgegen: in diesem herrlichen Bühnenwerk sind alle Regeln, die kurz zur Vollkommenheit führen, gemeistert. Da uns jeder

Rhythmus liebenswürdig berührt, können wir nicht von Kühle sprechen. Hellenische Beseeltheit wird in Iphigenie, wie in einem Werk des Praxiteles offenbart: der große Gestalter der Phryne war freilich kein Klassizist, weil noch nicht frei verfügender, sondern, aus der Überlieferung, Ereignisse selbständig hervorlösender Künstler. Aber auch Goethe ist schon im „Tasso" durchaus klassisch. Ihm lag Rom, er sagte es häufig, fast näher als Hellas; Italien kannte und liebte er abgöttisch; seine Italiener sind naturwahr. Doch im zweiten Teil des „Faust" sprudelt Griechenlands Walpurgisnacht durchaus klassisch überall aus Fels und Denkerstirn. Ein lebhafteres Quellen hellenischer Geistigkeit ist, seit Untergang der antiken Welt, niemals vernommen worden: selbst die Fischgespenster haben da Farbe. Bei Betrachten des lebhaft verkrausten Rundbaches von Lysikrates' Denkmal fällt mir leicht das in Gestalt gebrachte Getümmel von Delphinen und Meergöttern um Goethes Thales ein. Franz Grillparzer hat in seiner „Sappho" und in „Des Meeres und der Liebe Wellen" dem Schäumen der Wogen des Ägäischen Meeres ebenfalls Gestalt durch Sprache verliehen. Edelster Klassizismus, aus holdem Marmor, wartet da, von Geschlecht zu Geschlecht, auf Staunend-Vernehmende. Schillers „Braut von Messina" ist das Werk eines Erkenntnisreichen, aber trotzdem erreicht der Dichter hier Bündelungen der Gefühle, die fast eines antiken Klassikers würdig sind. Seine „Jungfrau von Orleans" möchten wir bedenkenlos neben Sophokles' Antigone stellen. In beiden Gestalten sind reine Wunder im Weibe offenbart. Kein weißer Klassizismus mehr, bluternste Klassik stürmt in Kleists „Penthesilea" über die Bühne. Dieses Werk bleibt dionysisch wie ein Gewitter ums Haupt des Aeschylos. Auch Hölderlin war Klassiker, denn welcher Lyriker seit Pindar dürfte es wagen, so großzügig den Mythos zu verwalten? Er ist darin, auf heimatlicher Höhe, so selbständig wie Kallimachos. Später kam Nietzsche; er bleibt unser Fackelträger aus dem Klassizismus, durch ihn könnten wir Inhaber einer klassischen Kultur sein. Jetzt leben Pannwitz, Mombert, George. — Doch vergessen wir etwas nicht: Dionysos im Norden ist Spender anderer Masken als in Hellas. Das Blut im Athener mußte apollinisch in Ruhe gebracht werden, um lebendigster Steigerung des Geistigen willen; im Norden sei der Friedsam-Innerliche, dessen Dionysos sich unterirdisch verheißt, zu Opferübermut, aus Dankbarkeit an die Welt, angestachelt. In Hölderlins herrlicher Einleitung zu seinen Tragödienübertragungen ist diese Erkenntnis bereits angedeutet, in Hermann Bahrs Marsyas, seinem Büchlein, das dauern kann, die Überzeugung, daß griechischer Geist sich bei uns gewandelt ereignen muß, noch klarer ausgesprochen. Im Lauf des vorigen Jahrhunderts hat sich Europa kulturell von Hellas entfernt. Einer der Hauptgründe ist vielleicht, drücken wir uns geschmeidig aus: Beherrschung des Raumes durch den Menschen, zuungunsten der Überwindung der Zeit. Bergson wäre vielleicht der letzte Berauschte in diesem Sinn; denn auch hier war ein Dionysisches vorgebrochen; selbst die Abkehr von Hellas führt nach Athen heim! Klarer gesagt: wir erfuhren gründliche Berührung mit dem Geist blühender und weggewelkter Völker fernerer Weltteile. Doch hat moderne Forschung auch den Schutt über der Akropolis, Olympia und Delphi fortgeschafft: wir vermögen daher ein verjüngtes Hellenentum zu erhoffen. Wenn wir uns fragen, welcher Grundsatz rückt vom Mittelmeer ab?, so könnte ich antworten: Entscheidung für die Natur. Um Mißverständnissen vorzubeugen: die Griechen und Italiener gehen — wenn wir großzügig zusammenfassen — von künstlerischen Grundlagen aus und erfüllen ihr Werk durch sinnliche Erlebnisse, zwischen den farbigen Schleiern der Maja, für den holländischen Meister und seinem Nachfolger, den reizsamen Franzosen von gestern, gibt es bloß eine wirksame Welt, der Mensch setzt ihm keine Richtung ein — von der Vorstellung des Einzelnen wäre somit das Bild abhängig. Wenn man Rembrandt ist, kann man selbst auf diese Art tiefste Kunst schöpfen.

Unsere Zeit ist noch unkultisch, nur jetzt konnte es vorkommen, daß Max Liebermann ein köstliches Spargelbündel von Manet grundsätzlich so hoch einschätzt wie ein

sakrales Weihwerk. Der Maler Mikon hingegen sagte, es sei kein Kleines bei der Malkunst, daß man sich einen ausgezeichneten Vorwurf aussuche, denn er bleibe ein Teil der Kunst, wie bei den Dichtern ihre Mythen. Wenn es vom Maler Parrhasios heißt, er habe zuerst die Feinheit des Antlitzes zum Ausdruck gebracht, so kann das auch, im Sinne Oskar Wildes, aufgefaßt werden, wenn er behauptet, der Mensch befehle durch sein Künstlertum den Dingen, die ihm zu Gebote stehen. Wilde wird uns überhaupt, so haarsträubend es sich anhören mag, ein Zerstückler der modernen Natürlichkeiten. Mit knapper Vortrefflichkeit faßt Kalkmann den Widerstand der klassisch und sogar klassizistisch schaffenden Hellenen gegen späte alexandrinische Naturtümelei, wie folgt, zusammen: für die rapide Entwicklung der griechischen Kunst ist die Zurückhaltung neuen Stoffgebieten gegenüber geradezu Voraussetzung. Wir sehen dasselbe Thema, dieselbe Figur in verschiedenen Schulen behandelt: nur in den feinsten Nüancen der Formvorstellung liegt da das rein künstlerisch Persönliche. Trotzdem überwanden die Griechen zuerst den Stil als Zwang durch unwandelbare Gesetze. Sogar Aristoteles fordert: Sinn für die Durcharbeit der zufälligen Wirklichkeit zur typischen Wahrheit. Was beinahe eine naturalistische Grundstimmung zu einer klassischen Kunst, also eine Unmöglichkeit, anzunehmen scheint. Glücklicherweise sagt er freilich auch: die vorzüglichen Formen des Schönen sind Gesetzmäßigkeit, Ebenmaß und Begrenztheit, was allerdings auch die Mathematik aufweist. Dazu tritt ferner, als abstrakte Bestimmung des Schönen, bloß die Größe. Plato hatte bereits die Beseeltheit als das Herrlichste in der Kunst seines Jahrhunderts erkannt, meint er doch: wie schön würde Charmides erst sein, wie herrlich seine ganze Bildung erscheinen, wenn man ihn seiner Gewänder entkleidete. Darin spricht er das Geheimnis zur enthüllten Aphrodite des Praxiteles aus: das vorige Jahrhundert setzte fest: Seele stellt man in nackter Gestalt dar. Hans von Marées hat das durch neue Schöpfungen, wie früher kein anderer Künstler, vor unsere Augen gezaubert. Die klassizistische Überlieferung verloderte im vorigen Jahrhundert nicht. Aus dem achtzehnten ragen David und Ingres hinein: Chassériau und Chenavard widerstanden eigentlich erfolglos den Malern, die mit der Natur rangen, um jüngste Darbringungen von Sonne und Luft für ihre Kunst zu erobern; doch Puvis de Chavannes gelang nochmals weißer Klassizismus durch Farben. Er und Hans von Marées sind die seligsten Beherrscher modernen Hellenentums, bis vor unsere Tage. Seine Auferstehung sollten wir von der Baukunst fordern! Adolf von Hildebrand äußert bereits eine seiner Lehren: Es ist Aufgabe der Kunst immer wieder, den gesunden und gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen unserer Vorstellung und unserer Sinnestätigkeit herzustellen und fühlbar zu machen. Klassik, nicht Klassizismus, fordert Stauffer (Bern) folgendermaßen: Der Geist, aus dem die antiken Kunstwerke hervorgegangen, ist das Lebendige, die stimmungsvolle Beobachtung der Natur, die immer auf das Wesentliche ausgeht. Das Wesentliche, gegen den holländischen Naturalismus gerichtet, gibt aber Böcklin, wenn er erlebt hat: Erst das künstlerisch Notwendige, darein muß sich dann die Natur fühlen! Von allen Bildhauern hob in neuer Zeit Rude Antikes, wenn auch in pergamenischer Großartigkeit, nicht aus klassischem Gesammeltsein hervor — besonders im Auszug der Gallier am Pariser Triumphbogen — zu schöpfen vermocht: auch in den Beinen seines General Ney schwingt wiederum Geschmeidigkeit eines hellenistischen Apollos. Viele Werke Rodins sind durch Begeisterung fürs Altertum dem durchaus überraschenden Meister eingegeben. Aristide Maillol beseelte ein sehr tiefer Sinn für Hellas: er ist kein Klassizist, ob beseelter Klassiker, ist keineswegs zu bestimmen. Er steht beziehungsreicher zum Leben als Hildebrand; doch ist die Formensprache auch bei ihm noch zu hergebracht. Es gelingt noch nicht, ihn vollkommen zu überblicken. Auch fragt es sich: ist Klassik ohne Farbe möglich? Wiederholen wir: sogar der antike Klassizismus entbehrte ihrer niemals. Versuche zur Polychromie sind, selbst im Geist der Römer, wie wir es an Klingers Beethoven feststellen können, mit vielfarbigem Material noch nicht gelungen. Also folgern und fordern wir: vor allem

eine Baukunst, und setzen wir nun hinzu: eine farbige! Durch sie allein werden Malkunst und Bildhauerei wieder zu geprägtem Stil gelangen.

Durch Rabelais behauptet sich bereits ein durchaus ungriechisches Schrifttum, auch im deutschen Simplizissimus vermag ich keine Spuren hellenischen Geistes zu finden: wir freuen uns über diese Werke, weil, als sie verfaßt wurden, auch das mißverstandene, aber eine Spanne lang genial geschaute Hellenentum gar blaß wurde. Die Riesenkraft eines Balzac entstammte im vorigen Jahrhundert durchaus der gallischen Erde, doch absichtlich ungriechisch ward die menschliche Komödie nicht hinterlegt. Eine östliche, die russische, eine nordische, also die skandinavische, Literatur schienen die Geister des Mittelmeeres in Europa verscheuchen zu sollen: vielleicht ist die Gefahr noch nicht beschworen. Doch bleiben wir guten Muts: Des Geistes Wurzeln greifen nach Südosten; will die Krone wachsen, so muß die Wurzel gedeihen. Es ist ein Irrtum, daß wir faustische, die Griechen apollinische Menschen seien. Die Heimat der Seele bleibt Hellas: was uns wesenhaft innewohnt, klärte sich zuerst im Archipelagus. Ohne unsere Ahnen im Geiste zu Athen und Rom wären wir dem Semitischen im Christentum erlegen; so hingegen unserer Rasse gemäß, kulturell mündig, konnten wir ohne Scheu die Hingabe Jesu an die Welt in Empfang nehmen: wenig wurde uns entzogen, Ungeheures beschert. Das Gemüt des Europäers wird es vollbringen, was Christus ist, als reinstes Menschentum zu erfassen, um, von ihm belebt, seine Reinheit in die Ewigkeit heimzubringen. Goethe hat es uns Deutschen erleichtert, an Hellas nahe heranzuragen, denn kein großer Mann empfand, seit Untergang der antiken Völker, ihr Herüberreichen in unsere vornehmen Neigungen und Einbildungen als er: es wäre daher erbärmlich, wenn gerade wir vom Mythos wegbleiben sollten. Heine liebte die Griechen nicht, nach ihm kamen andere Dichter, Künstler, deren Süden nicht tiefer als bis Paris reichte; wir lieben Paris ungemein, aber es liegt am Weg. Italien darf niemals verloren gehen, doch der Ursprung bleibt Hellas. Was ferner uns entliegt, bleibe Asien! Das russische moderne Schrifttum kommt wohl von Gogol. Riesenströme des Urals vergleichbar sind Dostojevski, Turgheniff, Tolstoi, doch eine Insel liebe ich im Heiligen Reich besonders, Puschkin und Lermontoff haben sie bevölkert und bewohnt; sie ist so herrlich wie Tauris, voll von Ermahnungen an Hellas. Der Begründer der modernen nordischen Sphäre ist meiner Überzeugung nach ein Deutscher, der als dänischer Staatsangehöriger zur Welt kam: Friedrich Hebbel. Die Griechen waren ein Volk der Leibesübung. Das Pentathlon, das sind fünf verschiedene Stählungsarten des Körpers, waren ihnen vorgeschrieben, damit alle Glieder gleichmäßig ausgebildet würden. In der Tragödie galt es, den Helden, in seiner vollen Abrundung, zu den Ahnen und Göttern, als schön und würdig, einzuführen. Am deutlichsten spricht das aus Euripides Hippolytos: Aphrodite besteht auf eigner Wesenheit im Menschen, freilich gibt, in dem Fall, der Sühnetod die Erfüllung, in wahrem Sinn des Wortes, weil die Göttin der Liebe keine Hingabe erreicht. Bei Orestes aber wimmeln, wo die Seele eines Hochberufenen sich unvollständig gegebenen Trieben nicht gewachsen erweist, Erinnyen aus dem innersten Spalt. Heil für die Unsterblichkeit macht ihn Athene durch Verheißung der Eumeniden. Hebbel wählte, als Stoff aus der Antike, das Unbestimmbarste, was sie enthält, „Gyges und sein Ring". So wahr es ist, daß, beim lyrischen Gedicht, der Leser, durch sein eignes Gefühl, des Dichters Gesicht vollenden mag, so beängstigend wirkte eine Szene, wenn im Trauerspiel bloß die Blößen gezeigt, genial des Menschen Brüchigkeiten aufgedeckt werden, ohne das Götter einen Rat und Hilfe spenden. Kann sie der Zustauner in sich wachrufen lassen? Soll der Dichter nicht mehr tun, nämlich den Anstrengungen ihm geneigter Zuhörer vorgreifen? Bei Hebbel geht es mir, wie beim geschicktesten Arzt, der aber nur Diagnostiker bleibt: peinlich wird der klinische Eindruck, wenn der Tragiker sich an zu uns wohlbehalten gelangte, drum heilig geistige Dinge wagt. Was hat die Bibel mit modern-psychologischer Wühlarbeit zu schaffen? Wir leben leider auch in einer Zeit einseitig-gerichteter Leibesausbildung! Freilich hat Hebbel, obwohl ihm am Süden,

besonders Italien, nichts lag, einen echt tropischen Zug: er kränkelt bei Sichtung der Hybris. Der Hellene gewährte sie bloß Göttern, in der Tragödie Helden, durch ihre vorbestimmte Ergöttlichung, die im Trauerspiel vorgeführt wird; bei Ibsen rechtfertigt Hybris, im Peer Gynt, den bloß durchaus wollenden Menschen. Kein Wahnsinn um Dionysos, schon Narretei frohlockt und tänzelt vor den Altären der Schicksalsspinnerinnen, die sich müssen, in unheimlicher Ruhe, ein Veilchen von fledermaushaft Flatternden necken und beißen lassen. Doch es bleibt eine Spielerei zwischen Abgründen. Kein Hades verschlingt die heldisch Ringenden für einhellige Bewahrung. Bei den Nordländern rechtfertigt noch kein Dionysos die Raserei des Einzelnen zum Urstand, wo Menschen von Göttern stammen, die sie geboren haben. Da hilft noch immer kein Christentum; selbst Strindberg, dem Bekehrten, bleibt versagt, es den Seinen zu bringen: er vermag ja kein Hellenentum zu ertragen. Der Norden ist geistig und verwegen, doch die Gesundheit hängt von den Wurzeln ab, sie wachsen langsam nach Süden weiter. Kant aber beruft grade uns Deutsche zu den Wurzeln; ist ihm doch Italien der Laubbaum, Frankreich die Blütenpracht, England Frucht.

Es gab im vorigen Jahrhundert auch eine scheinbar berechtigte Entscheidung von Hellas los: man hielt das Volk für heiter, aufgeklärt, seiner Geschicklichkeit wegen für erledigt, vergaß, daß, was wir heute dank der Griechen können, unerhört erkämpft ward; bloß Berauschung und Begeisterung vermochten es, Gebilde, die als Mythos flügge zum Menschen gelangten, endlich auch in Erz und Stein geschmeidig in die Ewigkeit zu zaubern. Wir ahnen bloß, wissen nicht, wie unerreicht Phidias zu den Olympiern ragte, doch mag ich zugeben: sein Leben war tragisch, seine Kunst dafür vollbracht. Gibt es, fragen wir uns nun, einen Ebenbürtigen? Als Künstler möchte ich behaupten: nein. Als Entflammer des Steins: ja! Michelangelo. Er war Christ: die Gestalt seines Geistes übermenschlich. Titanen hauchte er Unvollendbarkeit ein: Der Meißel blitzte den Marmor wund, zerklirrte, die Hand wurde starr. Also ein unvollendbarer, ungriechischer Mensch: — Noch einer kam, tiefer als der Mann, weiter als das Weib! Nach der klassischen Vollkommenheit in Bach, durch Haydn nahe der dorischen Schlankheit, einem Iktines ebenbürtig in Gluck, erreichte, beim Jonier Mozart kreisend, das Wort aus Beethoven die Ringe der Erde. Hier versagte schließlich Hermes, der Erfinder: die Zukunft eines Unoffenbarten fand keinen Künstler und zerbrach seine Werkzeuge. — Also, das fühlten Ehrlichste, wir Christen erschauern vor einem Alterlosen, was soll uns das Spiel von Greisen und Kindern ums östliche Mittelmeer? Glücklicherweise ward uns Nietzsche geboren, der den schwindelerregendsten Schlund in uns selbst, zwischen dem, seinen Norden verwaltenden, doch durch Hellas zu sich gekommenen Menschen überwand. Nach ihm brauchen wir keinen Untergang unserer Wesenhaftigkeit zu fürchten: es handelt sich bloß darum, unseren Wurzeln frische Erde zu spenden, dann kann die Esche am Rhein nicht verdorren. Hellas und wir sind Inhaber eines großen Mythos; der Ursprung ist der gleiche, doch der griechische ward zu rechter Zeit aus der Wildnis bei Menschen heimlich gestaltet, heimisch untergebracht. Es darf bloß einen geben, der die Welt umspannt; einen ausschließlich volklichen zu hegen wäre künstlich: wir sind Christen. Nietzsche führt uns in seiner Geburt der Tragödie vor ein übermenschliches Zuunsfluten, das ebenso unvollendbar bei Menschen blieb wie später das Gesicht Michelangelos, ein Unerhörtes durch Beethoven. In diesem Jugendwerk Nietzsches ist der Übermensch eingetroffen, und zwar als Gott, das peinliche Empfinden einer Anhängigkeit von Darwin daher noch keinmal spürbar. Durch Äschylos, den unerschöpflichen, faustisch um Götter, gegen Geschick ringenden Dichter, bleiben wir also mit Hellas verknüpft. In ihm ist der rätselhafte Stern unseres Aeons erstrahlt. Bis er nicht die frische Erde erleuchtend gebietet, darf Europa nicht versagen, kann der weiße Mann überhaupt nicht rasten.

* * *

Griechentum in unserer Zeit

Wenn ich Sie einlud, meine Ansichten über Griechentum in der modernen Zeit zu hören, so komme ich erst jetzt dazu, mein Versprechen zu halten. Bisher sprach ich Ihnen nur über das antike Hellas, wie es noch durch die Gebideten in der Welt besteht, nicht aber vom lebendigen Griechentum, das uns vor die Sinne tritt. Es droht, wie alles herrliche Volkstum, unterzugehen: Glaube und Brauch verschrumpfen auch hier, doch von Griechenland, das seine Befreiung errang, möge es sich wieder ursprünglich zur Geltung bringen oder versiegen, erbt Europas Kultur seine Hinterlassenschaft. Wir müssen noch einen Augenblick geschichtlich bleiben: jedes Volkstum gedeiht durch Berührung mit und dadurch Widerstand befremdender Nachbarn. So war es seit jeher; im Verkehr gibt es bloß folgende Möglichkeit: Kulturell der Begebenheiten gewachsen sein oder verschwinden. Griechenlands Überlieferung ist erst jetzt gefährdet: Hellenen sind am Bau von Rom beteiligt gewesen; wie weit ist Roms Glanz nicht das Werk kleinasiatischer Jonier?, könnte man fragen. Byzanz entstand auf Hellas. Mag die Diaspora noch so weit gereicht haben — wo Alexander der Große hingelangt war und drüber hinaus, also vornehmlich auch in Syrien, der Heimat arabischen und christlichen Mittelalters — erhielt sich hellenischer Geist rege. Der Klassizismus starb ab, gefühlvollerem Volkstum ereignete sich eine malerische, wieder gewagt asymmetrische, folglich der Klassik verwandtere Kunst; das christliche Byzanz und Thessalonike kamen empor. Griechische Denker und Gelehrte förderten noch immer das Wissen und Wirken ihrer Zeitgenossen in Europa; besonders die Wiedergeburt in Italien verdankt Männern aus Konstantinopel, bis zum Fall der Stadt und des östlichen Reiches, ergiebigste Bereicherung. Wie Kopronymos uns hinterläßt, wäre Griechenland, im achten Jahrhundert, gänzlich slawisch überschwemmt worden, doch ging seine christliche Kultur keinesfalls unter. Unter der Türkenherrschaft ging die griechische Kultur, soweit sie von Gebildeten abhängt, zugrunde. Doch das Volkstum erhielt sich, beinah bis heute, echt und ungebrochen neugriechisch. Der Bauer, der Mann zu Schiff lebten ihre alten Sitten, künstlerischen Sinn betätigten sie, bei Herstellung von Hausgerät und der wundervollsten Trachten der ganzen Welt. Es ist erwiesen, daß die Kleidungsarten des griechischen Mannes und der griechischen Frau größtenteils aus Albanien stammen, doch dort auf antike Erinnerungen zurückführbar sind. Selbstverständlicherweise tritt ein guter Teil osmanischen Morgenlandes dazu; doch was ist im Islam, besonders dem türkischen, nicht abermals von Griechenland abhängig? Mag die Braut auch ihre Mitgift in türkischen Münzen als Kopfbehang zur Schau tragen, so ist der Brauch doch mindestens byzantinisch, mutet aber hellenisch an. Ein Fortbestehen des byzantinischen Geschmackes bei Wahl berauschend dunkler und züchtig heller Farben läßt sich bei den so verschiedenen Volkstrachten in griechischen Gebieten verfolgen. Gold, schwarz und weiß bleiben bevorzugt: violett-blau, karminrot, auch grelles Krapplack, dann welkeres Grün, sandgelb kommen gar oft vor. Selbst unter Bauern in entlegensten Gebirgen tritt da ein kultureller Zauber zutage, den man sonst kaum irgendwo, außer vielleicht, in ganz anderer Farbenstufe, bei Mongolen finden dürfte. Nun, wenn aber diese letzte griechische Pracht stirbt, was bleibt da für Europa? werden Sie sagen. Darauf habe ich zwei Antworten. Erstens: Die Kunst für Kenner, wegen der Ruskin die ganze Renaissance mit ihren geschickten Griffen verwünschte, dazu das Rokoko und seine Folge, der noch reizvollere Impressionismus in Frankreich; sie werden nun allerdings von einer farbenkräftigeren, ausdrücklich gefühlsmäßigen Kunst verdrängt. Vorläufig versteht sie das Volk noch wenig, der Ausgebildete fast nirgends. Doch gibt sie — und das wird bald geschehen — die Fratze auf, so wird sich der Geschmack für lebhaftere Farben langsam wieder, wie es sogar Goethe mochte, einbürgern, und später hoffen wir einmal, Morgen- wie Abendland, kulturell, wie es ihrer Geschiedenheit durch Sitte entspricht, wieder sondern zu können. Dann

wird auch der Grieche, zwischen beiden wurzelnd, seinen Volksrang wiedergewinnen. Eines möge ich Ihnen sagen: Der schlichte Mensch versteht einen, abgelöst von allen seinen Erscheinungen (abstrakt) geschauten Baum besser, als er sich zwischen dem Rauschen von Laub eines Ruisdael oder Theodore Rousseau zurechtfinden könnte. Er sucht die Hierarchie, begeistert sich für Heilige: bevorzugt Gold für ihre Kleidung und Schmuck. Liebeskünste, vom Pinsel eines Fragonard gezaubert, wird er, wo echt im Wesen, nicht verschmähen, weil überhaupt kaum fassen können. Die Farben der griechischen Volkstracht sind aber unheimlich modern. Gestatten Sie, daß ich Sie erschrecke: expressionistisch. Wie kommt das? Ich bin bei zweitens angelangt: Etwa im Jahr 1548 wurde auf Kreta, wahrscheinlich in einem Dorf, an der Bucht von Mirabello, Domenikos Theotokópulos, genannt El Greco, Vorfahr der modernen Kunst, geboren. In ihm ereignete sich, nach den Kreuzzügen, den Belebern der Gotik, sowohl in Griechenland als Spanien, die letzte Auseinandersetzung zwischen West und Ost. Die Renaissance bedeutet für Europa Ersprießliches gegenüber von Nord und Süd. Da dieser Spalt, durch alles einstürzende Höfische — seit Verschwinden der Welfen und Ghibellinen — sich mit Schutt füllt, treten wieder zwei Volklichkeiten, eine östliche und abendländische, in Wettstreit. Darauf beruht auch das Geheimnis des Emporsternens Grecos, der bald nach seinem Heimgang allen Anklang verloren hatte. War also Grecos Kunst griechisch? werden Sie fragen. Sie lag, wo er zur Welt kam und wo er starb, im Kampfgebiet zwischen fanatischen Christen und hartnäckigen Muselmännern. Ich bin Dichter, unser Einem fliegt Erkenntnis in einer Flughöhe zu, wo die Erweisbarkeit versagt; trotzdem möchte ich die fernschwärmende Beweisführung versuchen, daß griechisches Blut sich bis zum Schluß von Grecos Verweilen auf Erden, lebhaft in Künsten, die er versuchte, äußern konnte. Er war nämlich auch Bildhauer und Baumeister und soll kretische Häuser in Spanien errichtet haben. Er fühlte sich immer als Grieche, unterzeichnete seine Bilder: *δομήνικος θεοτοκόπουλος κρής*. Das ist aus vielen Gründen verständlich, besonders, und das geht uns an, weil es damals noch eine griechische, noch keine christlich-spanische Kultur gab. Vlamen, Deutsche, Italiener, Franzosen hatten vor Grecos Erscheinen in Toledo, in Klöstern und am Hof von Spanien gearbeitet, keiner aber versuchte die spanische Seele zu entflammen. Nehmen wir ein Beispiel: Sogar die Bildnisse eines Spaniers Alfonso Sanchez, Coëllo sind recht vergröberter Clouet. Grecos Farben erreichen oft beinah durch ihren Schmelz den metallischen Glanz herrlicher Kultgeräte aus Limoge und Verdun: des Rätsels Klärung gibt der Begriff Byzanz. War nicht Konstantinopel immer die Stätte, wo am herrlichsten Edelsteine auf Erz eingelegt wurden, wo man am vornehmsten ziselieren konnte? Mosaik und Malerei des europäischen Südostens, dazu die Grecofarben der oft noch heute getragenen Volkstracht in Griechenland, lassen für mich keine Zweifel aufkommen, daß Greco, was sein künstlerischer Name bedeutet, blieb. In Herakleion, wo Theotokópulos in der Schule der Katharinenkirche zum Maler ausgebildet wurde, gab es, in jener Zeit, geistige Regsamkeit. Die ebengenannte Schule ist sogar erst, um Mitte des vorigen Jahrhunderts, eingegangen. Man kannte in ihr, die über den Athos, geretteten antiken Malrezepte. Die byzantische Hyeratik des Heiligen Panteleimon wurde dort in Ehren gehalten. Der eigentliche Gründer dieser, der byzantinischen Schule hieß Panaklinos; zwei Mönche, Dionysios und sein Schüler Cyrill auf Chios hatten sogar eine „Anleitung zur Malerkunst" niedergeschrieben. El Greco muß sie gelesen haben, als sich — es klingt paradox — die Renaissance entscheidend von der überlieferten sehr alten griechischen Technik, zuerst in Venedig wandte, suchte El Greco ein Kompromiß zwischen dem Ererbten und Neuerworbenen, in eigner Kunst zu erreichen. In Herakleion lebte auch Vincenz

Komaros; er hat das Epos „Ero Kritos" gedichtet. Kreta war damals venezianisch: so kam Theotokópulos nach Venedig, die einzige Stadt Italiens, die kulturell nach dem Morgenland blickt. Viel Berührung fand er mit Jacopo Bassano und seinen Leuten. Doch bald zog er sich, in Vornehmheit, vor zu viel Lebhaftem der Italiener zurück. Später verließ er das Land überhaupt, begab sich in die Heimat der arroganten Hidalgos. Im Palazzo Corsini in Rom hängen Entwürfe Grecos und Domenicos, nicht Jacopos Rubisti (Tintoretti) nebeneinander; sie sind fast zu verwechseln. Also hat der Kreter, wie der Venezianer, die barocke Auflehnung gegen die besonnene Renaissance sofort gespürt, nicht lebhaft in der Gebärde, doch flammend im Innern sollte er seine Kunst beflügeln! Die Durchgoldung der Gemälde eines Tizian verschmähte er bald, doch in seiner Vertreibung der Geldwechsler aus dem Tempel ist der Ton seines Meisters wieder fühlbar. Marmorisierter grünlicher Himmel, ähnlich wie bei Paolo Veronese, starrt, durch wuchtige Architektur, zu aufgeregt verkümmerten Gestalten. Oft setzt er Menschen, in angestrengter Vor- oder Rückwärtsgebeugtheit in Gegensatz zu Hügeln: aus keiner andern als der byzantinischen Kunst konnte er so schlichte Mittel, ausgewogene Bewegtheit zu erreichen, übernommen haben.. Er, der Barocke, ist da den griechischen Meistern fast ebenso nahe, wie die frühen Sienesen. Überhaupt könnte man sagen: Greco überspringt die Renaissance; geradeaus von der Rhodischen Gotik empor gründet er, der rechtgläubige Grieche, den Stil der Katholisch-Verzückten, Vertreiber des Mauren auf spanischer Erde. Vor vielen Errungenschaften unsrer Wiederbelebung der Antike in Venedig und Rom hat er gelernt; von allem Heidentum rang er sich rasch los. Arian erzählt uns; ein Stamm an der Donau, von Alexander dem Großen befragt, wovor den Menschen in seiner fernen Heimat am meisten bange, ließ dem Macedonier durch Dolmetscher kund tun: am meisten fürchtete man einen Einbruch des Himmels. Alexander hoffte, ihn müßte man am meisten fürchten! Die Barbaren aber standen der Apokalypse näher. An sie denke ich vor furchtbaren Werken Grecos, ihm, wie keinem Genius, gelang es, Katarakte des Lichtes zu schaffen. Nur wenige seiner Werke sind mir leider geläufig, doch besinne ich mich seines Christus am Ölberg. (Von dem, das früher im Besitz von Nemes in Budapest war, nicht vom weitaus großartiger-geschlossenen, das seit kurzem in der Londoner Nationalgalerie hängt, will ich hier, für meine Ausführungen, sprechen.) Zum ersten Male ist Jesus der Heiland-Christus. Die Milchstraße, in den Farben des blühenden Asphodelos ist zu ihm herniedergetrümmert; auch der Engel mit dem Kelch, vor Gottes Sohn kniend, schimmert so marmorweiß wie die Blume der Griechen in den Gefilden der Seligen. Kein Heiligenschein, das urweiße Leuchten, tiefer als die Ewigkeit der Sonnen — es sollte das Taborlicht bei erdentrücktesten Mönchen auf dem Berg Athos werden — glimmt lebendigst aus Christi Haupt, den himmlischen Ergüssen innerster Helligkeit zu. Auf frischem Grün kniet auch unser Jesus: Blutschatten purpurt sein Gewand: fast ist des Erlösers Körper mit kosmischem Ringen, die sein Gewand schlingt, in Schwebe erhoben: wo sein weißes Licht hindämmert, erscheint karge Kahlheit: alles Vergängliche welkt ab. Pan wird nach wenigen Tagen verhauchen. Alle Menschen und Christen sind heimgerückte Erscheinungen; auch Jerusalem schillert als Zion; geheimnisvolle Augen aus den Wolken entbiegen magisch der Stadt den Boden. Holz über den schlafenden Jüngern wird zerschlagen, doch zum Kreuz erhoben werden: wie die Triebe zum Fleisch in den Berufenen, so müssen alle Zweige verdorren: auf dem kahlen Golgatha soll das lebendige Wort geboren sein. Kosmischen Blumen gleich, wiegen sich und wallen, in den Farben der Pfingstflammen der Jünger Gewänder zu einander: sie verdeutlichen uns ihr unendliches Träumen.

Silbern schimmert also himmlische Unschuld zu uns. Weißes Licht, durch den

Heiland offenbart, wird uns reinigen. Wo Christus sich vom blutroten Gewand entkleidet, perlt sein Auge die verheißende Himmelsgnade in die erlösbare Welt. Silbern schimmern schon die irdischen drei Marien, und silberne Wolken, wie Fahnen der Lichtsiege, überwimpeln des Menschen-Sohnes Peiniger.

Die weiße Farbe ist bei Greco lebendiges Licht, bei den Byzantinern war sie bereits Gleichnis der Weihe: der Grieche, wie kein anderer Mann im Morgenland, liebt sie in reiner Pracht als Zeichen sorgfältiger Reinheit und Demut. Überall trägt er das Faltenhemd sichtbar und voll Stolz: auf Bergen schreiten die Männer, wandeln die Weiber wie in Schnee und Schimmer ihrer Höhen gehüllt, durch narzissenumduftete Lenzesau. Feierlichkeit prägt bei ihnen das Schwarz aus; bei den Byzantinern bedeutete es wohl Verhüllung der sündhaften Erde, Greco schöpft es zu letztem Licht um. Alles leuchtet, wenn auch uns unsichtbar. In schwarzer Dämmerung oder von Weiß überwallt, also durch Dramatik schleiernder Wolken wirksam, erreicht des Flehenden Blick einigemal des Heilands Mutter. Schwarz ist keine Farbe der Heiden, doch in unserer Zeit haben sie, nach Greco, als lebendig, Manet und Renoir entdeckt. Le noir est une bonne couleur, pflegte Tony Fleurus seinen Schülern zu lehren. Nie ist Einhelligkeit eines Erdenkindes mit dem Himmel malerisch so herrlich ausgeprägt worden, wie im Bildnis des flimmernd ummantelten, drum fast zu entirdischten Hauptmannes Julian Romero de las Azañas. Ein Sturm des Lichtes, das der Herzen Silbersonne entfächelt, umbraust den Heiligen Franz von Assisi, wo er die Blutzeichen des Gekreuzigten auf die eignen Hände erhält. Die Mondsichel überwindend, doch das mütterlichste Milchlicht der Welt verschenkend, erhebt sich Grecos Jungfrau Maria über die Apostel um das Grab. Doch das Enthobensein ist ewige Ruhe. Weiß wie Lilien glimmernd, wie die Geistestaube gleißend hatte ja schon der Erzengel der Verkündigung die, in weißem Buch, blätternde Jungfrau und Mutter aus Menschenbezirken dereinst entrückt!

Was den Aufbau anlangt, so hat Greco weder von den Italienern, noch von den Nordländern in Spanien, sondern abermals von seinen heimatlichen Byzantinern entlehnt. Sein mystisches Wesen bevorzugt für alle Darstellungen Hochformat. Sogar ein Werk, wie die Beerdigung des Grafen Olgaz, daß durch seine vielen Köpfe in einer Wagrechten, den Eindruck des Gestreckten hinterläßt, kuppelt sich steil empor. So ein flammendes Temperament entlodert eigentlich schon im Wesen den Erfordernissen zu einer mittelitalienischen Perspektive. Ohne die aber keine Renaissance! Jean Moréas, er hieß Johannes Papadiamantópulos, war Athener, sagte mir einmal, bloß Attika, Florenz und Paris halte er, in einer präetablierten Geographie, für zu höchster Kunst weihbaren Boden. Was Licht, der Umrisse wegen, und Farbe der Weichheit halber betrifft, stimmt das in mancher Beziehung, doch läßt so ein lotrecht gewagter Ausspruch natürlicherweise Lücken. In Toskana ist die Perspektive in klargestaffelter Hügelgegend, vorzüglich von Paolo Uccello, Piero della Francesca und Leonardo da Vinci vom Gefühl dem Wissen anvertraut, dadurch begründet und festgesetzt worden. Frankreich, bei Anlage seiner höfischen Parks, hat damit großartig Fächer gespielt. Die Byzantiner haben damit nichts, Greco kaum je etwas zu tun. Sein früher besprochener Christus am Ölberg ist sogar ein antiperspektivisches Bild. Wohl gibt es gerade auf ihm außerordentliche Verkürzungen und Verkrümmungen, steht doch die Hauptfigur Christi entfernter, drum kleiner, in der Mitte, aber die gletscherweißen Lichtstürze und der hereingeschwebte Lichtengel verschütten jedes irdische Raumgefühl. An baumeisterliche Übereinandertreppung im Sinne des Mosaiks, besonders zu San Vitale, könnte man vor Werken Grecos denken: sie stammen aus Konstantinopel. Wie mögen die Griechen komponiert haben? Wohl stapelten sie Schichte, in genialer Ungenauigkeit, über Schichte, etwa wie auf Vasen des vierten Jahrhunderts. Um die von Pausanias beschriebene Lesche der

Knidier zu Delphi, eines der Hochwerke Polygnots, hat sich sogar Goethe gekümmert. Carl Robert hat Wiederherstellung der Räumlichkeiten dieses Riesenwerkes zu entwerfen gewagt. Keine Spur von Verlangen nach Perspektive scheint sich da angesagt zu haben. Polygnot, der Thasier, Sohn einer steilen Insel, in der von Gebirgen umschlossenen Stadt Athen, wie die meisten großen Maler Hellas, zur Geltung gekommen, ließ sein Gefühl sich leichter hinaufstufen, als in die wagerechten Weiten dringen und schwingen. So etwas ist freilich willkürlich gesagt, doch meine Überzeugung: Attika, Griechenland überhaupt, war nicht die Landschaft, in der sich Perspektive zum Betrachter in Beschaulichkeit drängte. Das gleiche gelte von Kreta, von Toledos übereinander hervorflügelnden Hügeln. Was an Greco Perspektive bleibt, ist in Italien gelernt, streng erworben worden, doch ließ er auch dieses Können gern mit dem Wehen des Geistes davonflattern. In seiner Beerdigung des Grafen Orgaz ist die Hieratik besonders hervorleuchtend, obwohl es sich dabei um Bildnisse lebend Einherschreitender handelt. Die Heiligen, bis zum höchsten Erlöser, schweben im Bilde, in perspektivischer Entrücktheit, keineswegs körperlicher Entwerdung, auf gespenstigen Bauschen des Gesichtes eines Verzückten. Über Greco darf man es wohl wagen, tollkühn sich zu äußern! In einer Ecke steht der spanische Mönch: er kommt dann immer wieder, bei Zurbaran, Velasquez, Pantoja de la Cruz, Maso, Murillo, schließlich ist es unheimliche Gestalt durch Goja. Das spanische Geheimnis hat der Grieche erlauscht: Maurice Barrès behauptet es zu Recht — dann aber hat Spaniermanier in der Malerei unausgesetzt die italienisch-klassizistische Großrichtung in der Kunst unterwühlt, ja in Aufruhr gebracht und dadurch befruchtet. Die Renaissance, einer der herrlichsten Erfüllungen menschlicher Anwaltschaft an Vollkommenheit, drohte oft Akademie, starres Gebundensein an Schule, kühle Anständigkeit im Ausdruck zu werden. Man wird einmal die Geschichte des Stillebens schreiben: drum mag ich über die Ähnlichkeit mit Früchten, im Gesichtsschnitt, der bei Greco oft herzförmig ist, beispielsweise auf des Meisters Bild „die heilige Familie" zu reden kommen. Das Jesuskind entnimmt zwei Herzbirnlein der wagerechten Ovalschale aus glitzerndem Glas. Jeder Kopf auf dem Werk ist in verschiedenes Hochoval gestellt. Bloß die Gewitterwolken, voll Hagel, rahmen quer den Kopf der Gottesmutter, über der wie himmlische Kristalle, ein Schleier flimmert; wie ein ewiges Flammen des Urbluts der Welt glüht hinter ihr die heilige Anna, irdisch gelb reicht der Nährvater Joseph dem Kind die köstlichen Früchte. Auch das kleinste Ding, hier Obst, wahrt sein eignes Feuer. Das ist die Lehre des heiligen Franziskus. Guido Reni, auf seinem schönen Bild Kleopatra, im Palazzo Pitti, hat Feigen in einem Korb zu höchstem Rang erhoben. Dann kam der Stillebenmaler Chardin, ihm folgte Manet; heute, unter spanischem Einfluß, ist wohl das Höchste an Begeisterung fürs Unscheinbare in Cézanne erreicht. Er wendet sich von der reizvollsten Kostbarkeit der Pariser Impressionisten ab, schafft abermals Kunst zur Natur hin, nicht von ihr her, doch nicht ein Glimmchen in den Dingen darf bei ihm vernachlässigt sein. Die Idee jedes Gegenstandes im Weltbeieinander gelangt zur vollständigen Berechtigung. Seine Behutsamkeit bei Darstellung, etwa von Äpfeln auf, aus Weiß, dargebrachtem Tischtuch, in gefalteter Schlichtheit, ist sakral. Josef Achmann sagt von Cézanne: Blau ist Himmel geblieben, und Blau ist Berg geworden! Rotbraun verdichtete sich zu schwerem, glühendem Boden, dazwischen hinein wuchs Grün zu Büschel und Halm. Als ein Haus werden sollte, verwandelte Cézanne Weiß in Kalk: Pan glotzt seitdem über die Hügel. — Solcher Aufruhr gegen den Klassizismus geschah über das Werk des letzten herrlichsten Griechen empor. Die hellenische Wandmalerei ist ein Gespenst. Nirgends Reste findend, lassen wir uns, beim Anstaunen antiker Töpfe, auf Vermutungen über ihr Wesen ein. Wahrscheinlich, so denke ich mir, war sie hell

und reich gehalten: in der Farbe einem Piero della Francesca nicht unähnlich, im Aufwand mit Gentile da Fabriano, Benozzo Gozzoli, Pinturicchio verwandt, wo polygnotisch, weniger laut dafür steil, also in der Gedrängtheit noch einmal beinah von Bronzino, in der Einheitlichkeit des tragischen Entwurfes von Luca Signorelli, in seinen Gesichten, im Dom von Orvieto, erreicht. Jedenfalls konnte von ihrem Kanon, wenn einer einmal, wie für die Bildhauerei, etwa des Polyklet, bestanden hätte, keine späte Zeit abkommen: doch hat es den begeben? Der Kampf gegen den heidnisch-kühlen, weil Mythen entrückter Völker darstellenden, niemals volkstümlichen Klassizismus, galt also allen anderen, um — und nachher — durch Greco lebenden Künstlern, eifriger, als einer unsichtbar gewordenen, der antiken Malerei. Durch den Griechen Greco, er ist wohl mit Matthäus Grünewald, Hyronimus Bosch, der größte Vorfahr der modernsten Kunst, wird der Sieg über eine anerkanntere, aus jenem herrlichen südöstlichen Winkel Europas stammende Richtung errungen. Wir sind zur starken, doch behutsam behandelten Farbe zurückgekehrt; auch unsere Bauwerke werden bald wieder, wie in der Antike, im großen Mittelalter, in bunter Lustigkeit zu den Menschen leuchten! Griechenlands Gefahr und Größe, kommen wir nochmals darauf, liegt an seiner Nachbarschaft mit Asien und Afrika. Kann es sein Volkstum, nicht gegen den Osten — daher ist es bloß politisch bedroht — sondern ethisch und ethnisch gegen Europa aufrechthalten, so wird es auch in Zukunft kulturell nicht versagen. Christliches Morgenland müßte uns immer künstlerisch mehr angehen, als ein osmanisches, mit ganz anderen Voraussetzungen. Es gibt hier, im Ethnischen Museum Athens, handgestickte Gewänder, deren geheimnisvolle Musterung, die stoffliche Grundlage, zu den musikalischen Gespenstereien eines Paul Klee bieten könnten. Er hat, unser deutscher Künstler, den Orient in Tunis erfaßt. Dem einzelnen ist es gleichgültig, wo er mit sich, durch seine Kunstübung, beginnen kann: allgemein geschaut, wäre jedoch Grecos Heimat geistig naheliegender für Europäer als das Land des Korans. Im gleichen Museum flattern den Türken abgenommene Fahnen, aus der Zeit des griechischen Befreiungskrieges: man könnte sagen, darauf sind Trümmer hergebrachter Kunst vieler Kulturen willkürlich in neuen Rhythmen nebeneinander gesetzt: wir mußten sofort an die scheinbar sorglosen Kompositionen mancher Gemälde eines Marc Chagall denken. Morgenland dämmert somit in die Seele unseres Geschlechts: das ewige Licht bleibt aber das Christentum, ein andres wundervolles leuchtet zu Menschen, die sich von Jesus abwenden, und aus allen, in besonderen Stunden: Hellas' Mythos. In ihm ist die Seele offenbart, mit allen ihren Trieben, ohne Schuld und Buße, verherrlicht: ohne den kostalischen Quell, in seiner unendlichen Reinheit, trüben sich Bekenntnisse der Dichter.

Ein Kunstwerk zu schaffen, nicht Natur zu gestalten, ist die Errungenschaft im Bewußtsein der jungen Künstler, dabei ist die Natürlichkeit unserer geistigen Veranlagung wieder zu altem Recht gekommen; jeder Vergleich mit der Natur als Umgebung wird abgelehnt; drum starb das Akademische. Pablo Picasso verhieß, als ganz junger Mensch, zu Anfang des Jahrhunderts, in Paris den Triumph Grecos. Er selbst schuf, wenige Jahre darauf, den Kubismus: die radikalste Forderung an kristallhafte Formung. Seitdem sind wir zu abstrakten Darstellungen gelangt, die uns ebenso entzücken können wie Vogelgezwitscher oder der Anblick hellenischer Werke der Töpferei aus nachmikänischer Zeit. Ohne diese dem Hirn fast nicht einleuchtenden Grundlagen ist die Geburt eines Stiles unmöglich. Hellas, das am menschlichsten, beweglichsten werden sollte, hätte, ohne Festigung in Abstrakt-Ornamentalen, damals versagen müssen. Wie sollen aber wir, ohne äußerste Zucht, von allen Weichlichkeiten, Kostbarkeiten, Reizen der letzten Jahrhunderte loskommen? Das innere Gold der Dinge ist zu dionysischem Sturm, in Obhut eines van Gogh, erwacht; die Sonne der Güte glimmt nun wiederum unter den Geschöpfen. Noch ein

Wort drum über Greco, den Begeisterer zum Evangelium: sein letztes Werk, die Ausgießung des Heiligen Geistes, im Museum del Prado in Madrid, sei uns höchstes Erbe! Schon die Griechen liebten es, sich schlank und kleinköpfig darzustellen; hier ist das Ragende im Ebenbild Gottes besonders erlaucht kundgebracht. Das Bild ist ohne Sonne. Menschen und in der Höhe der schwebende Heilige Geist, also die leuchtende Taube, bilden eine Gemeinschaft des Raumes mit emporgeschwungener Kuppel. Nicht von der Sonne, sondern aus der Höhe ergießt sich das Licht. Bei Besprechung des Denkmals des Lysikrates sprach ich Ihnen von pflanzlicher Baukunst, ich hätte auch feurige sagen können. Die Glut im Gewächs und Stein berauscht dort, vor dem Opferbau, für Dionysos; hier bei Greco sind es Menschen und ihre Entflammtheit, die das Innre einer Rundfassung des Raumes, zum Schöpfer emporbeben. Schon eine pfingstliche Baukunst hat es vor Greco gegeben; wir nennen sie die letzte Gotik Nordfrankreichs und Flanderns, den Flammenstil. Dieses lodernde Feuer kennzeichnet aber gerade die hellenische Klassik, wo es ausglimmt, weicht sie dem Klassizismus, der uns zum Mißbrauch und Mißverstehen von Hellas verlockt.

Grecos Ausgießung des Heiligen Geistes werde uns ein Pfingsten für die kommenden Menschen! Über allen Völkern, auch den dahingesunkenen, flamme ein hohes Licht dem Geist in Lichtgestalt zu! So wunderreich hat es uns, für die Kunst, kein anderer in neuerer Zeit angekündigt, wie der Grieche in Toledo.

Wetterweisheit des Volkes

Von

Gustav Hellmann

Im Munde des Volkes lebt heute noch fort eine aus alten Zeiten überkommene große Zahl von Sprüchen und kurzgefaßten Regeln, die sich auf die Vorhersage des Wetters und auf das vom Wetter abhängige Gedeihen der Feldfrüchte beziehen. Sie sind ein gemeinsames Gut der Kulturnationen, aber auch bei primitiven Völkern fehlen sie nicht ganz. So kennen wir solche von portugiesischen Zigeunern und von Indianern in Nordamerika. Bei uns in Deutschland pflegt man sie unter dem Namen Bauernregeln zusammenzufassen, und das mit Recht; denn die Landbevölkerung kennt sie am besten und gebraucht sie auch am meisten.

Die Bauernregeln, die sich jahrhundertelang von Geschlecht zu Geschlecht mündlich fortgeerbt haben, sind relativ spät aufgeschrieben und sodann auch systematisch gesammelt worden. Wir besitzen jetzt in fast allen Kultursprachen gedruckte Verzeichnisse von ihnen, unter denen natürlich diejenigen am wertvollsten sind, deren Regeln aus dem Munde des Volkes aufgenommen wurden. In den anderen, durch Zusammentragen aus Büchern entstandenen begegnet man bisweilen Regeln, die das Volk selbst gar nicht kennt; sie sind durch Übersetzungen aus anderen Sprachgebieten hineingeraten und werden meist leicht als Fremdgut erkannt. Wenn z. B. in einer schwedischen Bauernregel vom Weinfaß die Rede ist, weiß man gleich, daß sie in Schweden nicht entstanden und heimisch sein kann.

Eine Sichtung und Klassifizierung der volkstümlichen Wetterregeln läßt mehrere Gruppen von ihnen unterscheiden. Nach ihrer Fassung kann man sie in Prosasprüche und in Reimsprüche einteilen. Letztere sind in der Mehrzahl, was leicht ver-

ständlich ist; denn kurze gereimte Regeln prägen sich dem Gedächtnis leichter ein als Prosasätze. Nach ihrem Inhalt zerfallen die Regeln in solche, die eine wirkliche Wettervorhersage enthalten, wie z. B.

Abendrot Schönwetterbot',
Morgenrot fällt in Kot,

oder in solche, die einen Wunsch ausdrücken, wie sich das Wetter gestalten sollte, damit die Ernte gut wird, z. B.

Ein dürrer April
Ist nicht des Bauern Will',
Sondern der Prillenregen
Ist ihm gelegen.

Andere Bauernregeln drücken eine feststehende Tatsache in volkstümlicher Weise aus, z. B.

Sankt Luzen
Macht den Tag stutzen,

d. h. nach dem 13. Dezember nimmt der Tag nicht mehr ab, was natürlich nur für den alten Kalender gilt; oder eine oftmals wahrgenommene Tatsache, die zugleich eine gewisse prognostische Bedeutung hat, bildet den Inhalt der Wetterregel, z. B.

Wenn der Tag beginnt zu langen,
Kommt die Kälte gegangen,

oder zur Charakterisierung des Aprilwetters:

Ist der April auch noch so gut,
Er schneit dem Bauer auf den Hut.

Die gewählten Beispiele lassen eine Eigentümlichkeit der Bauernregeln erkennen, die sie mit anderen Gattungen der Volksliteratur teilen, nämlich die Neigung zur Bildung neuer Wörter und zu willkürlichem Gebrauch der Sprache.

Sodann lassen sich die volkstümlichen Wetterregeln nach ihrem Inhalt einteilen in solche allgemeiner Natur, die jeden Tag Geltung haben, und in solche, die sich auf bestimmte Tage, die sogenannten Lostage, beziehen. Nach der volkstümlichen Anschauung sind das Tage, an denen sich das Los der zu erwartenden Witterung eines späteren Zeitabschnittes entscheidet.

Bei näherer Prüfung der gereimten Bauernregeln macht man ferner die Wahrnehmung, daß es — und das gilt für alle Sprachgebiete — außer dialektischen Fassungen viele Varianten gibt. Man muß daraus schließen, daß dieselbe Regel wiederholt und wahrscheinlich zu ganz verschiedenen Zeiten in Reime gebracht bzw. daß eine bereits vorhandene Fassung absichtlich abgeändert wurde. Offenbar besitzen viele Menschen eine gewisse natürliche Neigung, solche Reimregeln zu bilden. Die Urheber fast aller Wetterregeln sind, wie die der volkstümlichen Sprichwörter, unbekannt und werden es für immer bleiben; es läßt sich aber nachweisen, daß auch gelehrte Leute, die sich mit dem Gegenstand literarisch beschäftigt haben, mehrfach bestrebt waren, ihnen eine neue Fassung zu geben.

Geht man dem Alter und dem Ursprung der Bauernregeln nach, so kann man zunächst feststellen, daß viele von ihnen, ja vielleicht die Mehrzahl schon zur Zeit der Gregorianischen Kalenderreform (1582) vorhanden waren. Das beweisen ohne weiteres alle die Regeln, deren Datumsangabe sich noch auf den alten Kalender bezieht, wie z. B. die eben angeführte von Sancta Lucia, die im neuen Kalender erst für den 21. Dezember paßt. Aus der Geschichte des damals entbrannten heftigen Kalenderstreites wissen wir auch, daß als ein Hauptgrund gegen die Annahme der Reform geltend gemacht wurde, daß die an die Lostage anknüpfenden Bauernregeln alsdann ihre Gültigkeit verlören und daß der Landmann gar nicht mehr wissen

würde, wann er seine landwirtschaftlichen Verrichtungen, über die es viele kurze Regeln gab, vorzunehmen hätte. Die Kalenderreform wurde aber doch angenommen, und zum Trost für die Bauern schrieb 1590 der Wiener Astrolog Johann Rasch ein kleines Buch „New Loßtäg . . .", in dem er untersuchte, wie weit die Lostage um zehn Tage verrückt werden müssen. Bei der Gelegenheit teilt er auch einige Bauernregeln in der damaligen Fassung mit.

Das Jahr darauf, 1591, erschien eine etwas größere Sammlung von solchen Regeln in dem zum Haus- und Volksbuch gewordenen Calendarium oeconomicum et perpetuum, das der Parchimer, von 1592 ab aber in Berlin tätige Prediger Johann Colerus herausgab. Die frühesten gedruckten Bauernregeln in deutscher Sprache sind aber enthalten im „Wetterbüchlein" von Leonhard Reynmann, das zuerst 1505 erschien und in achtzehn Auflagen eine ungeheure Verbreitung fand. In ihm begegnen wir auch zum ersten Male dem Wort Bauernregel („Pauren regel"). Der Verfasser, der einige Regeln wahrscheinlich selbst in Reime gebracht hat, stand im Dienste des Grafen Wolfgang von Öttingen, der bei Nördlingen angesessen war.

Geht man weiter zurück, so findet man in einigen Handschriften des 15. Jahrhunderts wohl eine oder mehrere Bauernregeln, die am Rande oder an einer leer gebliebenen Stelle von gleichzeitiger, bisweilen auch von späterer Hand eingetragen sind, aber trotz eifrigen Suchens habe ich keine eigentliche Sammlung von ihnen aus dieser frühen oder aus noch früherer Zeit auffinden können. Auch das reiche Material der von der Deutschen Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften gesammelten Nachweise über den Inhalt deutscher Handschriften lieferte nur einige wenige Wetterregeln in deutscher und in lateinischer Fassung aus dem 14. und 15. Jahrhundert.

Ich war über diese geringe Ausbeute anfänglich sehr enttäuscht; denn ich hatte lange Zeit die Meinung gehabt, daß Eintragungen von Bauernregeln in Handschriften des 15. und früherer Jahrhunderte häufig wären. Bei längerem Nachdenken über diese Frage scheint es mir aber nunmehr begreiflich, ja sogar wahrscheinlich, daß dies nicht der Fall sein kann. Die in den Bauernregeln enthaltene volkstümliche Wetterweisheit war den Schreibern von Handschriften, die dem gelehrten geistlichen Stand angehörten, nicht gelehrt genug, um auf dem kostbaren Schreibstoff niedergeschrieben zu werden, mit anderen Worten, die Wetterregeln wurden der schriftlichen Überlieferung nicht für würdig erachtet. Und wenn doch einmal an einem leer gebliebenen Plätzchen solche Regeln eingeschrieben wurden, dann mit Vorliebe solche in lateinischer Fassung, die man wohl am besten als Mönchverse bezeichnet. Ob diese älter oder jünger sind als die Bauernregeln in der Volgärsprache, dürfte schwer zu entscheiden sein. Vermutlich ist beides vorgekommen. Manche Regel ist zuerst in lateinischer Fassung aufgetaucht und in Umlauf gekommen, andere haben zuerst in der Landessprache Verbreitung gefunden, und bei diesen mag es manchem Mönch, der gelehrte Neigungen hatte, eine willkommene Beschäftigung gewesen sein, sie in lateinische Verse zu bringen und damit gleichsam klosterfähig zu machen. Es sind hauptsächlich die auf die großen Lostage St. Paul, Mariä Lichtmeß, St. Peter und Paul, Mariä Heimsuchung u. a. bezüglichen Regeln, die in lateinischer Fassung auftreten, und zwar gewöhnlich in mehreren Varianten. So habe ich von der zum 2. Februar (Mariä Lichtmeß) gehörigen Regel fünf verschiedene lateinische Fassungen vorgefunden. Von dieser Regel, die besagt, daß, wenn an Mariä Lichtmeß die Sonne scheint, es nachher kälter als vorher sein wird, gibt es in Frankreich und in Spanien sogar mehr als zwanzig verschiedene Fassungen in der Landessprache. Die lateinischen Regeln sind ins Volk natürlich nicht direkt gedrungen, aber durch die Mitglieder der Orden, die überall hin verschickt wurden, haben sie innerhalb des Geltungsbereiches der christlichen Kirche Verbreitung gefunden, und sie sind sodann auch in

Übersetzungen dem Volke bekanntgeworden. Auf die Weise erklärt sich zum Teil die große Übereinstimmung und Ähnlichkeit der volkstümlichen Wetterregeln in großen Teilen Europas.

Wenn sich nun auch volkstümliche Wetterregeln in sehr alten Handschriften nicht nachweisen lassen, so müssen sie doch schon frühzeitig existiert haben, wie die Werke einiger mittelalterlicher Schriftsteller beweisen. Einen ersten Beweis dafür liefert die älteste selbständige Schrift über die Wettervorhersage: das Opusculum repertorii pronosticon in mutationes aëris, das ohne Angabe des Verfassers zuerst 1485 von dem Deutschen E. Ratdolt in Venedig gedruckt wurde, aber schon um 1330 von Firmin de Beauval, einem Angehörigen der Diözese Amiens, geschrieben worden war. Es wird darin von den Wetterzeichen des Volkes (signalia vulgi) und von der Vorhersage der Landleute (pronosticatio rusticorum) gesprochen. Aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts liegt ein Zeugnis vor in der Schrift „Compilatio ... de astrorum scientia", die in einigen Handschriften einem Leupoldus filius ducatus Austriae, in anderen einem Leupoldus filius ducis Austriae als Verfasser zugeschrieben wird. Im sechsten Abschnitt (De mutatione aëris) wird mit den Worten „agricolae dicunt" auf Bauernregeln hingewiesen. Noch früher, nämlich um 1250, wird ihrer von Albertus Magnus in seinem Werke „De passionibus aëris" mehrfach gedacht. Da ist besonders interessant die Erwähnung einer volkstümlichen Wetterregel (pronosticatio rusticorum), daß im Winter, wenn die Kälte nachläßt, Schnee zu erwarten steht, außer wenn die Wolken dunkel sind. Wie die Regel wirklich gelautet haben mag, geht aus dem lateinischen Text natürlich nicht hervor; es war mir aber interessant, feststellen zu können, daß der bereits genannte Leonhard Reynmann diese Stelle offenbar gekannt, sie in deutsche Reime gebracht und unter seine „Pauren regel" aufgenommen hat:

„Wenn sich die kellt im wintter lindet,
als bald man schnees empfindet.
Es seyen dann dunckel wolken dabey
so sag, das es ain Regen sey."

(Nach der Ausgabe: München 1510.)

Aus diesen Textstellen mittelalterlicher Schriften glaube ich schließen zu dürfen, daß die volkstümlichen Wetterregeln (regulae rusticorum) im 13. Jahrhundert nicht etwa ganz Neues, eben Entstandenes waren, sondern daß sie damals schon lange existierten. Direkte Beweise dafür aus älteren Werken liegen allerdings nicht vor; denn Schriftsteller des 7. und 8. Jahrhunderts, die von der Vorhersage des Wetters sprechen, geben immer nur Auszüge aus der Naturgeschichte von Plinius, die im ganzen Mittelalter eine große Rolle spielte, ehe man im 12. und 13. Jahrhundert auf dem Umwege über das damals arabische Spanien mit den griechischen Schriftstellern, insbesondere mit Aristoteles, bekannt wurde.

Es erscheint mir am wahrscheinlichsten, daß in Anlehnung an die lateinischen Hymnenverse der Kirche und nachdem im 9. Jahrhundert durch Otfrieds Evangelienbuch der Reimvers in Deutschland endgültig eingebürgert war, auch die ersten gereimten Wetterregeln gebildet worden sind. Ihr Inhalt rührte vom Landmann, ihre Form meist von einem Gebildeten, einem Geistlichen, her. Sie erhielten sich durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, und sie wurden vermutlich zunächst von niemandem, auch von der Geistlichkeit nicht, aufgeschrieben. Diese hatte aber ein Interesse daran, die Regeln und alle aus heidnischer Zeit überkommenen volkstümlichen Wetteranschauungen an die Heiligen der christlichen Kirche anzuknüpfen, die im Kirchenkalender ungefähr zur selben Zeit ihren Tag hatten. Die Fassung mancher Bauernregeln läßt auch darauf schließen, daß der Tag der Heiligen

nicht bloß zur Zeitbestimmung diente, sondern daß dem Heiligen selbst ein gewisser Einfluß auf die Gestaltung des Wetters zugeschrieben wurde, genau so, wie in den alten griechischen Steckkalendern (Parapegmen) die Auf- und Untergänge gewisser Sterne, die ursprünglich nur die Zeit angeben sollten, später für die Erscheinungen selbst verantwortlich gemacht wurden. So erklärt es sich, daß fast die Hälfte aller volkstümlichen Wetterregeln an die Heiligen des christlichen Kalenders anknüpft. Wie groß ferner der Einfluß der christlichen Kirche bei der Bildung der an einzelne Tage gebundenen Regeln gewesen sein muß, geht auch daraus hervor, daß für die Dauer der Wirkung eines Lostages auf die nachfolgende Witterung mit Vorliebe eine Zahl von Tagen genommen wurde, die auch in der Bibel häufig vorkommt und die deshalb als heilig galt, nämlich die Zahl 40, die nach den Untersuchungen von W. H. Roscher in Glaube, Brauch und Schrifttum der Semiten eine besondere Rolle spielte. Wir finden dieselbe Zahl 40 in den Bauernregeln, die sich auf das Wetter an einem Dutzend von Lostagen beziehen. Gewöhnlich besagt die Regel, daß das Wetter 40 Tage lang so bleibt, wie es am Lostage selber war.

Der Inhalt der Bauernregeln allgemeiner Natur, die nicht an bestimmte Tage gebunden sind, stammt hauptsächlich schon aus dem Altertum und ist durch die christliche Kirche kaum beeinflußt worden. Er wurde bei der Berührung der Völker untereinander zum Teil mündlich überliefert, zum Teil durch die Schriften der Griechen und Römer in den Kreisen der Gebildeten eingebürgert. Auf diesem Wege dürfte es auch bekannt geworden sein, daß beide Völker schon Bauernregeln besaßen.

Aus altrömischer Zeit scheint sich nur eine einzige volkstümliche Wetterregel erhalten zu haben. Macrobius, ein Schriftsteller des 4./5. Jahrhunderts nach Christi Geburt, überliefert sie als ein „rusticum vetus canticum" aus einem ganz alten Liederbuch:

hiberno pulvere verno luto grandia farra, camille, metes;

auf Deutsch etwa

Winterstaub und Frühjahrsregen
Bringt, Camill, dir Ernteſegen;

sie hat eine Parallele unter den deutschen Bauernregeln, nämlich:

Märzenstaub, Aprillenregen
Kommt dem Bauer sehr gelegen.

Diese altitalische Regel, deren Form man jetzt als rhythmische Prosa bezeichnet, verrät schon eine Eigentümlichkeit in der Fassung vieler Wetterregeln, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es wird nämlich häufig nicht direkt von der meteorologischen Erscheinung gesprochen, sondern von deren Wirkung: statt Regenmangel steht Staub, statt reichlichem Regen Kot. Von modernen diesbezüglichen Beispielen seien folgende drei nichtdeutsche genannt:

March dust to be sold
Worth ransom of gold,

Märzstaub ist Gold wert, sagt der Engländer.

A Noël au balcon,
A Pâques au tison,

zu Weihnachten auf dem Balkon, zu Ostern am Kamin, heißt es im Französischen. Und eine spanische Regel lautet:

Hasta pasado Mayo,
No te quites el sayo,

bevor der Mai nicht vorüber ist, lege den Kittel nicht ab.

Etwas zahlreicher sind die uns erhalten gebliebenen Beispiele von griechischen gereimten Wetterregeln. Bei Plutarch (De primo frigido) finden wir eine solche

in jonischem Dialekt, die vermutlich aus dem nördlichen Teil des jonischen Sprachgebiets stammt:

„Wenn der Südwind den Nordwind zum Kampf herausfordert, wird es sogleich schneien." Sie paßt auch jetzt noch auf die Witterungserscheinungen am Bosporus und im nordwestlichen Kleinasien. Wenn eine barometrische Depression nördlich davon in westöstlicher Richtung über das Schwarze Meer hinweggezogen ist, stellen sich auf der Rückseite der Depression kalte Winde aus dem Nordwestquadranten ein. Die am Boden liegende kalte, schwere Luft schiebt sich keilförmig unter die warme, feuchte Südluft und zwingt sie zum Aufsteigen. Dabei kühlt sich diese ab und läßt Niederschläge herausfallen, die in der kalten Jahreszeit in der Form von Schnee auftreten. Hätten die alten Griechen diese moderne Auffassung des Vorgangs gekannt, so würden sie nicht gesagt haben, daß der Südwind den Nordwind zum Kampfe herausfordert, sondern umgekehrt, denn der letztere ist der ein- und angreifende Teil, während der Südwind sich mehr passiv verhält.

Die ergiebigste Quelle für griechische volkstümliche Wetterregeln ist die Schrift Problemata, die gewöhnlich dem Aristoteles zugeschrieben wird, wahrscheinlich aber erst der „nächsten nacharistotelischen Periode" angehört. Da finden wir im Abschnitt XXVI z. B. folgende Regeln:

Nach Reif folgt gern Südwind.

Nordwind, der bei Nacht entsteht,
Bis zum dritten Tag vergeht.

Wenn der Nordwind den Schmutz fest macht, ist der Winter da.

Auf sich ziehen, wie der Nordostwind die Wolke (heraufzieht).

Während die zitierte altitalische Wetterregel eine echte Bauernregel ist, die sich auf den Ausfall der Ernte bezieht, nehmen die griechischen meist auf die Winde Bezug, d. h. es sind eigentlich Schifferregeln bzw. Seemannssprüche. Das erscheint bei dem alten und intensiven Betrieb der Schiffahrt durch die Griechen durchaus begreiflich. Im Grunde entsprangen sie natürlich demselben Bedürfnis und atmen denselben Geist, wie die auf die landwirtschaftlichen Verrichtungen bezüglichen Wetterregeln.

Die angeführten griechischen Wetterregeln stammen aus Schriften des 4. und 3. Jahrhunderts vor Christi Geburt, sie sind aber natürlich viel älter und mögen vielleicht in eine Zeit hinaufreichen, in denen Hesiods „Werke und Tage" die ältesten griechischen Wetterzeichen überliefert. Deren Ursprung aber haben wir in den ersten Anfängen der menschlichen Kultur zu suchen. In jenen entlegenen Zeiten war der Mensch, der sich als Jäger oder Ackerbauer vorzugsweise im Freien aufhielt, vom Wetter mehr abhängig, als wir es jetzt sind, und er wurde dadurch von selbst dazu geführt, auf die atmosphärischen Erscheinungen zu achten. Er tat es natürlich nicht, um die Gesetze der Atmosphäre zu erforschen, sondern um sich Vorteile zu verschaffen. Er wollte lernen, das Wetter vorauszusehen, um sich gegen dessen Unbilden zu schützen und das für seine Unternehmungen günstige Wetter auszunützen. Die so gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen vererbten und vermehrten sich von Geschlecht zu Geschlecht und bildeten schon frühzeitig einen festen Bestandteil im Wissen des Volkes. Es war die volkstümliche Wetterweisheit, die, wie wir sahen, heute noch fortlebt und wohl für alle Zeiten Bestand haben wird. Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß unsere volkstümlichen Wetterregeln ein uraltes Erb- und Wandergut sind. Ihr Inhalt ist zu einem großen Teil derselbe geblieben wie im Altertum, zum Teil auch ihre Fassung; diese hat aber durch die christliche Kirche vielfach eine starke Beeinflussung erfahren.

Ich will nun noch einiges über den Wert und die Richtigkeit der Bauernregeln hinzufügen. Darüber ist schon viel und auch gerade bei uns in Deutschland ge-

schrieben worden. Meistens wird ihnen von den Meteorologen jeder Wert abgesprochen. Ich bin aber der Meinung, daß die Mehrzahl der Autoren den Bauernregeln insofern nicht ganz gerecht geworden ist, daß sie diese zu wörtlich genommen und daß sie sich nicht genug in den Geist der in ihnen enthaltenen Volksweisheit zu versetzen gewußt haben. Man muß meines Erachtens sowohl die Zeitangaben als auch den Inhalt der Regeln freier deuten. Diesen liegt sicherlich eine tausend- und abertausendmal wiederholte Beobachtung zugrunde, die aber sehr häufig falsch aufgefaßt und unrichtig gedeutet wurde, bisweilen aber doch genügend sicher erkennen läßt, um was es sich eigentlich handelt. Der gemeine Mann kann natürlich nicht, wie ein Naturforscher, genau beobachten, und er versteht auch nicht, das Beobachtete genau wiederzugeben.

Wenn z. B. in der Bauernregel „Grüne Weihnachten — weiße Ostern" die Zeitbestimmung so wörtlich aufgefaßt wird, daß das Wetter an diesen beiden Feiertagen einander gegenübergestellt wird, so widerspricht das dem Geist der Volksweisheit. Beides sind allgemein gehaltene Zeitangaben, und die Regel will nur besagen: wenn mitten im Winter kein richtiges Winterwetter herrscht, dann gibt es einen Nachwinter, und das trifft häufig zu.

Der Glaube an die sogenannten „Eisheiligen" (Mamertus, Pankratius, Servatius; 11. bis 13. Mai) ist aus der Beobachtung hervorgegangen, daß es im Mai häufig Kälterückfälle gibt. Zur zeitlichen Bestimmung des Eintretens solcher Temperaturrückschläge wurde in jenen frühen Zeiten, in denen es noch keine genaue Methode der Datierung gab, der nächstliegende passende Tag eines Heiligen im Kirchenkalender genommen. Deren gab es aber in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nur wenige, so daß die Zeitbestimmung wieder nur eine angenäherte sein konnte. Man darf deshalb aus der Regel nicht schließen, daß gerade der 11., 12. und 13. Mai Frostgefahr bringen, sondern nur so viel, daß man sie im Laufe des Monats Mai erwarten kann.

Bei der an den Siebenschläfertag (27. Juni) anknüpfenden Bauernregel liegt wahrscheinlich die Erfahrung zugrunde, daß Ende Juni in Deutschland die Hauptregenzeit anfängt, die sich gewöhnlich bis zum August hinzieht. Wörtlich aufgefaßt ist die Regel natürlich falsch; denn sieben Wochen hintereinander hat es noch nie geregnet. Wird sie aber so gedeutet, daß von Ende Juni ab längere Zeit hindurch häufig Regen zu erwarten steht, so trifft sie in vielen Jahren zu.

Bei solcher und ähnlicher liberaler Auffassung der volkstümlichen Wetterregeln wird man finden, daß in manchen doch ein guter Kern steckt. Andererseits muß aber auch zugegeben werden, daß sich viele solche Regeln selbst bei freiester Ausdeutung als unbrauchbar und ganz töricht erweisen. Am meisten Wert haben die nicht an einen bestimmten Tag geknüpften allgemeinen Wetterregeln, die gewöhnlich die sogenannten natürlichen Wetterzeichen am Himmel, in der Luft, in den Wolken verwerten, unsinnig dagegen sind diejenigen Regeln, die das Wetter eines einzelnen Tages (Lostages) oder eines Jahresabschnittes als maßgebend annehmen für dasjenige eines späteren Zeitraumes. Das ist nichts als Wetteraberglaube, der aber, wie aller Aberglaube, in den Vorstellungen des Volkes außerordentlich fest wurzelt. In zwei Fällen ist es mir gelungen, das hohe Alter solchen Wetteraberglaubens zu erweisen.

In ganz Europa wird in Volkskreisen den sogenannten „Zwölften", d. h. den zwölf Tagen und Nächten, die man ursprünglich mit dem Jahresanfang, später aber unter dem Einfluß der christlichen Kirche mit dem Weihnachtsfest beginnen ließ, eine große prognostische Bedeutung beigelegt. Die Witterung dieser zwölf Tage soll nämlich mit derjenigen der zwölf Monate des folgenden Jahres übereinstimmen. Dieser Wetteraberglaube, der den Hauptbestandteil der Bauernpraktik bildet, läßt sich durch

die gedruckte Literatur rückwärts bis ins 15. Jahrhundert verfolgen; noch früher findet man ihn in zahlreichen Handschriften bis zurück ins 9. Jahrhundert. Auch dem im 8. Jahrhundert lebenden schottischen Kirchengelehrten Beda Venerabilis ist er nicht unbekannt, und das im 6. Jahrhundert entstandene byzantinisch-griechische Sammelwerk über den Landbau, die „Geoponika", lehrt uns, daß schon Demokrit, der dem 5. vorchristlichen Jahrhundert angehört, ihn in etwas anderer Form kannte. Lernen wir nun noch von den Sanskritisten, daß vedische Texte die „zwölf Nächte" gleichfalls kennen und als Sinnbild des darauffolgenden Jahres auffassen, so erscheint es höchst wahrscheinlich, daß dieser Wetteraberglaube uralten indogermanischen Ursprungs ist. Die europäischen Völker haben ihn aus der gemeinsamen Urheimat mitgebracht. Aber nicht bloß westwärts von Indien hat er sich ausgebreitet und erhalten, auch nach Osten ist er gewandert; denn noch heute wird in einem Teile Chinas in der Neujahrsnacht ein Brauch geübt, der der indogermanischen Vorstellung über die prognostische Bedeutung des Wetters am Jahresanfang vollständig entspricht.

Ein anderer Wetteraberglaube führt uns nach Alt-Babylon als Ursprungsstätte. In vielen europäischen Volksbüchern früherer Zeit und in dem in Schweden heute noch gedruckten Jahrmarktsbüchlein „Sibyllae Prophetia" finden sich Prognosen für die Witterung und die Fruchtbarkeit des ganzen Jahres, gezogen aus dem Donner am ersten Tage der einzelnen Monate. Diese „signa tonitrui" lassen sich in Handschriften aller Nationen Westeuropas bis tief ins Mittelalter zurückverfolgen; sie wurzeln in der reichen Literatur der Gewitterkalender oder Brontologien, an deren Abfassung im 4. und 5. Jahrhundert selbst byzantinische Kaiser beteiligt waren und die eine ungeheure Verbreitung gehabt haben müssen. In einem darauf bezüglichen Kapitel der schon erwähnten „Geoponika" wird diese Lehre dem Zoroaster zugeschrieben. Wenn auch dieser wohl nicht der eigentliche Urheber der Lehre gewesen sein wird, so deutet doch sein Name die geistige Sphäre an, der sie entstammt, nämlich den Orient. Und in der Tat liefert die assyriologische Literatur Beweise dafür, daß dieser Gewitteraberglaube chaldäischen Ursprungs ist.

Das dritte Reich des Paracelsus

Roman

von

E. G. Kolbenheyer

(Fortsetzung)

Frena Bumännin war schon von einer frommen Schar umgeben, als sie nach Buch kam, das bei Tablat liegt und ehedem zum Gottshus gehörte. Dort sollte unlängst der Täufer Lienhard Wirt aus dem Doggenburgischen zugezogen sein, um Leinwand weben zu lernen, was im Oberdeutschen nirgends besser gelernt sein konnte, als in und um Sankt Gallen.

Frena Bumännin trat in das fremde Haus ein und ging zur Fallucke, von der die Steige zum Webkeller niederführt. Sie rief hinab:

„Lazarum, Lazarum, ich beschwör dich bi der höchsten Kraft Gotts, daß du heruf kummst und folgest mir nach!"

Da hielt das Klappen der Trittbretter an, und eine Stimme bebte aus der Tiefe:

„Was willtu, Herr, daß ich soll tuen?"

„Steig herus us dinem Totenbom des ird'schen Handwerks, fahr us us dinem Weltgrab und folge mir."

Die Hausleute waren von Stall und Holzblock herbeigelaufen, ein Mann und ein Weib, beide schon weißhaarig. Sie drängten durch den Kreis der Täufer, aber sie wagten nichts, denn die Täufer umstanden das prophetische Weib mit inbrünstigen Gebärden und heilsbegierigen Mienen, daß es wie eine unsichtbar strömende Flut von ihnen ausging und allen Widerstand zurückdämmte. Zudem waren die beiden alten Leute an dem bedeutsamen Wesen des Lehrlings Lienhard Wirt schon stutzig geworden.

Ein blasses, bewegtes Gesicht tauchte aus der Lucke.

„Bist du es, Herr?"

Da schrie Barbara Mürglin, die von Frena Petrus benannt worden war, hell auf und wies mit beiden Händen gegen Frena Bumännin:

„Wahrlich dieselb ist der Suhn Gotts, des will ich zügen . . ."

Und sie stürzte unter einem wilden Zucken hin, als wäre sie von der fallenden Sucht geworfen. Ihr Gesicht wurde blaurot, Hals, Brust und Leib schwollen ihr, die Arme verrenkt, die Hände verkrampft, bäumte und wand sich das Mädchen über dem Estrich.

Durch dieses Zeugnis erhöht, leuchtenden Blicks, taumelte der Gerufene die letzten Stufen hinauf. Er kniete neben dem durchschütterten Körper nieder. Und auch die anderen Täufer umdrängten die von Gott in das Sterben Geworfene. Sie nannten es Sterben. Die rauhen Antlitze waren freudig durchglüht, und sie zitterten alle, die Arbeitshände, die ausgestreckt über der qualvoll Verzückten hingen. Nur Frena Bumännin stand wie ein Steinbild zu Häupten der Zeugenden und nahm das Glaubensopfer an.

Der Krampf wuchs schnell. Das Gesicht der Mürglin glänzte von fließendem Schweiß, vor ihrem Munde stand Schaum, an ihren Augen sah man nur das Weiße.

Die Hausleute hatten wohl schon vom täuferischen Sterben gehört, das da und dort im Lande die Herzen erschütterte und bezwang, allein der grauenvolle Anblick erschreckte sie dermaßen, daß sie vor dem gläubigen Rausche der anderen bewahrt blieben und nur mehr den Trieb zu helfen fühlten. Sie zwängten sich zwischen die Befallene und deren Genossen, lösten mit hurtigen Fingern den Gürtel, die Schnüre. Wie die Flanken eines gehetzten Tieres schlug die befreite Brust unter ihren Händen.

Und sie mochten zur rechten Zeit geholfen haben. Der Kopf der Barbara Mürglin sank schlaff zur Seite, der Krampf schien in schwache und schwächere Wellen zu verlaufen. Aber die Täufer hielten noch immer die Hände gestreckt, ihre Augen brannten noch dürstend, und eine Begierde lag auf den Erregten mehr grausam als fromm. Allein der Zustand steigerte sich nicht mehr, er löste sich unter den Händen der Helferin, die mit dem Zwilchschurz das übernäßte Gesicht trocknete. Barbara Mürglin sank in einen ohnmachtstiefen Schlaf.

Man trug sie aufs Bett. Die beiden Alten mußten sich darein finden, daß die ganze Schar bei der Erschöpften blieb, und es mochten während des Sterbens noch etliche hinzugewachsen sein, die sich von Haus zu Haus durchgefragt hatten.

Die Stube war voll Menschen, und alle schwiegen feierlich. Wo immer sie lehnten, hockten oder auf dem Boden lagerten, ihre Blicke hingen an der Prophetin, die ihnen für diese Stunde der inbrünstig erlebte Heiland war. Eingeschüchtert hatten sich die Hausleute in den Herdwinkel zurückgezogen. So mächtig aber wirkte die gespannte Stille dieser aller, die schlichte Leute ihres Schlages waren, doch auf sie, daß die Frau ein Paternoster aus dem Busen zog und leise zu beten begann.

Es war inzwischen Nacht geworden. Das Herdfeuer leuchtete ihnen. Es wurde

von einem Manne bedient, der mitgekommen war, den aber keiner kannte. Er war kleiner als sie alle, nicht eben täuferisch angetan, auch trug er ein Schwert mit goldenem Knauf.

Niemand wagte ein erstes Wort. Das Schweigen in dem menschenerfüllten Raume wuchs und wurde schwer. Frena Bumännin saß, in sich verloren, am Fußende des Bettes. Sie war es, wovon das Schweigen ausging, sie war die drückende Stille körperhaft: als strecke sie jedem eine Hand in die aufgebrochene Brust, als taste sie von dem Herzen weiter und drosle die Kehlen. Ein schluchzendes Seufzen regte sich wohl, da und dort auch ein Stöhnen, und das löste die Stille nicht, es mehrte sie nur, verdichtete sie. Einzelne wanden sich leise unter kaum verhaltener Gewissensnot, sie preßten ihre gefalteten Hände gegen Brust und Stirn.

Und war es nun, daß dieses einen Täufers verhaltene Klage — er stand aufgereckt an einer Längswand — den besonderen Laut gefunden hatte, oder war allen aus der richtungslosen, kaum mehr ertragbaren Benommenheit durch einen reif und fällig gewordenen Willenstrieb irgendwoher der Seelenstoß gegeben: ihre Augen, ihre Herzen, ihrer Wesen äußerste Selbstbehauptung kehrten sich dem einen zu, der an der Längswand hoch aufgereckt stand, der seinen Kopf zurückgeworfen und die Arme hinter dem Rücken gekreuzt hatte, als sei er mit Hals und Händen angeschmiedet. Er mußte Stimme werden, aus tiefster Herzensnot die Stummheit brechen. Und er sah die andern nicht, starrte in die niedrige, verräucherte Decke, wußte nichts davon, daß sich ihm alle zukehrten und das erste Opfer forderten. Er wußte nur, daß er, von Sünden mürb, von Schuld zerfressen, jetzt oder nie heil und rein werden konnte.

So schlug es in ungelenken, klagenden Worten aus ihm hervor. Er beichtete, wie er — jung noch an Jahren — zu Trier mit seines Meisters Weib schandbar gebuhlt und so die Ehe gebrochen habe. Niemand als er und jenes Weib, wenn es noch lebe, wüßte von der Sünde. Er habe sie im Innersten seiner Brust begraben, habe heidnisch seine Schuld dem lieben Gott und Sant Antoni mit Wachskerzen abzuhandeln gesucht und noch vor Jahren sechs eine Wallfahrt zu dem Einsiedeler Holzgötzen getan, ohne der eigenen Ehefrau zu bekennen weshalb, vielmehr schändlich und ehrlos geringe Sündenschuld vorgegeben. Er schlug, als er bekannt hatte, schluchzend die Hände vors Gesicht und fragte laut, ob ihm vergeben sei.

Aus der Andacht hob sich ein Gemurmel unter ihnen, die ihn so wohl kannten und nun sahen, daß sie ihn nie erkannt hatten. Sie waren tief ergriffen von seiner Reue. Es kam ihnen aus dem Herzen, da sie ihm sagten:

„Wohl dir! Wohl ist dir vergeben, Bruder! Durch den Touf und Buß ist dir vergeben, durch den Touf. Da du glaubest und getoust bist."

Einer war da, der hieß Thomas Schugger, und er war von Mühlegg ober den Mühlen, die hinter dem Buch liegen, gegen Abend herabgestiegen, um in Sankt Gallen bei einer Hochzeit aufzuspielen, ein Lautenist. Als er aber der Frena Bumännin und ihrer Schar begegnete, ließ er sein Gewerbe und folgte ihr. Thomas Schugger war unter den Täufern weitum bekannt, denn er verstand zu predigen, wenn es ihn überkam. Von der Selbstaufopferung dieser Beichte und der innigen Bewegtheit aller begeistert, griff er nun in sein Instrument und spielte feierliche Akkorde zu dem Gemurmel der Brüder, so daß sie vor Heiligung schauderten, als seien sie mit dem einen, der zuerst gesprochen hatte, zugleich erlöst. Fast freudig trat einer nach dem anderen in die Mitte, Mann und Weib, und bekannte des Lebens Schuld. Sie wußten sich alle bloß. Eine neue Gemeinschaft setzte sie über jede andere hinweg. Wie waren sie ehrlich und wohlgelitten gewesen in ihrem Weltleben, darin ein jeder vor dem nächsten in Schafskleidern einhergeht, innen aber ist er ein reißendes Tier! Nun traten sie heraus aus dieser Welt und schüttelten die wölfischen

Kleider von sich. Und sie beichteten vor ihren Brüdern Sünden und hörten aus dem Munde der Brüder Sünden, die ihrer keiner vor der Welt bekannt hätte, und hätte man ihn mit feurigen Zangen gepfetzt. Kaum daß sie ein Ende fanden.

Als viele so zur Gemeinde gesprochen hatten, und manche Absolution erteilt war, traten sie noch einzeln zueinander und flüsterten von dem teuflischen Elend ihrer Kreatur. Auch solche waren unter ihnen, die ein Zeichen der Buße suchten, und sich vor dem Ärmsten niederwarfen, auch vor dem, der eine größere Sünde trug als sie, und ihn baten, er möge seinen Fuß auf ihren Nacken setzen, oder ihnen einen Backenstreich geben und sie bespeien. Über all dem aber zitterten die feierlichen, tiefen Akkorde des Lauteniſten Thomas Schugger, der zu Füßen der Frena Bumännin saß.

Sie hatte seither, unbewegt von den Gefühlswogen, die sie umdrängten, geschwiegen, und doch wußten alle, daß sie allein es sei, woraus sich das Überwältigende in die Herzen und durch die Herzen hindurch ergoß.

Während der Beichte war Barbara Mürglin erwacht. Da nun die Stimmen der einzelnen im allgemeinen Bußgeflüster verloren gingen und nur mehr die Lautenklänge über dem Gemurmel schwebten, wie der Geist Gottes über den Wassern, begann die Mürglin mit einer singenden Stimme von den Himmeln zu zeugen, darin sie entrückt gewesen war. Allmählich gewannen die Bußbegeisterten Gehör für sie und verstummten gleich dem Rauschen eines Waldes, wenn ein leiser Wind sich legt, als wiche er dem Liede einer Amsel. Die Mürglin redete lange in einer sanften Verzückung, ihr Lächeln teilte sich den andern mit. So schien das tiefgerührte Gemeingefühl der Täufer in eine unschuldsvolle Kindlichkeit aufgelöst, da verriet Frena Bumännin — zuerst wohl nur durch die Unruhe ihres Blickes und das Zucken ihres Mundes, dann aber mit immer heftigeren Bewegungen des Kopfes und der Hände — wachsenden Unwillen. Endlich fuhr sie auf.

„Bis still, Peter, was willtu im Himmel gewest sin, da des Menschen Suhn uf Erden wandlet und muß zur Höllen fahrn! Du sollt mir in minen Himmel nit inschlaufen, eh dann ich in der Höllen bin gewest!"

Barbara Mürglin sprang erschrocken von dem Bette, und die Täufer, aus den lieblichen Gesichten gerissen, starrten die Prophetin an.

„Was stehnd ihr all und habet üer tusam Lugenmäntli umbtan, meinend nu sige die Buß beschechen und gar! Ihr heimlichen Huren und Buben! Seid ihr nüt spidelnackend gesein vor minem Aug in ürer Sünden Blöße? Ziehet us üer artlich Lugenkleid! Seind nackend! Des Menschen Suhn willt grausam zur Höllen fahrn! Ich muß den Antchrist gebärn!"

Sie winkte der Barbara Mürglin.

„Petrum, du sollt mich nackend usziehn!"

Das Weib des Toman Imboden war den täuferischen Ereignissen bisher in einem Gefühlsnebel gefolgt, der sie des eigenen Wesens vergessen ließ. Die letzten schreienden Worte der Frena hatten sie wachgerüttelt. Und als sie sah, daß ihrer Magd Juppe und Kittel gelöst wurden, überkam sie brennende Scham. Sie war ihres redlichen Toman Imboden Hausehre, und auch die Magd gehörte zum Hause. Verwirrt sah sie ringsum die Sonderbaren und gewahrte erst jetzt den Knecht Heini. Hastig wandte sie sich an ihn und rüttelte ihn; auch er schien zu kämpfen. Da sie seinen angstvollen Blick erkannte, wurde sie ihrer selbst völlig mächtig. Sie hielt den Knecht mit der Linken und winkte Frena zu.

„Frena! Frena! Laß gan! Laß din Jüppli an! Bis sittig, ein Jungfrouen! Tu dir nüt selblich ein Schmach!"

Und sie drängte den Knecht: „Heini, kumm! Heini, los mir zu! Kumm, kumm!

Es muß spat sin . . . kumm, wir gangend, Heini, wir bringend sie nach Hus, dann sie ist nüt bi ihr!"

Aber Frena rief: „Hört ihr? Hört! Also widerbellet das Höllentor und willt des Menschen Suhn nit lassen infahrn, dann sin Blößen sprenget die Höllen gar. Also krischet das Höllentor in sinen tüflischen Anglen!"

Heini, der Knecht, stieß die Meisterin mit einer taumelnden Bewegung von sich. Er sah, trunkener als die anderen, auf den weißen Leib, der aus dem groben Unterkleide zu steigen schien, wie der Mond aus einer Wolke. Die Bangigkeit der Meisterin mehrte sich mit jedem Atemzuge, ihr war, als fiele sie aus einem Traume in den andern. In ihrer Not lief sie zu den Hausleuten und flüsterte auf beide ein. Doch es stand ein alter Täufer daneben, der nannte sie eine Heidin und mahnte, auch der Kunrad Grebel habe gesagt: ‚Willtu mit mir handlen, so kumm zu mir nackend.'

„Der Grebel hat die Tauf gemeint, die Tauf", gab der kleine Mann dawider, der das Feuer wach hielt. Er blickte dabei so ruhig und strich gelassen den runden Bart, daß der Greis aufloderte.

„Touf alò nüt Touf, ist glich! Der Heiland willt in Höllen infahrn, was tuet ihme dabi ein Jüppli not! Du sollt also auch nackend in die Höll fahrn!"

Da blieben die Hausleute still, denn der Zornige war ein ehrlicher Mann und sonst als gerecht bekannt in seinem Wort und Tun. Also fühlte des Toman Imboden Ehweib bitter, daß sie allein aus der Gemeinde gefallen war. Sie schlich bekümmert in die Nacht hinaus.

Frena Bumännin saß hochgereckt auf dem Bettrande, ihre Augen hielten die Täufer. Wie zwei Falken, die über einem blühenden Lande kreisen und das Hühnervolk unter Busch und Dickicht ducken, so schweiften ihre Augen ober ihrem nackten Leibe und duckten die Gedanken, daß keiner sich schändlich an sie wage.

„Sehet umb mich als einer Sunnen fürig Flammen — glitzernder dann die Sunn des Tags! Sehet ihr nüt? Ihr sollt sehen, und üer Augen sollend zwinzerlen vor dem glanzigen Glast, sunst müsset ich üer toub und verdomlet Gesicht verderben!"

Sie rief es laut und drohte ihnen mit beiden Armen. Die meisten erschraken sehr und blinzelten, sie sahen den hellen Schein, und hätte man sie des anderen Tags auch darüber verhört, sie hätten den Flammenschein bezeugt und auf ihr Zeugnis sterben wollen.

„Weh, mine Füeß, brennend vor Kälti! Stahnd uf des Monds Schneefüer beid. Der Mond ist ein Füer und glich einem Frost, der ist ein Glanz und dem Glanz des Schnees glich. O weh, als frierend min Füeß!"

Es jagte ein Schauder über ihren Leib. Doch sie schwang sich aus dieser Erniedrigung himmeltrunkenen Blickes empor, ihr Gesicht leuchtete wieder, die Stimme wurde sanfter.

„. . . und staht ein Himmelskron ob minem Houpt, zwölf Stern, so spielend lustig im Louf, die will ich ob minem Houpte liden. Und werfend ein sanften Glanz von ihn'n, darein ich ganz inwachsen bin . . . O min Lib, was willtu so schwer, so schwer!"

Sie schrie gellend, sie wand sich in Schmerzen.

„Ich muß ihn gebärn, ich muß den Suhn gebärn!"

Den roten Drachen der Offenbarung Johannis sah sie vor sich, den Drachen mit sieben Häuptern und zehn Hörnern, der den dritten Teil der Sterne mit seinem Schwanz ergreift und auf die Erde wirft. Und der Drache sperrte den Höllenrachen, daß er das Kind fräße. Ihre Qual war so groß, ihr ganzer Leib so bildhaft in allen seinen Regungen, daß die Täufer vor Entsetzen zitterten.

Da brach sie plötzlich ab. Eine neue Verklärung.

„Nu ist der Suhn geborn! Heilig, heilig! Ich bin us Gott geborn, und das

Weib Gottes ist in die Wüsten entschlouft vor dem Drachen. Ich bin, der üch soll weiden mit er isern Ruten. Dann ich bin der Weg und die Wahrheit!"

Die Posaunen der sieben Engel schmetterten über ihnen. Das nackte Weib fuhr in die Hölle. Der Donner des jüngsten Gerichtes umtoste die Ohren, und die Augen waren ihnen voll von den furchtbaren Gesichten. Die Verzückung hatte sich aller so tief bemächtigt, daß die Prophetin nur mehr Einzelworte, zusammenhanglos und oft nach langem, lautlosen Kampfe, auszustoßen brauchte, um die entselbsteten Menschen von einem Entsetzen in das andere zu reißen. Der Stoß der fünften Posaune wurde in ihnen Leib und Leben: Menschen werden den Tod suchen und nicht finden.

Aber das Übermaß mußte die gejagten Seelen erschöpfen. Es gab etliche Täufer, die mit gespreizten Beinen auf dem Boden saßen, gegen die Wand gelehnt, die Arme aufs Estrich gestemmt, und, aus halbgeöffneten Mündern schwer atmend, den Blick in tödlicher Ermattung an das Weib verloren. Andere knieten, saßen oder sie lagen bäuchlings mit aufgestütztem Kopfe und weinten leise, murrten matt und leise vor sich hin, ächzten unter dem Banne, der über sie das erstickende Gewölk hinwegwälzte.

Nur zwei schienen noch ihrer selbst mächtig: der kleine Mann mit dem Schwerte, der das Feuer wach hielt und gespannt einer jeden Bewegung folgte, und der andre: Thomas Schugger, der Lautenist.

Eine widerliche Unersättlichkeit zitterte aus dem jugendlichen Menschen, doch schien seine Erregung, so leidenschaftlich sie war — er griff zuweilen Akkorde in der Luft, ohne die Saiten zu berühren — zu sein, um noch von den übermannten Brüdern aufgenommen zu werden. Und dieser Thomas Schugger brach ein Schweigen, unter dem Frena Bumännin nach ihrem nächsten Schrei rang. Mit einer gepreßten, fistelnden Stimme sagte er, nicht zu laut, aber jagend:

„Soll einer des Todes sterben, sin lebend Blut usgießen unde versprützen." Und er lächelte dabei aus einem erblaßten Gesichte.

Das weckte, ließ den Atem stocken, die Haut erstarren. Auch der Mann mit dem Schwerte trat einen Schritt in die Stube.

Frena Bumännin richtete sich langsam auf, suchte von einem zum andern, las den tiefen Schrecken aus den Augen. Sie spürte, wie allen das übermannte, aufgejagte Herz in die Kehlen schlug, und wuchs über Menschenmaß hinaus.

Die Gemeinde wartete aufgereckt.

Dann sah die Prophetin über alle hinweg, als blicke sie durch Hauswand und Bergeslehne hindurch. Sie öffnete kaum die Lippen, sagte leise: „Judas, du mußt dich henken!"

Einen jeden hatte sie angesehen. Nun standen ihre Augen weit und fern und bezeichneten keinen. Jeder wußte: einer muß es sein. In jedem quälte es: Muß . . . muß sein! Die Blicke irrten in den steifen Köpfen und, wenn sie einander streiften, zuckten sie voreinander zurück. Nicht um ihr Leben rangen sie, denn sie wußten: einer muß es sein. Das letzte Erlebnis eines eigenen Willens wollten sie finden. Vor dem Tode bangten sie nicht, den fühlten sie alle als ein Kleines. Sie litten unter ihrer Selbstverlorenheit. Sie lebten selbst nicht mehr, andere lebten aus ihnen. Einer aber mußte es sein! Und jeder war nur mehr Wesen aller andern.

Als diese entsetzliche Spannung an die Grenze gewachsen war, wo sie in Ohnmacht oder hellen Wahnsinn zerreißt, tastete sich einer an der Wand in die Höhe. Dieser also! — Es war ein großer, kräftiger Mann mit einer wettergebräunten, breiten Stirn, die von stumpfen Querfalten gekerbt war. Seine buschigen Brauen standen hochgezogen, die Augen blieben fast geschlossen. Er tappte durch die Brüder hindurch in die Mitte. Dort stand er, als wolle er sich besinnen, tastete an seinen

Hals unter den gekrauften, dichten Bart, taftete um feinen Leib, löfte den dünnen Riemen, mit dem der täuferifche Zwilch gegürtet war, zog dann langfam, wie im Traume den Riemen durch die Schnalle und lief zur Tür.

Die Tür war fchmal und ihr Sturzbalken fo niedrig, daß fich jeder mäßig große Mann unter ihm bücken mußte. Auch war die Türfchwelle hochgekantet. Freund und Feind follten fich vorfehen, wenn fie eintraten. Und diefe wehrhafte Bauart wurde dem Manne Rettung. Da er es taumeleilig hatte, um an den Weidenbaum zu kommen, daran fich Judas erhenkt, rannte er den Schädel gegen den Türfturz, daß es fchellte, und fein ganzer Menfch mit einem dumpfen Schrei aus dem Dämmern erwachte.

Er war zu Boden gefunken, ließ feine aufgeriffenen Augen über die Leute hingehen, die ihn begierigen Blickes umlauerten. Dann wifchte er mit dem Handrücken über die Stirn und beftaunte die Hand, fie war naß vom Blute. Zu ihm niedergebeugt, ftand der kleine Mann, der das Feuer gehütet hatte, und befah die Schramme. Doch war dafür nicht lange Zeit gelaffen. Ein Wetterleuchten, zuckte es dem Geprellten über das Geficht, er hatte den Gürtel in feiner blutigen Fauft erkannt.

„Sumer Potz und uf min Seel'!"

Er fprang auf, gürtete fich hurtig und lief davon, diesmal wohlbedacht und ohne Schaden.

Die Brüder nahmen feine Flucht vor dem äußerften Glaubensopfer mit fchwachmütigem Bedauern hin, es war ihnen bange vor der Sünde, daß Judas mit einem Fluche entwichen fei. Erft als fie fahen, daß die Prophetin fich haftig ankleidete und dabei lautlos, in geheimem Rafen die Lippen bewegte, fammelten fich die erfchöpften Seelen wieder. Wehenden Gewandes, gelöften Haares, ftürzte Frena Bumännin durch fie hindurch.

Die Tür war offen geblieben, einen Augenblick hatte man in der fchwarzen Nacht draußen ihre Kleidung flattern fehen, fo matt auch der Lichtfchein war. Und dies ungewiffe, durch den Pfoftenrahmen begrenzte Bild blieb ihnen wie eine Erfcheinung haften, die fich ftürmenden Flugs von der Erde hebt. Und eine dumpfe Ratlofigkeit blieb zugleich. Sie fuchten einander mit ftummer Frage. Dann hörte man den Lauteniften Thomas Schugger, und es klang wie von ferne:

„O ihr blinden Herzen, was ftehnd ihr und fchauet! Was fin muß, muß befchechen! Sie ift durch den Tod hindurch. Lufend hinus, Brüder! Suchet ihren Tod!"

Angft überfiel fie. Sie riffen Kienfcheiter aus dem Brande und liefen nach allen Seiten in die Finfternis hinaus, um die Prophetin zu fuchen.

Nur die Hausleute waren geblieben, und jener untäuferifche Mann, der ein Schwert trug.

Er bat die beiden Alten um einen Biffen Brot. Sie brachten es dienftwillig, denn er fchien eines ehrbaren Standes. Ein Pfennig wurde ihnen auf den Tifch gelegt. Es war auch hier die Teuerung groß, und das Viertel Korn koftete zweiunddreißig Kreuzer. Doch brachte der Hauswirt, um keine Überzahlung zu nehmen, noch einen kleinen Hafen Milch. Die beiden fetzten fich zu dem Fremden, fie wagten nicht laut zu werden, während er aß.

„Es gaht über die Menfchen hin als ein Glenz mit Sturm und Schaudern," meinte der Fremde, „und ift anderft nit, dann ein überredter Glauben. Liegend in der Krankheit zu gleicher Weif', wie die mit Sant Veits Tanz; wann fie ihr Phantafei ankummt, do muß die Imagination für fich gehen. Dann Gut's und Bös muß herfür."

Verdutzt hörten die beiden Alten den Gaft, der mehr für fich hinfprach als zu

ihnen. Aber sie merkten doch, daß er den täuferischen Handel irgendwie in Ordnung brachte.

„Die Frena Bumännin ist ein' Magd us Abbazell, glichwohl zur Stund' bi dem Coman Imboden ze Sant Gallen", wagte sich der Hauswirt nach einem Schweigen heran. „Es wär' mir recht, sie wärend dussen blieben und nüt in min Hus kummen. So das gäch Mensch sin Tod nimbt, möchtind sie uns beschicken, dann wir seind dermalen des Rats zu Sant Gallen Lüt, und das Gottshus staht nimmeh zu des Abts Gerichten."

„Da solltu sin beruhigt, Mann. Es ist ein' Phantasei, darvon soll die Magd nit sterben. — Willtu mir ein End' von dinem Wachsstock vor ein' andern Pfennig lassen? Damit ich mein' Weg find'."

Der Alte brachte seinen Leuchter und zog den guten Rest eines Wachsstockes heraus. Er meinte, daß der Fremde werde das Licht nicht brennend halten können. Aber der zog ein Blatt Papier aus der Tasche und wand einen Trichter um die Flamme.

Er hatte seinen Mantel hoch geschlossen und den Hut tief in Stirn und Nacken gezogen. Das Schwert, ins Wehrgehänge gedrückt, spreizte den Mantel. Wie er mit seiner durchleuchteten Tüte langsam und gravitätisch ging, wurde es den beiden Hausleuten wunderlich zumute; sie sahen ihm schweigend nach, bis das Lichtlein in der Tiefe verschwand.

Des morgenden Tags wurde Sankt Gallen von den Meistern Imboden, Mürgel und Müller aufgerührt, daß die Herren fast ein Lärmen fürchteten und eilig ein halbes Dutzend Knechte in den Buch sandten.

Die Täufer hatten ihre Prophetin in der Stockfinsternis nicht gefunden und sich, als ihr Kien verbrannt war, wieder gesammelt. Doch war Frena Bumännin nach einer Zeit gekommen: bis an den Gürtel triefend naß, frostschaudernd, daß sich ihr Körper fast zu Boden krümmte, war sie zurückgekrochen. Sie mußte im Mühlbache gewesen sein. Man hatte ihr das durchnäßte Zeug abgestreift, sie gerieben und hatte sie in das Bett gelegt. Erst mit Tagesgrauen war sie rege geworden und hatte wild zu predigen begonnen.

Dann kamen die Sankt Galler Stadtknechte, von einem Ehrbarn geführt, und viel Leute kamen mit ihnen, so daß das kleine Anwesen dicht umstellt war. Die Leute hingen an den Fenstern und der Tür wie Schwärme.

Und die beiden Hausleute redeten auf den Ratsherren ein, sie vergaßen alle Scheu, er brauchte nichts zu fragen. Indes bekleideten die Täufer ihre Prophetin.

Als sie abzogen, warfen die Täufer ihre Geldbeutel den Hauswirten vor die Füße.

„Das soll sin zum Zügnus über üch, daß ihr den Herren usgetrieben habend!" So sagten sie kummervoll.

Die drei Jungfrauen wurden in der Mitte geführt, und die Täufer drängten ihnen nach. Vor dem Multertore wartete eine Menge Volks, aber es war still unter ihnen. Wenn nicht die Kinder lärmend entgegen- und mitgelaufen wären, so daß auch den Großen da und dort eine billigende Äußerung entschlüpfte, der Rat hätte bedenklich werden müssen. Denn gerade in dem Schranken unter den Linden, dicht vorm Multertore, und in der Schießstätte, die etliche hundert Schritte weiter draußen lag, war man gewohnt, die Täufer predigen zu hören. So konnten die sorglichen Herren zufrieden sein, als der Zug ohne weitere Fährnis hinter die Mauern gelangt war. Aber auch in der Stadt schallten die Stimmen der drei Jungfrauen vernehmlich über allen: „Würkend Buß, würkend Buß! Des Herren Tag ist do! Die Axt ist dem Bom an die Wurzel g'setzt!"

Vor dem Rathause wandte sich Frena Bumännin zu dem Volk und zerriß ihre Jacke über der Brust, schrie gellend über den Markt hin:

„Dis ist Zügnus! Ihr habend unschuldig Blut gefangen!"

Man warf die Prophetin eine Zeitlang in den Turm und hätte es gerne gesehen, wenn sie entwichen wäre. Aber sie widersetzte sich starrsinnig jeder Freiheit. Endlich wurde sie vor die Stadt in das Seelhaus, worin die fremden Siechen Aufnahme fanden, gebracht und in einem besonderen Stüblein an die Narrenkette gelegt. In Stille und Raserei blieb sie bei ihrem Wahne, daß der Heiland durch sie Mensch geworden sei. Und es gab manche Frommbedachte, die am Seelhus vorüberkamen und leise zueinander sagten:

„Hie mueß der liebe Heiland Kettin liden us G'walt der weltlichen Oberkeit."

* * *

Aus tiefem Born bist du gebor'n.
Von Urwelt her lebt deine Welt.
Erstirb, an keinen Tod verlor'n,
Brücke du, Weg du und Feld!
Über dich hin, durch dich muß gehn,
Was Frucht vom Baum wird fallen sehn,
Selber nur Fleisch und Kern,
Gesät auf den rollenden Stern.

*

Schon einmal war Theophrastus Paracelsus dem Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck nahe gewesen, aber er hatte sein Rößlein herumgerissen, um talwärts den sprudelnden Wellen der Sihl nachzureiten, von denen einst — oben im Hochtale — seine tote Mutter gewiegt worden war. Er ist damals seiner Kindheit ausgewichen. Auch jetzt war ein Kinderland von ihm nicht gesucht, da er dem Rufe des totkranken Bürgermeisters Christian Studer gefolgt war. Sankt Galler Kaufleute, die nach Regensburg Leinwand führten, wo man gegen die Türken rüstete, hatten ihm das Schreiben gebracht. Doch in Bamberg, Würzburg und München lagen gleichfalls Kranke, die seiner begehrten und ihn anzurufen gewußt hatten. Sein Name ging mit den Rollwägen und reitenden Boten durch die deutschen Länder, wann immer er irgendwo eine Zeitlang herbergte und heilte.

In Sankt Gallen lebte Vadianus, der Villacher Praeceptor, nachmals Professor der Wiener Universität und Poëta Laureatus Maximiliani — lebte nicht nur in Sankt Gallen, er lebte Sankt Gallen selber, Wille und Mund seiner Stadt. Und Joachim von Watt war der erste Mensch von zwingendem Gemüt gewesen, der dem Villacher Jüngling — der Klosterschule entlaufen, knapp vor dem ersten Schritt ins eigene Leben — Widerhalt und Anstoß geboten hatte, daß er in jäher Bewunderung und bitterer Enttäuschung seines eigenen Maßes bewußt werden konnte. In jenem kurzen und von dem jungen Wiener Gelehrten kaum sehr beachteten Kampfe sollte einem Paracelsus die Schale der Kindheit zerschellen und er selber zur Jugend erwachen, da seine Kindschaft überreif und alt geworden war. Nicht der sterbende Bischof im Lavandtale, nicht der Vater Wilhelm von Hohenheim hatten ihn zu wecken vermocht, der kurze Zufallskampf gegen eine starke, glänzende Persönlichkeit sollte es gewesen sein.

Es gibt aber keine Zeit, die dem ringenden Manne heiliger wäre, als die Geburtsstunde seines selbsteigenen Lebens, seiner Jugend. Und aber keine Zeit, in der er sich mehr nach der seligen Walstatt sehnte, auf der die Kindheit bleibt, als

jene Stunde, darin er sprechen kann: ‚Die Zeit des Messens und Wägens ist zum End' gangen, die Zeit der Artisterei ist zum End' gangen, das im Wachsen war, ist reif. Der Summer ist hie; von wannen er kommt, das weiß ich nicht, wohin er geht, das weiß ich nicht: es ist da.' Paracelsus war in das Land seiner ersten Geburt gekommen, die Stunde der andern nachzuerleben, und dies unter dem herbstgeneigten Himmel seines Sommers, da sein Wesen gespannt war, das dritte Reich zu durchmessen, durch das der Weg ans Tor im Westen führt. Nicht daß er in träumender Verhangenheit Wegmale zu bekränzen suchte. Er sah alles Leben, auch eigenes, im Lichte der Natur. Aber ihn, wie jeden Einsamen unter den Menschen, mußte der Trieb überkommen, den Daseinsring zu runden, überholte Schicksale fügsam zu schlichten, das mürbe Fruchtfleisch vom Kerne zu schälen, um eine Weile in sich selber zu ruhen.

Und doch mied er es wochenlang, an die Tür des Doktor Watter zu klopfen. Vadianus wußte längst, daß Hohenheim bei Christian Studer wohnte und heilmeisterte, und es wäre billig gewesen, daß der fremde Arzt sich gleich an ihn gewandt hätte, denn Vadian war Physikus und überdies zur Zeit der Reichsvogt von Sankt Gallen. Dreimal hatte er den kleinen Mann mit dem großen Schwerte auf der Gasse gesehen, und seinem Befremden nur dadurch Ausdruck geben können, daß er dem höflichen Gruße kühler dankte und ihn das letzte Mal überging. Dem Paracelsus aber waren von allen Ruhmesglocken über Vadian die Ohren voll geworden: Watt, nunmehr immer einer der drei Gewaltigen von Sankt Gallen, Bürgermeister, Altbürgermeister oder Reichsvogt, hatte dem Evangeli die Tore der Pfaffenstadt geöffnet, Watt hatte die Götzenbilder und Heiligentafeln in Kirchen und Kapellen stürzen und verbrennen lassen, und das heidnische Totengebein aus den Reliquiarien der Erde zurückgegeben, Watt hatte die täuferischen Lehrer bestritten und widerlegt, Watt war das Haupt der Ratsboten, wenn es Stadt und Staat vor Welt und Kirche zu vertreten galt, und durch die ganze Eidgenossenschaft klang der Name dieses weisen und beredten Mannes. Er ordnete und schied, wehrte ab und führte, ein Handel war gerecht, dem er die Hand lieh.

Paracelsus hatte sich leidlich angetan, ein damastenes, rauchverbrämtes Wams und eine füchsen ausgeschlagene Schaube aus schwerem Tuche, dazu das doppelte Barett und hochgestülpte Handschuhe, als er an einem Sonntagmorgen der Dienstmagd des Doktors Namen und Stand ansagte. Und es wurde seinem erinnerungsbefangenen Herzen gute Weile zur Sammlung gelassen. Ein stattlicher Söller schwieg ihn an, der Söller schien es gewohnt, daß Leute von Rang und Namen warteten, bis der vielberufene Herr des Hauses Zeit fand.

Theophrast von Hohenheim las die Inschrift eines Zinnpokales, als hinter ihm die Tür geöffnet wurde. Vadianus füllte die Tür. Sein herkulischer Leib war mächtig in die Breite gegangen. Das wattierte Taffetwams spannte sich über dem Brust- und Bauchgewölbe, und die grauen Lederhosen prallten an Schenkel und Wade. Ein ungewöhnlich weit vorgeschobenes Kinn veredelte die volle Wampe und die hängenden Wangen. Nur ein dünnes Bärtchen schmiegte sich über dem aufgeworfenen Munde. Seine Hakennase schien gewachsen, und unter den hochgeschweiften Brauen ruhten die Augen in einem Feuer, das ihre Kleinheit vergessen ließ.

Die verblassende Erinnerung beunruhigte Paracelsus: er begrüßte den Reichsvogt lateinisch und wußte seine Worte äußerst höflich zu setzen. Aber es mochte an der Sankt Galler Gegenwart in Person immer noch genug des freundlicheren Bildes haften, das Hohenheim aus jenen bedeutsamen Tagen seiner Entwicklung mit sich trug. Er bemerkte während des Wechselspieles von Vorstellung und Ein-

druck das fast verletzend lange Zögern nicht, in dem Vadian mit einer Antwort hinhielt.

Watt ging es nicht anders: Vor drei Jahren hatte er die Berner Disputation präsidiert und dort den jungen Begleiter Zwinglis, Heinrich Bullinger, freundschaftlich herangezogen. Damals redete man von dem unbändigen Baseler Medizinprofessor, und Bullinger hatte den Mann zu Zürich bei schwärmendem Umtriebe mit dem Stadtarzte Klauser beobachten können. Dem Vadianus war das Urteil des jungen Humanisten über den Neuerer, der sich Paracelsus nannte, trefflich erschienen, denn in seiner Welt lebte die kurze Villacher Präceptorenzeit und mit ihr die Erinnerung an jene beiden Bombaste von Hohenheim, als eine unerfreuliche Daseinstiefe nach, über die sich sein Stern glänzend erhoben hatte. Und das Urteil Bullingers war gewesen: er läuft wie ein Fuhrknecht daher und bellt wie ein Bau'r. Als dann von dem schmählichen Ende der Baseler Professur gehört wurde, vermochte eine trübe Vorstellung nur noch häßlich zu werden. Nun war der Übelbeleumdete von Studer berufen worden, von Studer, den man seines Anhangs wegen hatte wählen müssen, obwohl er eigentlich ein gewesener Mann war, Studer, der des Stadtphysikus Kunst entbehren zu können glaubte und sich — ihn zu trotzen — nach dieser marktschreierischen Medizin umtat.

Allein Paracelsus stand da, glich keineswegs einem Fuhrknechte und hatte in durchaus klangvoller Wendung seiner Hochachtung, ja Verehrung Ausdruck gegeben. Dabei sprach aus den fast kindlich offenen Augen so freudige Unmittelbarkeit des Erlebens, daß man sich vor ihnen des tückischen Geschwätzes schuldig fühlte, auch wenn man es nur willig gehört und nicht selbst gefördert hatte.

Mit einem tiefen Atemzuge reichte Vadian seine Rechte.

„Ich habe am Tische Eueres Vaters gesessen, Doktor und Kollega, es ist billig, wenn auch schon längst nicht mehr nötig, daß ich Euch hier in meiner Stadt willkommen heiße."

Er führte den Besuch an der Hand in die Stube, berührte sogar mit der Linken vertraulich dessen Ellenbogen und bot ihm einen Schragenschemel an, während er sich selbst in einen hochlehnigen Armstuhl sinken ließ.

Paracelsus erzählte von seinen Fahrten, seinen Niederlagen und den vergällten Siegen. Vadian blieb still, zunächst, um in Gelassenheit und Würde eine Zeit an die Sache zu wenden, die nicht mehr übergangen werden konnte. Und dem Gaste war es, als stünde Wilhelm Bombast neben dem Reichsvogte von Sankt Gallen und höre in väterlicher Milde zu. Er fiel nach etlichen Sätzen in sein Deutsch und fand manch bitterkühnes Wort. Doch klagte er nicht. Mit heiterem Freimute breitete er das ungewöhnliche Schicksal eines Kampfes für die Kunst vor dem gespannter Lauschenden aus.

Vadianus war unbefangen genug, daß er lebhaft fühlte, hier sei der sonderbarste Mann geworden, der, über die eigene Person und die seines Zuhörers hinweg an irgendeine Vorstellung gewandt, verlautete. So kam es, daß der Galeniker die ungemischte Schärfe eines höchst gefährlichen und suspekten Gegners nicht auf sich bezog und erst nach langem Lauschen an irgendeinem Worte, dessen er sich kaum besann, aufschreckte und in einer Gefühlswallung zwischen Erstaunen und ärgerlichem Selbstbesinnen mit der Hand ausfuhr.

„Halt inn, von Hohenheim, Herr Doktor, da tunt Ihr mir ein spöttlich und Schmützred' in minen Wänden, sam ich nüt mannigs Jahr des Galen Fähndli hoch tragen hätt' und auf der Schul' ze Wien ihm nach die Studiosen gelernt und promoviert!"

Paracelsus lauschte auf, lächelte. Er strich leicht mit den Fingerspitzen über

seine Glatze, gewahrte den Handschuh, zog ihn und den andern aus, ballte und spreizte die befreiten Hände, indem er auf sie niedersah.

„Wir seind dasselbig Mal in die Fuggerau geritten," meinte er leise, „dort habet Ihr die Kunstfüer gsechn, Herr Doktor. Die brennend hell durch min Leben hin. Und ich kann anderst nit, muß als auch das Fähndli werfen auf. — Was in matrice ist verborgen gesein, dasselb ist offenbar worden. Es reifet mir dieser Täg ein Opus unter den Händen, das soll üer Ehrwürdig und Hochgelahrt nit zum ringsten Teil dedicieret werden, auf daß der Zeit, da unser beider Weg noch fürgeschienen, dortselbst ze Villach, bleib ein Gedächtnus g'satzt. Dann auch ich geflissen bin Tag und Nacht mit Arbeiten, die auditores rei medicae zu unterrichten, so längest der hohen Schul' entwachsen. Seltsam, neu, wunderbarlich, unerhört mügen sie sagen, sei meine Physica, meine Meteorica, meine Theorica, meine Practica. Wohl! Wie kann ich nicht seltsam sein dem, der nie im Lichte der Natur ist gewandlet! Jedannocht mich erschrecket nit der Hauf Aristotelis, noch der Ptolemei, noch Avicennae. Lasset üch desgleichen nit schrecken meine Seltsamkeit. Und sehet an die Ungunst, die mir zu viel in die Weg gelegt wird. Rauh und räß gehn die Wind' umb des Paracelsi Ohr'n, sollt seine Stimm' davor ein lieblich's Säuslen als im Lenz sein? Darumb so wäget die Seel' des Mann's, der ist in das Werk intan und muß die Stimm' rühr'n, die ihm Gott hat geben. Glauben wir die Werk', so glauben wir auch den Meister."

Als Vadianus so unversehens aus dem Busche von einer Dedikation überrannt wurde, zuckte er wieder die Hand, als wolle er sich erwehren. Paracelsus aber hatte den Blick noch nicht gehoben, die Bewegung nicht gesehen, er hatte weiter gesprochen. Und die wenigen Worte, die noch gefallen waren, ließen den Reichsvogt vor dieses Mannes Einsamkeit erschaudern. Jetzt erinnerte er sich auch deutlicher des Rittes von der Fuggerau nach Villach und wußte, daß er schon damals von diesem ringenden Menschen irgendwie ergriffen und abgestoßen worden war. Er hatte recht: alles ruht in der Matrix, alles, was wird, liegt nur mehr an dem Spiele der Feuer. Hier aber schlugen Flammen über den Mann hinaus, die den Atem beklemmten.

Vadianus schwieg, er wollte weder ermuntern noch verletzen. Da erhob sich Paracelsus von ungefähr. Sein Gesicht war freundlich aufgetan, sein Blick ohne irgendeine Frage. Er schien weder Zustimmung noch Entgegnung zu erwarten. Entspannt, als lausche er dem eigenen Wesen nach, das den Laut verklingen läßt, sah er in die Augen Vadians, wie man in den Himmel eines Wasserspiegels oder durch ein Geäst in die weite Landschaft schaut. Und der Reichsvogt, beide Hände schon auf die Stuhlarme gestützt, um aufzustehen, zögerte eine Weile. Dann lächelte auch er und reckte sich mit einem Ruck empor.

Vor der Tür legte Watt noch einmal seine Hand leicht auf den Arm Hohenheims, als wolle er ihn halten.

„Als man spricht . . . Ihr sollet bi denen Tüferen im Busch gewest sin?"

Paracelsus kräuselte die Stirn, blinzelte schief auf und nickte mehrmals kurz.

„Von Hohenheim, Herr Doktor, das willt mir letz und wundarlich ankummen."

„Wunderlich? Ich bin ein Arzet als Ihr — sollt ich nit sein, wo Krankheit zu sehen ist und zu erfahr'n?"

„Was meinet Ihr! Es ist ein' Sach' Gott's und des Glaubens!"

„Die Krankheit der unsichtbaren Ding' ist als auch ein Sach' Gottes. Soll fürder dem Glauben entrissen sein und g'satzt in Erkanntnus."

„Das willt mich unerschießlich bedunken, Herr Doktor. Tüferi ist des Tüfels ein Fallstrick wider das userstanden Wort und muß mit dem Evangeli gericht' sin."

„Tuet Ihr darnach?"

„Es ist beschechen, zum Dickermal beschechen."

„Was leget Ihr die arm verhangen Lüt an isern Kettin?"

„Die hörend nüt, als sollend sie fühlen."

„Es ist ein Gras und heißet Lolium, so einer des Samen neußt, fällt er in Taubheit und taumelnd ihm die Sinn', als Üch ist wohlbekennt. Allein da ist der Sam' des Grases und erscheinet sichtig den Augen, begreiflich den Händen zu tasten. Fleußt all's den vermeinten Humores zu, bleibt hübsch grob, tannzapfisch, ein jeder Bacchant kunnt's fassen. — So aber Gott seine Magnalia nit auf Blick und Händ' stellet, so eine Krankheit einfiel aus eim unsichtigen Lolium, als ein' Bildsäul', die vor eim Blinden stehet? Was dann, Herr Doktor? — Also ist die Schul' des Lichts der Natur, daß wir nit allein uns G'sicht, Gehör, Empfindlichkeit und gustum sollen lassen ersättigen, sondern uns verwundern und nachforschen den natürlichen Dingen, so der Augen Gesicht nit begreift. Das unsichtbar Ding sichtbar sehen in seim Grund! Nit Blut und Fleisch allein ist der Mensch — der andre, halbe, unsichtige Mensch ist auch da. Und kunnt der nit in Krankheit fallen?"

Vadian war einen Schritt zurückgetreten. Seltsam, unerhört — hatte der Mann nicht selbst vor wenigen Augenblicken dies Urteil über sich gefällt? Eine erste Frage an ihn gerichtet, und er bewies es. Die Täuferei — Narrheit! Die Narrheit eine Krankheit! Dann waren sie alle Narren, die ihr arte dialectica begegneten: Zwingli, Luther, Capito und er selber, Vadianus! Ein Strauchritter des Geistes, ein Gaukler, der mit Theologie und Medizin Feuerball spielt! Und doch von einer Kühnheit des Gedankens, kaum zu fassen! ‚Soll ich nit seltsam sein dem, der nicht wandlet im Lichte der Natur?' Erst jetzt erkannte Vadian die unerhörte Freiheit, ja Bedrohung, die sich der Übelbeleumdete ihm gegenüber erlaubt hatte. Und nun wußte er auch, weshalb dieser Geist gehaßt sein mußte, wo immer er auffiel.

Die Stimme grollte aus Vadians Brust: „Seind Fundamenta ufgericht', von Hohenheim, Herr Doktor, in Glaubens und Wissens Sach'. Dies unser ufrottlet Zit ist nüt antan, sollich Fundamenta zu verwieren und ungeferd tasten an. Wir seind genötigt und müssend zuruck uf Schlicht und Infältig in Glaubens und Wissens Weg. Gott hat Aug' und Ohr' und Händ' geben und geben, was zu greifen ist, und zugemessen dem Menschen, uf daß uns nüt des Tüfels Aberwitz verführ."

Paracelsus lauschte mit schräggeneigtem Kopfe. Er hob auch seinen Blick nicht, als Watt schnaubend geendet hatte. Nur seine Stimme klang gepreßter durch die fast geschlossenen Lippen:

„Unser Zeit, Ehrwürdig, Hochgelahrt, lässet die Mühlstein' kreisen, und seind frisch Kern ufgeschütt. Als rinnet Mehl, Kleien, Schrott und Grieß in die Beutlen ungescheiden. Das willt geräblet sin. In sollich eim Ufruhr und Stäuben wird dem Herzen Angst, do greifend die Händ' umb sich und wellend fassen, halten, do wird eim der Atem eng. Aug' und Ohr seind hungrig ufton, gehrend des Ziels. Als treibend hoch die verhangnen Geist, ist der ungestellten Imagination ein lauter Schwarm mit Predigt, Bekanntnus, Zeugen — ist keiner Phantasei nit ein Schranken g'satzt. Der größist Narr und der größist Prophet gebrauchend nur Menschenzung'. Das aber ist der Narrheit Kontagion, sie greift durch des Herzens Angst und Bangen hindurch, fasset an, wo ein Wirrung, Taumel, unzeitig Drängnis liegt in denen unsichtigen corporibus. Daraus entstehet Aberglaub', Abgötterei, sektisch Wesen. Ist anders nit, dann Sant Veits Tanz, den hat ein einzig Weib ufbracht. Ist anders nit, dann die Franzosenblateren und ihr Kontagion. So ist des Arzet Befelch, zu sehen und zu heilen, wo sich die Krankheit weist. Und mir gebührt, die natürlichen Ding' zu beschreiben. — Ein Fundamentum ist ein' Monarchei, das ist ein Anfang,

daraus fleußt das ander all. Sehe ein jedlicher, woraus er beginne, auf daß seim Fundamento und Monarchei des Urgrunds Füer nit mangle."

Auch in Dadian gingen diese Gedanken ungeschieden wie zwischen kreisenden Steinen, es bedrängte ihn, daß er nicht aus noch ein fand. Aber er war ein Mann, der manche Disputation geleitet hatte, so fand er auch den Flicken im Mantel der kühnsten Rede und wußte mit einer breiten Geste danach zu haschen.

„Als ich aus üerm Wort abnehm, vermeinend Herr Doktor, es sollet jedlich einer sin Fundamentum vel Monarchiam selber erkiesen. So möcht ein toll Apostuzlerei und Fatzspiel Gotts darus erwachsen. Darvor üer Gegenteil ich bin. Wir hand ein hablich Fundamentum und Monarchiam, ist nümen Suchens not. Und staht trü und unverwiert ufs Dupfli: das ist das Evangeli in Glaubenssach. Tüfersekt ist Glaubenssach und soll darnach gericht' sin."

„Das Evangeli," meinte Paracelsus ruhig, „ist in elementisch Wort usgossen, und Wort gehend ein durch das elementisch Ohr. So das Ohr taumlet, taumlet als auch das Wort. Müsset nit sunst ein Hirt sein und ein Herden? Das Reich ist noch nit kummen an. Als Ihr sehet: Ein Wort und Testament, hinwider papstisch Wesen, lutherisch, zwinglisch, tüferisch, sektisch mannigerlei. Das kunnt aber nit beim Evangeli gelegen sein und nit im Unvermügen Gottes vor des Menschen Ohr. Es muß in limbo Adae liegen, und Adam ist der Irrung und Krankheit untertan. Gott hat den Arzet gsatzt, daß er scheide Irrung von Krankheit, daß er sehe, wo Krankheit sei, und heile. — Es gehet mir nit umb den Tauf, da seind der Meinungen manigerlei, als Ihr wohl wisset, Herr Doktor, es geht mir umb den Drang und Trieb in denen verhangnen Lüten, so sich an dem Tauf ihr Imagination entzündt han."

„Und ihr glaubet den Tüfel nüt," donnerte Dadian, „der willt dem Antchrist ein Schanz bieten und unser evangelisch Sach mit denen Tüferen schweinen und schleizen."

„Des Tüfels Gwalt ist minder — Gottes trefflich. Es muß sin, daß Gott das Menschenmagma noch unzitig erfindt. Als lässet ers reifen an mannigeim Füer. Satzet exempli causa das Wort des Taufs: der Lutherus nimbts vor ein Sakrament glich dem Papst, der Zwingli aber spricht, der Tauf sige ein Zeichen und nit meh: als so einer ein weiß Kreuz an sich nähet, sofer zeichnet er sich, daß er e'n Eidgenoß welle sin. Denen Tüferen ist aber der Tauf ein Verzückung und Anstoß vor ihr schweifend Imagination. Darzu stößet des Zwingli Wort als ein Frost, schaudert in der Lüt Herzen und lässet sie fliehen, dann sie künnen nit kaltsinnig sein. Denken gar in ihrem schlichten Sinn: wie soll der Tauf nit meh sin, dann ein ufgenähet Schweizerkreuz, das Kreuz mag einer abtrennen und davonlaufen, ein ander Zeichen nehmen. Mag einer das Wasser von ihm tun? Und wisch ers ab, so ist es schon beschechen, er ist naß gewest vor all Zeit, do muß es bleiben. Sehend an, Ehrwürdig und Hochgelahrt, das Magma in limbo Adae. Gott hat noch nit gesprochen, daß der Mensch zeitig sei."

Dadianus fühlte das schwere, tiefgeschöpfte Bedenken, das aus Paracelsus sprach, und sein Gewissen rührte sich. Er stand hoch aufgereckt, ließ die Worte verstreichen, dann sah er seitlich zu dem Besucher nieder und meinte verhalten:

„Das Wort ist Fleisch worden und wohnet uns bi. Das Wort ist verschätzet worden und usländig in der Christenheit durch Tück des römischen Antchrists. Das Wort hat sin Urständ erfunden in dieser unser Zit. Ihr seht unser Zit fast kleinfugig an und ist das größest beschechen in ihr. Gott hat wahrlich zun Mensch'n gesprochen! — So will ich wohl verstehn, daß Ihr nindar ein Statt habet, von Hohenheim, und müsset des Wegs Unbill und ein Elend liden."

Paracelsus sagte darauf: „Es ist des Wegs und Wanderns Zeichen in mich ge-

legt von Stund miner Geburt. Ich bin geborn in eim Hüsli an der Pilgeristraß. Do gangend viel tusend Pilgeri daran vorbi, singende, und ein groß Verlangen ist mit ihnen. Das möcht mir überkummen sin, weil ich noch jung war, ein Bübli. Als muß ich glichermaßen usländig bleiben, ein Peregrinus. Wohl Üch, Herr Doktor, und denen allen, so ein Statt habend."

Er verbeugte sich und wollte gehen. Watt aber faßte ihn begütigend.

„Ei, ei, Herr Doktor, lasset Üch nüt verdrüßen, noch leidigen!"

Paracelsus sah auf, er lächelte leicht.

„Kein Sorg nit, Herr Richsvogt. Ich bin des weiten Wegs gewohnt: es ist der Weg der Kunst. Ich acht, daß ich min Wandern billig hab verbracht, mir Lob zu sin und kein Schand. Wächset keinem sein Meister hinterm Ofen im Hus. Daß ich ein Meister bin, ich hans des Wegs erfahrn."

So gab Paracelsus dem Doktor Watter das Herz zurück und schied unbeschenkt.

Vadianus trat in die Stube. Geschärft und steif sahen seine Augen durch die zusammengezogenen Lider gradaus, als schritte er durch einen dichten Nebel. Er legte eine Hand auf das Lederpolster der Stuhllehne.

Wer war der Mensch, daß er fremde Stuben füllen durfte! Und doch: Joachim Watt fühlte seine Zunge im Munde quellen, denn heimlich im Herzen unrecht tun und unrecht behalten ist bitter für einen, der den eigenen Mann unbenebelt, groß und frei vor sich zu sehen gewohnt ist und darin seine beste Kraft empfindet. Heimlich unrecht tun. Weshalb? Der von Hohenheim mochte seine Meinung verteidigen! Er tat es, nicht ohne Schärfe, doch auch nicht ungefüge. Aber seine Meinung! Glich sie nicht jenem Elemente, das er wie ein lebendiges Wappenstück führte, flackernd, zehrend! Das loderte und leckte an dem Gerüst, darauf sie alle sicher standen, fingernd, ein Zweifler! Vadianus ballte die Hand und schlug gegen das Polster. Doch diese Bewegung genügte, um das aufgerührte Gewissen des Glaubensstreiters neu zu erschüttern. War's nur die züngelnde Meinung eines Unruhgeistes? Er, Vadianus, hatte sein Leben lang manch einen Widerpart und Skeptikus sorglos gehört und war gegen ihn ungekränkt bestanden. Was quälte an diesem Paracelsus?

Watt ging grübelnd etliche Schritte gegen das andere Fenster, wo sein Pult stand. Er griff mit einer raschen Bewegung um sein Kinn, sein Kopf war tief geneigt, er atmete gepreßt.

Wie Feuer, wie Flamme . . . unfaßbar war dieser Mensch und brannte doch nackt und scheinend vor aller Augen. Nackend. Sie alle deckten sich zu, hielten an sich, dieser aber brannte, offen, bloß, wie der Mensch vor dem Vieh seine Blöße nicht bedeckt und sich durch seine Blöße vor dem Vieh nicht erniedrigt. Welch eine Verachtung mußte in dem Männlein leben! Papst, Lutherus, Täufer, Meister Huldrich — alles ein und alles unzeitig Magma: bedarf des Feuers, Gott hat das Wort noch nicht darzu gesprochen, noch nicht. Viel tausend Leut' auf der Pilgeristraß, was gelten die? Einen groß irrenden Glauben, einen gewaltigen Wahn? Nein. Alle mit ihren wunden Füßen, schmerzenden Beinen, staubroten Augen — nichts als ein Lebenszeichen, ihm in die Wiege gelegt, daß er sein Fundamentum, seine Monarchei auf weiten Wegen erfahre!

Und während der Reichsvogt von Sankt Gallen mit dem seltsamen Geiste rang, der in seiner Stube zurückgeblieben war und erst niedergekämpft werden mußte, ehe ein stattlicher, selbstgewisser Frieden wieder einkehrte, ging Paracelsus über den Markt gegen die Spisergaß, wo er sein Logiment beim kranken Bürgermeister Studer hatte. Von einer seltsam weichen Sattheit war seine Brust erfüllt. Er dachte an den Brunnen vor dem Hause auf dem Villacher Markt. Auch dort sprudelte das Wasser von den nahen Bergen her, selbst die Häuser schienen ihm ähnlich gereiht. Und Vadianus war immer noch der vollstimmige, breitgefestigte Mann, der eines

andern einsam, heimatloses Leben rasch begreiflich fand. Nur so klar umrissen, können Menschen wie schattige Fruchtbäume werden, deren Gartenzaun ein Peregrinus ungebeten durchschreitet, um unter ihnen eine Weile zu ruhen. Und doch, er hätte in dieser Stunde mit dem Reichsvogte nicht getauscht. Sein Opus Paramirum wuchs dem End' zu.

•

Aber auch ihn suchte der Teil seines Wesens heim, der draußen vor den Ringmauern und Toren des Leibes liegt, und der befriedet sein will. Als er am Abend in der chimischen Kuchel der Brüder Schobinger allein gelassen war, überkam's ihn mit Bangen.

Die Schobinger waren dem totkranken Studer verwandt. Der jüngere hatte Helena, die Tochter Studers, geehelicht. Da Paracelsus wenig Zweifel darüber ließ, daß er das Leben des Bürgermeisters nur noch fristen könne, hatten die Brüder ihm nahegelegt, ihrer Alchimie auf die Beine zu helfen. Und so war im Hofe des einen, Hieronymus, der als Statthalter der Vier-Orte und Ratsverwandter ziemlichen Einfluß auf Sankt Gallen nahm, unter des Paracelsus Augen eine chemische Küche gebaut worden. Die beiden Brüder, kleine, lebhafte Männlein, hielten dicht hinter ihm her, und er hatte seine Mühe, ihren ungeduldigen Augen und Fingern durch Unterweisung, und wenn es not tat, mit List und Heimlichkeit zu wehren. Sie dankten ihm in profitlicher Sorgfalt um seine Person, sie vertrösteten auch den wassersüchtigen Schwager immer neu auf den Arzt. — Doch da es Sonntag war, schonten sie Festkleid und Hände. Paracelsus stand in dem engen, düsteren Raume allein bei einem matten Feuer, das eine Flüssigkeit unter gleichmäßigem Tropfenfall aus dem Helmschnabel in die Vorlage übergehen ließ.

Er hatte es tief erfahren, daß nicht sein Wort, sein Blick und Mienenspiel das Eigentliche war, das die Menschen ergriff und überwältigte. Ein anderes als seine Zeichen und Winke, die durch die sichtbaren Tore aus- und eingehen, übermannte sie. Heimliche Fühler waren es, lautlose, unbelauschte — leibliose, untastbare — farblose, unsichtige: der feindünnste Feueratem seines ganzen Wesens. Er empfand ihn fast schmerzlich, wie er von Stirn, Brust und den Innenseiten seiner Arme ausströmte und das Gefühl der andern umspannte, das ihm wie eine warme Welle aus den Körpern entgegendrang. Er durchtränkte die Welle mit seines Wesens feindünnstem Feuer, sog sie an sich und nahm, indem er sein Eigenstes gab, was er an parakosmischer Nahrung von ihnen bedurfte, um in solchen Sättigungsstunden ringender Gemeinsamkeit sein Selbst zu erleben. Dann folgte die sonderbare Stillung, die nur der wahrhaft Einsame kennt, der Friede des entäußerten Menschtums und die Beruhigung: Mauer und Wall des eigenen Menschen stark zu wissen, um unter ihrem Schutze den Kampf für das Gottesteil, das trieb und drängte, weiterführen zu können. Aber Paracelsus wußte auch: kein Selbstgewinn ohne Selbstverlust, keine Gewaltigung ohne Einbuße, keine Erfüllung ohne Opfer. Und die Sättigung nach jedem neuen Menschen, den er mit seinem Wesen durchdrungen hatte, wurde immer bälder schal und taub, wie der Gaumen eines ernüchterten Trinkers.

In Joachim von Watt lebte noch ein Teil der Villacher Zeit, neu auftreibend, ein Stück Gemeinsamkeit, das Jahre her fast erstickt war. Teil ihrer, der beiden Bombaste, selbst. Es zu trinken, voll an ihm zu werden, hatte er — er empfand es jetzt wie eine lasterhafte Begierde — vor Watt sein Herz ausgeschüttet und, uneingedenk des andern Wegs des andern, den bitteren Triumph über die Unbill der eigenen Lebensbahn hingegeben. Und er hatte gefühlt, wie Joachim Watt sich nach und nach lockerte, löste, den stumpfen Hochmut eines geglückten Daseins verlor, Mensch ohne Mittel und Zaun wurde, und den begehrten Teil williger gab. Wie

eine Schlackenhaut war es von jener trüb erstarrten Villacher Stunde der Gemeinsamkeit geronnen. Paracelsus hatte sich seines Vaters reiner und ehrfürchtiger erinnert.

Endlich war das Wesen des Joachim von Watt an der Täuferfrage völlig aufgebrochen. Doch er, der satt und friedvoll aus dem Hause des Reichsvogtes hätte gehen können, war von seines Geistes Ungestüm überrannt worden, von Erkenntnissen übergelaufen, die der andere wohl hätte lesen können und sollen — zu seinem Heil oder wenigstens zur Klärung: denn dem Papier gegenüber, das nicht mit heimlichen Fühlern greifen kann, das jenes parakosmische ignis spissus nicht aushaucht, bleibt jeder Geisterfahrene der eigene Herr und vermag auch eine widersätzliche Meinung ungekränkt zu nehmen — er aber war leibhaftig von Gedanken übergelaufen, die Vadianus in der lebendigen Minute nicht hätte fassen können, ohne sich selber zu verlieren. So mußte sich dieser Starkmütige, Festgefügte wieder zurückgeworfen fühlen, und das schon geöffnete Lebenstor war donnernd zugefallen. Was blieb in Vadianus zurück? Ein Ärger, der, einer unreifen Speise gleich, gor und widerliche Blasen trieb. Feind mußte ihm der tüchtige Reichsvogt zu dieser Stunde sein.

So lag sein Teil in jener willensstarken Brust gefangen wie in einem Turme. Und des Turmes Herr konnte seinen Zorn daran kühlen. Zorn ist Krankheit der Seele. Sie vergiftet das Gemüt und die Imagination. Der böse Wunsch erwacht aus ihr und die Verwünschung. Es geht auf in mente, eine Drachensaat, und wächst zur Incantatio. Die magische Kraft der Verwünschung wird stark, weil der gefangene Wesensteil der Hilfe des parakosmischen Lebensfeuers entbehrt.

Des Paracelsus Herz schlug unruhevoll. Ihm war, als würde es von unsichtbarer Hand umklammert und gepreßt. Sein Gesicht verzog sich in schmerzliche Falten, seine Augen, müd' verschleiert, lagen regungslos in den tiefen Höhlen, er schien mit seinem ganzen Wesen zu lauschen, als müsse das Feindliche, das er fühlte, laut um ihn werden.

Und er wollte nach Hause. Dort wartete sein Werk. Hier erlosch das Feuer, der Rest des Destillates konnte allein übergehen. Er wollte nach Hause und blieb, als wäre er gebannt.

Zwei Mittel wußte er: contra imaginationes, contra incantationes. Das eine war pietas: Milde und Wohlwollen, in das Widerspiel gesetzt, konnte dessen Neid und Schärfe brechen. Doch dieses Mittel gegen ein Gemüt solcher Stärke und eines so geübten Willens wie Vadians Gemüt schien vergeblich. Er hatte ihn wohl übermannt, aber nur für die flüchtige Stunde, und die Gegenwelle mußte hoch gehen.

Das andre Mittel: homunculus ex cera.

Wachs war vorhanden. Paracelsus stieß einen Kienspan in den Glutrest, entzündete die Kerze, nahm ein Klümpchen Wachs, wärmte es im Feuerdunste. Und er formte mit schnellen Griffen ein Männlein, hielt es gegen des Vadian Haus.

Sein Kopf lag zurückgeworfen im Nacken, die Lider waren fast geschlossen. Langsam entspannten und glätteten sich Stirn und Wangen, sein Mund verlor die Härte.

Es tat keine Formel not, noch ein Siegel, nur der Wille, der feste, magische Wille, und alle Schwäche und Not des Wesensteiles, der in Vadianus zurückgehalten war, mußte in den Homunkulus einfließen. — Allmählich fühlte Paracelsus, daß Zorn, feindliche Imagination, eine Incantatio nicht mehr ihn selbst, sondern nur das wächserne Gebilde treffen konnte. Und als er dessen gewiß war, ließ er den Homunkulus auf die Kohlen fallen.

Sie flackerten auf in einer blauen, dampfenden Flamme, die rasch breit wurde

und rasch erlosch. Ihr letztes Zucken begleitete Paracelsus mit einer Handbewegung, als wolle er den ersterbenden Schmauch in die Esse fächeln.

Er sah ernüchtert in das Kerzenlicht. Seine Hand legte sich auf das beruhigte Herz. Er lächelte. Spiel oder Ernst — wer kann es an sich selber ergründen? Es stillte, sänftigte und machte wieder frei. Die Welle des Bangens war verwunden. Spiel oder Ernst — er mußte den Frieden und die Freiheit des Gemütes finden, um klar zu sein, wo das Werk den ganzen, unerschütterten Mann forderte.

So löschte er das Licht und ging an sein Werk.

* * *

Er hatte das Opus Paramirum noch in den ersten Sommertagen vollendet. Überreif und quälend war es ihm geworden. Ein dickes Bündel gehefteter Sexter lag nun auf älterem Schriftwerk. Und das andere Leben hatte ihn erfaßt: Nirgends in oberdeutschen Ländern war der Drang nach Gotteswahrheit so triebhaft, so körperlich um ihn gewachsen als hier, da er Menschen gleichen Bluterbes fühlte. Urstand des Wesens, Quellaut des Blutes. Als sei sein Gemüt von dem Unband des Vorlenzes hingerissen, der den Schnee zu Sturzbach und Lawine treibt.

Und so hatte er, schon ganz im Drange des inneren Wachstums, das über seine Kunst hinaus wollte, das Opus Paramirum ohne eigentlichen Schluß mit einem offenen Laut abgebrochen:

„. . . damit hüten sich die, die in Sünden schweben, und wollen Apostel darbei sein . . . und die ihren Geist für den heiligen Geist setzen, deren Lust und Begehren ist zu brechen . . . sehet auf ihre eigenrichtigen Köpf' in den Sekten! Die da Artikel erhalten und machen sie groß — so die Apostel haben in der Einfalt bleiben lassen: Als ihr Taufischen, Böhmischen, Trinitarier . . ."

Der letzte Teil des Werkes war überschrieben: Von Grund und Ursach der unsichtbaren Krankheiten. Und er setzte mit den letzten Sätzen hinüber in den Gottesdrang, der in der Brust seines wegbereiten Manns wie eine schwere Matrix im Treibscherben aufglühte und Läuterung suchte.

Es war gut, daß er unter neuen Feuern stand, er hätte an der Einsamkeit leiden müssen, da das Werk vollendet und also abgefallen war, wie die Frucht vom Baum fällt, die ihr eigenes Leben im Erdreich sucht.

Weitum ins Land, an die Seeufer und in die Appenzeller Berge reichten seine Heilmeisterfahrten. Ärzte und Bader hatten Grund, ihre Stirnen zu runzeln und scheel zu sehen, wenn er ihnen begegnete, er lag an der Krippe. Aber die Zurückhaltung des Stadtphysikus und Reichsvogtes ließ auch sie behutsam sein. Paracelsus bekam nur geringen Widerstand zu fühlen.

Und Vadianus war anderer schwerer Sorgen voll: die Eidgenossenschaft tief zerklüftet. Von den katholischen Fünf-Orten im Herzen der Schweiz war der Landfrieden gebrochen. Biederleute wurden um des Evangeli willen an Leib und Gut gestraft, geächtet, ins Elend geworfen. Einrede war fruchtlos geblieben. So hatten am Pfingstsonntage die evangelischen Vororte, Bern und Zürich, den Fünf-Orten von offener Kanzel herab die Proviantzufuhr und den feilen Kauf abgestrickt. Vier Monate waren seither über Land gelaufen. Die Teuerung wuchs, in den Fünf-Orten die Not. Aber die Schiedleute auf den Tagen zu Bremgarten und Arau sollten umsonst geredet haben: Binnenhader, der die Stirnen versteinert, dem kein Gedanke zu hoch und zu gering ist, um ihn für sich zu mißbrauchen, der keinen Feind gleich zu hassen weiß als den, dessen Adern das stammeseigene Blut durchströmt. Schwer lag die Seelenspannung auf dem Lande.

Doch Leute, denen der große Puls nicht schlägt, wissen sich bettelweis zu entladen.

In der Wohnung des Kleinbürgers Kaspar Tischmaycher brodelte es von mißtrauischer Entschlossenheit, Angst und dick verhaltenem Groll, der endlich ein Windloch spürte. Die drei berufensten Badermeister und Chirurgen, der Fluri von der „Weinburg", der Lämmlisbrunnbader aus der Spiservorstadt und Kuoni Widenhuber, der seine Kunst ohne Badstube übte, umstanden nickend und winkend die Hand des kleinen, greinenden Hänsi Tischmaycher; der geängstigte Vater zappelte von einem zum andern, stupfte jeden, deutete auf die entzündete, eine wenig geschwollene Hand des Söhnleins und auf den Mittelfinger, der eingezogen war und eingezogen blieb, mochte man auch dem Kleinen im guten und im bösen befehlen, ihn zu strecken. Und jeder der drei erfahrenen Meister streifte den Vater nur mit einem Blick aus Augen, die unter hochgezogenen Brauen weit aufgetan, in starrer Besorgnis zu der kaum vernarbten Wunde zurückfanden, durch die der berühmte Paracelsus dem Knaben einen Knochensplitter entfernt hatte. Und jeder der drei Ehrsamen wiegte den Scheitel, schob den bedenklich gesammelten Mund zur gerümpften Nase empor und spreizte achselzuckend die Hand.

„Krümmi des Glieds", entkam es endlich dem Kuoni Widenhuber, und er zeigte den beiden andern grinsend die tüchtigen Zahnreihen.

„Krümmi", gluckste der Fluri und nickte heftig.

„Krümmi und steckt in denen Gleichen, daß sie starren," erklärte der Lämmlisbrunnbader, „dieselb wird nüt verlouffen."

„Dasselb hat der verrühmt, prachtig, hochsträß Parcelsi, Doktor beider Arzneien, gar treffenlich verunschickt", kollerte Kuoni Widenhuber. Er strich seinen Bart, hob die breite Brust, blies vor sich hin.

Die hagere, kleine Frau des Kaspar Tischmaycher flüsterte heftig auf ihren Mann ein, ihre Augen funkelten, und ihre Hakennase bebte. In sanfter Abwehr suchte sie der Hausvater vergeblich zu stillen.

Er wurde gefragt, was der Parcelsi verordnet habe. Eine Salbe, Kaspar Tischmaycher zeigte die Salbe, und alle drei Chirurgen schnupperten daran. Auch Bäder.

„Als sollend wir sin Händ in ein Kachel ton und Wasser darein ton, als hützig, als ers leidt, und Reckholder darzuo ton und lassen erwichen eine halbe Stund. Drimal im Tag ton, und dasselb Wasser hützig halten, darnach schmirben und streichen."

Tischmaycher sah, während er sprach, hilfesuchend von einem zum andern. Doch sie standen alle drei wie die heidnischen Holzbilder aus den Kirchen, die auf dem Brühl verbrannt worden waren.

Nach einem beträchtlichen Schweigen, das die beiden Eheleute tief und tiefer drückte, hob Kuoni Widenhuber die Arme und ließ sie gegen die Schenkel schlagen, und der Fluri und der Lämmlisbrunnbader taten das gleiche. Dann wandte sich der Kuoni Widenhuber zur Tür. Er verzog den Mund und meinte: „Fahrt fort, fahret allweg fort, lieber Tischmaycher, der Percelsi, Doktor, Hochgelahrt — der muß wissen . . ."

Kaspar Tischmaycher erwischte ihn und den Fluri beim Ärmel.

„Ganget nüt also!"

Da meinte der Kuoni Widenhuber, weil die Krümmi des Glieds nun schon fast eine Woche anhalte und weil die Hand verpfuscht sei, gehöre die Sache vor den Elferrat, da sollten die Zunftmeister beschließen, ob der Parcelsi straffällig wäre oder nicht. Käme es aber nicht vor die Elfer, dann müsse er, der Kaspar Tischmaycher, obendrein dem Hergelaufenen einen Lidlohn zahlen, und der sei geschmälzt, als männiglich bekannt.

Die Frau des verdonnerten Bürgers schwoll, sie war vor Eifer feuerrot und ihre Augen stachen. Widenhuber fand sein Gift auf das wirksamste eingegeben. Er ging

mit einem mitleidigen Gruße, die beiden andern nickten den Eheleuten bedeutend zu und folgten ihrem Sprecher.

Paracelsus war zwei Tage zu Hundwil im Appenzeller Land gewesen. Nicht nur der Kranken wegen ritt er von Zeit zu Zeit hergein. Dort wuchsen hellhörige Menschen, anders als Städter, deren Ohr vom Weltlauf übertäubt ist. Dort suchten Menschen mehr in ihm als den Arzt, der ihren Leibern aufhalf: ein anderes Beratzhausen, ein reineres noch, ursprünglicher, nicht von einer Reichsstadt bedrängt, an keiner breiten Straße. Und dort brach es aus ihm wie Brunnen, die ihren Widerhalt durchstoßen und das Rinnsal finden.

Seine Kunst hatte er einsam zu erfahren und zu tragen vermocht. War Basel und Nürnberg auch bitterhart gewesen, da man ihm Lehre und Druck verwehrte, er hatte verwunden, werkgeheiligt einen stilleren Mut erzwungen, Zeit und Gelegenheit abzuwarten. Anders das neue Wesen, das längst — in Salzburg schon — in ihm gekeimt hatte, nun aber die dunkle Krume durchdrang. Am Schriftwerk über dem toten Papiere blieb es ungestillt, in Herzen mußte es gegossen sein, die an ihm satt werden konnten. Es erstickte, erstarrte, quälte in ihm, wenn es nicht Aug in Auge stimmhaft werden konnte. Halb war er ohne sie, die ihn willig hörten. Farbloses Chaos blieb sein Trieb und vermochte nicht des Gedankens umfriedende Leiblichkeit zu gewinnen, wenn ihm nicht die Wesenswelle der andern, die an ihm satt werden konnten, entgegenströmte. Und was er dann zu sagen vermochte, so daß sie alle ruhig wurden, das fühlte er nicht mehr als sein Eigentum: auch sie, die andern hatten es gezeugt. Sein Mikrokosmus hatte die heimlichen Pforten aufgetan. Und ein beschwingter Frieden begleitete ihn, wenn er aus dem Berglande niederritt.

So kam Hohenheim auch nach diesen Tagen, ein wenig satt und träge, zudem von der feuchten Wärme des Herbstes ermattet, in sein Quartier und wurde lebhaft mit der Nachricht empfangen, daß ihn der Ratsdiener seit zwei Tagen suche. Paracelsus hatte geübte Witterung für Mitteilungen, die lauernden Blicks zugetragen wurden. Er fragte nicht erst, verzog den Mund und ging gelassen in seine Stube. Was wollte auch an ihn heran!

Und man hatte ihn heimreiten gesehen; das Sonderbare, daß der Parcelsi nicht gefunden wurde, wenn just die Oberkeit nach ihm langte, war aufgeklärt. Der Ratsdiener konnte seinen langen Amtsstecken, dessen Knauf das Wappen von Sankt Gallen trug, aus dem Winkel holen und seiner Botschaft ledig werden.

Paracelsus saß vor seinem Pulte. Er blieb auch sitzen, obwohl der Ratsbote bei jedem Satze mit dem Zeichen seiner Würde aufstieß. Und er ließ den gewichtigen Mann eine Weile stehen, ohne zu antworten, musterte ihn aus heiter gekniffenen Augen und schmunzelte. Der Bote wurde unruhig.

„Für die Undenarios solltu mich laden? Potz Taubenast, die Elfer von der Baderzunft! Die wellend min Kur an des Tischmanchers Hänseli Hand richten! Etwan urteilen und strafen!"

Der Bote nickte und nannte nochmals den Termin. Paracelsus lachte.

„Da solltu denen Baderen B'scheid ton, ich sige ein Doktor beider Arzeneien und ich hätt der Universität g'schworn. Die sollend sich nit ufmutzen, dieselm ehrbarn Meister, als künnten sie mich, unter min Eid arzende, richten. Und solltu ihnen wohl b'stellen: der Parcelsi wird sin Kunst vor denen fürsichtig, weisen Sant Galler Arschkratzeren nit vertedigen. Die mügend ihrn Baderg'sellen terminieren."

Der Ratsbote war steif geworden. Dann kämpfte er. Schließlich hob er den Stock und rannte ihn ins Estrich, daß der Staub aufpulverte. Er reckte das rote Gesicht, aus dem die runden Augen sprangen, weit vor und keuchte zu dem erheiterten kleinen Mann vor dem Pulte hinüber: „Han?"

Paracelsus wiederholte, und da er munter blieb, richtete sich der Bote ruckweis

in die Höhe, stand eine Weile nachlauschend in gründlichem Besinnen, endlich schlug er eine tiefe Reverenz und ging.

Den ungeduldigen Eltern aber wurde bestellt, sie mögen auch im kleinsten nicht von der verordneten Kur abstehen, es werde jedes Versäumnis festzustellen sein, und dann hülfen ihnen weder Senat, noch die drei Konsuln: baden, schmieren, massieren. Paracelsus wußte gut, daß die Komödie zu Ende laufen müsse, aber er brauchte noch etwa drei Wochen für die Heilung der Hand.

Der Statthalter der vier Schutzorte, Hieronymus Schobinger, vermochte die peinliche Lage, darein der Ratsbote in des Bürgermeisters eigenem Hause geraten war, voll auszugenießen, auch sonst gab es wenige außerhalb der Baderzunft, die nicht an jenem kräftigen Wörtlein ihr heimliches und offenes Wohlgefallen trugen. Und es unterlief den Meistern der Chirurgie in diesen Tagen, daß ihre Patienten zu lachen begannen, mochte die Spritze noch so bedachtsam und kunstgerecht eingesetzt werden. Als die Sache des Kleinbürgers Tischmaycher vor den Senat kam, hatte Hieronymus Schobinger ein Wort eingelegt, und der Senat bewilligte dem Arzte einen Heilungsaufschub von vierzehn Tagen.

Die Zeit lief um, der Finger des kleinen Hänsi Tischmaycher, wiewohl im Gelenke merklich erweicht, konnte nicht als geheilt gelten. Der Parcelsi hatte offenbar verloren, aber die drei Konsuln lehnten es ab, die Lapperei zu richten. So blieb dem gestachelten Vater als letzte Zuflucht nur noch der Volkstribun, Andres Müller, und der setzte, von der schwergekränkten Baderzunft gehetzt, seinen Termin.

Kaum daß der Vielberufene an den Tisch, da der Meister Andres Müller und seine Beisitzer saßen, vordringen konnte: heißgezwängt standen die Sankt Galler, und man hatte die größere Ratsstube inne. Ganz vorn die Baderzunft, Meister und Gesellen, auch etliche Ärzte, selbst Hieronymus Schobinger ließ sich's nicht entgehen. Und der kleine Hänsi Tischmaycher, bange und doch von einer stolzen Ahnung seines Gewichtes erfüllt, lehnte an dem Tische, und seine Hand lag aufgebunden vor den richterlichen Augen des Andres Müller mitten auf der Platte. Die beiden bebenden Eltern deckten das Kind mit ihren Leibern.

Andres Müller, der Volkstribun, war ein beredter Mann. Als zwei Ratsdiener vor dem Gerichtstische Raum erzwungen und so ein Ansehen befriedigend gemehrt hatten, hielt er eine große Rede über den Fall. Nicht ohne Schärfe betonte er, daß ein Doktor, hochgelahrt und geschworen, der sich über aller Zunft bedünke, auch ein Mittel finden müsse, solch eines Bübli Hand zu heilen, nachdem er sie selber aufgeschnitten und ihr einen Knochen genommen habe. Dies sei die letzte Frist. Entweder weise der geschworen Herr Doktor einen Weg, oder er möge ehrlich bekennen, dem Bübli einen Leibschaden angetan zu haben, und seine Strafe tragen.

Das Volk war gestärkt, die Bader waren befriedigt, die Ärzte angeregt, die beiden Eltern mutig und gehoben, und der kleine Hänsi Tischmaycher greinte. Eine dicke Stille hing in dem Dunst, und Paracelsus ließ die Rede des Andres Müller eine gute Weile verrauchen.

Dann schob er sein Barett ein wenig aus der gekräuselten Stirn, hob die kleine Hand von der Tischplatte, legte sie auf seine flache Linke und untersuchte den Finger. Ein unmerkliches Lächeln huschte um seinen Mund. Der Patient, von all dem Wesen aufs wehleidigste gestimmt, mochte den Finger weit besser rühren können, als es auf der Tischplatte des Volkstribuns den Anschein gehabt hatte. Die Gelenke waren weich und biegsam geworden, vielleicht lag noch eine Schwäche in den Muskeln.

Er ließ die Hand des Bübli fallen. Langsam schweiften seine Augen über die begierigen Blicke hin. Kopf an Kopf gezwängt, regungslos, schwitzend, harrten die Menschen aus, um einen Mann, der ihnen seltsam schien, gedemütigt zu sehen. Gedemütigt — Paracelsus senkte die Lider. Vielleicht auch anders? Volkstribun und

alle glaubten, daß die Kinderhand verdorben sei, und doch — sie erwarteten noch einen Weg, einen verheimlichten Weg besonderer Kunst. Salben und Bäder, alltägliche Dinge! Das sonderbare, unerhörte Mittel mußte es sein, und er, er mußte es wissen! Verwundern wollten sie sich, staunen wollten sie — oder dünkelhaft lachen. Aber Paracelsus fühlte, daß es ihnen mehr noch um ein Wunder ging. Sie waren hochgespannt und wollten aufgewogen sein. Hätte er dem Tribun erklärt, daß die Kur gelungen sei, und nach wenigen Tagen der Finger regsam bleiben werde wie die andern, man hätte ihm nicht geglaubt, und das Bübli, schwachmütig und umtan von Eltern, Nachbarn und Badern, hätte sein Leidwesen krumm gehalten. Es mußte etwas an die Hand, das Willen in die Adern trieb, ein Fingerlein zu rühren und zu strecken, das den Eltern eine Torheit sauer werden ließ und auch diesen andern allen das kindliche Verlangen stillte.

Er blickte auf, holte weit aus und strich seinen Bart, spannte die Stirn, streckte den Arm gegen die kleine Hand.

„Ihr müssen zween Täg und Nächt lebendig Regenwürm ufbinden. So der ein Wurm stirbet, ein andern ufton und nit usetzen. Am dritten Tag, so ist derselb Finger heil."

Seine Stirne blieb finster, die letzte Kunst war ihm vom Kaspar Tischmaycher abgerungen, sein Mund war fast wild geschlossen, Andres Müller, der Tribun, hatte ihm ein Geheimnis erpreßt, er hob sein Schwert zur Brust und schritt, ohne sich weiter an das Gericht zu kehren, düsteren Blicks durch die Leute, die ihm willig eine Gasse boten.

Die Ärzte diskutierten noch lange. Einer wußte des Dioscorides Materia Medica vorzubringen, und darin wären regenwürmische Mittel. Nachbarn und Verwandte aber gruben an Rinnsal und Pfütze und brachten in lockerfeuchter Erde Topf auf Topf, was dem Bübli des tapferen Kaspar Tischmaycher frommte.

Am dritten Tage war der Finger heil.

Warum hat der Parcelsi nicht gleich einen Wurm aufbunden, eh dann die Gleichen erstarrt und die Krümmi gekommen war? Tückisch, hinterhältig, wie alle, die mehr wissen und vermögen, als einem Christenmenschen gebührt. Erst der Andres Müller hat ihm das G'wissen ufgerottlet. Und recht haben alle behalten: des Kaspar Tischmaychers Eheweib, darum daß sie nicht nachgelassen hatte; die Bader, weil von ihnen die Schmirbkur für letz, unerschießlich, ungefällig erklärt worden war; und alle andern, denn alle hatten gewußt, daß der Parcelsi seine beste Kunst geheim hielt. Am meisten aber er selber: keinem der Bader und Ärzte sind Regenwürm eingefallen, ihm aber.

Und es geschah um diese Zeit in Stadt und Landschaft Sankt Gallen, daß die Angler sich besondere Gedanken machten, wenn sie den Köder an den Haken spießten.

*

Zu Kapell in der Schlacht war von den Fünf-Orten der schwere Schlag getan. Meister Huldrich Zwingli, ein Leichnam, dem Henker von Luzern überantwortet, daß er geviertelt und verbrannt werde — viel andere, deren Namen gleich seinem hoch geklungen, tot.

Auch Herrn Diebold von Geroldsegg, den einstigen Propst und Prior von Einsiedeln, hörte Paracelsus unter ihnen genannt, die für das Evangeli gefallen waren. Und seiner Kindheit ein kühler Schwermutshauch, wie Nebelluft, die über das sumpfige Hochtal zieht, streifte seine Stirn: Er sieht den stämmigen Mann, groß und wuchtig, wie reife Menschen von Kinderaugen gemessen werden, und das irre Weib, mit den bebenden, lästernden Lippen, den zornflackernden, schweifenden Augen — Haarsträhne hängen ihr über dem heißen, zuckenden Gesichte — sie streift die Haare

immer wieder hastig zurück und sie flüstert haltlos auf den Prior ein . . . Paracelsus stockt noch das Herz vor Angst um seine Mutter: rings drohende Menschen in Pilgermänteln, unter den breiten, muschelbesetzten Hüten . . . da winkt der Prior Diebold von Geroldsegg dem frommen Narren Baltisar und dessen Sohne . . . die Mutter wird auf den Kohlenkarren geladen . . . er zottelt nebenher wie ein Hündlein, seine Beine noch müd von dem Lauf . . . er war der entwichenen Närrin nachgerannt . . .

Paracelsus blickte auf. Häuser, die Spisergaß, Sankt Gallen. Vor ihm stand Hieronymus Schobinger, nicht viel größer als er, stutzend und ein wenig begierig. Die Regenwurmkur hatte es auch diesem weltgefaßten Manne angetan, auch er versah sich fortan der wunderlichsten Dinge.

„Der Prior . . . Herr Diebold . . ." flüsterte Paracelsus.

„Ist Abt gewest, eh dann er dem Meister Huldrich ist nachgefolget", berichtigte Hieronymus Schobinger.

„Prior, Pfleger, uf dem Hochg'stift zu miner Zit." Und er setzte erklärend hinzu: „Ein witschweifig Weg führt dohin zuruck, ist sobald nit erloffen."

Er ging mit einem stummen Gruße weiter, der andere sah ihm eine Weile nach.

In sonderbarer Wehmut kam er auf sein Logiment. Die Imagination war so grell, fast blendend gewesen, als der Name Diebolds von den dünnen Lippen des Hieronymus Schobinger gefallen war, daß sein Herz ihm jetzt noch nachzitterte.

Er ließ seine Blicke schweifen. — Ein fremder Tisch, darauf er seinen Kopf stützte, ein fremder Stuhl, auf dem er saß, und fremd das Estrich, wo seine Sohlen ruhten. Fremd das Bett, das von seiner kurzen Schlummerrast noch zerwühlt war. Nicht einmal der Schlaf war mehr sein. Er hatte ihn, die letzte Heimstatt des Elends, verächtlich zerrüttet; die menschheiligen Gezeiten des Tages und der Nacht, er kannte sie nicht mehr. Und da er auf Bank, Bett oder einem Tische, wann immer ihn die Not der Natur überkam, das kurze Schlafbedürfnis stillte, im Kleid, selbst im Bette zuweilen gestiefelt und gespornt, ließ man sein Lager ungepflegt, auch wenn das Haus, darin er gerade lebte, so gastlich war wie dieses.

Ein leiser Schauder durchrieselte Theophrast von Hohenheim. Bis tief ins Gauchhaar zurück war sein Schädel kahl geworden, und er glaubte die Furchen seiner Stirne zu fühlen. Über seine Handrücken schlängelten sich die blauen Adern, er schmeckte die Fäulnis in dem verarmten Munde.

Weshalb hatte ihn sein Archäus nicht nach Villach getrieben und ihm die kurze Rast nicht gegönnt, einmal ein gütiges Menschenauge über sich zu wissen, daheim zu sein in eines Menschen Wesenshauch, ungetrieben und nicht nur gelitten, sondern empfangen, wie ein Weib sein Kind trägt!

Er schloß die Lider. Und die braunen, verräucherten Balkenwände eines Wirtshauses zu Hundwil umgeben ihn. Er fühlte Blicke, die an seinen Lippen hingen. Da schlug sein Herz auf. Er strich mit den Handflächen über Stirn und Gesicht. Er rückte an das Schreibpult, griff nach einem neuen Blatte.

„Gratia et pax a deo, ja, ja: Gottes Gnad und ein Frieden, Gottesfrieden, Uch lieben Herrn Vater! Us Näh und Weiten sige dies bestellt und ein ehrfürchtig Gruß nach mannig eines Summers und Winters Fahrt! Wohin des Wegs, Theophraste — als ich mich selbsten zum Dickermal gefraget, da ich Salzburg hinter mir gelassen und Friburg, demnacher uf Straßburg zogen und gerufen ward nach Basel in das Land miner Geburt, Physicus der Stadt ze sein und Ordinarius an der hohen Schul. Hinwiederum gefraget: Wohin? — da ich mußt Basel lassen, Kolmar, Nürnberg, Beretzhusen im Fränkischen, Regensburg, Stadt umb Stadt, nindar ein Frieden, als man gemeineglich den Frieden heißt, und allenthalben usländig gesein. Dannocht von Gnaden Gotts, der mir hat mine Kunst geben und geben das Aug des Arzet, zu

sehen und zu heilen. Sollet Üch, lieben, getrüen Herren Vater, der Spähn und Tratzwerk, wider mich aller Orten geführt, ein räß und unwirscht Lied fürgesungen sein? Mit nichten, das soll Üch nit beschweren, dann ich han deren je und je bestanden und miner Kunst, so über die Kunst gewachsen ist der andern, kein ringes Lob ufgericht zu Gottes Ehr. Allein des Wegs Unruh hat mine Zeit erfüllt, und mehr dann ander Menschen Lebtag ist min Leben worden voll. Das minderet den Mann an Haar und Zahn und pflüget die Glätti sins Angesichtes. Wohin des Wegs, Theophraste? — als fraget mich mins Lebens Zit und Prädestinaz. — Do ist mir auf diesen Tag vermelt von dem Herren Diepolden von Geroltzegg, daß er gefallen sige zu Kapell in der Schlacht wider die Fünf-Ort. Und ist mir ein Antwort geben uf die Frag nach des Weges Ziel. Lieber und getrüer Herr, es rucket min Weiser uf Villach zuo, und verlanget mich, min Hopt ze legen in Üer Händ. Dann Ihr habet mich nie verlassen uf allen minen Wegen, do ich nit Ort noch Statt erfunden, noch eines Menschen fründhold Wesen, dieweil ich ihnen allen seltsam bin gewest. Unheimisch aller Orten, jedannocht in Üch heimisch überall. Als loset in die Fern uf minen Schritt, Herr Vater min. Und gaht min Weg fürder noch durch mannig ein Summer und Winter umb — nit daß ich wiss' wohin — dannocht er gaht Üch zuo gen Villach. Wellet miner gedenken!

Geben zu Sant Gallen an des Gebürges Saum, und neiget sich das Jahr, so Gott Üch welle beschließen in Fried und Gnaden. Amen."

Lange hielt er auch dies zurück, denn er schämte sich seines Herzens. Dann hörte er aber, daß der Ulmer Überreuter Briefe für Lyon an den Ordinari, dem regelmäßigen Boten der acht Sankt Galler Lyonerhäuser, gebracht hatte und mit Schweizer Post zurückreiten wolle. Dem gab er das Schreiben nach Villach auf.

Es lag der Schnee, und die Säumer hatten über die Berge hin ihre Not und Gefahr, da war der Kunst des Paracelsus an dem Bürgermeister Studer ein End gesetzt. Nichts hielt ihn mehr in Sankt Gallen.

Tiefer landein und höher bergan trieb der Archäus längst.

Noch mußte er suchen. Nur war es nicht mehr Menschenkunst. Das Reich Gottes in und an den Menschen, das lautere, das nicht Artikel und Gewalt kennt, noch den trunkenen Wahn, sollte Paracelsus, der Knecht, aus der eigenen Brust schöpfen und aus der Brust der andern: das Reich, von Gott mit dem Lebensodem, dem limbo Adae eingeblasen, das Erbreich, das gleich einem verschütteten Brunnen fließt.

Und er trank, da er bergein ins Appenzellerland den Spuren des Schlittens folgte, die Schneeluft wie ein Sakrament. Rings um ihn der reine Glanz erfüllte sein Auge und sein Herz.

Aus Tiefen der Schlucht

„Das aber seind die stillen Quellen in mir und üch. Eines Pulses Schlag, eines Atems Zug us der Tiefe des gemeinen Wesens. Was bist du ein Mensch diner Augen und Ohr'n so voll und achtest nit des limbi Adae, darus din Ich und Du ist geflossen in der Zit! Was bist du ein Mensch in dir und immer nur in dir und merkst nit, daß diner selbs der größ'st Teil liegt ußenthalben?

Zeuchst du nit ein den Luft, als der Fisch das Wasser, und müßtest sunst vergehn? Trinkst du nit von den Quellen der Erde und issest ihr Brot einer Notdurft nach? Liegt all's ußenthalben. Allein es wird in dir ein Mensch und glichermaßen in denen anderen wird es zum Menschen. Us Luft und Wasser unde Brot, so

eins wird in allen und dannocht dussen liegt, entbrossen Ich und Du, sollet Ich und Du nit eins sein, do sie wachsen mit dem einen?

Als steckest du den Mächelring an des Wibes Finger, ist ein Zeichen. Halbet bist du gesein in dinem Ich und mußt us Not des Wesens den Ring schließen, das Du ze binden und ketten an, usdaß Ich und Du eins werdind und ein nües Leben.

Dies aber all's beruhet in elementis und ist der Erden Teil an dir, muß wieder irden werden. Meinest gar in dinem kindlichen Gemüet, du sigest es allein und möchtest die Welt sin in dir selber beschlossen!"

Er hielt an und sah eine Weile über ihre Köpfe hinweg.

„Dannocht ist nur ein Teil dines Teils und uswärtigen Ichs in elementis gelegen, der ander Teilesteil in astris, das heißt, in dem G'stirn und Firmament. Es fleußt von ihnen, ist als ein G'ruch, Dunst, Schweiß von den Sternen, macht dich krank unde stark, füllt din Gemüet mit Unruh und Frieden. Kunnt aber nit sein, so du nit wärest astrisch oder sternhaftig in dinem Wesen, glichermaßen als du elementisch bist im Luft, Wasser unde Brot. Dann auch du kannst dich ergießen in das Firmament, und die Stern sollend zwinzerlen vor dinem Willen."

Er schwieg wieder, seine Augen glitten über ihre gesammelten Gesichter hin. Er merkte, daß es sie bewegte, und konnte noch einen Schritt weiter tun.

„Allein das elementisch und das astrisch Wesen ist in die minder Kreatur g'satzt. Din Mikrokosmus bleibt halbet, so innen, so ußenthalben. Dann in dir liegt der ander Leib, limbo aeterno entwachsen, und ist verborgen dem Aug', das allein den Mikrokosmum kennt im Elementischen und Astrischen. Und der ander Leib steht über dem Element und G'stirn. Do ist der Leib us Gott und ist der Leib in Gott glichermaßen. Dann Gott ist teilhaftig worden am Tag der Schöpfung in dir und mir. Du bist Teil Gottes."

Und sie sahen ihn darum an. Er fühlte ihre Not, durch dieses Gedankens Schwere hindurchzukommen, denn sie hüteten sich vor schnellen Fragen, weil er zornig wurde, wenn sie allzu eilig waren.

„Als sige üch darvor ein Exempel der Suhn Gottes und sin Geburt in des Menschen Suhn.

Do schreiend sie all': Us Gnaden! Us Gnaden! Das ist wohl. Gott hat ihn selbsten in siner Kreatur erbarmet und also den Suhn in den Menschen gebor'n durch das Weib. Dannocht es wär' nimmer beschechen, so Gott nit ehebevor wär' in der Natur g'sein und die Natur in Gott. Der Mensch aber ist in der Natur, also kunnt Gott sinen Suhn in den Menschen gebären und ist dannocht in ihm blieben. Der Suhn ist die Kraft gesein in dem Menschensuhn.

So wisset endlich: Gott ist in allen Dingen natürlich worden. Gott der Vater in seinen Tugenden. Darumb hand Bomstamm und Kraut, hand Wort und Namen und all's, so du elementisch ansiehest und hörest und greifst, ein' Kraft. Die Kräft', die do innen liegen, sollen natürlich geheißen werden, dann Gott ist natürlich worden. Soll keins nit verspott' werden.

Us den natürlichen Kräften aber ist not im seligen Leben zu leben, dann ohn' sie mag es nit sein."

Sie hatten an seinem Stimmfall erkannt, daß er nun einhalten werde.

Eine Weile schwiegen sie, aber die Stille drückte sie nicht. Sie waren es gewohnt, seinen Reden nachzulaufen und merkten an sich selber, daß sie stets tiefer hineinwuchsen. Er wiederholte oft diesen oder jenen Gedanken, als suche er selber noch das rechte Wort. So glitten sie allmählich in seine Lehre hinein.

Auf dem weißgescheuerten Tische hatten fast alle die Ellbogen ruhn, und ihre faltigen, am Rücken gebräunten Hände lagen flach übereinander oder waren verschränkt. Sie sahen auf den Tisch nieder und sannen. Nur wenige, aufgereckt.

ließen ihren Blick an der Stirn des Paracelsus hängen, die immer noch grüblerisch gesammelt war.

Neben ihm saß der Kaplan Matthias Lusi, der von Appenzell herübergekommen war, und dann folgten die andern, schon einer gewohnten Reihe nach um den Tisch: der alte Enz Lehner, der Toman zur Burg, der Hanns Tanner, der Jöri Nef, der Uli Föns und wie sie alle hießen, aber auch abseits saßen etliche und Frauen darunter.

Gewöhnlich wurde der Enz Lehner zuerst laut; er redete lange, als müsse er sich mit der Zunge in den Gedanken zurechttasten. Paracelsus ließ ihn gerne reden. So merkte er, was den meisten schwer fiel; auch wurden die andern warm an dem Gestammel, und einer fand dann meist das Wort, das wie ein Schlüssel im Schlosse klang.

Er gab dem und jenem Antwort. Sie hatten Geduld aneinander, denn er sowohl als sie kämpften damit, daß sie so schwer zusammenwuchsen und selten eines Verstandes werden konnten. Zuweilen schlug ein gutmütiges Gelächter auf, aber sie fanden sich immer wieder in einem herzenstiefen Ernst.

An diesem Abend aber — der warme Lenz hauchte durch die kleinen offenen Fenster ein, und wenn ein Schweigen entstand, so fühlten sie die schwellende Unrast der Natur — stellte ihm der Uli Fusch eine Frage, daran er neu entbrannte.

Uli Fusch, des Zehendmeisters Othmar Fusch Sohn, war noch im Winter aus Gais nach Hundwil gekommen, als er von dem Paracelsus hörte, der ihnen Lesinen hielt, wie vordem keiner. So nannten sie diese gottsucherischen Stunden. Sein junges Herz war weder am papistischen noch am evangelischen Wesen satt geworden und verachtete den Taumel der Täufer. Er schwieg meist. Aber auch ihn mochte der warme Lenzhauch treiben, so daß er fragte:

„Wir hangend ein dick lang Zit dir an, Doktor Parcelsi, und ist nüt einer, der davon willt lassen, dann es ist ein heimlicher Genieß, und schmecket jedlicher das Rich Gott's us din' Reden. Dannocht mannig ein Intrag und Ohnverstand, als künnti keiner nüt inwachsen in dich. Was hinterstellet Gott sin Wesen, daß wir es nüt so schinbar sechen als du?"

Paracelsus antwortete: „Lasset üch Schritt vor Schritt g'nügen, der gäch Verstand ist des Tüfels, und zu früh schniden, gibt kein Brot ins Hus."

Allein damit waren sie nicht zufrieden. Ihre Stirnen furchten sich, er fühlte den Hinterhalt ihrer Herzen. Und so fuhr er fort: „Der Geist geistet, wo er will, nit in allen, nit in vielen, sundern do es ihn lust'. Wohl üch, so ihr üres Verstands ein Argwohn tragt unde ihn nit zartelet. Dann viel überreden sich selbs, sie seinend der Geist selbst, und aber er ist nie do gesein.

Es hat Gott allen Dingen ihr' Zit geben, usdaß sie wachsen sollen und darvor nit zitig sein. Und vor dem und es zur Frucht kombt, so lousen viel für: am ersten die Sproßlen, darnach die Schößling, darnach die Blust, darnach die Frucht. Sollt nun die Frucht des Menschen, das ist sin Verstand und Gab', abzuschniden sein, do er ein Schößling wär? Gott ist, der dich fliegen läßt, er läßt dich wähnen, meinen, schätzen, achten. Und aber so du meinest, du sigest hoch bis in den dritten Himmel geflogen, so bistu nit über das Gras uf dem Felde und bist nindar nütz. Bistu beruft, ein Buch zu machen, es wird nit versaumbt werden, soll's sechzig und siebenzig Jahr anston und länger. Gaht's in dir umb und entpfindest's, so schall nit so bald. Es wird nit dohinten bliben und wird herus müssen . . .

Ich gedenk', daß ich Blumen sach in der Alchimia, vermeint das Obs wär auch do. Aber do war nichts. Do aber die Zit kam, war auch die Frucht do. Viel fliegend Zit hab ich verlor'n in der Geometrie, bis ich kam in den Aquaeductum. Oft meinet

ich, nu ist die Ernt', morgen was nichts. Wieviel tusend Bogen werdend mit großer Arbeit verschrieben: so all's us ist, so ist all's ein Narrerei.

Ist nun ein Licht in uns, so hat's Gott mit der Natur in uns geton, unser irdischer Schulmeister nit. So Gott das Licht in uns gestellt hat, so wird er's auch fürhin ton, daß man darbi seche. In dem aber kein Licht ist von Gott und aber vom Schulmeister der Erden und derselb vermeint us siner tierischen Vernunft, ein Licht seie in ihm, derselbig versaumbt sich, verführt sich und ander. Viel künnen regier'n, nur einer ist Künig.

Ermeß ein jedlicher, daß er nit weich us dem, darzu er beruft sei. Lasset üch Schritt vor Schritt g'nügen, der gäch Verstand ist des Tüfels."

*

In Urnäsch lebte ein Weib, sie hieß die Rüschellerin, von ihr hatte Paracelsus gehört, denn die Leute sagten, die müsse noch an die Leiter gebunden und auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, wie einer solchen Hexe geziemt. Als Paracelsus im Herbste nach Urnäsch der Mehrzahl seiner Kranken nachzog, wohnte er nicht weit von ihrem Hause an der Allment. Starknochig, leibesvoll und hoch gewachsen, stand sie noch in den Jahren, die den Mann suchen, allein sie war längst Witwe geworden und hatte keine Kinder. Da sie nur wenig besaß, und man ihr die Schuld der Unfruchtbarkeit zuschob, denn ihr Mann war wohlgelitten gewesen, sie aber aus der Fremde heimgeführt worden, fand ihr ungestilltes Blut seine Bahn nicht und mußte an den Schranken des eigenen Wesens verströmen. Auch war sie unschmiegsam, verschlossen; wo der Blick der Frauen sonst in zärtlicher Inbrunst schmilzt und sich umschleiert, schlug aus ihren dunklen Sternen ein fast stechendes Feuer, dem Männeraugen ausweichen. Hinzuwerfen vermochte sie sich nicht, obwohl sie vielleicht davon träumte. So war es seltsam um sie geworden. Die Mädchen flohen sie wie das böse Gewissen, und die Frauen eiferten gegen sie, als habe sie ihr Geschlecht verraten. Männer konnten eine eigene Befangenheit in ihrer Nähe spüren. Unfreier, flüsternder Spott und heimliches Gewinke mit Auge und Mund von Mann zu Mann begleitete die Rüschellerin. Es gab Leute, die sich vor ihrem Blicke scheuten, und ihr weder Gruß noch Anrede beantworteten. Keiner wußte den heimlichen Kampf dieses Weibes, und doch glaubte sich ein jeder von ihr im heimlichsten Leben berührt. Wer stark und gesund war, konnte ihr entgehen, wem aber der Wurm im Kerne fraß, der fühlte sich mit ihr wider Willen und Verstand irgendwie verhangen. Die Rüschellerin war töricht genug, einen eitlen Kitzel an solcher Leute ängstlicher Zutunlichkeit zu stillen, sie umgab sich mit wunderlichen Worten und trieb eine alberne Magie.

In Urnäsch hatte nun ein Peter Ögster manches Jahr mit seiner Frau Margret gelebt, daß keines am andern eine Klage fand. Das Vieh gedieh ihnen, etliche Kinder wuchsen auf. Dann fiel der sonderbare Zustand an den Mann, und die Rüschellerin konnte ungerufen in seinem Hause aus- und eingehen. Man wagte nicht sie fortzuweisen, erwartete sie beinahe, man bewirtete sie, wie man den letzten Löffel Brei über Nacht in der Schüssel oder die letzte Garbe auf dem Felde läßt. Es kam vor, daß man sie ängstlich oder auch leidenschaftlich um Gottes und seiner lieben Mutter Marien und aller Heiligen willen bat, zu ledigen und zu helfen. Aber die Rüschellerin hütete ihre Heimlichkeit. Wohl gab sie der Frau Margret ein kleines Beuglein Holz mit vielen Kerben daran und hieß sie dazu beten, das Holz aber im Schranke verborgen halten; allein der Peter Ögster kam dahinter und verbrannte das Holz, denn es war seither böser um ihn geworden. Auch das Vieh fand in seinem Stalle kein Gedeihen mehr, und er hatte zu klagen, daß ihm Butter und Käse miß-

rieten. Wer anders konnte dem frommen Manne Kraft und Glück in Ehe und Hausstand genommen haben, als das Weib mit dem stechenden Blick?

Die Allment lag am oberen Ende des Ortes, und dort floß auch ein Brunnen. Paracelsus konnte dem murmelnden Wasser lauschen, wie dem Marktbrunnen zu Villach, da er, ein Jüngling noch, bei seinem Vater wohnte. Und er hörte das Vieh, wenn es an den Tränkbaum getrieben wurde, der wie ein Boot der Vorzeit ausgehöhlt war, er hörte auch die Weiber, während ihre Butten und Krüge vollliefen.

Eines Abends fuhr er von dem jähen Geschrei der Weiber auf; die nasse Feder zwischen den Fingern, sprang er ans Fenster. Ihrer acht oder zehn, jung und alt, hatten spreizbeinig in nicht zu engem Halbkreise die Rüschellerin umstellt. Schaff, Krug und Kanne standen im Kot, indes die Arme durch die Luft fochten, wo sie nicht in die festen Hüften gestemmt blieben. Die Rüschellerin lehnte an der Brunnensäule, und sie war blaß wie der Tod. Nur ihre Augen brannten. Sie warf hie und da ein Wort in den keifenden Lärm, zückte den Finger auf eine Angreiferin. Die wich dann einen Schritt, um zögernd nur zu ihrem Schaff oder Krug zurückzufinden, wenn sich die Rüschellerin gegen eine andere wandte. Das Geschrei war so plötzlich und aus allen Kehlen zugleich aufgestoben, stockte und brach immer wieder gleichzeitig aus, daß der lang erstickte, nun sinnlos befreite Haß offenbar wurde. Von allen Häusern liefen die Leute hinzu, und vor allem die Weiber. Die Rüschellerin verlor, da sie sich immer dichter umstellt sah, ihre Haltung, sie riß das verplätschernde Schaff vom Brunnentroge und versuchte gegen ihre Hütte zu entkommen. Trotzig und aufrecht hätte sie vielleicht die Weiber des ganzen Ortes vom Leibe gehalten, so aber flog ihr nicht nur Schmach, Fluch und Giftblick nach, ein Holzbengel schwirrte ihr an die Knöchel, daß sie strauchelte, und dann folgten Steine. Einer traf ihre Stirn, und sie brach zusammen.

Es geschah dicht unter dem Fenster des Paracelsus. Er sah, daß die Weiber nicht einhielten, Steine schlugen gegen die Wand, er stürzte hinaus. Sie hieben auf die Ohnmächtige ein, er drängte hindurch und stellte sich vor den niedergebrochenen Körper.

„Daß üch Potz Blut schänd, ihr Frouen, reit' üch der Tüfel!"

Er sprudelte vor Zorn, schüttelte seine Fäuste. Da stutzten die vordersten, und er hörte seinen Namen.

„Sie ist ein' Hex", schallte es aus dem Haufen. „Ein' Hex und der rechten bösen Wiben ei's!"

„Sumer Potz Marter," fauchte der kleine Mann, „so die ein' Hex wär, sie müget üren bösen Leumden, üer Stein und Bengel nit gedulden und üch allen ein' Schwur antun, daß keiner nit kunnt ein' lebendig's Glied rühr'n!"

Das dämpfte das Gemurmel. Er wandte ihnen den Rücken und kniete zu dem blutüberströmten Gesichte nieder, untersuchte die Wunde, fühlte den Puls, erhob sich eilig, brachte aus dem Hause, was not tat.

Und er sah, wie sich die Leute davondrückten. Da rief er etliche mit Namen, denn es waren darunter, die bei seinen Lesinen nie fehlten. Die halfen ihm.

Auf einem Haufen Reisig, wohin die Männer sie gelegt hatten, brachte er die Ohnmächtige zu Sinnen und verband die Wunde. Die Rüschellerin ließ kein Wort des Schreckens und keine Dankessilbe hören. Ihre Augen irrten wohl von Gesicht zu Gesicht, sie fanden immer wieder zu dem des Paracelsus zurück, dann schloß sie die Lider, für eine Weile befriedigt. Ein Häuflein Menschen hatte sich gesammelt. Er wollte schon in das Haus, da seine Kunst getan war. Da hielt er an, seine Stirn zuckte. Unter den Leuten standen Männer und Frauen, denen er um Gottes Lohn geholfen hatte.

„Was stehnd ihr und luget? Weiset mir euer Händ'! Du, Kunrad Schürglin!

Du, Tannerin! Du, Hänsli Roderer, und du, Gretta Meigerin! Du auch, Els Schnüggin, und du, du . . ."

Sie mußten es tun, denn er brannte wieder auf, und keines wußte sich frei. Wo er aber eine Rechte vom Kote besudelt fand, nahm er sie und zog den Mann und die Frau vor den Reisighaufen, auf dem die Rüschellerin lag.

„Ür Händ' seind schuldig am Blut dieses Wibs! Fasset an, traget sie heim, wartet ihrer! Gott schafft sin Kreatur nit in die Welt, daß sie gesteiniget werd', sundern bekehrt. Und wo ihr nit wellt, will ich von üch gehn und soll mich gereuen, daß ich mich erbarmet, weilen ihr gelegen, als dies Weib hie liegt."

Da faßten sie an. Die Rüschellerin aber ließ sich behutsam tragen. Ihr Mund war breit, sie hielt die Augen vor Hochgefühl geschlossen, trotzdem ihr der Schädel merklich brummte.

Es dämmerte in seiner Stube. Er ging in dem engen, niedrigen Raume hin und wider, während sein Blut verebbte, als müsse er sich in seines Geistwesens Sphäre, von der die Stube erfüllt war, wiederfinden.

Auf dem Tische vor den beiden kleinen Fensterluken lag die Vulgata. Das sechste Kapitel des Evangeliums Matthäi war aufgeschlagen, er hatte aufs neue eine Auslegung versucht.

Das Kapitel beginnt mit den Worten: ‚Hütet eure Werkgerechtigkeit, daß ihr sie nicht vor den Augen der Leute übt, ein Schauspiel zu bieten . . .' — In seiner Auslegung eiferte er gegen die Überhebung der offenen Almosen, gegen Stifterhochmut und Klosterwesen. Und seine Auslegung schien ihm so gerecht als schal. Da sein Blut die Hitze verlor, da das Zwielicht des Tages und seines Herzens sein Gewissen löste, schmeckten die Worte des Evangelisten bitter, als hätte er einen Pomeranzenkern zerbissen.

Weshalb hatte er an dem törichten Weibe sein Arzttum nicht schweigend erfüllt? Was mußte er seinen schallenden Zorn gegen den Unverstand dieser Leute geworfen und endlich von einem jeden mit Namen den Lidlohn eingefordert haben, dessen er sich um seiner Menschenpflicht willen längst begeben hatte — einen Lidlohn, nicht an Geld oder Gut, das jedem Zahler die Freiheit wahrt, sondern an Demut einer erzwungenen Wohltat. Über die Rücken gemahnter, erniedrigter Menschen hatte er den Zelter seiner Werkgerechtigkeit hinweggeführt, klingend von hundert Schellen, und hatte sich und den andern das Schauspiel geboten, sich vor allem!

Mochte die Rüschellerin des Satans sein! Der Versucher war in der Wüste zu Christ, dem Herren, getreten: ‚So du der Sohn Gottes wärest, sprich, daß diese Steine Brot werden!' Und er, Theophrastus, der Knecht, hatte gesprochen, Stein in Brot gewandelt, den Versucher nicht entkräftet. Wieviel des Faßspieles! Was Gugelwerks! Wo war das Gewicht, das ihm die Wage hielt?

Doch es hob sich aus der dunklen, gleichsam erstarrten Flut dieser ersten Scham wie eine rote Welle sein Zorn wieder. Er blieb stehen, ballte die Fäuste, zitterte unter der Erinnerung an den keifenden, mordwütenden Haß. Nur daß er jetzt in Stille und Dämmerlicht der raschen Tat überhoben war und seines jähen Gemüts gedankenmächtig blieb.

Ein Heiliger würde vielleicht gezögert haben. Vielleicht hätte sich ein Heiliger stumm über die Niedergeschlagene geworfen, hätte mit seinem Leibe Hieb und Stein aufgefangen, wäre über der Sünderin gestorben und für sie, so daß der Pöbel an seiner eigenen Wut gebrochen worden wäre und ungefordert gebüßt hätte!

O armer Heiliger! Der den lebendigen Zorn nicht kennt! Der sich lautlos opfert und dabei Sünde auf die Menschen häuft, bis sie unter ihr zusammenbrechen, weil sie das Maß der Schuld an dir, du Heiliger, erfüllen! Heiliger du, des lebendigen Gottes Selbstkasteiung! Heiliger du, des lebendigen Gottes Reue über seines

Wesens Selbstentäußerung, die er in alle Schöpfung gesetzt hat, da er Gut und Böse, Engel und Teufel aus seinem Wort und Geisteswehen gezeugt hat!

„Hypage, Satana! Hypage, Satana! Was willtu dich vermessen, Theophraste! Unheilig im Zorn, dannocht des lebendigen Gottes! Wohl deinem Zorn, da er dich dienstbar erniedrigt hat und gemein gemacht mit ihnen in ihres Wütens Niedertracht. Dann du bist eins mit ihnen worden, Teil ihrer Schuld. Sie hand den Schimmel deiner Werkgerechtigkeit ufgezümt und die Schellen daran gehangen, du hast den Schimmel geritten. Darus ist erwachsen, daß du und sie dem Weibe ufgeholfen hand, ist ein schinbarlich Werk gewachsen vor Aug' und Ohr, und das Maß der Schuld ist an diesem Weibe nit erfüllet. Gott ist der bitteren Reu entlediget in dir und ihnen, Theophraste, du Unheiliger! Als lebet die Rüschellerin und es ist Zeit und Weil' geben, so dir, so den andern, weiter zu tasten durch der Welt Nebelwehen, und ist das Gericht ufenthalten. Wär nit der Zorn gesein, du wärist ein Schelm worden auf diesen Abend! O armer Heiliger, dem der Zorn ist entflohen, du bist der B'schluß und kennst das Leben nit mehr, du bist der B'schluß und Tod und die Reu Gottes! O Mattheus, schwerer Skribent Gottes, was vor ein Wort hastu erloset us der Tiefe des Herrn! Es muß das Wort des Gerichtes sein: da die werden ufstehen, so ihr Werkgerechtigkeit ohn' aller Menschen Aug' und Ohr vollbringen; wird als auch der lebendige Zorn dahin sein, und die Menschen werden zerfallen in Heilig und Verdammt!"

Erst in der Nacht, als sein Gemüt besänftigt war, erkannte er, daß der Evangelist die Werkgerechten ohne Zorn und Liebe meinte, und da erst schämte er sich nicht mehr und wußte, daß er noch unter den Leuten von Urnäsch bleiben konnte, bis auch diese Zeit erfüllt sein werde. Er ließ es bei seiner Auslegung bewenden, die ihm gerecht und schal erschien, denn es ist gefährlich, das Gift der letzten Wahrheit in die Hände derer zu legen, die nicht zu wägen wissen und die Dosis nicht kennen.

Am andern Tage aber ging der Peter Ögster in seinem Festkleid hinauf an die Allment in das Haus des Arztes, gewichtig, denn er wollte ein Beispiel und eine Warnung sein, daß der gute Herr Parcelsi nicht in die Stricke jenes Weibes geriete.

Und Paracelsus kam ein wenig erhitzt von einem Heilmeistergang. Er fand den Peter Ögster, breit und ernst, auf einem Stuhle sitzend.

Eine Nacht war vergangen, die Rüschellerin und der ganze Lärm lag weitab, nur eine Kopfwunde, ungefährlicher als sie geschienen hatte, blieb übrig. Das war alles, und andres ging dem Heilmeister durch den Kopf. So fragte er den Bauern hastig nach Begehr und Wehtag.

Peter Ögster lüftete seinen Sitz ein wenig, hielt die hohle Hand an den Mund und flüsterte, indem er die Augendeckel hochzog:

„Es kummt von der Hex, Meister Parcelsi."

Paracelsus stutzte. Peter Ögster war ein Mann mit faltigen, rosigen Wangen, auch sonst ein wenig fett, und er hatte Mühe, die schlaffen Lider so weit zu öffnen, er schob die Brauen hoch.

„So du bist behext, Bau'r, gang zum Pfaffen, daß er sein Exorcismum mach ober dir. Hie bistu nit am Ort."

„Als . . . Meister Parcelsi, nit minethalben bin ich do . . . dich ze bewahr'n vor des Hexenwibs Tück!"

„Was willtu davor tun, Peter Ögster?"

Da war der Mann entbunden. Er berichtete weitum mit einem begeisterten Beben in der etwas verhaltenen Stimme, was für ein Kerl er gewesen sei, und wie

ihn seine Margret zu allen Zeiten des Tags und der Nacht freudig befunden hätte, bis er von der Rüschellerin behext worden wäre. Das sei nun schon im dritten Jahr.

„Und so ich mit der minen Frouen Margret ützit vermöcht sider Jahren dri — allwegen mit Schaden. Als find' ich in acht Tägen nindar kein Ruw, kunnt dannocht nüt ohn min Frouen sin. Hab als ein Trachten ihr nach unde Hangen. Do ich wär, so ufm Feld, so im Holz, muß ich ab dem Werk unde heim ze ihren. Do ich heim kumm und seh' min Frouen, als stößet mir ein unwirschlich Wesen zuo, und wird min Margret schier untraglich in minen Augen. Als seind wir mehrenteil uneins, voll Zank, Haider und Hinterdacht, eins wider das ander."

Und dann erzählte er die Geschichte von dem versteckten Holz mit den vielen Kerben, das die Hexe seiner Frau gegeben hatte.

Paracelsus war ernst geworden. Er sah den Mann und seine Not, hinter ihr den Harm und die Zwietracht einer Ehe, und nicht allein dieses schlichten Mannes Ehe, der ihm einfältig das Herz auftat — er hatte hundertfältigen Ehezwist gesehen auf seinen weiten Wegen und dessen Wurzel gesucht, der Bauer hier legte sie bloß.

Da Peter Ögster erhobenen Fingers mit einer Warnung geendet hatte, hieß er ihn ans Fenster setzen. Und der Bauer gehorchte verwundert.

„Reck' din Zung' strack us dem Maul, als wit du kunntst!"

Peter Ögster tat es erschrocken.

„Tremula . . . nu streck' din Arm für dich hin und spreit din Finger us."

Auch hier das Zittern.

„Die Rüschellerin ist ein töricht Wib," schalt Paracelsus, „und ein' Närrin wider ihr selbsten. Do hilft kein Bengel Holz nit, und wär er lang als ein Wiesbom und wärind Kerben drein zehen Tusend. Do solltu nit der Rüschellerin ein bösen Leumden ushängen!"

Der Bauer stammelte von seinen Jahren und was für ein Kerl er gewesen sei.

„Was Jahr und Zit, Peter Ögster! Sich an, auch mir seind mine Haar entwichen vor der Zit. Hanget nit am Umblauf der Sunn; ist eim jedlichen sin Prädestinaz intan, darnach er ist jung und wird alt."

Der Bauer starrte fassungslos in das belebte Gesicht des Arztes. Was für eine Krankheit, die solch einen Namen trug, und in seinem Leibe! Paracelsus wandte sich ab, es packte ihn an. Der Bauer folgte hangenden Blicks den heftigen Schritten des kleinen, murmelnden Mannes, der nicht einmal sein Schwert abgelegt hatte. Endlich stotterte er ihm nach:

„Hastu nütz, guter Herr Parcelsi? Hast nütz wider min Distenaz?"

„Darvor ist nünt, Peter! Din Prädestinaz ist nit us dir, die ist in diner Mutter gewachsen mit dir und hinwiederumb in diner Mutter Mutter. Das ist der lang' Weg der Kreatur, und ist in diner Natur gesein, eh' dann du warst gebor'n. Allein du übst ein bösen Leumden wider das dummb Wib, die Rüschellerin, und die wär uf den Abend schier zu Tod worden erschlagen!"

„Die ist ein' Hex, Meister Parcelsi . . . die hat miner Margret das hölzin Beuglen geben, etwa ein's Fingers lang, und war all' voll Krinnen geschnitten drein an allen Orten, und redte min Frow, daß sie hätt' beten darzuo . . ."

„Bau'r, das ist all's ein toll Grempleri und idel Tockenwerk, des solltu dich gänzlich entschlan, dann es lieget all's in dir."

Peter Ögsters Wangen zitterten vor Erregung, er sah verständnislos und flehend auf.

„Dins Bluts ist das Füer noch nit erloschen, das jaget die Spiritus oder Lebensgeist uf. Als begehrest du din Wib Margret und heischest dins Bluts ein' Sättigung an diner Frouen. Darumb so hangest du ihr an, und so du din Werk tust, läßet dir din Hütz kein' Ruh' nit. Do brennt din Imagination oder einwendig Inbildung

als der früdig Mann in ihm hat, do er ein' Frou ansicht und ihr' begehrt, als sich sines Füers an ihr entschlacht. Darumb, so meineſt du, alsbald du din Frouen für dir hättiſt, do künnteſt an ihr satt werden. Und läſſeſt du din Werk ston und mußt heim ze ihren."

Er trat dicht an den Mann heran.

„So du aber din Frouen Margret ansichſt mit den Augen des Leibs, entschwindend dir die Augen diner Inbildung oder Imagination. Dann dine Nieren seind laß und treibend kein' Kraft nit in das Blut, daß es früdig bleib unde im Füer und daß es überwind' die Kluft, so zwiſchen der Imagination liegt und dem Bild des leiblichen Auges. Do wirſt unfreudig und unluſtig.

Indem du aber nit erkennſt dins Leibes Schwächi, allein den Gluſt diner Imagination, ſtößeſt dir ein unwirſcht Weſen zuo wider din Frouen Margret. Dann du vermeineſt, daß es an ihr ſige gelegen. — Als lieget ihr im Haider und Zank, und iſt ein Hinterdacht eines gen das ander. Allein du bleibſt diner Frouen dannocht zutan, möchtiſt nit umb Geld unde Gut von diner Frouen lan und ſie nit von dir. Das iſt üch beiden, Mann und Wib, ein groß Bedenken, und wiſſet keins nit, wo aus und ein.

Als und ſehend ihr die Rüſchellerin, und iſt ein töricht Wib, machet ihr ſelbſten ſunderbar und wunderlich. Da hand ihr ein Ziel und glaubet, ihr hättit es nun gefunden, was üch beſchwert. Und ihr ſagt: ‚Die hat's ton!' Und du ſprichſt: ‚Die hat min Kraft von mir genommen, die iſt ein' Hex!' Das ſagſt du diner Frouen, und din Frouen glaubt's, als glaubends und ſprechends bald all. Und uf ein Abend gaht's der Rüſchellerin ſchier ans Leben.

Es ſtehet aber: ‚So einer ſpricht zu ſeinem Bruder, du biſt ein Narr, ſo iſt derſelb des Füers der Höllen ſchuldig worden.' Wes iſt ſchuldig, der do zu ſiner Schweſter ſaget: ‚Du biſt ein' Hex! Steiniget! Steiniget!'"

Peter Ögſter ſaß zuſammengeſunken unter der Stimme, er hatte ſeine Ellbogen auf die Knie geſtützt und ſeinen Kopf geduckt, er war zu ſehr erregt, als daß ein Bibelwort hätte verfangen können. Sein Gewiſſen blieb ungerührt, aber er hatte doch aus den Worten des Arztes eine Ahnung von der Natur des Zwieſpaltes eingefangen, der ihn drückte. Die Glaubenswelt war ihm bedroht, daran er ſich aufrecht erhalten hatte, und er wehrte ſich, ein Trotz gegen das Fremde und gegen den Fremden. Er ſtieß hervor:

„Es iſt nüt . . . das iſt nüt! Dann ich möcht ohn min Frouen nüt ſin . . . dann ich han ein Trachten ihr nach . . ."

Er ſchlug bei jedem Satze mit der geballten Fauſt in die hohle Linke, und ſtand dann auf, ſtreckte ſeinen Finger gegen den Arzt.

„Das iſt nüt! Es iſt ein zoubriſcht Unweſen!"

Paracelſus wußte wohl, worum der Bauer kämpfte. Allein etliche Schritte ſtraßab lag ein Weib, das vor wenigen Stunden kaum vor dem Tode hat bewahrt werden können. Er fühlte den verſtockten Selbſtbetrug in dem Bauern. Nichts haßte er mehr, ſelbſt offene Lüge nicht.

„Du willt nit ſechen? Wohl Baur, dir ſoll us dem Traum geholfen ſin!"

Er ſchloß ſeinen Koffer auf und ſuchte unter den Büchslein, öffnete eines und hielt es dem Bauern hin.

„Was merkſt du?"

Peter Ögſter ſah und roch und berührte die eingetrockneten, ſchillernden Käfer.

„Es ſeind Würm, gich Schwobenwürm, allein ſtinkend und gläſtig."

„Meinſt, daß ein Zauber ſige darbi?"

„Es ſeind Würm, tot Würm und dürr . . .", er ſchüttelte den Kopf und lächelte befangen.

„Gouchwürm, ze Sant Gallen in der Apotheken kunntest die gichen sehn. Die hand ein Arzenei in ihn', die solltu nehmen. Ist ein Kraft darinnen, die stößet zu denen Renes oder Niern. Und ist die Kraft, die dir gebricht. Darus will ich dir einmal ein Trunk geben. Hie solltu warten, weilen ich den Trunk mach', und sollt sechen, daß ich kein Spruch tu, noch ein Zeichen, und daß alls sige ohn ein' Zauber. Der Trunk soll dir einmal Kraft geben. Und so du wärest behext, müsset ich ein' Zauber treiben wider den Zauber. So aber dieser dürr Würm einer dich us deim vermeinten hexischen Wesen löset, ist es kein Zauber gewest, sundern alls natürlich gesein, wie ich zu dir gesprochen."

Der Arzt redete heftig, Peter Ögster war einige Schritte gewichen, aber er breitete die Hände.

„Meister Parcelsi, als du gesprochen: wider min Unwesen ist nünt . . ."

„Kunnt dich ein Bissen Brot sättigen vor all Lebenszit? Kunnt dich ein Trunk stillen vor Jahr und Tag? Dies ist ein kurz gemessen Kraft, als ein kurz gemessen Kraft liegt in einem Mahl. Und hungret dir bald wieder. Allein es ist ein natürlich Kraft und soll dir zügen, daß din Zauber ist ein Torheit."

Paracelsus nahm einen Käfer aus der Schachtel, da trat Peter Ögster geschwind hinzu, schlug mit zitternder Hand ein Kreuz über ihn und murmelte einen Segen. Argwöhnisch folgte er jeder Bewegung des Arztes, während dieser das Mittel zerrieb, über einer Kerzenflamme ein Dekokt bereitete, eine Gabe unter ein Glas Wein mischte und den Rest des Absudes verschüttete.

„Trink Baur, und lern din' Zung hüten!"

***

Als die Rüschellerin genas und ihren Tagesgeschäften nachgehen mußte, wunderte die sich über die Leute, unter die sie nur mit Furcht und Zagen getreten war. Man begegnete ihr freundlicher. Denn dem Peter Ögster war in der Nacht nach dem Lärmen der Sant Antoni mit Wichwadel und Schwein erschienen und hatte ihm verheißen, daß er mit nichten behext sei, sondern zu großer Buß berufen, und Peter Ögster solle eine Wallfahrt auf Einsiedeln tun.

Ob nun auch die papistische Wendung seiner Diagnose dem Paracelsus nicht wohl gefiel und die evangelischen Leute von Urnäsch Anstoß an der Buße nahmen, war die Rüschellerin von manchem Drangsal befreit, und sie trug ihre Stirnnarbe nicht ohne Hochgefühl.

(Fortsetzung folgt)

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Zur Naturgeschichte des rheinischen Separatismus

Seit fünf Jahren stehen die Lande am Rhein im Mittelpunkt grenzdeutschen Geschehens. Vier Jahre lang waren sich die Deutschen am Rhein ihres grenzdeutschen Charakters nicht deutlich bewußt. Leidend, meist nur matt abwehrend, ertrugen sie die Vergewaltigung durch fremde Staaten und ein fremdes Volkstum. Erst seit dem Herbst 1923 wurde das grenzdeutsche Bewußtsein auch am Rhein zur Tat geformt. Diese Tat war die Vernichtung des Separatismus. Damit schloß sich der bis dahin nach Westen offene Ring grenzdeutscher Abwehr. Wenn wir im deutschen Volke auch heute einen Siegfried sehen dürfen, so können wir sagen: dem vorher verwundeten Siegfried ist in

diesem Jahre die hörnerne Haut auch über die verwundbarste Stelle gewachsen. Er ist jetzt auch ohne Rüstung gepanzert.

Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir die Geschichte des rheinischen Separatismus erzählen. Bis zum Herbst des Unheiljahres 1918 gab es einen solchen nicht. Es gab wohl im Elsaß ein paar Franzosenfreunde und im französischen Teil des 1871 deutsch gewordenen Lothringens einige tausend Franzosen: aber in der Pfalz, in Rheinhessen, im preußischen Hessen-Nassau und in der Rheinprovinz gab es keinen Menschen, der vom Reiche los wollte. Dieser Wunsch ist von dem französischen Besatzungsheere an den Rhein gebracht worden. Er ist fremder Herkunft und nicht bodenständig. Das wußten die Franzosen schon 1918, oder sie merkten es doch in kürzester Zeit. Sie suchten also fleißig nach Anknüpfungspunkten für ihre Pläne zur Zertrümmerung Deutschlands. Kennzeichnend ist, daß nicht nur der Präsident der Republik, der Ministerpräsident, der Außenminister, Parteien und Vereine, Publizisten, Finanziers und Industrielle, Beamte des Außendienstes und der alliierten Kommissionen, vor allem aber die Offiziere des Besatzungsheeres hierbei eifrig tätig waren, ja sich gegenseitig den Rang abzulaufen suchten. So setzte eine nicht immer planmäßige, dafür aber fieberhafte Tätigkeit ein. Jeder versuchte auf seine Art, die Seele der Rheinländer für Frankreichs Plan, ihre Muskeln für Frankreichs Ehre und Reichtum zu gewinnen. Was tut ein weitblickender französischer Staatsmann oder General, wenn er solche Absichten hat? Er sagt sich: „Menschen werden an ihrem Egoismus geleitet. Sehen wir zu, wo die Bevölkerung des Rheines der Schuh drückt, worüber sie unzufrieden ist. Befreien wir die Bauern von den wirtschaftlichen Umlagen, versprechen wir den Städtern billige Lebensmittel und den Anschluß an das wirtschaftlich so prosperierende und valutarisch höher stehende Frankreich, so werden sie uns zufallen." Diese klugen Männer sagten sich ferner: „Der große Maurice Barrès (der im Dezember 1923 auf Staatskosten beerdigt wurde) hat uns gelehrt, daß Seele und Abstammung des Rheinländers keltisch sind, daß die barbarischen Preußen ihn nur leicht übergermanisiert haben. Befreien wir ihn von dem Druck, der durch das preußische Beamtentum auf ihm liegt, und er wird uns für seine Freiheit dankbar sein." Andere gingen noch weiter und sagten: „Bilden wir eine Rheinische Freiheitspartei aus Anwärtern auf die künftigen Beamten- und Offiziersstellen. Sie wird in einem verarmten Lande großen Zulauf haben." Die Gelehrten unter ihnen sagten: „Laßt uns hierzu anknüpfen an die glorreiche Tradition der französischen Republik, welche den Rheinlanden die Befreiung von 36 kleinen Tyrannen brachte. Erinnert die Bevölkerung an die Segnungen der geordneten Verwaltung und des Straßenbaus Napoleons des Großen, dessen Bild wir ja in manchem Bauernhause wiederfinden. Es ist der Bevölkerung noch bewußt, daß ihre Großväter am Ruhm der Schlachten des unvergeßlichen Kaisers teilgenommen haben. Wenn wir Feiern an den Gräbern der Veteranen der großen Armee veranstalten, so wird der preußische Spuk vergessen sein." Hochgebildete Offiziere aber sagten: „Frankreich ist die Sonne der Welt. Seine reife Zivilisation, die Schätze seiner Literatur und Kunst erwärmen die Herzen der Menschen. Laßt uns dem Rheinländer zeigen, daß wir ihn für würdig halten, daran teilzunehmen. Veranstalten wir Kunstausstellungen, verbreiten wir Bücher, lassen wir französische Theaterstücke aufführen, Gelehrte und Künstler Vorlesungen halten, richten wir Schulen ein, speisen wir Arme. So wird das Eis von dem Herzen des barbarisch erzogenen Volkes dahinschmelzen."

Dies alles geschah. Frankreichs Licht leuchtete über die Länder am Rhein. Damit es an Schatten nicht fehle, richtete Monsieur Richert, ein propagandistisch talentierter Offizier, im Saargebiet eine Propagandastelle ein, die an alle erreichbaren Adressen des besetzten Gebietes Bücher und Broschüren schickte, welche Deutschlands Schuld am und im Kriege aus der Feder deutscher und neutraler Ententefreunde umsonst versandte.

Es ist eine historische Tatsache, daß die Franzosen mit diesen Arbeiten einige, wenn auch bescheidene Erfolge erzielt haben. Sie waren noch am größten in der Pfalz,

schwächer in Rheinhessen und in Hessen-Nassau, am geringsten in der preußischen Rheinprovinz. Immerhin gelang es ihnen auch dort, Unzufriedene zu sammeln, besonders in der ärmeren Bauernschaft. Es ist kein Zweifel, daß manche der französischen Propagandisten geschickt waren und ihr Geschäft verstanden, daß sie die seelischen Faktoren richtig einschätzten, die menschliche Feigheit der einen, die wirtschaftliche Unzufriedenheit der andern, die Habsucht und die Eitelkeit der dritten erfolgreich in Frankreichs Dienst stellten. Im großen und ganzen liegt es uns aber fern, die Geschicklichkeit der französischen Propaganda zu überschätzen und überhaupt das Talent der Franzosen in dieser Hinsicht. Denn es ist dieser Nation, die im Kriege soviel geleistet hat und deren politische Führung ganz ausgezeichnet war, doch nicht gegeben — oder nicht mehr gegeben — bis zu den Tiefen deutschen Gefühls vorzudringen und die Seelen zu leiten. Über Augenblickserfolge kam man nicht heraus. Ungeschicklichkeiten in der Ausführung an sich gutgemachter Pläne und die Härten der militärischen Besatzung im einzelnen, wie die Gewalttaten der französischen Staatspolitik im ganzen, haben immer wieder das verdorben, was der eine oder andere durch geschickte und skrupellose Ausnutzung der seelischen und wirtschaftlichen Lage gewonnen hatte. Das sieht man am besten daran, daß es den Franzosen nirgendwo gelungen ist, ihre Kreaturen, die schon in früheren Heften der „Deutschen Rundschau" an dieser Stelle gekennzeichneten Haas, Dorten, Smeets und Hektor zu Vertretern jener regionalen Gefühle der Rheinländer zu machen, welche durch die Abneigung gegen Berlin und seinen Zentralismus, durch die Erinnerungen an Ungeschicklichkeiten landfremder „preußischer" Beamten und an die Fehler der Kulturkampfzeit etwa bezeichnet werden können. Es gelang den Franzosen nicht, die Unterschiede, die ohne Zweifel zwischen dem westdeutschen und dem ostdeutschen Menschen vorhanden sind, politisch in ihrem Interesse auszumünzen.

Von den Gründen, warum dies mißlang, wird noch zu sprechen sein. Einer der hervorstechendsten war fraglos die Plumpheit, mit der die Ziele (völlige Loslösung vom Reiche) angesteuert wurden, ein anderer die Minderwertigkeit der Menschen, die sich dem Besatzungsheer näherten und ziemlich unverhüllt in dessen Dienste traten. So kam es, daß die mit reichlichen Geldmitteln gespeiste Bewegung (ebenso wie die Kulturpropaganda der Franzosen) bis Ende 1922 im großen und ganzen nur Mißerfolge aufzuweisen hatte. Ihr moralischer Erfolg war gleich null. Dazu kam noch ein anderes. Es ist den Franzosen offenbar nicht gelungen, eine einheitliche Politik gegenüber dem Separatismus zu machen. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich machen Heer und Verwaltung gern andere Politik als das Außenministerium. Am Quai d'Orsay bremste man lange. Aber auch innerhalb der Ressorts des Heeres und der Verwaltung bekämpfte man sich, verfolgte man verschiedene Methoden. Die einzelnen Generäle einerseits, Franzosen und Belgier andererseits rivalisierten. Die Rheinlandkommission schlug wieder eine andere Taktik ein. So kam es, daß den Separatisten selbst im belgisch-französischen Lager vielfach Hemmungen erwachsen sind. Endlich brach zwischen ihnen der Kampf um die Futterkrippe mehr als einmal aus. Die einzelnen Führer befehdeten sich in der bei Deutschen gewohnten Weise. Dieser Abschaum deutscher Politiker, denn so muß man sie wohl bezeichnen, befolgte also das Beispiel, das ihnen die legitim Erwählten der Nation im Reichstag und Landtag gaben. Sie bewarfen sich gegenseitig mit Schmutz, warfen einander Bestechlichkeit, Diebstahl und Verfolgung von Privatinteressen vor. Kurz die ganze Bewegung versackte, und weil die einzelnen französischen Geldgebergruppen gelegentlich die Geduld verloren, so welkten die an reichliche Flüssigkeitszufuhr gewöhnten Treibhauspflänzchen dahin.

Da kam der Ruhreinbruch, der ja an dieser Stelle im Aprilheft 1923 der „Deutschen Rundschau" schon geschildert ist. Nur um die Zusammenhänge herzustellen, sei folgendes wiederholt. Es ging ein mächtiger Auftrieb durchs Volk, das nicht mehr nur dulden, sondern auch etwas tun wollte. Diese Taten sind eine unzweifelhafte Tatsache, wenn sie auch zumeist Taten des passiven Widerstandes, Taten des Nichttuns, des

Nichtunterstützens waren. Mit den gewerkschaftlichen Mitteln des Streiks und der Arbeitsunterlassung wurde der Kampf gekämpft. Nach neun Monaten ging er verloren. Wenigstens äußerlich, scheinbar. Aber es sollte sich sehr bald zeigen, daß, abgesehen von den großen moralischen außenpolitischen Erfolgen, auch sonst der Gewinn nicht unerheblich war. Zunächst sah es freilich anders aus.

Die Franzosen und Belgier hatten in der Zwischenzeit rund hunderttausend Menschen aus dem altbesetzten Gebiet verbannt, mehrere tausend eingekerkert, einige hundert getötet. In erster Linie mußten die Beamten (die politischen und die Verkehrsbeamten), in zweiter Linie die politischen Führer, wenn sie nicht willfährig waren, Haus und Hof verlassen. Und die waren es nicht. Nach dem berühmten Rezept der bourbonischen Ludwige aus Lothringen wurde die Bevölkerung dezimiert und die Wirtschaft des Landes vernichtet. Jetzt schien dem offiziellen Frankreich der langersehnte Augenblick gekommen, die bisher nur von einzelnen Gruppen und halb heimlich geförderten Separatisten als Vertreter der rheinischen Freiheitsbewegung „ins volle Licht der Öffentlichkeit" zu stellen. Man glaubte, daß die gequälte Bevölkerung schon mürbe sei und eine von den Franzosen geschenkte Freiheit den unendlichen Leiden und Plackereien vorziehen würde. Die von den Separatisten verkündete Formel lautete: Kommen die Separatisten erst einmal de facto zur Macht, so wird die Bevölkerung, welche bisher wegen der preußischen Beamten und Polizisten ihr Herz nicht zu offenbaren wagt, die tatsächlichen Verhältnisse anerkennen. Innerlich war man aber doch recht unsicher und traf umfassende Vorbereitungen für den großen Schlag.

Diese Phase erhellt eine, Richtlinien für die Konstituierung der rheinischen Republik enthaltende Denkschrift, welche die „Neue Züricher Zeitung" Anfang August 1923 veröffentlichte. Der Generaldirektor der „rheinischen republikanischen Volkspartei" in Bonn übersandte sie den Vertrauensleuten der Untersekretariate. In ihr sind Methoden und Maßregeln niedergelegt, welche „die Konstituierung der Rheinischen Republik herbeiführen sollen". Es heißt (wir zitieren nach dem „Elsässer Kurier" vom 4. August 1923) wörtlich:

„Der am Rhein neu zu schaffende unabhängige Staat bedarf des Vertrauens der Westmächte. Dies ist seine ethische Grundlage.

Es gilt einen Mechanismus zu schaffen, welcher bewirkt, daß ausschließlich geprüfte Leute von einwandfreier Gesinnung die verantwortungsvollen Funktionen innerhalb des neuen Staates versehen. Als solchen Mechanismus empfiehlt sich die Institution des rheinischen Bürgerrechts. Einer der ersten Akte des neuen Staates muß der sein, daß allen, welche sich für das Zustandekommen der rheinischen Republik eingesetzt haben, das rheinische Bürgerrecht durch ein Patent verliehen wird." Dies famose Dokument beschäftigt sich in der Folge mit Personalangelegenheiten. „Denn", so heißt es, „den eigentlichen Schöpfungsakt der Republik und den kritischen Punkt der Angelegenheit bedeutet die Übernahme der Ämter durch die dazu bestimmten Personen." Vier Konsuln sollen die Stelle und die Geschäfte des Reichskommissars (so bei der interalliierten Oberkommission in Koblenz) übernehmen und die interalliierte Rheinlandkommission und die preußische Regierung bitten, sie in dieser Position zu bestätigen. Während diese Bestätigung seitens Preußens und Deutschlands wahrscheinlich ausbleiben wird, wird die Rheinlandkommission sie wahrscheinlich erteilen. Die vier Konsuln wählen dann eine den Alliierten genehme Persönlichkeit zum Präsidenten der Republik. Während dieser Vorgänge sollen auch die Besatzungsbehörden mitwirken. Sie müßten „auf Grund des ihnen rechtlich zur Verfügung stehenden Materials an feindlichen Handlungen über weite Gebiete den Belagerungszustand verhängen, die Nachtsperre einführen und die preußische Presse verbieten. Unter dem Schutze dieser zufällig scheinenden Machtentfaltung, die natürlich dem geheimen Zwecke dienen muß, jede Unruhe schon im Keime zu ersticken, proklamiert der Präsident die Republik durch Maueranschlag." Gleichzeitig wendet er sich an die wichtigsten Großmächte der Erde

um Anerkennung. In allen Städten und Ortschaften sollen Zehnmännerausschüsse eingesetzt werden, welche natürlich unter dem Schutze des Belagerungszustandes die gesamte Gewalt innerhalb ihrer Bezirke übernehmen. Geplant „ist die totale Entwaffnung der gesamten Polizei und die gleichzeitige Bewaffnung der zum Dienst mit der Waffe bestimmten rheinischen Männer. Wo die Entwaffnung auf Schwierigkeiten stößt, muß die Besatzung sie unter irgendeinem Vorwand erzwingen. Im Zusammenhang damit steht die Organisation einer absolut zuverlässigen Miliz, die von der Polizei nicht verschieden zu sein braucht. Die Uniform muß den westlichen Völkern angepaßt sein." Währungs- und andere wirtschaftliche Maßregeln, drakonische Strafen gegen „Rebellen", Übernahme der Ausweisungsexekutive aus den (sz. wohl allzumilden!) Händen der Franzosen zur Säuberung der Rheinlande von allen verdächtigen Elementen durch die „Rheinländer" sollen gleichzeitig durchgeführt werden.

Es ist kennzeichnend, daß der uns weiß Gott nicht wohlgesinnte „Elsässer Courier" bereits am 4. August der Rheinischen Republik folgende Prognose stellte: „Die Separatisten stellen sich die Verwirklichung ihrer Pläne etwas leicht vor. Bemerkenswert ist die Rolle, welche sie der alliierten Behörde zuschreiben. Unter irgendeinem Vorwand soll diese den strengsten Belagerungszustand über das rheinische Gebiet verhängen, damit die Konstituierung der unabhängigen Republik vor sich gehen könnte. Selbst wenn diese bereit wäre, die ihr zugedachte Aufgabe zu erfüllen, würde aus der rheinischen Republik nichts werden. Denn die Massen des rheinischen Volkes, ob sie sich nun zur Zentrumspartei, zu den Demokraten oder zu den Sozialisten bekennen, wollen von einem rheinischen Pufferstaat nichts wissen. Das Geheimdokument ist eine Utopie und wird es wohl bleiben."

So kam es auch. Bis es aber offenbar wurde, daß diese Pläne nichts als eine Utopie waren, ist viel Blut geflossen und viel Unheil über das Rheinland gekommen. Denn die Franzosen wollten nicht einsehen, daß die rheinische Bevölkerung einen solchen Separatismus ablehnt, und ließen den Film erst nach der von der „Neuen Züricher Zeitung" vorzeitig veröffentlichten Regieanweisung abrollen.

Im August setzte dann allerorten eine rege vorbereitende Versammlungstätigkeit der „Rheinischen Unabhängigkeitspartei" und des „Freien Rheinlandes" ein. Smeets- und Dorten-Leute, Arbeitslose, Kommunisten, französische Zivilisten und zahlreiche bezahlte französische Agenten, die auch den Schutz der Versammlungen zu übernehmen hatten, bildeten das Publikum. Die Mehrzahl ließ man sich von auswärts kommen und stattete sie zu diesem Zwecke mit Freifahrscheinen von der französischen Eisenbahnregie aus. Hetzreden übelster Sorten wurden gegen Preußen und Reich gehalten: Frankreich habe volle Berechtigung zur Ruhrbesetzung, das Reich habe durch den passiven Widerstand erst die wirkliche Not über das rheinische Volk und Deutschland gebracht. Die Franzosen seien in Wirklichkeit die besten Freunde des Rheinlandes, und nur der „skandalösen Politik" Preußens und des Reiches sei es zu verdanken, wenn der Rheinländer unter der allgemeinen Not mitzuleiden habe. Daher los von Preußen und Reich!

Der Düsseldorfer Matthes umriß am 12. August in Bonn die Ziele folgendermaßen:

1. Vollkommene Trennung vom Reich.
2. Selbständige Verhandlungen mit den Alliierten.
3. Ratenweise Zahlung der Reparationen, die dem unabhängigen Rheinland eventuell zuerkannt würden.
4. Schaffung einer neuen, dem französischen Franken anzunähernden Münze.
5. Selbständige Vertretung im Völkerbund.

Nicht nur Matthes, auch andere neue „Führer" traten damals auf den Plan, die mit den bisherigen (Dorten, Smeets, Haas usw., welche schon früher an dieser Stelle geschildert worden sind) nichts zu tun haben wollten, ja tatsächlich teilweise mit ihnen

in (Brot-) Feindschaft lebten. Besehen wir sie uns. Der schon genannte Matthes tauchte im März 1923 als Agent des französischen Pressedienstes Düsseldorf auf. Er arbeitete im unmittelbaren Auftrage Poncets und übernahm auf dessen Weisung als Nachfolger von Wolfersdorf die Führung der Düsseldorfer separatistischen Gruppe. Über ihn, der vor dieser Wandlung als unwürdig aus der sozialdemokratischen Partei ausgestoßen worden war und später ein Dirnen- und Schmutzblatt herausgab, schrieb Smeets einmal: Pepi Matthes verbreite die gemeinsten Lügen und bekämpfe die Smeetsche Partei mit den schundigsten Mitteln, die merkwürdig deutliche „preußische Züge" aufwiesen. Kein Journalist, der auf sich und seinen Stand etwas halte, könne sich mit Matthes an einen Tisch setzen. Am linken Ufer des Rheins tauchen ähnliche Gestalten auf. Da wird plötzlich ein Dr. Kremer, ursprünglich Geistlicher, viel genannt, der mit Brost zusammen den „Rheinischen Herold" (das amtliche Organ der Sonderbündler) redigiert. Aus seiner Vorgeschichte ist seine Wandlungsfähigkeit interessant. Nachdem er als Geistlicher suspendiert, deshalb aus dem Zentrum ausscheiden mußte, wurde er Marxist, bettelte bei dem preußischen Innenminister Severing um einen preußischen Beamtenposten und suchte, als die Sozialdemokratie ihm nicht traute, einen Posten durch die Sonderbündler zu erlangen. Rasch wurde er einer ihrer Führer. Der beste Mann der Sonderbündler war der Geschäftsführer des „Rheinischen Herold", Herr Bull. Seine Parteifreunde rühmten ihm sogar nach, er sei der einzige anständige Mensch in der separatistischen Genossenschaft. Von ihm stammt der Ausspruch: „Wenn ich einmal auspacke, so ist die ganze Sonderbündelei kaputt." Es war überhaupt wenig Frieden innerhalb dieses separatistischen Zeitungsbetriebes. Bull verbot nämlich seinem Chefredakteur, dem schon genannten Herrn Brost, da er wie Katz und Hund mit ihm lebte, das Betreten der Geschäftsräume. Der Chefredakteur Brost dagegen seinem Verlagsdirektor Bull umgekehrt den Eintritt in die Redaktion.

Einem anderen Separatisten aus dieser Ecke, Pitt Koll, schrieb die „Kölnische Zeitung" ins Stammbuch: „Pitt, ein Koblenzer „Schängel", ist gewesener Eisenbahner. Gewesener, weil ihm der Begriff des Mein und Dein durcheinandergekommen war. In München schmückte er sich zeitweilig mit dem Hakenkreuz, und als am Rhein die Sonderbündler sangen: Strömt herbei, ihr Völkerscharen, legte er sich, wieder in Koblenz, die grünweiße Schärpe der Rheinischen Republik an. So wurde er Feldhauptmann des „Rheinlandschutzes", der Dortens Schutzwache bildete und den Grundstock für die rheinische Wehr im künftigen Pufferstaat abgeben soll. Da er auch auf diesem Posten seine rechte Hand, wenn sie den Sold an die Getreuen austeilte, nicht wissen ließ, daß die linke gleichzeitig die eigene Tasche versorgte, so fand er einen Nachfolger im rheinischen Oberkommando im Versicherungsagenten Doktor in Koblenz. Um diese Helden der ersten und zweiten Linie scharen sich als solche geringerer Ordnung Kluckhuhn, Dallendar (natürlich vorbestraft) und der ehemalige Sozialist Kaffine in Bad Ems, dem Dorten zutraut, daß er ihm noch einmal den Schädel einschlagen werde. Auch Kaffine hat über die beste Verwendung fremder Gelder seine eigenen Anschauungen."

Über die zehn Männer, welche (später) als „Regierungskommissare" der Stadt Bonn bestellt wurden, sah ein findiger Kopf die Strafakten nach und stellte fest, daß sie sämtlich bei Gericht gut bekannt waren. Dort hieß es:

Lokalkommissar für Kirchen und Schulen: Henderkott, Alex, bürgerlicher Beruf: Bordellwirt, 22mal vorbestraft: 3mal wegen Mißhandlung zu insgesamt 7 Monaten Gefängnis, 4mal wegen Betruges zu insgesamt 14 Monaten Gefängnis, 3mal wegen Diebstahls zu insgesamt 4 Jahren Zuchthaus, 3mal wegen Zuhälterei und Kuppelei zu insgesamt 8 Monaten Gefängnis, wegen Beleidigung, Obdachlosigkeit usw. zu 2 Jahren Arbeitshaus.

Lokalkommissar für öffentliche Sicherheit: Nowack, Johann Wilhelm, bürgerlicher Beruf: Schuhmacher, vorbestraft: einmal wegen schweren Diesstahls zu 6 Monaten Gefängnis, einmal wegen gefährlicher Körperverletzung zu 2 Jahren Gefängnis, einmal

wegen Totschlags zu 10 Jahren Zuchthaus, einmal wegen Amtsanmaßung, Erpressung und schwerer Urkundenfälschung zu 9 Monaten Gefängnis.

Polizeichef: Heimann, Josef, bürgerlicher Beruf: Hilfskellner und Althändler, vorbestraft: einmal wegen schweren Diebstahls zu 3 Monaten Gefängnis, einmal wegen Straßenraubes zu 5 Jahren Zuchthaus, einmal wegen gefährlicher Körperverletzung zu 10 Tagen Gefängnis.

Lokalkommissar für Volkswohlfahrt: Groll, Ferdinand, bürgerlicher Beruf: Hausbursche, vorbestraft: 9mal wegen Körperverletzung, einmal wegen Hausfriedensbruchs, einmal wegen fortgesetzten Betrugs, außerdem wegen Unterschlagung, Glücksspiels, Beleidigung.

Lokalkommissar für Verkehrswesen: Pfaffenholz, Josef, bürgerlicher Beruf: Ausläufer, vorbestraft 23mal wegen Diebstahls, Körperverletzung, Sachbeschädigung, Beleidigung, öffentlichen Ärgernisses, Verbrechens gegen Paragraph 268 (Bedrohung usw.), Betrug, Urkundenfälschung usw.

Lokalkommissar für Armenwesen: Gräf, Ferdinand, Anstreicher, vorbestraft 6mal wegen Hausfriedensbruchs, Mißhandlung, Körperverletzung usw.

Chef der Wucherpolizei: Simon, Johann, Arbeiter, vorbestraft 15mal, darunter 6mal wegen Betrugs, 5mal wegen Unterschlagung, Bettelei, Diebstahls usw.

Kommissar für Militärdienstpflicht der Separatisten: Junker, Robert, Konditor, vorbestraft einmal wegen Fahnenflucht zu zwei Jahren Gefängnis und Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, einmal wegen Hehlerei zu 1½ Jahren Gefängnis, einmal wegen schweren Diebstahls zu einem Jahre Gefängnis.

Kommissare ohne „Portefeuille": Schmidt, Wilhelm, 8mal vorbestraft; Stauf, Wilhelm, 7mal vorbestraft; Trimborn, Peter, 9mal vorbestraft; Junker, Wilhelm, 3mal vorbestraft; Klein, Josef, 3mal vorbestraft [1]).

Ein anderer Separatistenhäuptling, Herr Oehmen, Weinhändler seines Zeichens, war auch den Gerichten wohlbekannt, und zwar ausnahmsweise nicht als Angeklagter, sondern als Wahrer des Rechtes. Seine Spezialität war es, mit einer Stoppuhr die an seinem Hause vorbeifahrenden Kraftfahrzeuge zu kontrollieren und anzuzeigen. Dieser typische Querulant liebte es, das rheinische Zentrum mit Bibelsprüchen und Zitaten aus Enzykliken zu bekämpfen. Von ihm sagte die „Kölnische Zeitung": „Er ist der geborene Konfusarius und besitzt damit die Qualifikation für den Posten eines Landesvorsitzenden der Rheinischen Volksvereinigung."

So sahen die geistigen und politischen Führer der Separatisten aus, die „geprüften Leute von einwandfreier Gesinnung", welche „die verantwortungsvollen Funktionen innerhalb des neuen Staates versehen" sollten und sie auch tatsächlich einige Wochen lang „versahen". Über die „zum Dienst mit der Waffe bestimmten rheinischen Männer" der Denkschrift wollen wir zunächst den Vertreter des Brüsseler „Peuple", der in den Tagen der Maienblüte des Separatismus im Rheinland weilte, sprechen lassen. Er schrieb: „Was sowohl die Führer als auch die Leute angeht, so habe ich nie eine solche Vereinigung bestialischer Gesichter gesehen. Leute, die zu allem entschlossen sind, die sich dem Meistbietenden verkaufen, immer bereit, wenn man morden und plündern kann." In den „Times" lesen wir folgenden Brief ihres Korrespondenten: „In Crefeld sind Hunderte von Männern der allerschlimmsten Sorte versammelt, die ich je, auch unter den Separatisten, gesehen habe. Ihr Führer, ein breitschultriger Mann, verschlagen und zugleich herrisch im Wesen, sagte mir offen, daß er ein berufsmäßiger Banditenführer sei. „Ich habe nichts mit Politik zu tun", sagte er. „Ich bin kein

[1]) Der Herr Herausgeber macht mich darauf aufmerksam, es sei zweckmäßig, die Summe der Vorstrafen der Bonner Dezemvirn zu berechnen: 9 Jahre Zuchthaus, 4½ Jahre Gefängnis, 2 Jahre Arbeitshaus, 47 Monate und 10 Tage Gefängnis. Dabei sind bei vielen noch nicht einmal die Strafmaße angegeben und konnten also nicht eingerechnet werden.

Deutscher, sondern ein gebürtiger Pole und französischer Untertan. Niemand weiß meinen Namen; ich heiße nur: der Hauptmann." (Sein Adjutant sagte mir, er hieße Hauptmann Parsifal.) Er fuhr fort: „Vor drei Wochen wurde ich ins Rheinland geschickt, um diese Sache mit Gewalt durchzusetzen und zum obersten Befehlshaber der Fliegenden Rheinarmee ernannt. Ich habe mehrere Tausend bis an die Zähne bewaffnete Männer unter mir. Wir haben Maschinengewehre, Handgranaten, Revolver und unbegrenzte Mengen Munition. Sonst hätten wir auch keine Aussicht auf Erfolg. Ich bin kein Anfänger; diese Arbeit ist mein Beruf. Ich organisierte die ganzen Unruhen in Oberschlesien und habe noch in vielen anderen derartigen Unternehmungen gesteckt. Meine Befehle kommen unmittelbar aus Koblenz. Die Art Männer, die ich unter mir habe, kämpfen für jeden, der sie bezahlt und ernährt, und laufen sofort zur anderen Seite über, wenn die Bezahlung aufhört." Dann nahm der „Hauptmann" mich in einem der gestohlenen Separatistenautos mit, um eine „Parade" zu sehen. In einem Schulhof standen in Reih und Glied 150 so gefährlich aussehende Banditen, wie sie mir nur je im Leben begegnet sind. Alle Degenerierten und Verbrechertypen waren vertreten: vergebens suchte ich ein einziges ehrliches Gesicht. Der Hauptmann redete sie im preußischen Paradeton wie folgt an: „Männer der Fliegenden Armee! Ich bin euer oberster Befehlshaber, ihr werdet meinen Befehlen gehorchen. Der belgische Delegierte hat mir heute Glück gewünscht zu eurer Disziplin. Haltet sie weiter aufrecht. Plündert und requiriert niemals ohne gestempelte Erlaubnis" usw. Am Ende des Aufsatzes heißt es: „Der Photograph der „Times", der das Rathaus aufnehmen wollte, wo die Separatisten unter dem Schutz der französischen Truppen liegen, wurde von den letzteren weggejagt und mißhandelt. Ein anderer englischer Zeitungsphotograph wurde zu Boden geschlagen, verwundet, mit Bajonetten bedroht, und sein Apparat wurde von französischen Soldaten zerstört. Anarchie herrscht. In Essen und Düsseldorf wird geplündert. Überall sieht man hungrige, murrende Menschen. In mehreren Gegenden sind Menschen von Separatistenhorden getötet und verwundet. Die Franzosen und Belgier sehen entweder untätig zu oder schützen die bewaffneten Banden vor polizeilichen Eingriffen." (Die Leser werden mich hoffentlich entschuldigen, wenn ich ihnen nicht mehr Berichte fremder Beobachter vorsetze, und mir glauben, daß ich wegen Raummangels nur Bruchstücke des reichen Materials bringen darf.)

Über den Verlauf der Ereignisse ist in der Tagespresse gut berichtet worden, so daß nur weniges zu sagen übrig bleibt. Vom August bis zum Oktober 1923 wurde die Bevölkerung durch große Separatistenversammlungen in allen bedeutenden Orten des altbesetzten Gebietes, nach dem Muster der schon erwähnten Versammlung in Bonn, in Atem gehalten. Sie dienten in erster Linie dazu, durch große Teilnehmerzahlen und durch Schaustellung bewaffneter und militärisch gedrillter Haufen Eindruck zu machen. Wochenlang erwartete die Bevölkerung, daß die so oft angekündigte Republik ausgerufen werden sollte: man verschob es immer wieder. Manchmal kam es zu schweren Unruhen und Blutvergießen, wie in Düsseldorf Ende September. Damals begann der passive Widerstand allerorten abzubröckeln. Die Not stieg immer höher, es fehlte an Nahrungs- und Heizmitteln für den vor der Tür stehenden Winter. Der Verkehr war bis auf ein paar Regiezüge gedrosselt. Die Papiermark stürzte jäh, wertbeständige Zahlungsmittel fehlten. Die Anzeichen dafür, daß das Reich die Arbeitslosen- usw. Unterstützung demnächst werde einstellen müssen, mehrten sich. Als man dann in Berlin den bedingungslosen Abbau des passiven Widerstandes verkündete, die Franzosen aber jegliche Verhandlungen mit der Reichsregierung über Wiederinbetriebsetzung des Wirtschaftslebens trotzdem ablehnten, brach eine Krisenzeit erster Ordnung an. Die Bevölkerung war rat- und hoffnungslos. — Man warf Berlin vor, es sei versäumt worden, einen Plan für die Widerstandsbeendigung auch für diesen Fall aufzustellen. Es herrschte ein Wirrwarr ohnegleichen. Das wirtschaftliche und Währungselend wuchs

noch. Der Druck der Besatzungsheere ließ nicht nach, sondern wurde noch verstärkt. Von der Not gezwungen, suchten die einzelnen Wirtschafts- und politischen Gruppen Fühlung mit der interalliierten Oberkommission in Koblenz. Die separatistischen Parteien erhielten offenbar Zuwachs. Damals schien die Politik Poincarés und aller französischen Chauvinisten dem Enderfolg nahe zu sein. Mit Beklemmung und Spannung wartete man im besetzten und unbesetzten Deutschland und dem ehemals neutralen Auslande und in der angelsächsischen Welt auf das, was kommen würde. Und als die Nachricht eintraf, daß am 21. Oktober der separatistische „Fabrikant" Leo Deckers [2]) in Aachen unter Mithilfe belgischer Offiziere die Rheinische Republik verkündet und sich mit Gewalt in den Besitz der Regierung gesetzt hätte, glaubten viele: jetzt sei die Stunde da: Das Unvermeidliche werde zum Ereignis, und dies scheinbar mit Recht. Denn Aachen machte Schule, und allerorten im belgisch und französisch besetzten Gebiet — mit Ausnahme des südlichen Teiles, wo General de Metz eine andere Taktik einschlug — stürmten bewaffnete Separatistenhaufen die Rathäuser und Landratsämter. Meist hatten vorher die Belgier und Franzosen — genau nach der schon früher besprochenen Regieanweisung — die Polizei entwaffnet. Zwanzig, dreißig Orte kamen so rasch hintereinander in den Besitz der Sonderbündler, welche rheinische Behörden (örtliche Zehnerausschüsse, Dezemvirn) einsetzten und schließlich sogar in Koblenz, also am Sitze der interalliierten Oberkommission, eine „Regierung" bildeten [3]). Man legte

[2]) Es ist ein Treppenwitz der Geschichte, daß die jüngste gewalttätige Phase des Separatismus in Aachen (also im belgischen besetzten Gebiet) einsetzte. Denn die Belgier waren, was die Förderung des Separatismus anlangt, im allgemeinen weniger aktiv als die Franzosen. Jedenfalls hielt sich das amtliche Brüssel stärker zurück als das amtliche Paris. Gewiß haben auch belgische Kreise seit langem in Separatismus gemacht. Der Aachener Putsch war aber den Franzosen und „ihren" rheinischen Separatisten nicht recht. Aufgestachelt durch ehrgeizige und eifersüchtige belgische Offiziere, schlug man „zu früh" los, ohne auf das Stichwort zu warten. Daher die helle Wut der Franzosen und Französlinge gegen Deckers. Smeets, der sich seit längerem kaltgestellt fühlte, plauderte aus, daß Decker von ihm (natürlich erfolglos!) erst vor kurzem ein Beglaubigungsschreiben erbeten habe, „um Medikamente im Werte von 55 000 Gulden nach Holland zu verschieben". Smeets nennt ihn bei der Gelegenheit ein minderwertiges Subjekt und einen der schlimmsten Schieber des Rheinlandes. Ferner habe er versucht, „unserm" Bezirksleiter in Aachen, dessen Frau eine Belgierin sei und dessen Sohn (natürlich!) bei der belgischen Armee diene, aus persönlicher Niedertracht bei der Besatzung als preußischen Spitzel zu denunzieren. Noch schärfer urteilte der schon genannte Matthes, der nach Deckers Verschwinden zum zweiten Male — jetzt für den „legitimen" Separatismus — Aachen eroberte, über Deckers voreiliges Sondervorgehen, seinen „Verrat" und beklagt sich bei der belgischen Kommission schriftlich darüber, daß belgische Offiziere diese Tat des „Verräter" Deckers geradezu herausgefordert hätten. Dessen rechte Hand, Herrn Mülleisen, nennt Smeets den größten Lumpen und Betrüger des Rheinlandes. Sogar an Mülleisens Frau, einer geborenen Engländerin, läßt er kein gutes Haar. Sie führte in der Tat das große Wort in den Besprechungen und suchte in fürchterlichem Deutsch ihren Dasallen „rheinische Gedanken belgischer Prägung" beizubringen.

Aus alledem mag man den Schluß ziehen, daß sich die Schützlinge der Belgier der Güte und Moral nach von den Französlingen, trotz der bitteren Feindschaft zwischen beiden Gruppen, nicht unterschieden.

[3]) Der dortige Regierungspräsident hatte zwar die Befestigung des Schlosses ausbauen lassen, um den separatistischen Banden Widerstand zu leisten: 360 Arbeiter waren damit beschäftigt, die Wälle zu verstärken, und die Separatisten des Herrn Matthes hüteten sich, nahe zu kommen. Aber die Rheinlandkommission entdeckte, daß diese Befestigungsarbeiten dem Friedensvertrag widersprächen. Sie befahl, die Arbeiten einzustellen und ließ den Regierungspräsidenten verhaften. Die Separatisten zogen dank dieser Hilfe ohne Widerstand in das Schloß ein. Französische Patrouillen sorgen für die Ruhe in der Stadt, und Matthes durfte in einer Erklärung anzeigen, daß fortan Koblenz die Basis für die weiteren Operationen sein sollte. Zwei Tage später beschied der französische Bezirksdelegierte der Rheinlandkommission die Vertreter der Stadtverwaltung zu sich und teilte ihnen mit, daß die vollendete Tatsache der Besitzergreifung der Macht durch die Separatisten anerkannt werden müßte, sowohl von der deutschen Regierung, als auch von den Stadtverwaltungen.

nunmehr eiligst die Zwistigkeiten den hauptsächlichsten Separatistengruppen bei. Nach dem französischen „Echo du Rhin" (26. Oktober) wies die Regierung folgende „Ministerliste" auf: Dorten und Matthes als „Bevollmächtigte", von Metzen als Außenminister, Dr. Kremer als „Kultusminister", Müller als „Verkehrsminister", Kléber als Justizminister, Simon als Land- und Wirtschaftsminister und Dr. Gutbardt als Generalkommissar für die belgische Zone. Wenige Tage vorher hatte in einer Unterhaltung mit dem Vertreter des „International New Service" Dr. Dorten erklärt:

„Die Zeit ist reif, um eine rheinische Republik auszurufen. Die diktatorischen und wirtschaftlichen Maßnahmen Stresemanns werden kommunistische Unruhen zur Folge haben, auf die reaktionäre Handstreiche im ganzen Lande folgen werden. Diese Unruhen werden zum Bürgerkriege führen. Der psychologische Augenblick zur Ausrufung der rheinischen Republik ist sicherlich gekommen. Die Haltung dieser Republik gegenüber den Engländern in dem von ihnen besetzten Gebiet hängt von den Engländern selbst ab. Wenn die Engländer die Republik nicht anerkennen, werden wir ihnen die Lebensmittelversorgung abschneiden, und wir können sie in einer Woche aushungern. Ich will nicht sagen, daß wir Gewaltmaßnahmen gegen sie beabsichtigen. Wir wollen den Frieden. Gewalt wird nicht nötig sein, glaube ich, weil Köln als reife Frucht in unsre Hände fallen wird. Wenn die Engländer sich unnachgiebig zeigen, wollen wir Köln in eine Freie Stadt verwandeln."

Inzwischen ist diese „Regierung", welche „aus Platzmangel" von Koblenz in das Kurhaus von Bad Ems verlegt wurde, mit Gestank und Unfrieden auseinander gegangen. Einer Havas-Meldung aus Düsseldorf vom 5. Dezember zufolge hat Matthes vom Oberkommissar Tirard namens seiner 500 000 Anhänger (!) zählenden rheinisch-westfälischen Liga, die Dortens Regierung nicht mehr anerkennt, die volle Freiheit erbeten, eine künftige Regierung, wenn Dorten eine solche neu bilden würde, zu bekämpfen.

Inzwischen war längst der Umschwung eingetreten, welcher durch zwei Ereignisse gekennzeichnet wird. Die Engländer hatten sich nicht nur in der von ihnen besetzten Kölner Zone den Separatismusschwindel gründlich verbeten, sondern auch auf die Belgier im Sinne eines neutralen Verhaltens so erfolgreich eingewirkt, daß die Bevölkerung Aachens, als diese Stadt befreit wurde, den englischen Konsul auf den Schultern durch die Gassen trug. Die englische Presse andererseits hatte der Welt die Augen über den Separatismus geöffnet, weil sie Schurkerei auch ganz offen Schurkerei nannte und durch viele Abbildungen der im Rheinland hausenden Revolverhelden es jedem möglich machte, den Charakter der Bewegung zu erkennen. Der konservative „Spectator" gab nur der allgemeinen Empfindung Ausdruck, wenn er schrieb: „Die Photographien zeigen, daß die Führer der Sonderbündler größtenteils durchtriebene Schufte, ohne jede Bildung und mit übeln Gesichtszügen sind." Die „Westminster Gazette" sagte von diesen Leuten, sie seien „entweder ganz unbekannt oder bekannt als Raufbolde und Verbrecher".

Diese dankenswerte Aufklärungstätigkeit war wichtiger als die papierenen Proteste der deutschen und englischen Regierung in Paris. Das Wichtigste war aber die Haltung der Bevölkerung. Wenn auch die eingeschüchterten „Führer" gelegentlich schwankten (die besten waren ja ausgewiesen, so aus Aachen noch 24 Stunden vor dem Putsch alle Gewerkschaftsbeamten), das Volk selbst blieb fest. Ja es nahm sogar eine so drohende Haltung an, daß die Separatisten sich in Rathäusern und Regierungsgebäuden nur mit Hilfe der bewaffneten Macht, ihrer Banden und der französischen und belgischen Truppen halten konnten. Tatsächlich waren sie binnen kurzer Zeit fast überall Gefangene der Menge, von dieser eingeschlossen und mit dem Tode bedroht. Wo die Wachsamkeit nachließ, ereilte sie ihr wohlverdientes Schicksal.

was diese ablehnten; sie würden weder einen separatistischen Regierungspräsidenten noch einen solchen Bürgermeister anerkennen. Das gleiche Ansinnen wurde auch in zahlreichen anderen Orten an die Beamten gestellt.

Als z. B. am 22. Oktober in Aachen die Menge vor dem Regierungsgebäude durch die Belgier zerstreut worden war, zog sie — so berichtet die „Vossische Zeitung" —

zum Sekretariat der „Rheinischen Volksvereinigung" und stürmte es, nachdem einige Schüsse abgegeben worden waren. Das Sekretariat wurde vollständig demoliert, die Möbel auf die Straße geworfen. Die Listen sämtlicher Mitglieder der Vereinigung fielen der Menge in die Hände. Auf Grund dieser Listen zogen nun einzelne Trupps zu den Haupträdelsführern der Sonderbündler und drangen in deren Wohnungen ein, wo sie alles kurz und klein schlugen. Tags darauf wiederholten sich die Demonstrationen. Die Sonderbündler traten nach außen hin kaum noch in Erscheinung. Sie hatten in der Nacht von einer Reihe von Gebäuden die grün-weiß-roten Fahnen eingezogen und hatten die Gebäude geräumt. Nur das Rathaus und das Regierungsgebäude hielten sie weiter besetzt. Gegen 11 Uhr machten sie einen Ausfallversuch. Sie fuhren mit einem Auto durch einige Straßen der Stadt und schossen blindlings in die Menge. Eine Reihe von Personen wurde verletzt. Nun bemächtigte sich der Menge eine ungeheure Erbitterung. Sie stürmte das Möbelgeschäft eines Anführers, in dem sich etwa 20 Sonderbündler verbarrikadiert hatten, holte diese heraus und lynchte sie. Einige wurden buchstäblich totgeschlagen, die übrigen so schwer verwundet, daß sie mit Automobilen fortgeschafft werden mußten. Einige andere Sonderbündler, die aus dem hinteren Teil des Gebäudes zu entfliehen versuchten, fielen ebenfalls der erregten Menge in die Hände und wurden blutig geschlagen. Einer von ihnen wurde getötet.

Die Belgier, die am 21. und 22. noch die Sonderbündler begünstigten oder ihnen wenigstens wohlwollend gegenüberstanden, hatten nämlich auf Einwirken der Engländer plötzlich ihre Haltung geändert. Der Bezirksdelegierte verbot Deckers und seinen Sonderbündlern den Gebrauch von Waffen und übertrug die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung der deutschen Polizei. Gegen Mittag hatte sich eine ungeheure Menge vor dem Rathause versammelt, und die Sonderbündlerbesatzung des Rathauses hatte sich durch die hinteren Eingänge entfernt. Die Feuerwehr holte die grün-weiß-rote Fahne herunter, die von der Menge zerrissen wurde, alles angesichts der belgischen Wache, die sich bis jetzt vollständig passiv verhielt. Auf der Treppe des Rathauses hielt der stellvertretende Oberbürgermeister, Beigeordneter Wickmann, eine Rede an die Menge, in der er für die dem Reiche erwiesene Treue dankte. Die begeisterte Menge brachte viele Hochrufe auf Deutschland aus und sang zum Schluß einige patriotische Lieder.

Wenige Tage später „eroberten" die Separatisten des Herrn Matthes nunmehr ohne Herrn Deckers, der geflüchtet war, Aachen zurück, um es ebenso rasch wieder zu verlieren. In München-Gladbach, Krefeld, Schleiden usw. spielten sich die entsprechenden Vorgänge so ähnlich ab, daß eine Schilderung nur ermüden würde. Auf dem flachen Lande dagegen fanden die Separatisten neue Nuancen. Hatten sie sich in den großen Städten meist damit begnügt, die staatlichen und städtischen Kassen zu plündern, Kraftfahrzeuge zu stehlen usw., so gingen sie dort, wo sie sich durch die Öffentlichkeit weniger beaufsichtigt glaubten, viel rücksichtsloser vor. Den Bauern stahlen sie Vieh, Wein und Geld, sie raubten, erpreßten und ermordeten: in der Eifel und an der Mosel, im Aartal und im Siebengebirge. In kleinen Städten wie Limburg a. d. Lahn wurden die Geschäftsleute von den Banden gezwungen, von ihnen herausgegebenes „Notgeld" in Scheinen von 100 Milliarden bis zu 100 Billionen in Zahlung zu nehmen. Sämtliche Bekleidungsgeschäfte wurden auf diese Weise in der Stadt ausgeplündert, und man sah auf den Straßen die Banditen nebst ihrem weiblichen Anhang von Kopf bis zu Fuß neu eingekleidet. Das gleiche ereignete sich in den verschiedensten Städten am Mittelrhein.

Waren die Qualen der Bauern besonders arg, so war auch die Abwehr um so drastischer. In den Dörfern des Siebengebirges bildete sich daher spontan ein Selbstschutz. Die Zusammenstöße begannen am 29. November damit, daß ein separatistischer Kraftwagen, der von Honnef nach Linz fuhr, in Rheinbreitenbach angehalten, fünf Sonderbündler heruntergeholt und kaltgemacht wurden. In Höfel wollte ein Trupp von Separatisten plündern und erschlug einen Mann des Selbstschutzes. Darauf wurde die Mehrzahl der Separatisten getötet. Von 30 Mann, die in zwei Kraftwagen zu Hilfe kommen wollten, wurden 27 getötet. Zwischen Erkel und Linz wurde der sonderbündlerische Bataillonschef Ströhm getötet, bei Aegidienburg 70 Mann. 50 Mann wurden gefangen und ins unbesetzte Gebiet gebracht. Sie konnten nur mit Mühe vor der Wut des Volkes von einem Geistlichen geschützt werden. Von etwa 130 Sonder-

bündlern wurde die Welt durch die Bauern des Siebengebirges befreit. Insgesamt wurden bis 30. November 1923 in der Separatistenbewegung 364 Menschen getötet und 1203 schwer verwundet („Düsseldorfer Tageblatt").

Während im rheinisch-westfälischen Industriebezirk die Dinge sich ähnlich wie im übrigen Rheinland abspielten, kam es in der Pfalz und in Rheinhessen erst spät zu Gewalttaten, nachdem General de Metz nämlich vergeblich versucht hatte, auf legitimen Wege die südlichen Teile des besetzten Gebietes in seine Hand zu bekommen. Man muß sich daran erinnern, daß die französischen Bemühungen in der Pfalz und Rheinhessen am frühesten einsetzten, daß dort ohne Frage die Zentrale der „Bewegung" war. Hier haben die französischen Offiziere am geschicktesten und mit den größten Geldmitteln gearbeitet. Hier wurde die Zermürbungstaktik am folgerichtigsten durchgeführt. Hier erzielte man vor allem durch die freie pfälzische Bauernschaft verhältnismäßig große Erfolge. Dazu kam, daß in der Pfalz die Abneigung gegen München etwa ebenso groß war wie anderswo gegen Berlin. Schon während der Zeit des passiven Widerstandes hörte man auch von nicht sonderbündlerisch Gesinnten öfters das böse Wort: Los von Berlin, aber auch los von München. Alles dies durfte den General de Metz, Mangins Nachfolger, dazu verführen, sich der Hoffnung hinzugeben, daß ihm eines Tages das Land wie eine reife Frucht in den Schoß fallen würde. Er hielt die Banden zurück, und so kroch ihm, verärgert über Kahrs Vorgehen in München, der frühere bayrische Ministerpräsident Hoffmann auf den Leim und verkündete die Gründung der „Freien Pfälzischen Republik" unter Frankreichs Schutz. Damit schien sein wesentlich feiner eingefädelter Anschlag gelungen zu sein; denn der Führer einer legitimen Partei hatte sich für das Ziel der Franzosen erklärt. Und doch mißlang auch dieser Plan. Nicht nur die Hauptleitung der sozialdemokratischen Partei in Berlin, sondern alle Parteien im Lande und auch die Mehrheit der Pfälzer Sozialdemokraten schüttelten Hoffmann ab. Denn das Volk wollte nicht. Und nunmehr begann man wie in den anderen Gegenden die einzelnen Städte der Pfalz systematisch zu erobern. Während die Säuberung der nördlichen Gebiete fortschreitet (Berncastel, Brümm und Bonn sind inzwischen auch vom separatistischen Gesindel gesäubert, Koblenz und das Nahegebiet werden wohl, bis diese Zeilen gesetzt sind, gefolgt sein), sitzen die Separatisten im Süden noch zum großen Teil in ihren Stellungen. Aber die moralische Niederlage der Franzosen und der Zusammenbruch der separatistisch-putschistischen Idee ist vollkommen, und die letzten Eroberungszüge in der Pfalz verdecken sie nicht; ja gerade auch die dortigen Ereignisse zeigen das Künstliche der Bewegung.

Die Franzosen hofften durch das Losschlagen der von langer Hand von ihnen großgepäppelten Bewegung die Reste des politischen Widerstandes gegen die Lostrennung vom Reiche niederzutreten und über die zögernden Führer der Parteien und Wirtschaft hinweg Tatsachen zu schaffen. Auf den Boden dieser Tatsachen, so äußerten sich maßgebende Franzosen, würden sich dann auch die führenden Persönlichkeiten der Rheinlande stellen, Revolutionen würden ja immer so gemacht, auch tauchten am Anfang immer schlechte Menschen an die Oberfläche usw.

Kritisch waren trotzalledem die ersten Wochen, denn wir erlebten und erleben noch dort die „gleiche Führerkrise" wie anderswo, und in fast allen Städten neigten führende Politiker, besonders kommunale, mit der Begründung, es „müsse was getan werden" zu einem Mittun bei der Schaffung der Rheinischen Republik, „um Schlimmeres zu verhüten". Dies elende Feigheits-Schlagwort ist noch immer nicht außer Kurs. In jenen ersten Tagen hatten diese Aktivisten entschieden die Oberhand, sogar der Provinziallandtag wurde auf ihr Drängen einberufen. Es gelang freilich, sie abzukühlen. Diese Gefahr wurde durch die gesunden natürlichen Triebe der Bevölkerung gebannt. Nicht die Führer, sondern das Volk hat den Separatismus erledigt.

Trotzdem ist die Gefahr nicht vorüber. Die Neigung zum Kompromisseln sitzt tief in unsern Führern, die ja durch dreißigjährige Schulung dahin erzogen sind. Westliche

Gedankengänge stecken fast noch tiefer im rheinischen Menschen als im östlichen. Die materielle Not ist in der Tat ungeheuer, sie allein arbeitet den Franzosen in die Hände. Immerhin ist die Rheinische Republik ihrem Namen nach erledigt. Denn dieser ist hoffnungslos kompromittiert. Ein Zweckverband soll an seine Stelle treten und ein Mittelding sein zwischen einem rheinischen Lande nach Art der übrigen Länder des Reiches und dem von den Franzosen erstrebten allein von ihnen abhängigen „freien" Gebilde. Die Stellung zu Preußen ist ungewiß. Wir wissen nicht, was die Zukunft bringen wird. Im Dezemberheft 1923 der „Deutschen Rundschau" hat Peter Weber berechtigten Sorgen vom Standpunkte des Rheinländers aus Ausdruck gegeben. Uns scheint es, als würde von den rheinischen Führern angesichts der örtlichen täglichen Not und der Macht der Franzosen, welche es in der Hand haben, die Bevölkerung weiter zu quälen, einer Macht, der das waffen- und geldarm gewordene Reich nichts entgegensetzen kann, vergessen, daß wir doch noch viel zu verlieren haben: nämlich das Recht. Es ist zweifelsfrei auf unserer Seite. Solange das Reich und das deutsche Volk einerseits und die legitimen Parteien des besetzten Gebietes andererseits den heutigen Gewaltzustand nicht anerkennen, so fehlt diesem jegliche Dauerhaftigkeit. Wir haben es doch erlebt, wie die Rechtsgebilde, welche z. B. die deutschen Heere auf dem Boden Altrußlands in den Jahren 1916 bis 1918 schufen, zusammenfielen, weil es ihnen an Legitimität fehlte.

Noch eines. Es bestehen (neben den konfessionellen) wohl auch Stammesunterschiede zwischen den rheinischen Deutschen und den übrigen. Aber so wie im Laufe der letzten tausend Jahre durch die Entwicklung der territorialen Mächte die Stammesherzogtümer zerfielen und die Stammeszusammengehörigkeit immer schwächer wurde, so daß außer in Bayern nur noch schwache gefühlsmäßige und mundartliche Bindungen verblieben, so ist im 19. Jahrhundert ein neuer Entwicklungsfaktor hinzugetreten, die Wirtschaft. Sie lockerte die dynastisch-territorial staatlichen Klammern und verband zu neuen Einheiten den fränkischen Niederrhein mit dem westfälischen Gebiet zwischen Essen und Bochum. Sie schuf aus Saar und Lothringen ein Wirtschaftsgebiet. Sie schloß Frankfurt und Wiesbaden, Rheinhessen und im gewissen Sinne die bayrische und badische Pfalz zusammen. Gelang es den Franzosen schon nicht, den Stammesgedanken voll in den Dienst der Absplitterungsbewegung zu stellen, war der freimaurerischen Republik der Weg zur größten Partei, zum Zentrum, verschlossen, so mußten erst recht fast alle Wirtschaftstatsachen gegen ihre Bemühungen sprechen. Denn der Wunsch nach dem rheinischen Franken, der gelegentlich auftauchte, war nur der Wunsch nach einer stabilen, nicht aber nach der französischen Währung. Die ganze Wirtschaft des Rheinlandes ist nach Osten gerichtet, die des übrigen Deutschlands nach dem Rhein. Eine Abschnürung in wirtschaftlicher Beziehung wird unendlichen Schaden bringen und diese Lande niemals mit Frankreich verbinden. Das sind Tatsachen, die höchstens vorübergehend vergewaltigt werden können. Sylvanus.

Deutsche Erzählkunst

In den Sammlungen „Die deutsche Novelle" und „Der deutsche Roman" des Verlages Friedrich Lintz in Trier, die Max Tau mit schöner Leidenschaft des Herzens und kritischem Spürsinn, der Liebe ist, herausgibt, und die Hans Franck mit einem Bande obigen Titels gescheit, warm und mit einer wohltuenden Schärfe der Ablehnung gegen Unechtes und Mode einführt, verteilen sich die Betonungsstärken auf Deutsch und auf Kunst.

Deutsch: nicht im Sinne eines engen — und immer dummen — Nationalismus, sondern wie Josef Ponten es einmal ausdrückt, dem der Herausgeber einen Sammel-

band „Kleine Prosa" für seine Sammlung abrang, wahre Kabinettstücke Pontenscher Kunst enthaltend, im Sinne der biologischen Tatsache des Deutschseins, weil ein Baum, der mit seinen Wurzeln aus deutscher Erde saugt, nichts anderes sein kann als deutsch, sofern er nicht wurzelkrank oder wurzellocker ist. Ein Baum denkt nicht über seine Wurzeln und seine Nahrung nach: er ist. Also sein, wirklich, echt und wesenhaft sein, um wirken zu können.

Und zum andern: daß man sich wieder bemüht, erzählen zu können, wobei freilich die Voraussetzung zu prüfen bleibt, ob man etwas zu sagen hat. Des weltanschaulichen Geschwafels in Interjektionen und in einem Deutsch, das nur der Verfasser liebt, und der fingerfertigen Gleichgültigkeiten, der zersetzenden Ironie des kahlen Intellekts sind wir bis zum Ekel müde.

Uns geht nur das an, was vom Leben kommt und zur Kunst wurde auf dem Wege von der Seele durch das Herz des Dichters.

Und da ergibt sich die Gemeinsamkeit dieses ungleichartigen und dem literarischen Range nach noch ungleichwertigen Kreises: es ist eine Werks- und Schaffensgemeinschaft von Erzählern, die, alle dem auszeichnenden Glauben an das Irrationale verhaftet, mit heiligem Ernst aus der Tiefe und den Kräften ihrer Seele heraus um die Gestaltung dessen ringen, was ihre innere Stimme raunt. Sie alle kämpfen um die Erkenntnis ihres inneren Gesetzes. Sie wissen, daß Schaffen Dienst ist am Werke. Sie gieren nicht nach dem Erfolg. In der Stille — Max Tau nannte eine der besten Sammlungen, die wir besitzen, in der einige seiner Pfleglinge schon enthalten sind, „Die Stillen" — abseits vom Tage und seinem Geschrei, und doch dem wahren Leben brünstig zugewandt, streben sie, sich getreu zu sein und der deutschen Seele in ihrer bittern Not schöpferisch zu helfen. Sie sind ohne Konzessionen an die Tagesphrase und die Mode. Sie schaffen eben mit schöner Unbewußtheit des Verschenkens im Sinne des stolzen Goethewortes: „Ins Wasser wirf die Kuchen, Frag' nicht, wer sie genießt!"

Daß Hermann Stehr, dessen Gesamtwerk zum 60. Geburtstag des Meisters im gleichen Verlage erscheinen wird, mit einer seiner schönsten Novellen „Das entlaufene Herz" die Gemeinschaft führt, ist schon ein Programm. Zu ihm gesellt sich Bernd Isemann mit der Erzählung „Ungewollt", wo es ihm wieder gelang, einen Grenzfall seelischer Verstrickung in einem Kinderschicksal zu erschütternder Gültigkeit zu erheben. Ihm folgt Julius Lewin, der junge Sechziger, Arzt und Geigenbauer — wie Isemann den Lesern der „Deutschen Rundschau" vertraut — mit der hier veröffentlichten Gabe „Der Panzer", die in dem ihm eigenen Klima intellektueller, aber unbewußter Empfängnis doch starke Lebensverbundenheit hat.

Ein Mund schloß sich zu früh: Bruno Arndt, der Schlesier, ist 1922 gestorben. Es ist vornehme Pflicht, für die starken Zeugnisse seiner feinen Innerlichkeit, die ein Adel von Reinheit auszeichnet, zu werben: die mit dem Eichendorffpreis gekrönte Novelle „Missa solemnis", seinen Frauenroman „Marianne" und das mir besonders liebe Buch „Aus dem Leben des Schreibers Tobias Kieckbusch". Max Tau schrieb ihm ein herzenswarmes, entzückend junges Gedenkbuch „Das Arndt-Buch".

Von Paul Gurk, dem Berliner Magistratssekretär, dessen seelische Schwere nicht durch zu kluge Verstandesarbeit verdampft werden darf, sind in der Sammlung erschienen die Novelle „Dreifältigkeit" und der Roman „Die Wege des teelschen Hans", den wohl Persönlichstes in unmittelbare Nähe rückt.

Hans Christoph Kaergel, gleichfalls ein Schlesier, gab einen Novellenband „Der Traum des Urban Krain", in dem seine tiefe Innerlichkeit ihn nicht hindert, mit Strichen von Kraft und Sicherheit Bilder eindrucksvoller, lebendiger Wirklichkeit hinzustellen.

Ein Mecklenburger, Friedrich Griese, Taubstummenlehrer, mit seinen echten, einfachen Erzählungen „Das Korn rauscht", ein Bayer, Franz Oskar Wienert, Bauernknecht von 26 Jahren, mit seinem Roman „Der Sturz des Tieres", der eine fast un-

erhört starke, im Ringen noch verklammerte Eigenart zeigt, der junge Schlesier Fritz Walter Bischoff mit einer Erzählung erwachender Jugend „Ohnegesicht", die Ströme der großen, freilich noch nicht von innen leuchtenden Mystik gesetzgebend durchfluten, bestätigen, daß die Neuen, Unbekannten zu den Auserwählten gehören können.

Und dann ist da einer, dessen Kunst, zu erzählen, aus Naturvermähltheit sprudelnd, von hinreißender Kraft ist. Hier ist ein gewaltiges Versprechen, das eingelöst werden muß. Wilhelm Lehmann, ein Deutscher von Übersee, einer, der wie Ponten vom Blut und seinen Gesetzen weiß, ist mit zwei Romanen „Weingott" und „Der Sturz auf die Erde" und der Novelle „Vogelfreier Joseph" vertreten.

Hier wird bewußt auf jede Inhaltsangabe verzichtet, sonst würde der mögliche Rahmen gesprengt, verzichtet auf das Anmerken von Unausgeglichenheiten, Befangenheiten im Sexus, statt Gelöstsein im Eros, Dunkelheiten, die noch für Tiefe genommen werden, künstlerischen Irrtümern, die man noch lieben kann, weil sie aus dem Gefühl kommen. Die meisten sind erst auf dem Wege, der noch lang und mühevoll sein wird, aber sie sehen das Ziel. Denn es ist so selten und befreiend, wenn man wieder einmal „Ja" sagen kann. Und das tun wir! Zu dem mutigen Verlag, dem feinsinnigen, herzenswarmen Herausgeber und diesen Dichtern, deren Tag schneller da sein wird, als man zu glauben wagt.

Tollite, legite! Das bleibt die stärkste, mahnende Empfehlung.

Diese Dichter werden dem deutschen Volke lebendig und nahe und dankbar verehrt sein, wenn die Stunde der deutschen Währung gekommen sein wird, wenn der feiste Schieber mit seinen pelz- und schmuckbehängten Weibern, wenn die Jünglinge mit den leeren und kalten Augen in ihren viereckigen Anzügen, die Hosen halbmast, ein Kindesspott und nicht mehr, wie jetzt wohl von manchen, aus Neid, sondern aus Gründen seelischer Sauberkeit verachteter Ekel sein werden. Diese Erzähler helfen die ewigen Werte der deutschen Seele hüten, rein erhalten und mehren. Ihr Tag ist nahe, wir grüßen ihn und sie.

Aber wir wünschen, daß sie in tiefem Versenken in den Wurzelboden ihres Seins, aus dem innerlichsten Lauschen auf den Rhythmus ihres Blutes den verpflichtenden Ruf vernehmen möchten, die deutsche Not — der Seele und des Volkes — zu gestalten. Es ist im letzten Grunde alles fremd für uns, das nicht zum Leben unseres Volkes in seinem jetzigen Ringen hinführt. R. P.

Die deutsche Jugend

Im Dezemberheft konnten wir mit stärkster Zustimmung den Aufruf des Ausschusses der deutschen Jugendverbände veröffentlichen, der aus einer Gesinnung geboren ist, die berechtigte Hoffnung erweckt — wenn sie Bestand haben wird. Für den Bestand der Gesinnung haben wir keine Befürchtungen, wohl aber sehen wir Gefahren für die Einigkeit. Die deutsche Jugend in allen Lagern hat erkannt, daß ihr bei dem traurigen Versagen fast aller „Alten" verantwortlich die Sorge für die Gestaltung der deutschen Zukunft obliegt. Wer von uns Älteren nicht durch Partei oder Verband gebunden ist, stimmt ihr zu. Aber verlangt als Befähigungsnachweis für die ungeheure Aufgabe, daß die Jugend zeigt, daß sie frei sein will und kann von den künstlichen Schranken zwischen deutschen Menschen, die von Interessenten aufgerichtet sind, daß sie den Betrug, er sei noch so fein gesponnen, durchschaut, der von a l l e n Seiten mit diesen Gegensätzen getrieben wird, und daß sie in sich selbst das deutsche Erbübel der Uneinigkeit und Eigenbrödelei überwunden hat und es versteht, weltanschauliche und naturgegebene Gegensätze sachlich in anständiger Form

auszutragen ohne geistige Verflachung und Überkleistern und ohne Verunglimpfung des ehrlichen Gegners.

Wir begrüßen das Bekenntnis der deutschen Jugend zum deutschen Lebenskampf: „Wir aber wollen leben!“ (Arbeitsausschuß deutscher Verbände, Jugendausschuß, Berlin NW 6, Luisenstraße 31a). Das Büchlein sollte ursprünglich zum Ruhrkampf Stellung nehmen, greift jetzt aber weit darüber hinaus in seiner Stellungnahme zum Kampf des deutschen Gesamtvolkes. Für den Jungdeutschen Bund schreibt sein Obmann Frank Glatzel über „Die deutsche Jugendbewegung und der deutsche Lebenskampf“; für den Deutschnationalen Jugendbund Klaus Ebhardt über „Der Ruhrkampf und das deutsche Geistesleben“; für den Jugendbund im Gewerkschaftsbund der Angestellten Friedrich Mewes „Beruf und Vaterland“; für die Jungsozialisten Fritz Osteroth über „Der Ruhrkampf als politisches Erlebnis der Jugendbewegung“; für den Wandervogel Otto Henschel „Jugendbewegung und Außenpolitik“.

Allen Ausführungen, die von Ernst und Verantwortungsgefühl getragen sind, stimmen wir zu. Wir wünschten diese kraftvolle Forderung der deutschen Jugend auf ihr und ihres Volkes Recht zum Leben in der ganzen Welt verbreitet zu sehen. Ein Volk mit einer solchen Jugend kann nicht untergehen. Wir hegen die feste Zuversicht, daß die so oft und so schwer Enttäuschten niemand enttäuschen werden, der ihnen sein Vertrauen gibt. R. P.

Literarische Rundschau

Neue Bücher

„Geopolitik der Selbstbestimmung in Süd-Ost-Asien“ (München, Rösl & Cie.) ist der Titel des zweiten Buches, das neben dem im letzten Hefte gewürdigten Japan-Buch die im Kriege wie im Frieden bewährte außerordentliche Kraft Karl Haushofers in Gemeinsamkeit mit seinem Schüler Joseph März in kurzer Frist herausgebracht hat. Was geht uns Südost-Asien an?, mag mancher in deutscher Tagesnot Befangener denken — und leider ist das Heer so Kurzsichtiger immer noch beschämend stark. Darum sei mit stärkstem Nachdruck betont, daß dieses Buch in die Hände eines jeden gehört, der sich verantwortlich mit den deutschen Angelegenheiten zu befassen unternimmt. Nostra res agitur! Denn was hier von den Völkern der Monsunländer gesagt, über ihre Unterdrückung und die Wiedergewinnung ihrer Selbstbestimmung, das vermittelt in jeder Zeile Erkenntnis über unser Schicksal und ist von einer Kraft der Erregung, die — wie es sein soll — nicht nur den Geist weitet, sondern unmittelbar zum Willen spricht. Hier kann man lernen, welche Arbeit ganzer Völker und Generationen dazu gehört, das höchste Gut der Selbstbestimmung wieder zu erringen, wenn es in Dumpfheit oder verantwortungsloser, verbrecherischer Torheit verloren gegeben wurde. Was Haushofer über die Verbundenheit des politischen Schicksals geographisch gleich gelagerter Völker, über die Rolle von Einzelgebieten als Druck- und Gradmesser des Strebens der andern zu sagen weiß, was er an wertvollen Anregungen über die Möglichkeit einer „Kartographie der Selbstbestimmung“ gibt — das alles ausführlich hier wiederzugeben verbietet der Raum, verbietet auch der Gegenstand, den man nur durch Selbststudium, aber nicht durch eine noch so ausführliche Nachziehung der

großen Linien ergreifen kann. Den ersten großen Teil „Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung" bestreitet Haushofer, mit dem zweiten Teil „Das Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen", die Stützpunktpolitik der großen Mächte, tritt der Schüler dem Lehrer mit einem vollgültig erbrachten Befähigungsnachweis zur Seite. Wer eine Doktorarbeit von solchem Gewicht, solch klarer Problemstellung, Gewissenhaftigkeit und verarbeitender Beherrschung der Einzelheiten vorlegen kann, von dem darf man mit Fug Bedeutendes für die Zukunft erwarten. Auch die Arbeit von März wendet sich unter dem fernen Stoff unmittelbar an uns. Lernen wir endlich in Räumen und Jahrhunderten zu denken! „Der Boden ist die Grundlage der Realpolitik und das Mittel der Verteidigung. Jede Politik, die auf Personen, auf soziale, wirtschaftliche Fragen, auf Ideologien, auf die lex lata Rücksicht nimmt, den Boden aber vergißt, bleibt letzten Endes wurzellos. Und ein Volk, das seinen Boden zwar liebt, aber dessen politischen Wert nicht kennt und ihn sich entwinden läßt, muß in einer harten Schule erst politisch erzogen werden — seine Feinde kennen diesen Wert!" Das Buch wird seinen Weg machen. Eins nur bleibt zu beklagen: daß keine Karten beigegeben sind! Das hätte sich allen leider nur zu bekannten Schwierigkeiten zum Trotz ermöglichen lassen müssen. Aber auch so haben wir allen Grund, für dieses Werk höchst dankbar uns zu erzeigen. R. P.

* * *

Es ist zu verstehen, daß das Buch von Jean de Pierrefeu „Plutarch hat gelogen" (deutsch: Berlin, E. Rowohlt) in Frankreich Aufsehen erregt hat. Es ist glänzend, mit viel Geist, geschrieben und geht den militärischen Götzen zuleibe, deren Druck auf Frankreich schwerer lastet als je auf dem wilhelminischen Deutschland. Es verficht die These von dem Weltkrieg als dem Krieg der Mittelmäßigen und der Unzulänglichkeit des militärischen Typs. Sehr vieles von dem, was Pierrefeu sagt, ist richtig. Wie er es sagt, bewirkt, daß er immer tiefer in die Sackgasse einer fixen Idee hineingerät. Er beginnt mit zureichender Ironie, kann von ihr nicht lassen, und seine Wahrheiten von 100 Prozent sind zum Schluß nur höchstens noch Viertelwahrheiten. Natürlich fehlen nicht die verlogenen Verbeugungen vor den Unantastbarkeiten, an die auch der mutigste Franzose nicht zu rühren wagt. Aber die Verherrlichung des bürgerlichen Genies und die praktischen Folgerungen, die für künftige Kriege gezogen werden, sollten bewirken, daß man dieses Buch bei uns mit Aufmerksamkeit läse.

* * *

Wir sind arm geworden, und die Mittelmäßigkeit ist Trumpf. Das wird mit voller Deutlichkeit klar, wenn man den „Briefwechsel zwischen Wilhelm Dilthey und dem Grafen Paul York von Wartenburg 1877—1897" (Halle 1923, M. Niemeyer) zur Hand nimmt und sich die Frage vorlegt, wer unter den Heutigen solche Briefe schreiben und empfangen könnte. Es ist ein hoher Genuß, sich in diese Briefe zu versenken und diese großen Zeugnisse eines „lebendigen Miteinanderdenkens" zu verfolgen. Der geistige Austausch dieser beiden seltenen Menschen, der von einer schönen menschlichen Wärme getragen wird, ist ein wesentlicher Beitrag zur Kenntnis des unersetzten Dilthey und rührt an die tiefsten Probleme geistigen Austausches und wechselseitiger Beeinflussung. Sigrid v. d. Schulenburg schrieb eine kluge Einleitung dazu.

* * *

Eine wertvolle Ergänzung unserer Kenntnis Asiens bringt Leonhard Adams mit vortrefflichen Tafeln versehenes Werk „Hochasiatische Kunst" (Stutt-

gart, Strecker & Schröder), das typische Architektur- und kunsthandwerkliche Zeugnisse aus Tibet, Nepal, Bhutan sammelt und beschreibt und zur weiteren Erforschung der Kunst des Lamaismus und Hinduismus anregt.

„Eine Einweihung im alten Ägypten" schildert W. von Uxkull nach dem Buch „Toth" (München, Roland-Verlag). Was Uxkull aus Eigenem zu okkulten Wissen anderer hinzugetan hat, müssen Eingeweihte prüfen. Die Erklärung der Bilder des Buches Toth in Memphis, die von L. S. Humer rekonstruiert sind, ist anregend.

* * *

So wertvoll die Veröffentlichung der „Magischen Unterweisungen des edlen und hochgelehrten Philosophi und Medici Philippi Theophrasti Bombasti von Hohenheim Paracelsus genannt", auch ist, besonders in dem vornehmen Kleide und im zweifarbigen Druck (Leipzig, Wolkenwanderer-Verlag), so sehr bleibt die fehlende Möglichkeit der Nachprüfung des Textes und der Authentizität der Salzburger Handschrift zu bedauern. Daß die Unterweisungen nur in der Hand des Kundigen ihr magisches Leben zurückgewinnen können, ist selbstverständlich. Was Franz Spunda um sie herumgeschrieben hat, verbietet, ihn dazu zu zählen.

* * *

Es scheint, daß wir eine Brentano-Renaissance erleben. „Clemens Brentanos Frühlingskranz", geflochten von Bettina, ist von Mary Sabid nach der ersten Ausgabe von 1844 von vermeintlichen Längen befreit und mit einem kurzen Nachwort, das der ewigen Jugend dieses einzigartigen Werkes gerecht wird, herausgegeben. Die Ausstattung ist vollendet. (Leipzig, Wolkenwanderer-Verlag.) Seine wundervoll frischen, echt romantischen „Märchen vom Rhein" mit feinen Bildern von Felix Meseck erschienen bei E. Reiß, Berlin, in schönem, klarem Druck.

* * *

Der Wolkenwanderer-Verlag, der zu einer romantisch-mystischen Einstellung den Mut haben zu wollen scheint, hat die formschönen Gedichte Giacomo Leopardis, übertragen von F. Spunda, in einer höchst geschmackvollen Ausstattung herausgebracht. — In deutscher Nachdichtung voll einfühlendem Verständnis haben Max und Margarete Bruns Baudelaires „Blumen des Bösen" herausgebracht, die eine nicht unwichtige Ergänzung der zahlreichen Übersetzungen bringen, da sie einige nicht in allen Ausgaben der Fleurs enthaltenen Stücke aufgenommen haben, wie „Unvereinbarkeit", „Auf dem Mont-Martre" und die vom französischen Gericht verfehmten Gedichte der 1. Auflage „Der Schmuck", „Lethe" und „Des Dampyrs Verwandlung".

* * *

Preußen-Kalender 1924, herausgegeben von Dr. Bogdan Krieger. Leipzig, Konkordia-Verlag. Der im vorigen Jahre hier angezeigte Preußen-Kalender zeigt sich auch in seiner Ausgabe für dieses Jahr auf gleicher Höhe. Der Gedanke, die Bedeutung des Preußentums zu starkem Bewußtsein zu bringen durch die Wiedergabe von Kunstwerken, von Bildern der Männer, die für Preußens Geschichte von Entscheidung waren, durch Landschaften, Industrieanlagen usw. erweist sich als glücklich. Die Reproduktion der Bilder von Menzel, Gärtner, Faber, Döhling, Hennicke, Vogel, Rechlin, von alten Stichen ist sehr gut, ebenso wie die Photographien aus der Mark und dem weiteren Preußen, dessen Grenzen sich mit vollem Recht von Ostpreußen bis an den Niederrhein hier erstrecken. Daß neben Hohenzollernfürsten Männer wie Rauch, die Humboldts, die Grimms, Wildenbruch

u. a. aufgenommen sind, macht den Gedanken fruchtbarer. Wir sind sicher, daß der Preußen-Kalender auch in diesem Jahre viele Freunde finden wird.

* * *

Ein Unternehmen, das mit großem Apparat aufgezogen ist und dem zweifellos ein fruchtbarer Gedanke zugrunde liegt, nennt sich „Kämpfer, Großes Menschentum aller Zeiten", herausgegeben von H. von Arnim (Berlin, F. Schneider). Das Vorwort des Herausgebers, den man wohl für die dem Umschlag aufgedruckten Waschzettel von seltener Geschmacklosigkeit nicht verantwortlich machen darf, stellt in apodiktischer Form Leitsätze auf, die mehr oder weniger von der Tiefe bekannter Wettersprüche sind. Stellung zu nehmen, wird vermieden, und die abgenützte Relativität ist der Weisheit höchster Schluß. Eine Inhaltsangabe des völlig uneinheitlichen Werkes in vier großen, mit Bildern geschmückten Bänden gibt das zutreffendste Bild dessen, was man zu erwarten hat. Die Kämpfer sind: Amenophis, Elia, Themistokles, Hannibal, Die Gracchen, Arminius, Paulus, Muhammed, Arnold von Brescia, Tschingischan, Walter von der Vogelweide, Kaiser Friedrich II., Dante, Columbus (I. Bd.); Luther, Giordano Bruno, Coligny, Cromwell, Friedrich der Große, Washington, Die Neuberin, Rousseau, Pestalozzi, Beethoven, Schiller (II. Bd.); Stein, Gneisenau, Napoleon, Kleist, Görres, Liszt, Die Droste, Hebbel, Petöfi, Lassalle, Dahlmann, Herzen, Die Meysenburg, Krupp, Wagner, Windthorst, Bismarck (III. Bd.): Bebel, van Gogh, Nietzsche, Tolstoi, Spitteler, Strindberg, Carl Peters, Zeppelin, Ballin, Lily Braun, Naumann, Rathenau (IV. Bd.). Was fehlt, ist vielleicht noch kennzeichnender als das Aufgenommene. Und zu denken, daß zu dieser kompakten Uneinheitlichkeit beste Mitarbeiter, die geradezu glänzende Einzelarbeiten beigesteuert haben, neben wortklingelnden Literaten bemüht sind und ein großer Aufwand vertan ist, während zu wichtigsten Arbeiten dem deutschen Verlag Mittel fehlen — man kann dieser Bücher nicht froh werden.

Im gleichen Verlag erschien Andersens Jugendroman „Das Irrlicht", mit ausgezeichneten Illustrationen von Rolf Hörschelmann, und Konrad Bestes Kleinstadtroman „Grummet", illustriert von Rudolf Schlichter. D. R.

„Länder der Zukunft"

In der großen Ebene von Nord-Dakota wurde einem Farmer namens Stefansson vor mehr als 40 Jahren ein Sohn geboren, dem er in Erinnerung an seine nordgermanische Heimat den Vornamen Vilhjalmur gab. In diesem Vilhjalmur Stefansson *), der bereits Englisch seine Muttersprache nennt und zunächst Lehrer, später Schuldirektor wurde, war das Wikingerblut noch lebendig. Da die Schule ihm zu eng wurde, warf er sich auf Anthropologie, insonderheit Eskimoforschung. Im Jahre 1906 nahm er zum ersten Male, von 1908 bis 1912 zum zweiten Male an Polarexpeditionen teil. 1913 brachte er — damals war er Mitte der Dreißiger — mit kanadischen Regierungsmitteln, wofür er sich als Bürger der Vereinigten Staaten entschuldigen zu müssen glaubt, eine eigene Polarexpedition wiederum nach dem

*) Vilhjalmur Stefansson, Länder der Zukunft. Fünf Jahre Reisen im höchsten Norden. 2 Bände. Mit 119 Abb. und 8 Karten. Leipzig 1923, F. A. Brockhaus.

Das Wort „Länder der Zukunft" bedarf einer Erläuterung. Stefansson weist nach, daß weltwirtschaftliche Möglichkeiten in den arktischen Gebieten (Kohlenfelder, Fanggründe, nordische Weideländer usw.) liegen. Er mißbilligt den Raubbau, der heute noch an den Walen getrieben wird, die vielfach nur noch wegen der Barten (Fischbein) und des Trans erlegt werden, deren Fleisch aber fortgeworfen wird, obwohl es in den hungernden Ländern Europas gern aufgenommen würde. Andererseits ist es klar, daß diese Gebiete für engere Besiedlung nicht in Frage kommen, da besonders das Großwild auf den Inseln, Renntiere und Moschusochsen, zwar leicht zu erlegen, aber nicht kopfreich ist und leicht von den Eskimos, bei denen ja neuerdings rasch die Feuerwaffen eindringen, ausgerottet wird.

arktischen Archipel im Norden Kanadas zustande. Sie war aufs reichlichste mit drei Schiffen und einem Stabe von Gelehrten ausgestattet; ja, er konnte noch zwei Walfangschiffe im Arktischen Meere dazu kaufen. Die Reisen verliefen sensationell. Man erlitt mehrfach Schiffbruch; die Expedition zersplitterte. Ein Teil der Gelehrten und der Mannschaft meuterte fast. Praktisch verweigerte man Stefansson jedenfalls den Gehorsam, weil man seine Pläne für tollkühn, ja für verrückt und verbrecherisch hielt. Jahrelang wurde er für tot gehalten, nachdem er gegen alle Tradition der Polarreisen, gegen den Rat der Walfänger und Eskimos über Treibeis in die schollenbedeckte Beaufortsee nach Norden gezogen war. Gerade in diesen Jahren (1913—15) machte er große Entdeckungen (drei neue Inseln) und lotete die Beaufortsee aus. Diese Arbeiten haben fraglos ein großes wissenschaftliches Interesse. Darüber hinaus gehen sie trotz der Entdeckung von Kohlenflözen, nordischen Weideländern usw. aber die Öffentlichkeit wenig an. Für sie ist es ziemlich belanglos, ob 30 oder 33 Inseln nördlich von Kanada liegen. Zumal die neuentdeckten schwer zugänglich sind. Stefanssons Art zu Reisen und „vom Lande zu leben" ist wichtiger. Er hat nämlich einen neuen Stil der Polarreise gefunden, welcher geeignet ist, die Polarforschung in eine neue Phase zu führen. Seit Stefansson ist eine Polarreise ein Unternehmen, das zu früheren Polarreisen, was Gefahr und Entbehrungen angeht, ungefähr in demselben Verhältnis steht, wie Hochtouren heute und vor hundert Jahren. Heute ist uns der Berg zur Selbstverständlichkeit geworden: wer ihn kennt, wer körperlich, technisch und seelisch dem Berge gewachsen ist, erlebt keine Schrecken der Eiswelt mehr. Subjektiv begnügt er sich mit dem Triumphe über die objektiv natürlich noch vorhandenen, die Vorstellungswelt jedoch nicht mehr erschütternden Gefahren; er liefert uns nachher nur eine ziemlich nüchterne Routenbeschreibung. Unsere bisherigen Polarforscher waren auch nüchterne und mutige Männer, aber doch innerlich von den „Schrecken der Polarnacht" im „öden, leblosen, schweigenden" Norden erfüllt und — — — schleppten sich darum mit Proviant und Brennstoffmassen halb zu Tode. Gingen diese aus, so wurden Hunde geschlachtet. Man hungerte und . . . verhungerte. Anders Stefansson. Als ausgezeichneter Natur- und Eskimobeobachter — er entdeckte auf einer früheren Reise einen blonden Stamm — bemerkte er, daß viele Gefahren nur auf verkehrten Vorstellungen (mangelhaften Beobachtungen, unberechtigter Tradition) beruhten. Er räumte mit dem Heldenzeitalter der Polarforschung auf. Denn er sagte sich: Wenn die „schaurige Polarnacht" dem Eskimo als die vergnüglichste Zeit des Jahres erscheint, in der er sich in gemütlichen Schneehütten amüsiert, tanzt und schmaust, in der er 1000 Kilometer lange Ferienreisen macht, um Freunde zu besuchen, warum soll sich dann der Weiße vor ihr fürchten? Wenn die Eskimos mit primitiven Messern, Holzbogen und Pfeilen in den reichen arktischen Jagdgründen so reichlich Nahrung finden, daß sie durchschnittlich nur zwei Tage der Woche zu jagen brauchen und fünf Festtage einschieben können, so müssen körperlich geeignete Weiße mit ihren besseren Waffen und Hunden, mit größerer Willenskraft und höherer Intelligenz erst recht in diesem Eldorado bequem leben und reisen können. Voraussetzung ist nur, daß sie nicht mehr wie bisher in albernem Vorurteil auf die Eskimos nur herabsehen, sondern von ihnen dort lernen, wo es am Platze ist: ja, andererseits wiederum unbegründete Vorurteile der Eskimos, z. B. es gäbe kein Wild (Seehunde) im küstenfernen Meereise, prüfen und ablehnen. Stefansson tat das und galt deswegen der arktischen „Gesellschaft" (Forscher, Händler, Jäger, Walfänger, Eskimos) als verrückt, als Phantast, wie alle Neufinder, als er diese seine Theorien in die Tat umsetzen wollte. Man machte ihm die denkbar größten Schwierigkeiten. Trotzdem reiste er mit zwei Norwegern (nicht Eskimos) quer über das Meer von Alaska nach dem Inselarchipel mit leichtem Gepäck, aber den nötigen Jagdgewehren. Als die Welt 1½ Jahre nichts

von diesen angeblichen Selbstmordkandidaten hörte, gab sie sie verloren. Als nach zwei Jahren ein Schiff in Bankskland erschien, um nach ihren Spuren zu fahnden, wollte Stefansson gar nicht „gerettet" werden; er nahm dies Ansinnen sogar in berechtigtem Selbstbewußtsein höchst übel. Denn Eis und Inseln hatten ihm, wie er es erwartet hatte, in Hülle und Fülle geboten, was er brauchte: im Winter warme Wohnungen aus Schneeblöcken, rasch errichtete „Iglus" nach Eskimomanier und in fast allen Jahreszeiten reichliche Nahrung, Heizung und Beleuchtung. Im Notfall, wenn ihn die Jagd zu weit vom Lager fortgeführt hatte, schlief er sogar seelenruhig im Freien in der Überzeugung, daß, wer gesund, willenskräftig und gut gekleidet ist, auch mit dem albernen Märchen „man erfröre im Schnee bei 20 Grad Celsius im Freien" aufräumen müsse. Die Verpflegungsfrage löst Stefansson überraschend einfach für die Arktis, die ja ein großes Meer mit einigen Inseln ist. Damit hat er alle künftigen Reiseausrüstungen und Berechnungen auf eine neue Grundlage gestellt. Er bewies, daß in dem mit Eis bedeckten Ozean um den geographischen Nordpol herum überall Seehunde vorkommen. Diese haben Schlupflöcher durch das Eis, durch die sie immer wieder zum Atmen an die Oberfläche kommen und welche sie durch Nagen bei stärker werdendem Eise offen halten. Da nun anscheinend die Eismassen etwa vom nördlichen Sibirien über den Pol in die Nordatlantis langsam getrieben werden, wozu sie etwa drei Jahre brauchen, so dürften nach Stefansson auch die Seehunde mitziehen. Ihr „Standort" — wenn man dieses kühne Bild gebrauchen kann — ist gewissermaßen das Luftloch, dem sie unter dem Eise folgen. Außerdem gäbe es fast überall offene Rinnen. Ist der Reisende nun geschickt genug, Seehunde zu allen Jahreszeiten zu schießen — und das ist nach seiner Erfahrung fast immer möglich — so kann er überall hinreisen und braucht sich weder mit Konservenverpflegung und Brennstoff abzuschleppen, noch die Rationen für Mensch und Hund zu verkleinern. Da reine Fleischkost nach Stefanssons Ansicht nicht nur erträglich, sondern angenehm und höchst bekömmlich ist und ein Jägerleben auf dem Eise geradezu die gesundheitlich idealste Art der Lebensführung darstellt, so ist das Risiko nach seiner Meinung, wenn man nur genug Munition hat und sonst keine Unfälle erlebt, sehr klein. Er lebt im Grunde viel billiger als irgend jemand in Deutschland und verpflegt sich müheloser als zum Beispiel ein Jäger in den Alpen. Eine einzige Schwierigkeit gibt es im küstenfernen Meereise. Es sind die Gebiete der großen Eispressungen. Dort kann kein Seehund die Eiswälle durchnagen und an die Oberfläche zum Atmen kommen. Somit ist der Reisende darauf angewiesen, entweder vorher ein Mehr an Jagdbeute zu machen und den zur Durchquerung nötigen Proviant mitzunehmen, wie der Wüstenreisende Wasser durch die Wüste mitnehmen muß, um Durststrecken zu überwinden, oder er muß diese Pressungsgebiete umgehen. Natürlich bereichert Stefansson seine Speisekarte auf den Inseln gern durch Eisbären, Renntiere, Moschusochsen und Zugvögel. Renntiere sind nach seiner Auffassung sogar das beste Nahrungsmittel des Menschen: die Basis des Forschers beibt aber der Seehund, der auch Beleuchtung, Beheizung und Bekleidung liefert. Man fragt, warum noch kein anderer Forscher früher schon auf diese Gedanken gekommen ist, obgleich doch auch passionierte Jäger unter ihnen waren und manche sogar Eskimojäger mitnahmen? Die Antwort lautet: Die wenigsten haben doch genügend der Jagd ihr Augenmerk geschenkt; gerade Seehunde zu erlegen, gelang den wenigsten. Niemand war wohl so naturnah wie dieser amerikanisierte Nordgermane. Vor lauter Sport — denn bei den meisten Polarexpeditionen spielte er eine größere Rolle, als die Wissenschaft oder die Jagd — kam man nicht dazu, sich wirklich genau nach rechts oder links umzusehen, was die ehrlichsten unter den „Pionieren der Polarnacht" auch zugegeben haben. Ohne Jagdmöglichkeiten zu suchen und Spuren zu beobachten, stürzte man polwärts in großstädtischer Hetze und kehrte — ob man das Ziel erreicht hatte oder

nicht — um, sobald etwas mehr als die Hälfte des Proviants verzehrt war. Erreichte man aber glücklich die südlich gelegene Verpflegungsbasis wieder, so waren Mensch und Hund zu Tode gehetzt und halbverhungert. Stimmte aber das Rechenexempel — denn das war die Seele aller dieser Sportsreisen — nicht, hatte man sich verzählt oder verlor man durch gefräßige Eisbären, eigene Hunde und Mitreisende oder durch ein Unglück etwas vom Proviant, so gingen auch moderne Expeditionen zugrunde, so etwa wie seiner Zeit die berühmte Franklinsche. 110 Menschen verhungerten und erfroren damals im reichsten Jagdgebiet der Arktis; sie erfroren neben dem besten Baumaterial für warme und gemütliche Unterkünfte.

Stefansson belegt seine neue Technik mit guten Beispielen und Bildern, z. B. die Umwandlung des Schlittens in ein Boot, durch die dem Reisen auf Treibeis viel von seiner Gefahr genommen wird. Eine Fülle von praktischen Beobachtungen belebt seine Schilderung. Wir werden uns wohl entschließen müssen, so unglaublich alles auch klingen mag, Stefansson zu glauben und damit die liebgewordene Vorstellung von den Schrecken der Arktis aufgeben. Wenn auch Polarreisen in Zukunft kein Wintersport à la Garmisch sein werden, sondern harte und tatkräftige Jäger (und Eskimofrauen zum Kleider- und Schuhenähen!) verlangen, so scheint es durchaus möglich, solche Reisen künftig ohne großen Apparat, aber mit hinreichender Munition, einigen Hunden und zuverlässigen Begleitern zu unternehmen. Auf deren hohe Eignung wird es wahrscheinlich noch mehr als früher ankommen. Vielen wird die Person Stefanssons unsympathisch sein, weil er den Norden seiner traditionellen Gruslichkeit entkleidet und die Leidensromantik der bisherigen Polarliteratur, die sich so angenehm liest, wenn man am geheizten Ofen sitzt, mit einer sehr modernen Nüchternheit ins Nichts auflöst. Uns ist er recht so. Dieser gelehrte Naturbursche, der Heines „Buch der Lieder" (auf deutsch) und isländische Gedichte auf Polarreisen mitführt, reißt gern auch sonstige Vorurteile ein; als Mann der Wissenschaft zerrt er gern an den liebgewordenen Scheuklappen eng abgekapselten Spezialistentums. Er beschäftigt sich mit Ernährungsfragen, ist Philosoph, er ist Geschichtsschreiber, er ist Menschenfreund: kurz, er ist geistig regsam und unterhält seine Leser. Wenn Stefansson statt Polarreisen etwa seine Beobachtungen in „uninteressanten zivilisierten" Ländern darstellen würde, so würde er gewißlich auch höchst lesenswerte Bücher zustande bringen. Denn er hat Temperament, einen eigenen Standpunkt und die Gabe, gut darzustellen. Die gute Übersetzung, die schöne Ausstattung und der reiche Bilderschmuck verdienen lobend hervorgehoben zu werden.

Das Buch wird von vielen, die frühere Polarbücher, trotzdem diese sich merkwürdig ähneln, ja eintönig sind, gelesen haben, begierig aufgenommen werden. Als Ersatz für die Schreckniße und die aufgewühlte Gefühlswelt gibt Stefansson grundsätzlich Neues.

v. Loesch.

Politische Rundschau

Das eindrucksvollste Ereignis des Berichtsmonats war die Zusammenkunft des italienischen und spanischen Königspaares und der Diktatoren der beiden Länder, Mussolinis und des Generals Primo de Rivera. Der Besuch darf uns zunächst als Zeichen gelten, daß Primo de Rivera die Überzeugung gewonnen hat, das Staatsruder in Spanien fest in der Hand zu haben. Er fühlte sich offenbar der Widerstände in Spanien selbst so weit Herr geworden, daß er außenpolitisch tätig werden konnte. Im Kreise der großen romanischen Völker heben sich jetzt die beiden, die uns Ger-

manen immerhin nach Blutmischung und Kultur näher stehen, das italienische und das spanische Volk, von Frankreich scharf ab. Es sollte selbst unsere deutschen Demokraten nachdenklich stimmen, daß die Italiener und Spanier als lebensnotwendig für sich erkannten, sich vom Joche ihrer Frankreich und Belgien abgesehenen Verfassungseinrichtungen zu befreien. Beide Völker haben sich unter die verantwortliche Führung eines einzelnen Mannes, der vom Heer gestützt und getragen wird, gestellt. Beide Völker haben sich daraufhin auch untereinander die Hand gereicht und sich geschworen, gemeinsam für ihr Recht auf das westliche Mittelmeer einzustehen. Sie haben diesem Schwur keine Spitze gegen Frankreich gegeben, und es wäre sogar denkbar, daß er eines Tages seine Spitze gegen England erhielte, das in Gibraltar und auf Malta steht. Aber in der gegenwärtigen Lage bleibt doch kein Zweifel, daß sich der Druck, der von der Begegnung der beiden Staatsmänner ausging, auf Frankreich legte. Unter diesen Umständen muß auch dem schon im vorigen Bericht erwähnten Urteil Mussolinis über die französische Ruhrpolitik erhöhte weltpolitische Bedeutung beigemessen werden. Mussolini soll mit der Schweiz Fühlung genommen haben, ob ihr die Bereitstellung eines Freihafens durch Italien in Dado unweit Genua zu Recht komme. Es wäre ein Gegenzug gegen die Rücksichtslosigkeit, mit der die Franzosen Anfang November ihre wirtschaftliche Grenze bei Genf mit der politischen wiederum zusammengelegt haben. Andererseits hat Poincaré das Begehren Mussolinis, zu der Tanger-Konferenz in Paris zugelassen zu werden, schroff abgelehnt. Die Konferenz war in ihren Arbeiten wohl schon zu weit fortgeschritten, als daß sie durch das italienisch-spanische Einverständnis beeinflußt werden konnte. Primo de Rivera hat in der unter den früheren Regierungen verunglückten Marokko-Politik seines Landes von Anfang an jeden Versuch einer nachträglichen Wahrung des Scheins, zu dem die Kosten doch in keinem Verhältnis gestanden hätten, vermieden. So hat er sich auch jetzt in ein Ergebnis gefügt, das Frankreich in Tanger eine starke Stellung gibt. Mussolini ringt aber unterdessen mit Frankreich vor allem im Gebiet des Schwarzen Meeres. Englische Zeitungen bringen Meldungen über Konzessionskämpfe beider im Douezgebiete auf ukrainischem Boden. Die italienisch-russischen Handelsvertragsverhandlungen scheinen sich auf diese Zugeständnisse zugespitzt zu haben. Vielleicht wird an ihrem Ablauf zu erkennen sein, welche Vorstellungen sich der Diktator von der Haltbarkeit des ostmitteleuropäischen Staatenwalles macht, und ob auch dort damit gerechnet werden muß, daß er die Probleme kühn anfaßt.

Besonders stark fühlte sich Jugoslawien durch die Verschiebung der Kräfte im westlichen Mittelmeer betroffen. Sein Streit mit Italien um Fiume ist nicht geschlichtet. Im Rücken hat es eine bulgarische Regierung, deren Absichten es nicht traut. Infolgedessen hält es sich unter den Staaten des kleinen Verbandes zur Zeit Frankreich am nächsten, jedenfalls näher, als mit seinen wirtschaftlichen Interessen vorerst noch vereinbar ist. Daraus dürfte sich auch unsere neuerliche Brüskierung durch den jugoslawischen Gesandten in Berlin wegen der Einstellung unserer Lieferungen auf Reparationskonto erklären. Belgrad entfaltet einen großen Eifer, die Regierungen des kleinen Verbandes bald wieder zu einer Konferenz zusammenzubringen und bei ihr auch wieder die im Sommer gescheiterte Verständigung mit Polen zu betreiben. Bisher stieß es nicht auf sonderliche Gegenliebe. Die wirtschaftliche Lage der Tschechoslovakei und noch mehr Polens, das aus den Ministerkrisen so wenig wie wir herauskommt, hält die dortigen Regierungen zurück. Sie wissen, daß sie von den angelsächsischen Staaten keine Hilfe zu erwarten haben, wenn sie die mitteleuropäische Politik Poincarés offen unterstützen, andererseits sind sie sich wohl darüber klar, daß die finanzielle Leistungsfähigkeit Frankreichs nachläßt.

Die französische Politik ist am Rhein und an der Ruhr in den vergangenen Wochen kaum tätig gewesen. Sie ließ die Dinge an sich herankommen, und leider konnte sie sie an sich herankommen lassen. Durch das Vorgehen der Kölner Wirtschaftsgruppe um Louis Hagen und um Othmar Strauß geriet unsere bodenständige Industrie an der Ruhr in eine so ungünstige Abwehrstellung, daß sie die ihr von den Franzosen für die Wiederaufnahme der Arbeit gestellten Bedingungen zuletzt im wesentlichen annahm. Die Hoffnung auf eine Unterstützung von Washington her war wieder entschwunden, die Reichsregierung und die Gewerkschaften trieben zur Verständigung. Nachdem damit die Möglichkeit geschaffen war, die Wirtschaft an der Ruhr und am Rhein wieder in Bewegung zu bringen, stieß die Kölner Gruppe mit aller Entschiedenheit auf das währungspolitische Problem zu. Sie will eine eigene Bank für das alt- und neubesetzte Gebiet haben und, um ihrer finanziellen Herrschaft über das Gebiet sicher zu werden, auch eine eigene Währung. Frankreich ist von der Absicht, mit der es in das Ruhrgebiet einrückte, einen Rheinfranken in Umlauf zu bringen, abgekommen. Es sah ein, daß der französische Franken dadurch in den Abgrund gezogen werden konnte. Rücksichtslos versucht die Kölner Gruppe nunmehr, der deutschen Währung das Risiko für ihre Währungspolitik am Rhein aufzubürden. Als die Reichsregierung die Schlinge um den Hals geworfen bekam, wehrte sie sich etwas kräftiger als bislang. Sie kämpfte darum, der rheinischen Bevölkerung zu einem wertbeständigen Gelde unter Bürgschaft der rheinischen Gemeinden zu verhelfen. Aber obwohl sie dabei die formale Unterstützung der politischen Parteien und Wirtschaftsorganisationen des besetzten Gebietes im Schoße des neu errichteten Sechzigerausschusses erhielt, hat Louis Hagen seinen Vertrag über die Goldnotenbank mit Tirard unterschrieben. Warum sollte er auch nicht? Er ist ein viel zu erfahrener und gewiegter Geschäftsmann, um schon aus der geringen Erhöhung der Energie der Reichsregierung und aus der bescheidenen Besserung der Preislage des deutschen Verbrauchers den Schluß sich aufdrängen zu lassen, daß nunmehr wirklich wieder in Berlin regiert wird. Die Regierung, als deren Kanzler zur Zeit der bisherige Zentrumsvorsitzende Marx zeichnet, hatte kaum die ersten Maßnahmen zur Stabilisierung der Mark, zur Herstellung des Gleichgewichts im Etat und zum Preisabbau getroffen, als sie schon sogleich wieder den Lärm schlug, der dem Ausland und allem, was noch politischen Sinn hat, seit dem Juli 1917 auf die Nerven geht. Obwohl sie die Zahlungen an das Ausland, die von uns auf Grund des Versailler Diktates gefordert werden, zum großen Teil wieder aufgenommen hat, schrie sie das Ausland um Hilfe durch eine Anleihe und durch Lebensmittelkredite an, weil sie sonst am Ausgang des Jahres schon wieder am Ende ihrer Kräfte angelangt sei. Gleichzeitig gab Herr Stresemann, der nicht mehr Kanzler, aber Außenminister ist, der Welt kund und zu wissen, daß er Frankreich und Belgien aufs neue um Verhandlungen ersuchen werde. Er versicherte dabei, daß für uns nur solche Verhandlungen angängig seien, die sich zugleich auf die Wiederaufnahme der Entschädigungszahlungen und auf das Rhein- und Ruhrgebiet bezögen. Er hat seine Absichten inzwischen durch die beiden Geschäftsträger in Paris und Brüssel ausführen lassen. Poincaré hat ihn belobt, weil er sich diesmal zuerst an Frankreich und Belgien gewandt habe, und ihm dann mitgeteilt, daß von Verhandlungen über die Rhein- und Ruhrfrage keine Rede sein könne. Einzig und allein das Angebot der Regierung, schon jetzt über die Verlängerung der Ulicum-Verträge über den 1. April hinaus, also über die Anerkennung des ferneren Verbleibens der Franzosen und Belgier an der Ruhr Besprechungen zu führen, nahm der Vielgewandte an. Er drohte aber zugleich mit weiteren Eingriffen der militärischen Kontrollkommissionen im nicht besetzten Gebiet. Der kommende Januar läßt sich für die deutsch-französischen Beziehungen so unheilvoll an wie der vorige.

Die Reichsregierung war zu ihrem abermaligen Bittgang nach Paris dadurch angetrieben worden, daß Poincaré anscheinend ein kleines Entgegenkommen gegen die angelsächsischen Wünsche für die Behandlung der Entschädigungsfrage gezeigt hatte. Es sollen bei der Reparationskommission zwei Ausschüsse gebildet werden, von denen sich der eine mit unserer Leistungsfähigkeit und der andere mit der angeblichen Flucht unseres Kapitals ins Ausland beschäftigen wird. Die Vereinigten Staaten sagten lehrreicherweise zu, sich an dem zweiten Ausschuß zu beteiligen. Die deutsche Regierung nahm keinen Anstand, öffentlich zu versichern, daß auch sie diese internationale Untersuchung aufs wärmste begrüßen und fördern werde, die leicht dahin ausschlagen kann, wieder zu zertrümmern, was deutscher Unternehmergeist in den letzten Jahren im Auslande an deutscher Wirtschaft trotz aller Hemmungen durch unsere Feinde wieder aufgebaut hat.

Wie ein Erdbeben hat das Ergebnis der englischen Wahlen auf die internationale Politik gewirkt. Wo man noch Politik trieb, lähmte jäher Schrecken die Hände am Ruder. Zwar hat das englische Volk sein Verdammungsurteil gegen Lloyd George vom vorigen Jahre durch die Niederlage aufs neue bestätigt, die es dieses Mal seinen Anhängern bereitete. Aber wesentlich ist an dem Ergebnis doch nur, daß die englische Wählerschaft die politische Bedeutung der ihr von Baldwin hingeworfenen Losung des Schutzzolles nach dem Kriege so wenig begriffen hat wie vor dem Kriege und den Konservativen daraufhin die Mehrheit schon wieder raubte. Man mußte in England ernstlich daran denken, dem König zu raten, daß er den Führer der Arbeiterpartei, Ramsay Macdonald, mit der Bildung des Ministeriums beauftragte. Die heutige englische Arbeiterpartei weist eine starke innere Verwandtschaft mit unserer Sozaldemokratie auf. England ist um etwa ein Menschenalter später als wir Einbruchsgebiet der französisch-belgischen Demokratie geworden. Die Folge ist hüben wie drüben die Verkümmerung des politischen Sinnes in der Nation. Verbraucherinteressen, Klassenkampfleidenschaft und pazifistische Stimmungen lenken das Handeln beider Parteien. In diesen Berichten ist von Anfang an die Überzeugung vertreten worden, daß England mit uns den Krieg verloren hat. Je mehr wir uns in dieser Ansicht befestigen, desto mehr haben wir uns bemüht, zu schildern und anzuerkennen, was Lord Curzon im abgelaufenen Jahre leistete, um das Verhängnis von seinem Staate noch abzuwenden. Das englische Volk, von der festländischen Demokratie verseucht, hat nicht mehr die Kraft gezeigt, die konservative Partei an der Regierung zu halten, damit der Umschwung wieder vollständig wurde.

In Mexiko ist es über der Vorbereitung der nächsten Präsidentschaftswahl wie dort und in anderen Republiken des lateinischen Amerikas schon manches Mal wieder zu einer Revolte von bedenklichem Umfang gekommen. Genaue Beachtung verdienen die Vorgänge in Griechenland, das Ringen zwischen Republikanern und Monarchisten, über das wohl nach der Tätigung der Wahlen ein sicheres Urteil zu gewinnen sein wird.

Pertinacior.

Hermann Platz, Geistige Kämpfe im modernen Frankreich. Kempten 1922, Josef Kösel & Friedrich Pustet.

H. Platz stellt den geistigen Gehalt des neuen französischen Nationalismus seit 1871 in 21 Abschnitten dar (welche zum Teil schon vor und in dem Kriege — meist in Karl Muths Hochland — veröffentlicht sind). Dieser katholische Rheinländer untersucht ohne Voreingenommenheit, ja bisweilen fast mit Sympathie für Frankreich, die Quelle der erstaunlichen Leistungen, die Frankreich im Kriege vollbringen sollte und vollbracht hat. Er sieht sie mit Recht in der geschlossenen Geistigkeit, welche das Ergebnis der Arbeit der letzten Jahrzehnte war. Diese überwand die Dekadenz des 19. Jahrhunderts, den traditionszerstörenden Rationalismus und Kritizismus der vorvergangenen Periode. Während diese Denkart gleichzeitig die Nachbarvölker, ja fast das ganze Abendland zersetzte, machte sich das geistige Frankreich nach 1875 wieder frei und erarbeitete sich einen neuen geistigen

Gehalt. Diese Rückkehr zum festen Boden vollzog sich auf zwei Linien, in Kämpfen um den nationalen und um den religiösen Gedanken. Platz schildert alle Phasen dieser Kämpfe eingehend und mit gelehrtem Rüstzeug.

Denen, welche heute noch glauben, man könnte Deutschland ohne neue Geistigkeit erretten, sei dies umfangreiche Buch zu ernstem Studium warm empfohlen. Es wird natürlich im einzelnen ihren Widerspruch (ja auch den anderer) vielfach erregen. Sind sie aber fleißig genug, es trotzdem zu Ende zu lesen, so werden sie sich der einfachen Wahrheit nicht entziehen können, daß neben dem Charakter die geistigen Kräfte und Gehalte Voraussetzung für den Weg aufwärts sind. v. L.

Das deutsche Finanzwesen nach Beendigung des Weltkrieges. Vortrag, gehalten auf dem Allgemeinen deutschen Bankiertag, Berlin 1920, von Dr. Georg Solmssens. Berlin 1921, Hans Robert Engelmann.

In außerordentlich anregender Weise kritisiert der Direktor des A. Schaaffhausenschen Bankvereins A.-G. in Köln die Reichsfinanzen vor dem Kriege, während des Krieges und nach Kriegsende. Die Prüfung der Rentabilität der Staatsbetriebe, namentlich der vom Staate betriebenen Eisenbahn, Bergwerke und chemischen Werke, führt zu einer besonders überzeugenden Ablehnung des Sozialisierungsgedankens. Der aus jeder Seite sprechende praktische Blick und nicht zuletzt die vortrefflichen Worte über das Versailler Diktat geben der kleinen Schrift bleibenden Wert. Ge.

Rufus Nemian. Roman aus dem Tierkreis Mensch. Von Andreas Thom. Berlin 1921, Ernst Rowohlt.

Es ist schwer, über dieses Buch ein abschließendes Urteil zu fällen, da uns das Motto verrät, daß noch ein anderer Teil aussteht. Der Ort der Handlung ist jenes Land Nirgendwo und Überall, das uns aus den Märchen vertraut ist, das sich aber für den Schauplatz sozialer Kämpfe recht wenig schicken will. Märchen sind Symbole; phantastische Geschichten, wie dies Buch eine sein will, können wohl in einem Traumlande spielen: es erscheint aber sehr fraglich, ob der proletarische Klassenkampf symbolfähig ist, da er eine grob materielle Bauch- und Beutelfrage ist. So hängen denn die Figuren in der Luft, werden also Marionetten und können nicht Typen werden, so sehr der Verfasser dies anstrebt. Sie werden, vom Boden losgelöst, nur schemenhafte Individuen, die nicht eigentlich selbst handeln, sondern mit denen gehandelt wird. So bekommt das Buch etwas Dumpfes und Unklares. Ja, man denkt an den feinen Liscow, der im Gottsched-Kampf einmal eine Streitschrift zerschmetterte: ob der Verfasser bei den Schweizern oder zu Leipzig stehe, das bleibe dahingestellt. Nachdem der Mörder Nemian den Proletarier und vor allem die Inwohner der unterirdischen Schleusenstadt zum Kampf aufgefordert hat, zum Kampf gegen die Bürger und Kapitalisten, wird am Schlusse mit guten Worten gegen jede Anwendung der Gewalt gepredigt. Das Buch ist nicht ohne Kraft der Sprache, wenn man von den modischen Floskeln, wie „ein Pfiff steilt auf“ und Lieblingsworten des Expressionismus wie: „aufspeilen“ absieht. Auch fehlt es nicht an gelungenen Szenen, doch erwächst das traumhafte Dunkel nicht aus den Begebenheiten selbst, sondern ist durch Äußerlichkeiten aufgetragen. Die Figuren sind lebhaft hingesetzt; halbe Andeutungen, zum Teil sehr fein, geben ihnen runde Gestalt (bis auf die schablonenmäßige Salonschlange Hidi Armand, die gar nicht geglückt ist). Trotz alledem ergibt sich kein Ganzes. Phantastik ist nun einmal nicht Phantasie. Phantastik ist das schwerste Hindernis für den Schöpfer, sein Werk mit sich selbst zu erfüllen. Phantastisch darf nur ein ungemein phantasievoller Mensch sein, Phantastik darf gleichsam nur als Übermaß der Phantasie abschäumen.

Wolfgang Goetz.

Princesse Pauline de Metternich-Sandor. Eclairs du Passé 1859/70. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag.

Bücher mit Brustton-Pathos, mit dröhnendem Auftreten beeindrucken Leser, denen leichtbeschwingte Natürlichkeit geringfügig erscheint. Vermutlich werden diese Beurteiler sich gern durch das neue Erinnerungsbuch der Fürstin Metternich unterhalten lassen, an dem literarischen Reiz werden sie vorübergehen. Ebenso jedoch wie man Tanzweisen der klassischen Musik zuerteilt, dürften auch anspruchslose, gut beobachtete, anmutige Aufzeichnungen aus dem Leben einer eleganten jungen Frau der Literatur eingereiht werden — es entscheidet die Qualität.

Die Fürstin Metternich schreibt bemerkenswert farbig, frisch und geschmackvoll über die Glanzzeit ihres Daseins, die sie als junge lebensfrohe Botschafterin im Paris der Kaiserzeit verbrachte. Bei all ihrer unbekümmerten Freimütigkeit erwarte man nicht historischen Abstand noch kühle Kritik. Obwohl dies Buch nach dem Tode beider erschienen ist, tritt vor allem bewundernde Dankbarkeit für Napoleon und Eugenie zutage; wenn aber auch eine einseitige Darstellung, ist sie zuverlässig und deshalb beachtenswert. Ihre Versicherung, daß weder der Kaiser noch die Kaiserin

den Krieg wünschten, widerspricht der üblichen Ansicht, ist aber durch manche Kenner der Verhältnisse bekräftigt worden. Vorbildlich ist die Bescheidenheit dieser so verwöhnten Frau; daß sie sehr gut Klavier spielte, daß ihr Vortrag gewagter französischer Liedchen anerkanntermeise eine künstlerische Höhe erreichte, ist nicht einmal zwischen den Zeilen ersichtlich. Eingehend schildert sie nur die Qualen ihres Schreckensrittes auf einem überaus schwierigen Vollblutpferd im Fontainebleau-Wald. Als Tochter des berühmten Grafen Sandor wurde ihr vollendetes Reiten und äußerste Unerschrockenheit zugetraut, ihr Begleiter war der österreichische Legationssekretär Prinz Croy. Sowie sie außer Sicht des Kaisers kamen, wollte sie absitzen. Croy erlaubte es ihr nicht, packte sie bei ihrer Ehre, rief ihren Patriotismus an, erklärte, ganz Österreich würde sie verleugnen, und angstschlotternd blieb sie im Sattel . . . Die Ausstattung des anziehenden Buches ist sehr geschmackvoll, die Vorrede ist kläglich. v. B.

Franz Poland, Ernst Reisinger, Richard Wagner: Die antike Kultur. In ihren Hauptzügen dargestellt. Mit 118 Abbildungen im Text, sechs ein- und mehrfarbigen Tafeln und zwei Plänen. Leipzig, B. G. Teubner.

Die beiden früheren Werke „Die hellenische Kultur" und „Die hellenistisch-römische Kultur" sind hier zu einem Buche vereinigt worden und geben nunmehr ein gedrängteres, darum aber nicht weniger vollständiges, gleichfalls reichhaltig illustriertes, mit neuen, jedem künstlerischen Anspruch genügenden Tafeln geschmücktes Gesamtbild der Antike, wie es wohl kaum noch vorhanden war. Man muß in der Tat staunen und den Verfassern und dem Verlage Dank zollen, daß dieses Werk erscheinen konnte. Alle einzelnen Gebiete kommen zu ihrem Recht und werden erschöpfend dargestellt: die Literatur, die Philosophie und Wissenschaft, die Religion (diese drei von R. Wagner bearbeitet), die Kunst (von E. Reisinger), das Privatleben, das Heerwesen, das Staatsrecht (von Fr. Poland). Überall ist auf die Beziehungen hingewiesen, die aus allen diesen Gebieten auf die Jetztzeit zuströmen, und man wird dessen inne, daß von einem „Untergange der abendländischen Kultur" doch füglich nicht die Rede sein kann. Trotzdem der Gang der einzelnen Abhandlungen vielfach durch notwendige Einschachtelungen unterbrochen wird, kommt doch im Leser das Gefühl der Einheitlichkeit zum Ausdruck. Dabei ist die ganze Einteilung des Werkes in hohem Grade vorzüglich: Griechische Sprache und Literatur, desgleichen die lateinische Sprache und die römische Literatur sowie die griechisch-römische Literatur der Kaiserzeit bilden den Anfang. Dann kommt die Philosophie und Wissenschaft mit den ausgezeichneten Darstellungen der Philosophie des Plato und Aristoteles, Wissenschaft und Technik. Der von der Religion handelnde Abschnitt berücksichtigt alle erdenklichen Erscheinungen und Kulte; auch Mystik und Mysterien kommen ausgiebig zu ihrem Recht. Wie alle vorhergehenden Kapitel, so ist auch „die Kunst" mit einer Fülle von Wissen und Geschmack ausgestattet. Beim Abschnitt von der Malerei kann der Leser den Schmerz kaum unterdrücken, daß die große Malerei der Griechen, die Wand- und Tafelmalerei, für uns unwiderbringlich verloren ist und wir nur einen schwachen Nachklang von dem Verlorenen in den Vasen-Malereien des fünften und vierten Jahrhunderts vor Christi gewahren können. Ungemein reichhaltig und belehrend sind „das Privatleben" und „das Heerwesen" gestaltet; Wohnung, Haushalt, Kleidung, tägliches Leben, Handel und Gewerbe, Familie, Erziehung, Bestattung, das Heerwesen Spartas und Athens, die griechische Flotte, Cäsars Heere, die der Kaiserzeit und die römische Flotte geben einen erschöpfenden Einblick in das vielseitige Gebiet. Das Staatswesen in Griechenland, das hellenistische und das von Rom schließen sich in würdiger Weise an.

Als ich das schöne Buch in mich aufnahm, mußte ich immer an ein wohl nun leider fast vergessenes Werk denken, das ich mit stets außerordentlich regem Interesse las: Voyage du jeune Anacharsis en Grèce von Jean Jacques Barthélemy, dem Altertumsforscher, der es im Jahre 1788 in drei Bänden herausgab. Auch dort ist eine solche anschauliche Schilderung des griechischen Lebens, der Wissenschaft und der Kunst gegeben, wie wir sie in dem hier vorliegenden Werke finden. Bei diesem kommt nun noch die Betrachtung der römischen Kultur hinzu, wodurch das Ganze noch einheitlicher und lehrreicher wird. Die Ähnlichkeit aber besteht darin, daß man hier wie dort in dem Dargestellten lebt, es gleichsam miterlebt und ordentlich leibhaftig mitgenießt. Wie der junge Anacharsis die Herrlichkeiten der griechischen Kultur in sich aufnahm, so sollen auch wir an der Hand dieser Darstellungen die ganze Antike, die der Griechen und Römer, in uns aufnehmen und immer wieder erleben.

Einband, Abbildungen, zum Teil noch nicht veröffentlicht, Papier und Druck sind im höchsten Grade ausgezeichnet und vornehm. Die griechischen und römischen Ausdrücke und Anführungen von Schriftstellen sind in Klammern verdeutscht, jedesmal finden sich Hinweise, wo Genaueres über den gerade behandelten Gegenstand zu erfahren ist, doch leider fehlt ein Register, das die Aufsuchung trotz des sehr eingehenden Inhaltsverzeichnisses wesentlich erleichtern würde. Hugo Elbertzhagen

Mexiko. Politik — Wirtschaft — Kultur der Vereinigten Staaten von Mexiko. Festschrift zum Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung Mexikos. Berlin W und Mexiko, Agencia Duems, Deutscher Pressedienst für Mexiko, Mittel- und Südamerika.

Zum 16. September 1923 (dem Nationalfeiertage der Vereinigten Staaten von Mexiko) erschien diese deutsche Ehrengabe an Mexiko als Dokument der Freundschaft zwischen beiden Völkern in deutscher und spanischer Sprache. Wir verdanken es dem rührigen „Deutschen Pressedienst für Mexiko und Mittel- und Südamerika (Agencia Duems)", der — unter Förderung der mexikanischen Regierung — führende mexikanische und deutsche Staatsmänner, Politiker, Volkswirtschaftler, Gelehrte und Künstler zur Mitarbeit heranzuziehen wußte, deren Geleitworte die überlieferte Freundschaft und enge wirtschaftliche Verflochtenheit beider Staaten ausdrücken. Mehrere Aufsätze geben uns ein Bild der politischen und wirtschaftlichen Lage Mexikos, die fraglos nach dem Ende einer Periode von Wirren nunmehr eine gewaltige, auch äußerlich leicht erkennbare Festigung erfahren hat. Beiträge von Prof. Dr. Lehmann (Berlin), Professor Dr. Sapper (Würzburg), Cecilie Seler-Sachs und Dr. Paul Rohrbach schildern die wissenschaftlichen Ergebnisse in der Erforschung der mexikanischen Vorgeschichte, andere den Volkscharakter Mexikos und seine landschaftlichen Schönheiten. Ein wirtschaftlicher Teil stellt die deutsch-mexikanischen Wirtschaftsbeziehungen in einer Fülle von Abhandlungen und Statistiken (mit den Wirtschaftsprogrammen der mexikanischen Konsulate und Handelsvertretungen in Deutschland und der deutsch-mexikanischen Wirtschafts- und Kulturverbände) dar. Er ist für den Exporteur eine Fundgrube von Wissenswertem. Ihm schließt sich ein „Deutscher Buchdienst" an, der Auskunft über die Erzeugnisse unseres Büchermarktes gibt. Besonders begrüßen wir, daß ein besonderer Abschnitt der deutschen Kolonie in Mexiko und ihrem regen geistigen Leben gewidmet ist. Es ist heute nötiger denn je, daß das Binnendeutschtum von der Arbeit der Auslanddeutschen und . . . von ihren Opfern für die Heimat (Rhein-Ruhr!) genaue Kenntnis erhält. Wir halten diese Schrift für gelungen und notwendig für Deutschland, und glauben, daß sie auch in Mexiko dankbare Aufnahme finden wird, wenn wir auch gegen die äußere Aufmachung manche Bedenken haben. v. L.

G. E. Fauth. Die Leute vom Hadborn. Von unsres Volkes Märe und Mythe. Holzschnitte von Anton Wendling. Berlin, Franz Schneider.

Ein Epos aus unseres Volkes Urzeit, nicht von der kühlen Gewissenhaftigkeit, aus der Ingo und Ingraban entstanden, sondern von verzückter Vermählung mit der Zeit, da die Götter Walhalls noch unter den Menschen wandelten, da alle seelischen Regungen der Menschen das Werk sinnlich anschaubarer Geister, Gesichte Doppelgänger waren, da Zauber noch Kraft war, da die Toten weiter lebten und die Seelen der Lebenden aus ihren Leibern fuhren — mythische Kunst, geschaffen, ein Bedürfnis unserer Zeit erlösen zu helfen, das von den öffentlichen Verwaltern der Religion so oft ungestillt bleibt, und das darum so oft in die dürre Heide theosophischer Spekulation abirrt. Eine apokalyptische, eine eigenwillig hochgespannte Sprache entspricht solchem dichterischen Erleben, und ob sie uns bald eddisch, bald biblisch, bald nietzschisch anmutet, es klingt wie aus diesen Quellen so aus dem Stile der Verfasserin die gleiche Mahnung, zu Urerlebnissen sich einen Pfad zurückzusuchen. Diese Hochspannung der Wortwirkung hält bis ans Ende des Buches an. Es ist ein Epos von wohl an die 100 Prosaballaden, wohlgegliedert wie Tolstois Krieg und Frieden, oder der Lagerlöf wermländische Geschichten, und jeder Abschnitt in sich von abgewogenster musikalischer Wirkung. Wendlings markige Holzschnitte stützen dem Leser diesen Genuß. Unaufhörlich reizt in diesem Buche herauszufühlen, was an überkommener Märe und Mythe für die Verfasserin Leben gewinnt, und wie sie ihrem überreichen Inneren die alten Weistümer dienstbar macht. — Sigambrer am Rhein, etwa um Christi Geburt, mit dem rasch zu umschreibenden Kreis ursprünglicher Kulturfragen, die eben in ihrer Einfachheit Unendlichkeiten umschließen: Strom, Acker, Waffe, Pferd, Trank, Opferbrauch, Religion im Übergang zur Kunst, Herkommen und Gesetz der Sippe und der Ehe, Gemeinschaft und Acht, Volk und Erbfeind, — über diesem steigen die großen Leidenschaften des Urgermanen empor, der Bauer und Krieger zugleich ist. Aber die sich türmenden Leidenschaften der Männer haben ihren tiefsten Hintergrund am Wissen von Liebe und Weib. Swana, Alphilt, Rosmoth, Runa, wieviel beredter Glaube an Schönheit und Heiligkeit der germanischen Frau! — Die Leute vom Hadborn haben ihre Einzelschicksale, aber die verwirrende Fülle der Einzelgeschicke ordnet sich zu einer großen Gesamtanschauung; nicht zu der heidnischen des schließlichen Weltenbrandes! Sondern aus der geschichtlichen Zufälligkeit der Versippteit und ihrem Kampf ums Dasein rettet die zum Führer geborene Persönlichkeit. Viererlei Urformen der Persönlichkeit zeigen die Menschen, nach ihres Wesens Göttern. Leichte und lichte nach Holda, gewalttätige und unmäßige nach Ziu, gute Gesellen nach Donar, doch deren Weg nicht

zur Tiefe führt — „denen aber die Wuotans sind, ist geworden Last, vielfach, daß sie müssen ausstöhnen Qual, und fassen nicht ihre Ursprünge. Die fahren entlang ihrem Wesen, lange, ehe sie fahren hinein." — Wenn uns von Athen her der Mythos vom Eros geläufig ist, hier erleben wir die Verwandtschaft aller Religiosität; denn jener Eros ist nichts anderes als in unserer Sprache „Wahn und Wehe, Wunsch und Wut". Gewaltig ist die Schilderung Othos, des Ziu-Kindes, des Gewalttätigen, des Ächters und Ödgängers, der der Frauenliebe abstirbt, doch letzte Kämpfe entscheidet, und erst im Tode Frieden ahnt. Gewaltiger das Schicksal Heermanns, des Künstlers und Liedsprechers der Hadbornleute, des „Wuotungs", des Geistigen, der, zum Führer geboren und schon dazu bestellt, noch versagt, solang' er sich selbst noch nicht entwachsen ist. Als er schon einäugig geworden und ihm die Locke gebleicht ist, verdirbt er sich selbst noch die ihm sieghaft voranschwebende Schwanenfrau. Aber da so sein letzter Wunsch ihm sterben muß, und er nur noch Hilfe für andere ist, und da die abgekämpfte Sippe den Römlingen ausgeliefert ist, da macht er dem Volke den Willen fest, und mit der Verkündigung „Sage und Lied" schafft er den Gezüchtigten neu „einen Glauben an Zukunft dennoch!" Auch insofern sind die „Leute vom Hadborn" nicht bloß schriftstellerische Leistung, sie sind ein Geschenk der Verfasserin an ihr Volk. Danken wir ihr für ihr Ringen um „Volk, Führer, wuotanische Menschen"! Wilhelm Böhm.

Justina Rodenberg †

Unmittelbar vor Abschluß des Heftes erreicht uns die Nachricht von dem Hinscheiden Justina Rodenbergs, der Witwe des Begründers der „Deutschen Rundschau".

Es ist uns ehrende Pflicht und Bedürfnis, der Frau an dieser Stelle zu gedenken, die Julius Rodenberg die treueste und verständnisvollste Gefährtin nicht nur seines Lebens, sondern auch seines Schaffens war.

Die engen persönlichen Beziehungen, die uns an Julius Rodenberg banden, sind von Justina Rodenberg stets geteilt und vertieft worden.

Justina Rodenberg war eine stille, aber eifrige und wesentliche Mitarbeiterin der „Deutschen Rundschau" in den Jahren der Leitung Rodenbergs. Konnte er doch ihrem Urteil und Feingefühl so stark vertrauen, daß viele Mitarbeiter erst durch ihre Prüfung hindurch den Weg zum vielbeschäftigten Herausgeber fanden.

Nach Rodenbergs Tode blieb ihre Anteilnahme an der „Deutschen Rundschau", dem Hauptwerk ihres Mannes, lebendig.

Sie trat in dem eifervollen und heißen Bemühen, das Andenken des unvergessenen Rodenberg wach und lebendig zu erhalten und für die bleibende Anerkennung seines Werkes zu kämpfen, in die Reihe der seltenen Frauen, die einem bedeutenden Manne und seinem Gedächtnis ihr Leben weihten: von Frauen wie Cosima Wagner, Marie von Wildenbruch, Elisabeth Förster-Nietzsche.

Wir werden Justina Rodenbergs in Ehrfurcht und Treue eingedenk bleiben.

Dr. Georg Paetel. Dr. Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Wilhelm Büsselberg, Berlin. — Mosellanus, Mainz. — Graf Alexej N. Tolstoj. — Pawel Barchan, Berlin. — Theodor Däubler, Athen. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. G. Hellmann, Berlin. — Dr. E. G. Kolbenheyer, Tübingen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau

Berlin SO 16
Rungestraße 22-24

Größtes Nachrichtenbureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

*

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet.

Prospekte gratis.

Nicolaische Buchhandlung

Gegr. 1713

Borstell & Reimarus, Berlin
NW 7, Dorotheenstr. 32 W 9, Königgrätzer Str. 123

Reichhaltiges Lager von Werken der schönen u. wissenschaftlichen Literatur, Reisehandbücher, Karten u. Pläne. Verzeichnis auf Wunsch kostenfrei. — — Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert.

Abteilung:
Fritz Borstells Lesezirkel:
Größtes deutsches Bücher-Leihinstitut.

Gründungsjahr 1864.

Alle namhaften Erscheinungen von Unterhaltungsschriften und Werken wissenschaftlicher Richtung stehen unseren Abonnenten stets in sauberen, zum großen Teil neuen Exemplaren leihweise zur Verfügung. Umtausch beliebig.

Der große Luther-Roman:

Das Reich des Lebens

Martin Luthers Taten und Abenteuer in seinen jungen Jahren
von Eugen Fischer

Aus der großen Zahl der anerkennenden Pressestimmen heben wir nur einige hervor:

„Fischers Auffassung hat eine grüblerische Besonnenheit, das Schwergewicht innerer Sammlung, das seiner Charakteristik die Unwiderleglichkeit einer letztinstanzlichen Entscheidung gibt." (H. Bieber im „Tag".)

„Dieses Buch kann eine Leistung genannt werden, die vermöge ihrer Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Herzensfülle auf jeden Leser, auch einem der Sache nicht freundlich gegenüberstehenden, einen tiefen Eindruck machen muß." (E. v. K. im „Literarischen Echo".)

„Die innere Übereinstimmung des Werkes ist sein Vorzug: Äußeres und Inneres, Welt und Umwelt sind in Eins gesehen." (Chr. Boeck in „Preuß. Jahrb.")

Geh. Goldmark 3,— Gebd. Goldmark 4,—

Verlag von Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Aufsehenerregende Neuerscheinungen von politisch-historischer Bedeutung

Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

Aus 50 Jahren

Erinnerungen, Tagebücher und Briefe aus dem Nachlaß des Fürsten
Mit Bildnis. — Umfang 20 Bogen

Halbleinen 15, Leinen 20, Halbleder 30 Goldmark

Trotz der umfangreichen Memoirenliteratur aus der wilhelminischen Zeit mußte das letzte, entscheidende Wort dem Manne vorbehalten bleiben, der als vertrautester Freund des Kaisers Jahrzehnte lang das politische Geschehen miterlebte:

Fürst
Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

Die Erinnerungen, Tagebücher u. Briefe sind nunmehr durch den Tübinger Historiker J. Haller herausgegeben und durch ein Lebensbild des Fürsten ergänzt worden. Durch die Auswertung des **gesamten außerordentlich aufschlußreichen Materials** sind die beiden Bände als die wichtigsten Beiträge zur Erkenntnis der Geschichte und Politik der letztvergangenen Epoche anzusprechen.

Das Problem Bismarck in seiner staatsschöpferischen und menschlichen Gewalt erscheint hier in ganz neuer Beleuchtung. Der Mann, der das qualvolle Glück genoß, gleichzeitig ein Freund des Kaisers und des Hauses Bismarck zu sein, war auch berufen, letztes Licht in das Geflecht der Mächte und Spannungen zu bringen, die zum Sturze Bismarcks führen mußten.

Zu den Erinnerungen Wilhelms II. bilden seine Aufzeichnungen die notwendige Ergänzung.

Auch der befangenste Betrachter wird aus dem neueröffneten Material erkennen: Wir haben es hier mit einer tiefproblematischen Natur zu tun, die mit Notwendigkeit eine Revision des historischen und menschlichen Urteils verlangt.

In Vorbereitung befindet sich:

Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

von Johannes Haller

mit Beigabe wichtiger Dokumente und Aufzeichnungen des Fürsten

Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hoffmann & Reiber, Görlitz.

I-Ha 28

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Februar 1924

Hermann Oncken. Der Sinn der deutschen Geschichte 113
Konrad Burdach. Dante und das Problem der Renaissance . 129
Wilhelm Büsselberg. Die Energiequellen des Kosmos und der Erde im Dienste des Menschen. II 155
Hermann Stehr. Aus Peter Brindeiseners Jugend 162
Paul Fechter. Hermann Stehr (Zu seinem 60. Geburtstag) 170
Max F. Wolff. Die ukrainische Bewegung 176
Manfred Laubert. Aus den Anfängen des Marcinkowskivereins 181
Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode. Glaube und Völkerschicksal. Stein im Jahre 1812 184
E. G. Kolbenheyer. Das dritte Reich des Paracelsus (Fortsetzung) 189
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. Frisia irredenta . . . 213
Im besetzten Gebiet 217
Politische Rundschau 218
Literarische Notizen 222
Literarische Neuigkeiten 224

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

Jahrgang 50, 5

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Für das Ausland 0,42 Dollar
(nordamerikanischer Währung)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 35, Lützowstraße 7, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1920 by Gebrüder Paetel, Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 29692. — Fernsprecher: Lützow 1457.

An unsere Leser im Ausland!

Zur Vereinfachung des Rechnungsverkehrs wird für das gesamte Ausland nunmehr gleichfalls der Bezug der „Deutschen Rundschau“ auf Goldmarkbasis in Beziehung zum Dollar nordamerikanischer Währung berechnet. Danach wurde der Auslandspreis auf 0,42 Dollar für das Heft festgesetzt.

Berlin W 35

Verlag Gebrüder Paetel.

Verlag Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel) Berlin W 35.

Die schöne Seele

Ein neuer Beitrag zur Idealphilosophie nebst einer literarischen Einleitung zu seinem Silbernen Schriftsteller-Jubiläum

von

Dr. Engelbert Lorenz Fischer, Prälat und Stadtpfarrer an St. Marien, Würzburg

13½ Bogen. Holzfreies Papier. Eleg. kart. 2,50, Halbleinenbd. 3,50 Goldmark.

Presseurteile: „Das Buch ist mit seiner ungewöhnlichen ethischen Schwungkraft geeignet, viel Segen zu stiften, und wird jedem in unserem schwankenden Zeitalter eine feste Stütze werden.“ „Der Autor hat seine Zeit im Innersten begriffen und spendet uns freigebig das Beste aus dem Schatz seiner reichen Persönlichkeit.“

Der Sinn der deutschen Geschichte

Ein Vortrag von

Hermann Oncken (München)

Die Frage nach dem Sinn der deutschen Geschichte ist mehr als eine beliebige Frage historischer Natur. Sie enthält im Kern die Frage nach dem Sinn des deutschen Schicksals überhaupt, den wir aus dem Buche der Geschichte enträtseln möchten oder doch zu ahnen versuchen. Daher geht diese Frage auch nicht den historischen Forscher allein an, sondern die ganze Volksgemeinschaft, denn es kann für ein Volk kaum etwas von höherer Bedeutung sein als dieses eine: welches geschichtliche Gesamtbewußtsein es im Kern seines Wesens behauptet und zum seelischen Antrieb seines Handelns macht.

Dieses geschichtliche Bewußtsein der Deutschen hat einen furchtbaren Stoß erlitten. Nach solchen Katastrophen, wie sie über uns gekommen sind, drohen die historischen Werte, die in einem Volke Geltung haben, im weitesten Umkreis fraglich zu werden. Das Verhalten der Menschen zu ihnen wird von Zweifel und Unsicherheit befallen. Während die einen sich inbrünstig an die äußere Form der letzten Vergangenheit klammern, die ihnen teuer war, lehnen die anderen es ab, das Buch der Geschichte überhaupt noch aufzuschlagen; wenn die alten Tafeln zerbrochen werden, gilt immer wieder das Dichterwort: Keimt ein Glaube neu, wird oft Lieb' und Treu' wie ein böses Unkraut ausgerauft. Auf der einen Seite sieht man ohnmächtige Romantik in dem Flusse des geschichtlichen Stromes treiben, der niemals stille steht, und in dem anderen Lager möchte ein haltloser Neuerergeist, wie in der französischen Revolution, am liebsten alle traditionellen Werte auslöschen, als wenn die Vergangenheit einzig eine Sache der zuletzt Herrschenden und zuletzt Privilegierten gewesen wäre, jetzt aber nur noch eine leere und fortzuwerfende Hülse. Oder es suchen sich neuartige Ansichten der Dinge mit dem Anspruch hervorzudrängen, man müsse das echte Bild der Vergangenheit, d. h. in Wahrheit ein ihrem Augenblicksbedürfnis dienstbares Bild, wiederherstellen: das deutsche Geschichtsbild, schon immer von partikularen und konfessionellen Sonderbeleuchtungen getrübt, soll nun auch in den Strudel der Parteitendenzen jüngsten Datums hineingerissen werden. Das hieße, die Geschichte, die die Alten die Lehrmeisterin des Lebens nannten, zur Magd des Alltags erniedrigen.

Um so dringlicher erscheint die Pflicht, dem inneren Verhältnis, in dem wir zu unserer Geschichte stehen, leidenschaftslos und mit wissenschaftlichen Erkenntnismitteln nachzudenken. Mehr als je ist eine gesicherte Gesamtanschauung unserer Geschichte nicht nur ein wissenschaftliches Problem, sondern zugleich ein seelisches Bedürfnis geworden, ja noch mehr, sie ist eine nationale Angelegenheit.

Ist es doch, als ob heute der ganze Zusammenhang deutscher Geschichte, ihre Epochengliederung und ihr Rhythmus, den Sinn, den wir in sie hineinzulegen pflegten, verloren hätte und uns unter den Händen zerrinnen wollte. Uns allen ist ja die Vorstellung geläufig, in der wir den riesenhaften Umweg unseres Geschichts-

verlaufs schließlich doch als einen sinnvollen Zusammenhang zu begreifen uns gewöhnt hatten. Ich nenne nur die wesentlichen Züge dieses Bildes: der mächtige Anstieg mittelalterlichen Kaisertums und dann nach seiner Katastrophe die rückläufige Bewegung; die Territorialisierung unter völliger Frontveränderung nach innen und außen, mit unwiederbringlichen Einbußen, aber auch neuen Errungenschaften; ein Prozeß, der zunächst auf endlose Zersplitterung, dann aber auf eine Auslese zusteuert, in welcher der Stärkste emporkommt, freilich zuletzt nicht ein Stärkster, sondern zwei, zuerst Österreich und nach ihm Preußen, bis dann die ältere Macht, allzu sehr mit außerdeutschen Herrschaftsbereichen überlastet, dem jüngeren, aber dafür wesentlich deutschen Rivalen die Führung abtreten muß; auf diese Entscheidung von 1866, äußerlich ohne Zweifel die tiefste, wenngleich wohl unvermeidliche Spaltung deutschen Volkstums seit einem Jahrtausend, folgt dann eine Art von Versöhnung in dem Bündnis von 1879, eine neue Lebensform auch innerlichen Verbundenseins. So etwa lief die Empfindung der letzten Generation. Auch in der Seele Bismarcks war sie lebendig. Denn als er 1879 seinen Kaiser für das Bündnis gewinnen wollte, bediente er sich einmal auch des historischen Arguments: „Ich habe schon bei den Friedensverhandlungen in Nikolsburg 1866 der tausendjährigen Gemeinsamkeit deutscher Geschichte gegenüber das Gefühl gehabt, daß für die Verbindung, welche damals zur Reform der deutschen Verfassung zerstört werden mußte, früher oder später ein Ersatz von uns zu beschaffen war.“ Diesen Ersatz glaubte seine Staatskunst im Jahre 1879 beschafft zu haben.

Gewiß war jene Gesamtansicht nicht die einzig mögliche Anschauung deutscher Geschichte. Ich verkenne nicht das Konstruktive in ihr und ihr Bezogensein auf die letzte Phase der Entwicklung, und auch das ist ohne weiteres zuzugeben, daß sie im Reiche leichter innere Befriedigung auslösen konnte, als in Deutschösterreich, das eben mit dem Ersatz vorlieb zu nehmen hatte. Aber ein Sinn der deutschen Geschichte, eindeutig und überzeugend, schien doch damit gegeben zu sein, und er schloß das Tor der Hoffnung nicht zu. Und eben dieser Sinn ist es, der nunmehr zerstört zu sein scheint. Wenn wiederum alles nur Durchgang sein soll, droht das Werk von Generationen von neuem sinnentblößt zu werden, so daß ein englischer Minister schon das Wort auszusprechen sich erdreistete, die deutsche Geschichte der letzten 150 Jahre sei ein Irrtum gewesen. Mit noch niederdrückenderer Wucht muß sich die Empfindung des zwecklos Gewordenen demjenigen mitteilen, der das Ende der österreichischen Monarchie auf seine Seele wirken läßt: daß diese ganze von Rudolf von Habsburg aufsteigende Linie, diese Summe von staatlich aufbauender Arbeit und kriegerischem Glanz, von kultureller Schöpferkraft und innerem Reichtum, ausgestattet mit dem unauslöschlichen Reiz, den eine große historische Entwicklung auf den denkenden Menschen ausübt: daß das alles für immer abgeschnitten sein soll und nur noch dem Museum der Geschichte angehört.

Das also das Ende des deutschen Dualismus und jener letzten Lösungen von 1866 und 1879: ein doppelter Niederbruch. Und wenn Preußen nach der Einigung des kleineren Deutschlands seine besondere nationale Mission erfüllt hatte und gewissermaßen (um mit Hegel zu reden) vom Weltgeist verworfen werden könnte, so wirkt das Los Österreichs noch unvergleichlich bitterer, weil seine geschichtliche Funktion dem Aufbau anderer Nationen zu dienen berufen war, die sich heute auf den Trümmern dieses Reiches erheben und aus den Splittern unerlösten Deutschtums den Mörtel für ihre neuen Bildungen bereiten.

So stehen wir heute da. Wohin wir blicken, fühlen wir uns umringt von den bangen Fragen nach dem Wege, den wir kamen, und nach dem Wege, den wir zu gehen haben: „Sag', was will das Schicksal uns bereiten?“ Derjenige, für den ein Volk nur aus d e n Menschen besteht, die zu einer Zeit miteinander leben, mag sich

damit abfinden. Das tut die mechanische Staatsauffassung. Eine höhere, eine organische Staatsauffassung aber, für die ein Volk zugleich und vor allem aus den Generationen besteht, die nacheinander gelebt haben, beruhigt sich nicht dabei, das Schicksal als solches hinzunehmen. Sie ist sich bewußt, daß der Boden, das Blut, die Tradition, Sitte und Glaube, vor allem die verbindende Kraft gemeinsamen Erlebens und die ihr verdankte geistige Wesenheit, daß alles das erst die wahre Eigenart eines Volkes formt und sein Schicksal bestimmt. Ein denkender Mensch, der sich mit Boden und Blut, mit Sprache und Kunst seiner Heimat verbunden weiß, kann daher gar nicht anders, als sich an die Geschichte wenden. Sie erst gibt ihm die zeitliche Distanz von den Wesentlichkeiten der Dinge, sie führt ihn auf die Höhen des universalen Überblicks und dringt mit ihren Fragestellungen in die Tiefen der Zusammenhänge. So lehrt sie den Deutschen, in den Problemen eines Jahrtausends die Möglichkeiten und die Grenzen seines innersten Wesens erkennen. Vielleicht erzeugt sie nicht immer den Enthusiasmus, in dem Goethe das Beste sah, was die Geschichte uns zu vermitteln vermöge, aber wenn wir ihr mit sachlichem Ernst, mit dem Mut auch zu bitterer Erkenntnis nahen, wenn wir die Begeisterungsnarkose vermeiden, mit der bloße nationale Gesinnung die Geschichte wohl herzurichten liebt, dann werden wir mehr und Wertvolleres für uns gewinnen. Wir werden den Sinn unseres Werdens durchleuchten: warum wir so waren und so werden mußten, wir werden wenigstens ein Stück unseres Schicksals deuten können und damit freier und tatfroher werden gegenüber der Qual der Gegenwart.

Das Bild des Ganzen deutscher Geschichte ist schwerer zu fassen als das irgend eines anderen großen historischen Stoffes. Besitzen wir doch kein Geschichtsbuch, das tief und umfassend, mit der überzeugenden Kraft des gestalteten Kunstwerks, ihre innersten allgemeinen Probleme enthüllte und zugleich ihren vollen individuellen Reichtum zur Anschauung brächte. An dieser Aufgabe ist selbst Ranke vorbeigegangen — als wenn sie in seinem Sinne unlösbar wäre oder wenigstens der Stoff ihn ungestaltbar dünkte. Es ist auch wohl kein Zufall, daß die beiden wertvollsten Versuche einer Gesamtanschauung, die im letzten Menschenalter unternommen wurden — Haucks Kirchengeschichte und Dehios Kunstgeschichte Deutschlands — von dem festen Grunde eines bestimmten Kulturausschnitts aus erfolgten; und es hat seine Gründe, daß ein gleichmäßig aus den Quellen heraus gearbeitetes und durchgeführtes Bild deutscher Geschichte sich bisher wohl für einen Stamm oder eine Provinz, wie etwa in Riezlers bayrischer Geschichte, nicht aber für das Ganze als ausführbar erwiesen hat.

Sucht man nach den bestimmenden Linien des deutschen Geschichtsverlaufs, so stößt man zuerst auf diejenige Lebensvoraussetzung, die seit einem Jahrtausend unser geschichtliches Schicksal am tiefsten beeinflußt hat. Das ist unsere kontinentale Mittellage. Deutschland ist das Land der Mitte, mit vielfach unbestimmt verfließenden Naturgrenzen, ohne einen rechten natürlichen Mittelpunkt, ja ohne eine ausgesprochene geographische Individualität. Diese innerste Grundtatsache unserer Staatengeschichte birgt für den staatlichen Lebenswillen der Deutschen ebenso reiche Möglichkeiten wie ernste Gefahren. Auf der einen Seite die Möglichkeit, von der Mitte aus nach allen Seiten machtvoll auszugreifen und gewissermaßen die natürliche Führung des Weltteils zu übernehmen. Auf der andern Seite aber die Gefahr, von allen Flanken her angefallen zu werden, um schlimmstenfalls, in der Mitte zusammengepreßt, jeder freien Selbstbestimmung verlustig zu gehen. Und zwar wird sich dieses Lebensgesetz der geographischen Mittellage im Laufe der Jahrhunderte verschärfen. Während es im Mittelalter, wo der Osten und Norden Europas noch politisch wie kulturell unentwickelt war, sich nur bedingt geltend machte, sollte es

in neueren Zeiten erst seine volle dynamische Auswirkung finden. Je gleichmäßiger sich Europas Bevölkerung verdichtete und politisch verfestigte, je enger sich infolgedessen die Beziehungen der kontinentalen Völker untereinander knüpften, desto schicksalsmäßiger begann die Wucht dieser Lebensvoraussetzung auf dem deutschen Staate zu lasten.

Was für die Staatsgeschichte als Grundtatsache gilt, mußte aber auch für die Gestaltung unseres kulturellen Schicksals bedeutungsvoll werden. Auch dieses steht in wachsendem Maße unter dem Vorzeichen entgegengesetzter Möglichkeiten: vom aktiven kulturellen Ausgreifen nach allen Seiten hin bis zu passivem kulturellen Offenliegen von allen Seiten her. Wir sind auch geistig ein Land der Mitte, schon seitdem die Grenzen eines so weltumwälzenden Staats- und Kulturereignisses wie des Römerreiches quer über den Leib der germanischen Völker verliefen, und wir sind ein Land der Mitte noch in der heutigen geistigen Weltlage. Das kann eine verlockende Situation sein für ein Volk, das seiner kulturellen Eigenart sicher ist und da, wo es von dem Reichtum anderer übernimmt, sich selber zu bereichern weiß; dazu ist es aber in der Regel nur dann imstande, wenn es seine staatliche Existenz nach außen behaupten kann; andernfalls wird auch seine geistige Persönlichkeit, von allzu hoher Flut fremder Einflüsse umspült, ihr Eigenstes verlieren. Doch reicht die kulturelle Sphäre auch in eigengesetzliche, unsichtbare Untergründe hinab, wie denn schon einmal in einer Zeit tiefster staatlicher Auflösung sich die geistige Schöpferkraft der Nation unwiderstehlich erhoben und der politischen Erneuerung die Wege gebahnt hat.

So also ist die Gabe der Fee an der Wiege unserer Geschicke geartet; ich sage nicht einer guten oder bösen Fee, ich begnüge mich mit dem Hinweis, daß das Problem aller Probleme unseres Daseins schon an dieser Stelle verwurzelt erscheint. Es handelt sich dabei aber nicht um eine ganz eindeutige Tatsache, wie sie die einzigartige insulare Lage Englands gleichbleibend für die englische Geschichte bietet, sondern eher umgekehrt um einen Kreis vieldeutiger Möglichkeiten, in dessen Mitte wir von Anbeginn wandeln. Wir sind also nicht etwa durch ein unentrinnbares Lebensgesetz determiniert, sondern diese Lebensvoraussetzung, so tief sie immer wirkt, enthält doch wieder in sich die denkbar weiteste Spannung, sie birgt einen Reichtum der möglichen Wirkungen, der eine einfach mechanische Ausdeutung gar nicht zuläßt. Diese Spannung ist es, die vor allem den heftig bewegten Rhythmus unserer Geschichte verursacht hat, den wir heute wieder an unserem eigenen Leibe empfinden; man glaubt sie zu spüren in den vielen halben Lösungen und abgebrochenen Krisen, in dem Mangel der geraden Linie und der klassischen Ausprägungen, in dem rätselhaften Fluten und Nicht-zur-Ruhe-kommen. Und diese Spannung gerade läßt uns auch wieder den Raum, das Schicksal nicht nur hinzunehmen, sondern es in Freiheit und Kraft zu überwinden — auf dieser Ebene hat der nationale und der weltgeschichtliche Beruf der Deutschen seine Aufgabe zu erfüllen gesucht.

Wenn aber unser staatliches und kulturelles Dasein der wachsenden Einwirkung dieser Lebensvoraussetzung unterliegt, wie kompliziert müssen sich da die Dinge gestalten, weil diese beiden Welten, die staatliche und die kulturelle, sich wechselseitig befruchten, hemmen und fördern: hier betreten wir vollends das Reich jener geheimnisvollen Verknüpfungen, in denen das eigentlich tiefste Problem unserer Geschichte verborgen ist. Die Geschichte der deutschen Staatsnation und der deutschen Kulturnation stehen, was die Kulturgeschichtschreibung älteren Stils zu verkennen pflegte, in der innigsten Verflechtung miteinander, die letztlich an jene äußere Lebensbedingung gebunden ist. Eben aus diesem Grunde mußten alle Versuche, diesem einzigartigen Geschichtsverlauf mit den vereinfachenden Methoden sozialer oder soziologischer Theorien zuleibe zu rücken, alle Versuche einer Durchrationali-

sierung, wie sie immer wieder von unhistorischen Köpfen gewagt werden, auf deutschem Boden eher scheitern als auf dem irgendeines anderen Volkes. Zumal die einfache Übertragung der aus dem wirtschaftlich-sozialen Ablauf anderer Völker gewonnenen Erkenntnisse auf die deutsche Gesellschaftsentwicklung gerät immer wieder in Gefahr, ein Zerrbild zu liefern. Vor allem pflegt dabei verkannt zu werden, daß unser außenpolitisches Schicksal auch unser innenpolitisches Schicksal weitgreifend bestimmt hat, ja — man darf das gewagte Wort schon aussprechen — daß es zu einem guten Teil sogar dazu beigetragen hat, den deutschen Innenmenschen zu formen.

Aber soll nun nicht dieser deutsche Innenmensch selber als ein Urphänomen unseres Geschichtsverlaufs von vornherein in unseren Deutungsversuch eingestellt werden? Mehr als jemals liebt man heute von einem deutschen Menschen, einem gotischen, einem faustischen Menschen zu sprechen; man möchte ein Innerstes von dem aufsuchen, was sich äußerlich im Begriff der Rasse darstellt, und von dem aus alle Bildungen des Staates und der Kultur hervorgebracht und abzuleiten sein sollten. Es ist ein berechtigtes Bestreben, im Blute und in der Seele eines Volkes sich des Durchgehenden und Tragenden bewußt werden zu wollen, das in der Tiefe lebt und gestaltet und immer wieder ans Licht drängt. Aber es ist doch die Frage, wie weit dieses Bestreben uns zu wissenschaflich gesicherten Ergebnissen führen kann. Es erscheint mir nicht möglich, von einer Einheit und Reinheit der Rasse als einem Generalnenner des Geschehens auszugehen, wo diese Rasse sich erst im Laufe der Geschichte so, wie sie heute vorliegt, gebildet hat — und allzu gewagt, die entscheidenden Entwicklungen unserer Geschichte gerade von hier aus durchleuchten zu wollen. Auch die Annahme eines seelischen deutschen Urtypus zur letzten Erklärung unserer Geschichte würde mit wissenschaftlichen Mitteln kaum zu begründen sein. Die Frage, wo denn dieser Typus seine klassische Ausprägung gefunden hat, wird ebenso verschieden wie willkürlich beantwortet, und es scheint mir, als ob wir in dem, was uns dabei vorschwebt, weniger die geheimnisvolle Ursache unseres Geschichtsverlaufs, als vielmehr das heute sichtbare Ergebnis des gemeinsamen Erlebens erblicken dürfen. Nehmen wir daher nicht ein fertiges Bild vorweg, wenn wir den Sinn der deutschen Geschichte zu enträtseln suchen, und begnügen wir uns, das Bild des deutschen Menschen erst dann demütig zu ahnen, wenn wir den Weg der Betrachtung durch diesen tiefsinnig-verworrenen Geschichtsverlauf zurückgelegt haben.

Wir werden uns auf diesem Wege auf diejenigen Perioden beschränken dürfen, die eine unmittelbare Beziehung zu unserer Gegenwart und zu dem Sinn aufweisen, den wir von unserem Standort aus in der Geschichte suchen. Dabei scheint uns das frühe Mittelalter weit hinter die Entwicklung zurückzutreten, die im späteren Mittelalter einsetzt. Die Jahrhunderte der großen Kaiserzeit, lange von der Forschung bevorzugt und von der Dichtung romantisch verklärt, umfassen das Zeitalter, in dem die Mitte Europas, auf den meisten Flanken kaum gefährdet, so stark und überlegen dastand, daß sie die Gunst der Lage benutzen konnte, um ihre Herrschaft über Italien und Rom zu erstrecken und die Führung in den universalen Tendenzen des Abendlandes an sich zu reißen. Es war die erste Stufe des weltgeschichtlichen Berufes der Deutschen, und die Art, wie sie ihn übernahmen, mußte in unvermeidlicher Rückwirkung auch auf ihren nationalen Beruf übergreifen. Wie man auch über diese Italienpolitik urteilen mag, sie fällt jedenfalls in ein deutsches Entwicklungsstadium, in dem unsre eigene Kultureinheit erst im Werden, unsere Verfassung noch unfertig war und ein dauerhafter staatlicher Schwerpunkt sich noch nicht gefunden hatte. Wohl sieht man die einzelnen Kaisergeschlechter danach suchen, aber er wechselt noch mit dem Wechsel der Dynastien. Es ist nicht anders: diese ganze Energienmasse, die stärkste, die diese Jahrhunderte kennen, ist trotz ihrer

hegemonischen Führerstellung in Europa in sich selber noch im Flusse, sie hat ihre bleibende nationale Lebensform noch nicht gefunden. Wohl wächst sie auch innerlich immer fester zusammen, gerade vermöge ihrer einheitlichen Machtauswirkung über die Alpen hinweg, aber sie entfaltet in ihrem Schoße auch wieder Kräfte, die einer andern Auswirkung zustreben. Glaubt man doch zu ahnen, daß in den persönlichen Konflikt zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen auch so etwas wie das Problem der richtigen Außenpolitik hineinspielt. Oder allgemeiner ausgesprochen: Der universale Beruf, den die Deutschen ergriffen hatten, löst sich von dem nationalen Berufe, der eines Tages sein Recht verlangen wird, und es war wohl unvermeidlich, daß diese großen Linien der Entwicklung sich einmal voneinander trennten. Aber die Umstände, unter denen die Trennung erfolgte, konnten nicht ungünstiger sein: es geschah in der Katastrophe des Kaisertums im 13. Jahrhundert, und nun sollte mit einem Schlage der Weg einer glänzenden Außenpolitik versperrt und gleichzeitig der werdende deutsche Staat in seinen Grundfesten erschüttert werden.

Mit dem Augenblick dieses furchtbaren Rückschlages beginnt die große Achsendrehung in dem politischen Körper einzusetzen. Als die italienische Position mit allen ihren Herrschaftsansprüchen aufgegeben werden muß, da ist es, als ob die gewaltsam zurückgestauten Energien der Nation sich nunmehr einen anderen Ausweg suchen müßten: in dem dünnbevölkerten und kulturarmen Kolonialland des Ostens finden sie ein neues Feld ihrer Betätigung. Solche Katastrophen und Umstellungen vollziehen sich nie ohne tiefste innere Rückwirkung, in der Verfassung, in der sozialen Gruppierung, in der kulturellen Bestimmtheit: so werden auch unter den Deutschen neue politische und soziale Gewalten die alten Herrschaftsschichten in der Führung ablösen. Und wie die zentrale Gewalt des Königtums immer weiter zugunsten territorialer Selbständigkeiten zurückweicht, so wird auch in der Außenpolitik auf die einheitlich geleitete Stoßkraft über die Alpen hinweg nunmehr eine unübersehbare Fülle von Einzelinitiativen folgen, die von Livland und Preußen, von den Handelsbereichen der Hansa bis nach Schlesien und Böhmen, bis in die Ostalpen und nach Siebenbürgen reichen, fast zusammenhanglos untereinander und doch von einer und derselben unsichtbaren Triebkraft gelenkt: die Wiege einer neuen Welt des Deutschtums.

Und nun wird der Charakter der Mittellage in unserer Staatsentwicklung zu immer sichtbarerem Ausdruck kommen. Schon der Ehrgeiz der neuen Kaiserdynastien scheint sich von nun an auf der Westostlinie zu bewegen. In dem Aufstieg des Alemannen Rudolf von Habsburg im deutschen Südosten ist das zum ersten Male vorgedeutet, und es scheint eine verwandte Tendenz zu sein, die die westdeutschen Luxemburger nach Prag führt, den südostdeutschen Ludwig den Bayern vom Fuß der Alpen den Blick nach Holland richten läßt und schließlich in der burgundischen und osteuropäischen Politik des Habsburgers Maximilian ihre Vollendung findet. Immer wieder gilt es, dynastisch-territorial zu umfassen, was von der geschwächten Zentralgewalt des Reiches nur locker zusammengehalten wurde und aus innerer Triebkraft allein sich noch nicht zueinanderfand. Bei Maximilian steht augenscheinlich die Zweifrontensituation des Reiches, die natürliche Konsequenz unserer Mittellage, schon hinter allem, was seine Hauspolitik unersättlich begehrte, und immer providentieller wird fortan die deutsche Staatsgeschichte unter diesen Gesichtspunkt treten.

Diese Richtung der Entwicklung wird auch in der kulturellen Sphäre sich bemerkbar machen. Es läßt sich eine Scheidung des älteren Kulturbodens von späteren und schichtenweise immer späteren Kulturgebieten beobachten, wobei die Linien der Entwicklung nicht in einer einzigen Richtung verebben, sondern einmal von Westen nach Osten, und zugleich von Süden nach Norden. Als nun seit der großen Achsendrehung im 13. Jahrhundert die staatliche und kulturelle Mission von den Energien

unseres Volkstums nach Osten getragen wird, als jene weltgeschichtliche Leistung einsetzt, deren bleibende Bedeutung die Italienpolitik von ehedem weit überflügelt, da wird sich für die Deutschen als geistige Volkspersönlichkeit eine eigentümliche Uebenwirkung einstellen. In unserem ältesten Kulturgebiet bleiben wir lange empfangend, zumal im Westen der gesamteuropäischen und der führenden französischen Kultur tief verpflichtet — in der strengen und dünneren Luft des Ostens sind wir kulturgebend, allein kulturgebend und darum ganz wir selber: wo wir am stärksten waren, wo die neuen Kaiser- und Territorialdynastien ihren Sitz hatten und zukunftsreiche politische Kräfte sich regten, da sind wir auch kulturell zwar nicht am reichsten, aber am selbständigsten: die Pioniere Europas.

Freilich alle diese Lebensäußerungen unserer Kultur zeigen, ebenso wie die unseres Staates, nicht Einheit, sondern Vielfältigkeit. Die zentralen Kulturaufgaben, die der Staat hätte übernehmen sollen, einheitliches Recht und Gericht, einheitliche Rechts- und Kanzleisprache, einheitliche Ordnung der höchsten Bildung in den Universitäten, sowie der Grenzen von Staat und Kirche — alles das bleibt unerfüllt. Um so bunter wird das kulturelle Sonderleben der alten Stämme und der neuen Landschaften, von der politischen Territorialisierung gefördert, in diesen Jahrhunderten emporsprießen. Man hat neuerdings — wäre ein solcher Gedanke bei Engländern und Franzosen auch nur denkbar? — eine Literaturgeschichte der deutschen Stämme geschrieben, und in der bildenden Kunst, der Malerei etwa, treten uns die provinziellen Schulen und Stile immer schärfer umrissen entgegen. Auch in dem Innersten, was wir hervorbringen, erscheinen wir nicht in nationaler Geschlossenheit, sondern in unübersehbarer Besonderheit, und das Jahrhundert, das man neuerdings wohl das deutsche genannt hat, das 15. Jahrhundert, bietet uns ein überwältigendes und bisher noch kaum zusammengesehenes Bild individuellen Reichtums — man ahnt, daß der deutsche Individualismus, in seiner bunten Vielfältigkeit, Enge und Eckigkeit, eine seiner Wurzeln in der politisch-kulturellen Signatur, in der bunten Territorialkarte des 15. Jahrhunderts hat. Auch wenn sich Gebiete ablösen, zu Staaten oder zu Völkern werden, wie die alemannischen Schweizer im 13. bis 15. Jahrhundert, oder die niederfränkisch-friesischen Holländer im 15. und 16. Jahrhundert, so wird der politische Ablösungsprozeß zugleich von einer kulturellen Besonderung begleitet. Also geschieht es, daß das niederdeutsche Wesen seinen originellsten und gesammelten Ausdruck eigentlich in einem Volke findet, das aus dem Deutschtum ganz hinauswuchs. Daß es aber überhaupt zu solchen Ablösungen kommen konnte, zeigt die furchtbaren Gefahren an, die durch die Territorialisierung über das Volk der Mitte verhängt wurden.

In diese Welt der staatlichen und kulturellen Territorialisierung schlug die Reformation ein, das stärkste innerliche Gesamterlebnis, das die Nation bisher gesehen, und die mächtigste weltgeschichtliche Auswirkung, die im Geistigen von ihr ausgegangen: man darf sie den spezifischen Anteil der Deutschen an der universalen Geistesgeschichte neuerer Zeiten nennen. In dieser religiösen Volksbewegung, die zum ersten Male einen gemeinsamen und starken Pulsschlag der Gesamtheit offenbarte, hätte an sich wohl ein Ansatzpunkt liegen können, auch die kulturellen und politischen Kräfte der Nation wieder schöpferisch zusammenzufassen. Wie kam es denn, daß der Verlauf der Bewegung eher die umgekehrte Nachwirkung zeitigte? Wie kam es, daß die religiöse Idee, die gleichzeitig die eines nationalen Zusammenschlusses zu sein strebte, sich in das entgegengesetzte Prinzip der nationalen Auflösung verwandelte? Wie kam es, fragen wir schließlich, daß der Mann, dessen Sprache das meiste für die schon vorbereitete Annahme einer einheitlichen deutschen Kultursprache getan, und der, der ewige Deutsche, mit seines Volkes Schicksal am erschütterndsten rang, ja dem metaphysischen Wesen der Deutschen recht eigentlich zum Selbstbewußt-

sein verhalf *) — daß gerade Luthers Name die Nation in zwei Teile gespalten hat? Es war nicht Zufall, sondern hatte seinen tiefsten Grund in der Entwicklung, die wir in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters genommen hatten: der deutsche Staat, in diesem Augenblick ein territoriales Chaos, das an einen übernationalen Weltzusammenhang gebunden war, war in seiner zurückgebliebenen Form nicht stark genug und in seinen Organen nicht genügend zu lebendiger Einheit durchgebildet, um eine so fundamentale Lebensfrage einheitlich — sei es nun im Sinne des alten oder des neuen Glaubens — politisch lösen zu können. Nicht die Reformation Luthers als solche verschuldete die Spaltung, sondern die schwerwiegende Tatsache, daß sie auf einen unfertigen und unvorbereiteten Staat stieß, der diesen geistigen Kampf, ungleich den anderen europäischen Völkern, in einer national eindeutigen Form souverän zu entscheiden gar nicht imstande war.

So geschah es, daß die Nachwirkungen der Reformation die schon vorgefundene Zersplitterung des deutschen Staates und der deutschen Kultur schließlich doch nur unermeßlich steigern sollten. Wenn in der höchsten Angelegenheit des Lebens das Ganze des Reichskörpers versagte, so fiel die Regelung notgedrungen an die Teile, die Territorien; der Augsburger Religionsfriede von 1555, der die Spaltung verewigte, war ein Verzicht und ein Kompromiß, aber von ungeheuren kulturellen Konsequenzen. Denn diese Spaltung beschränkte sich ja nicht auf den Glauben, auf Kultus und Dogma, sie griff auf Sitten, Trachten und Kalender, auf die ganze Lebenshaltung und Denkweise über und prägte den konfessionell geschiedenen Volksteilen schließlich eine unterschiedene geistige Physiognomie auf. Als wenn es jetzt zwei Seelen in der Brust eines Volkes gäbe, so begannen sich fortan zwei Kulturwelten in seiner Mitte zu sondern. Die eine suchte Fühlung mit dem protestantischen Europa, mit Holland, Skandinavien, England, dem hugenottischen Frankreich, die andere aber mit dem katholischen Europa, mit Italien, Spanien, dem katholischen Frankreich: die neue europäische Kulturspaltung lief quer über den Leib der deutschen Nation. Während die glücklicheren westlichen Nationalstaaten nun erst auch ihre eigentlichen Nationalkulturen auszubilden vermochten, wurden wir immer weniger fähig, ihnen ein kulturelles Einheitsbewußtsein, einen ausgeprägten Stil unserer Kunst und Literatur, unseres Denkens und Seins, mit einem Worte einen nationalen Lebensstil entgegenzusetzen — und wir spüren das bis heute hin. Ja, wer weiß, ob es nicht in dieser Territorialwelt, die auch in dem Innerlichsten, was die Menschen angeht, auseinanderwuchs, schließlich sogar noch hätte getrennte Völker geben können, wenn etwa die konfessionelle Scheidung scharf der Trennungslinie zwischen Süden und Norden gefolgt wäre; von hier aus gesehen war es schon ein Glück, daß man in Ostpreußen und Württemberg auf der einen Seite, oder in Tirol und am Niederrhein auf der andern Seite, der gleichen Glaubensgemeinschaft angehörte. Ja, so rätselhaft erscheinen jetzt die deutschen Dinge ineinander verflochten, daß die leidenschaftlich gegeneinander erbitterten Glaubenslager, im einzelnen aus territorialen Zufälligkeiten zusammengesetzt, doch in sich, ein jedes im Bereich seiner Konfessionshälfte, eine Art von gemeindeutschem Gesamtbewußtsein erzeugen, das die Söhne unseres Landes wenigstens in der Partei aneinander bindet, und damit einen Ersatz der verlorengegangenen ganzen Einheit vorbereitet. Ein Sinn der geschichtlichen Entwicklung, der freilich den Geschlechtern, die in ihr lebten, noch verborgen bleiben mußte und erst von einer höheren Warte aus gewürdigt werden kann. So wandelt sich, und nicht zum letzten Male, auf den weiten Umwegen unseres Schicksalsganges, auch der Fluch immer wieder zum Segen.

*) Für diese Formulierung verweise ich auf den soeben erschienenen gedankenvollen biographischen Essay von Gerhard Ritter, Luther (In: Kämpfer, hg. von H. v. Arnim, Bd. 2, 11—108. Berlin, Franz Schneider Verlag).

Zunächst freilich ließ sich nicht vermeiden, daß die von innen her kommende Spaltung auf den politischen Staat der Deutschen verheerend übergriff. Sie lähmte jede einheitliche Aktion nach außen, die zumal in einem Mittellande an innere Einheit gebunden ist, und zersetzte die politische Struktur des Reiches dergestalt, daß es als lebendiges Ganze fast aufhörte zu atmen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die deutsche Mittellage zum ersten Male zu einem Verhängnis für uns, das unsere gesamte Existenz zu vernichten drohte, und sein Ergebnis warf uns, kulturell wie wirtschaftlich, um ein Jahrhundert zurück.

Die Gefahr eines völligen Auseinanderfallens ist mehr als durch alles andere durch den Zwang der außenpolitischen Situation beschworen worden, der das Schicksal unserer Mittellage nunmehr zum überragenden Prinzip unseres Daseins erhob. Wird doch die jetzt einsetzende Eroberungsoffensive der Franzosen im Westen von Anfang an von der Pariser Politik mit einem Druck ihres östlichen Bündnissystems (ob es sich nun um Schweden, Polen, ungarische Malkontenten oder Türken handelt) auf die Ostgrenze des Reiches kombiniert. Der Raub Straßburgs und die Türken vor Wien sind die gleichzeitige Konzeption einer Politik, deren Endziel die Sprengung des Reiches wird. Der Gewinn des Elsaß war ihr nicht ein Abschluß, sondern ein Sprungbrett, die ganze Rheinlinie an sich zu bringen, und damit erhob sich eine deutsche Not, die alle anging. Diese Not dämpfte die Eigensucht der deutschen Fürsten, die seit 1648 im Besitz der Souveränität zu völkerrechtlichen Individuen emporgestiegen waren, sie half den Gegensatz der Konfessionen überwinden und erweckte neue Kräfte des Zusammenschlusses. So übernahmen die Franzosen seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts wider Willen ihre geschichtliche Rolle der Erzieher zur deutschen Einheit: indem sie ihre ganze Politik auf Auflockerung des deutschen Nationalzusammenhanges hin orientierten, zwangen sie den territorialen Machtwillen des deutschen Hochadels wieder zu gemeinsamem Handeln zusammen und erinnerten die Nation an die eingeborenen Gefahren ihrer Lage. Diese Situation wird sich in immer neuen Entwicklungsstufen wiederholen, sie wird zunächst in der französischen Revolution und dem Zeitalter Napoleons gipfeln, unter Napoleon III. erfolglos wieder aufleben, um in unserer Gegenwart mit unerhörter Wucht von neuem durchzubrechen. So steht seit 250 Jahren unsere äußere und innere Geschichte unter diesem Zwange wie unter einem Lebensgesetz — das sollte denen zu denken geben, die Staat und Macht, Politik und Krieg aus den Geschichtsbüchern entfernen und die wahren Lehren der Geschichte durch sänftlich ausgemalte Kulturbilder ersetzen möchten.

Denn das deutsche Kulturschicksal des 17. und 18. Jahrhunderts ist durch unser Staatsschicksal auf das tiefste bestimmt worden. Gewiß, trotz der Auflösung aller staatlichen Ordnungen bewährte sich die Unerschöpflichkeit des Bodens, der die Nation trug. Aus der Ära des Dreißigjährigen Krieges und der ihr folgenden Generation entstammten Leibniz, der universale Überflieger des Gedankens, der deutsche Aristoteles, und Johann Sebastian Bach, der Meister tiefster deutscher Innerlichkeit. Es ist doch wohl kein Zufall, daß sie beide in Welten wurzeln, Philosophie und Musik, die mit den staatlichen Voraussetzungen des nationalen Lebens am wenigsten in innerem Zusammenhange stehen und daher am ehesten von ihnen losgelöst zu denken sind — sollte es nicht seine tieferen Gründe haben, daß der deutsche Geist, vom äußern Dasein abgedrängt und in sein Innerstes zurückgetrieben, in diesen Welten sich immer wieder am eigentümlichsten zu entladen gestrebt hat? Schon diese Einzelbeobachtung führt uns darauf, daß sich aus der Entnervung der politischen Gesamtlage der Deutschen eine doppelte, gerade für uns eigentümliche Reaktion ergeben wird. Sie erzeugt einmal in diesem von der Welt abgedrängten Geschlechte die Neigung, von der Idee aus, von der lebensfremden Theorie und dem

umspannenden Wissen her, auch die Dinge dieser Welt, sogar die Bedürfnisse des Staates und der Nation, begreifen zu wollen; sei es nun im Staub und in der Enge der Schulstube oder von der reinen Ätherhöhe idealistischer Träume her. Das ist eine andere Luft, als die der Völker, die sich in dem sichtbaren Staate auslebten und in eben diesen Jahrhunderten die weite überseeische Welt wagemutig zu erschließen begannen. Auf der anderen Seite nötigte gerade die Zersplitterung und Ohnmacht dazu, in den verbliebenen staatlichen Kräftekreisen alle verfügbaren Mittel zusammenzuraffen, ja sie mit einer unnatürlichen Energie zu konzentrieren, was denn in dem künstlichen Gebilde des preußischen Staates seine klassische Ausprägung fand. Von beiden Seiten her ist ein verwandter Antrieb lebendig, das deutsche Schicksal irgendwie zu meistern. Aber es wird in einer Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit geschehen, die so den anderen, in unmittelbarer Wechselwirkung beider Sphären lebenden Völkern unbekannt ist — bei uns wird gerade diese eigentümliche Spannung in den nächsten Jahrhunderten niemals aufhören, ein zwiefaches Element des Auftriebs, aber auch der innerlichsten wechselseitigen Reibung.

Und nur *eine* gemeinsame Tendenz wird gelegentlich in beiden Welten sichtbar. Wie das schwer gefährdete Reich seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts nur durch den Zusammenschluß gegen Frankreich sich zu erhalten vermochte, so vollzog sich in der erwachenden deutschen Literatur das Bewußtwerden nur in der Auseinandersetzung mit der französischen Kultur: auch die geistige Selbstbehauptung bedurfte der Folie fremdartigen Andersseins. Freilich war man weit entfernt, auf diesem Wege gleichzeitig und folgerichtig emporzukommen: man mußte vielmehr durch schwere Erschütterungen und weite Umwege hindurch. Denn unter jenen deutschen Staatsbildungen, die zu europäischen Mächten aufstiegen und sich auch im Innern fast wie kulturelle Sonderwelten gestalteten, schoben sich zwei Staaten mit der Zeit in den Vordergrund, deren Rivalität den Weg der deutschen Entwicklung ungeheuer komplizieren wird: Österreich und Preußen. Das eine eingeborene deutsche Lebensgesetz scheint sich an beiden zu erfüllen. Österreich war schon von Hause aus vermöge seiner Ausdehnung der geborene Vorkämpfer an der West- und Ostfront zugleich, und suchte in den großen Krisen gleichzeitig seinem großmächtlichen Eigenbedürfnis und seiner Reichspflicht zu genügen, bis es erst 1815 aus der Westfront ausschied. Preußen aber, schon früh zufällig auch im Osten wie im Westen, durch Ostpreußen und Cleve, engagiert, wuchs allmählich tiefer in die dem ganzen Reiche eigentümliche Zweifrontenstellung hinein, hatte im Siebenjährigen Krieg schon einen richtigen Einkreisungskrieg zu bestehen und sollte von 1815 ab auch die ganze Doppelaufgabe auf seine Schultern nehmen. Aber es war natürlich, daß dieser Dualismus, durch entgegengesetzte konfessionell-kulturelle Färbung verschärft, auch zu sehr verschiedenen Richtungen der Machtbetätigung führte: jedenfalls die Summe der Energien, die sich in den national geschlossenen Staaten nach auswärts wandte, wurde bei uns auf Generationen hinaus nach innen hin abgelenkt und verzehrte sich in einem Ringen, das uns gleichzeitig zurückwarf und emporhob.

In dem Schicksal der beiden Vormächte war fortan das Schicksal des Reiches beschlossen. Als nacheinander Österreich und Preußen in dem Zusammenstoß mit der französischen Revolution unterlagen, war auch der Untergang, die formelle Auflösung des Reiches besiegelt: der verfallende alte Körper und die zukunftsreichen Neubildungen, die sich aus ihm erhoben hatten, verfielen demselben Verhängnis. Was unter Ludwig XIV. noch hatte abgewehrt werden können, wurde nun in einer Katastrophe, die schwerer war, wenn auch kürzer dauerte als alle früheren, wirklich Ereignis. Sie drückte die einst führende Universalmacht zum zerteilten Objekt der Mächte herab, beschied ihr Fremdherrschaft und tiefste Erniedrigung und führte uns an den Rand des polnischen Schicksals.

Die Nation hatte ihren Staat verloren, ja sie drohte, selber von der Not verschlungen zu werden: nur in der Tiefe des Erdreichs schien sie noch durch geistige Bande verbunden zu sein. Und da enthüllte sich der zweite tiefe Dualismus, der ihr Leben beherrschte: die Kluft zwischen dem deutschen Staatsleben und dem deutschen Geistesleben. Man stand in dem Zusammenbruch vor dem doppelten Erlebnis: wie weit sich die äußere Staatsform von den tieferen Fundamenten deutschen Lebens entfernt hatte, und wie beziehungslos die geistig schöpferischen Kräfte ihrerseits zum politischen Dasein standen — als wenn wieder zwei Seelen in einer Brust voneinander sich trennen wollten. Neben Friedrich dem Großen, der seinen Staat zur Großmacht erhob und damit den neuen deutschen Führerstaat schuf, geistig aber als ein aufgeklärter Franzose empfand, steht der Genius Goethes, universal in seinen Ausmaßen über Raum und Zeit, aber er konnte doch im Sommer 1806, auf der Heimreise von Karlsbad, als das alte Reich zerbrach, die kühle Notiz in sein Taschenbuch schreiben: „Zwiespalt des Bedienten und des Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte, als die Spaltung des Römischen Reiches." Soweit hatten sich Körper und Seele der Nation voneinander geschieden: sie mußten sich erst wieder finden, wenn eine wahre Erneuerung möglich werden sollte.

Das geschah vor allem in dem Werk der preußischen Reformer seit 1807. Sie legten das Fundament des Staates tiefer in die Nation und in ihre geistig-sittlichen Tragkräfte hinein und schufen nunmehr durch die Verbindung des vorher Getrennten das Neue, mit dem in den Ablauf der deutschen Geschichte ein Luftzug von beseligender Frische einzieht. Die Namen dieser Männer brauchen hier nicht genannt zu werden, sie leben in aller Herzen. Sie sind nicht eine Einheit, sondern stellen eine Linie dar, die weite Spannungen überbrückt und von dem idealistischen Individualisten bis zu dem eisernen Manne der Tat reicht; erst ihre einzigartige Verbindung durch die gleichen sittlich-geistigen Impulse schafft das Unüberwindliche, nach dem heute unsere Seele wie nach einem unsterblichen Vorbilde sich zurücksehnt. So heben sie den preußischen Staat über sich selber empor, in seinen deutschen Beruf hinein, und verschaffen ihm durch seinen entscheidenden Anteil an der Befreiung die Anwartschaft auf die deutsche Führung. Man hat neuerdings den Gedanken ausgesprochen, daß das deutsche Kolonialland des Nordens und Ostens, von dem jetzt der Freiheit Licht hervorbrach, damals erst, in der romantischen Bewegung, die große deutsche Vergangenheit innerlich erlebt und, aus ihr die innersten Antriebe geistiger Erneuerung schöpfend, dem Mutterland den Dank heimzuzahlen vermocht habe. Eine tiefe und feine Einsicht, fast zu schön, um in ihrem vollen Umfange wahr und beweisbar zu sein: aber wenn sie auch nicht den ganzen historischen Zusammenhang erfaßt, so deutet sie doch auf die unsichtbaren Fäden hin, die in den Geschicken unseres Volkes Vergangenheit und Gegenwart geheimnisvoll über die Jahrhunderte hinweg verknüpfen.

Dem deutschen Geschlechte, das aus dem Erlebnis der Franzosenzeit emporstieg, schlug das Herz immer sehnsuchtsvoller, diese Fäden auch sichtbar zu ergreifen. In einer Schulrede, die der junge Ranke im Jahre 1818 in Frankfurt a. O. hielt *), vielleicht dem Frühesten, was wir aus seiner historischen Feder besitzen, gedachte er des willenbildenden nationalen Gemeingefühls der antiken Völker und fragte schmerzlich ergriffen: „Wie nun aber mit uns? Wer hat uns die Spur vorgezeichnet unseres Weges? Die Parteiungen in der Religion machen den Knaben irre, so wie er beginnt zu denken: es tritt nichts Großes ihn an, das ihn ganz einzunehmen vermöchte, und ihm sein Herz abzugewinnen, und ihn zu treiben, als das Leben seines Lebens. Nichts ist da, was ihn lebendig an das Vaterland erinnern möchte: kein vaterländisch

*) Vgl. Elisabeth Schweitzer, Leopold von Rankes Schulrede aus dem Jahre 1818 (Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum, Geschichte usw., Jg. 1922, S. 233—246).

Fest, kein vaterländisch Spiel, kein Markt, da ein reges Leben blühete, keine Versammlung des Volkes, da er sein inne würde, da er sähe, wie sich's lebt in lebendiger Gemeine. Die alten Denkmale der Kunst stehen unverstanden, vernachlässigt, verdorben: die Meisten weisen von sich, was uns kaum übriggeblieben zur Erinnerung an die Ahnen. Alles ist stumm und tot: die Helden des Vaterlandes liegen vergessen, selbst Friedrich II. wartet noch des Denkmals; — o sagt mir, woher soll dem deutschen Knaben die Richtschnur der Tat, woher ihm Liebe zum Vaterland kommen, woher der feste, gewisse Geist?" Seine Antwort lautet: Was ein günstiges Geschick anderen Nationen verliehen hat, von selbst zu leben, das müssen bei uns die historischen Studien mühsam erneuern. „Die Wissenschaft muß die Gewohnheit ersetzen." Es ist das Programm, das die Romantik in Kunst und Dichtung ergriff, das die Staatsanschauung der historischen Rechtsschule beflügelte, das den mächtigen Antrieb der historischen Wissenschaften bei uns gebildet hat: was den Deutschen aus innerstem Bedürfnis heraus eine neue Richtung gab, wurde zugleich zu einer weltgeschichtlichen geistigen Auswirkung, die vor allem, vom deutschen Denken ausgehend, über die Signatur des historischen Jahrhunderts entschied.

Den Deutschen selber sollte die Wiedererweckung unserer nationalen Geschichte in den beiden Generationen von 1815 bis 1870 den hinreißenden Impuls eines wirklichen Gemeingefühls erzeugen, von dem aus der Aufstieg zum nationalen Staate möglich wurde. Ohne das Bewußtsein des großen gemeinsamen Besitzes der Vergangenheit würden wir wohl kaum die Kraft gefunden haben, um das neue Reich der Gegenwart zu erbauen. Wer diese Gedanken weiter verfolgt, wird bemerken, daß auch die Berührung des Deutschen mit fremdem Volkstum im Auslande und der kräftigere nationale Unterton des Lebens in den Grenzlanden, daß vor allem auch die niemals aussetzende Bedrohung alten deutschen Kulturlandes an der rheinischen Westfront hinzukommen mußte, um jenen geistigen Untergrund zu schaffen, auf dem sich der letzte Kampf um einen politischen Zusammenschluß der Deutschen in einem nationalen Staatskörper erhob.

Nach der Übergangslösung des Deutschen Bundes suchte die Nation eine ihr gemäßere Lebensform. Sie mußte nunmehr über die partikularen Bildungen hinwegschreiten, in denen sich so viel lebendiges historisches Erbe der Vergangenheit ausdrückte; sie mußte gleichzeitig alle Kräfte der Tiefe um sich zu versammeln suchen, die in der bisherigen Gesellschaftsform von einem fruchtbaren Anteil am geistigen und öffentlichen Leben abgesperrt gewesen waren. Diese tiefgreifende Auseinandersetzung nahm die Form eines neuen Vormachtskampfes an, zwischen Österreich, das nur noch zu einem Viertel seiner Bevölkerung im deutschen Leben des Südostens wurzelte, und dem beinahe ganz deutschen Staate Preußen, der seit 1815 im Osten und Westen die Last des Grenzschutzes unserer Mittellage fast allein trug und damit eine neue Anwartschaft auf die Führung gewann. Diese zweite Epoche des deutschen Dualismus war, ebenso wie die frühere, von einem leidenschaftlichen Streit der Historiker auf der ganzen Linie begleitet, der erst nach der Entscheidung allmählich mildere Formen annahm. Indem man alle geschichtlich entscheidenden Vorgänge und Persönlichkeiten in beiden Lagern in verschiedener Beleuchtung sah, konnten auch die letzten Fragen nach dem Sinn dieses Geschehens nur entgegengesetzt, scheinbar unversöhnlich, beantwortet werden. Eben an dieser Stelle offenbart sich, wie fließend der Sinn der deutschen Geschichte bis zuletzt für uns blieb, und wie wechselnd die tiefere historische Würdigung aller Zusammenhänge der letzten Jahrhunderte sich je nach dem erreichten Standort gestaltet. Heute erst, nach der Katastrophe, sind wir völlig reif geworden, auch diese ganze Entwicklung als geschichtlich bedingt zu begreifen, und ebenso wie wir Friedrich den Großen und Maria Theresia als gesamtdeutschen Besitz ansehen können, auch die großdeutsche und die kleindeutsche, die österreichische

und die preußische Auffassung des Endkampfes in einer höheren Stufe des historischen Verstehens aufzuheben. Denn die erreichten Ziele erscheinen uns nicht mehr als Endziel, sondern als unentbehrliche Durchgangsstufe, und das einst Unerreichbare will sich wieder zu einem neuen Zukunftsideale formen. So sahen schon die letzten Generationen das Bild der deutschen Gesamtentwicklung in einem Flusse, der niemals stille stand und nur in dem Fließenden selber seinen Sinn offenbarte.

Erst wer den ganzen gewaltigen Schicksalsgang der deutschen Geschichte auf sich wirken läßt, vermag das Einzigartige in der geschichtlichen Leistung des Mannes wahrhaft zu würdigen, der einen Umweg von Jahrhunderten zum Ziele führte und dem geistig-politischen Streben von Generationen endlich die Erfüllung bescherte. Indem Bismarck von der preußischen Macht aus das Deutsche Reich gründete, hat er seinen Namen so hoch erhoben, wie es jemals einem Sohn unseres Volkes beschieden sein konnte: er steht für alle Zeiten neben den großen Kaisern des Mittelalters, die einst die staatlichen Grundmauern gelegt hatten. Es ist, als ob immer wieder nur der Einzelne, der ganz Große, jene schicksalsmäßigen Hindernisse niederzubrechen vermöchte, die unser Geschichtsablauf übereinander getürmt hat. Er aber erhebt sich über die Generationen, die so heiß um das gleiche Ziel rangen, durch dieses Eine: daß er die entscheidende Lebensvoraussetzung der mitteleuropäischen Situation der Deutschen durchschaute und von hier aus, von außen her, an die Aufgabe herantrat, die seinem Genius gestellt war. In seiner Lösung waren die alten historischen Gewalten und die neuen Triebkräfte der Zeit so eng aneinander gebunden, daß auch dieser große Revolutionär zugleich als einer unserer größten Konservativen erschien, und der Umschwung der Jahrhunderte, der das Bild Europas veränderte, doch wieder das Gepräge einer historischen Kontinuität bewahrte. So vermochte seine Reichsgründung auch eine neue Weltordnung zu begründen. Einst hatte ein großdeutscher Historiker über die Bestimmung der Deutschen ausgesagt: „daß der Deutsche deshalb in die Mitte des Weltteils auf den bedrohtesten und zugleich bedrohlichsten Posten gestellt ist, weil seine Kraft genügt, diese Stellung zu behaupten, weil seine maßvolle Besonnenheit sie ihn nicht mißbrauchen lassen wird, weil nur durch ihn und von hier aus ein überlegenes Machtgebiet geschaffen wird, welches, die unruhigen und drängenden Glieder unserer europäischen Völkerfamilie auseinander haltend, dem ganzen Weltteile eine Bürgschaft dauernder, friedliche Zustände ermöglichender Machtverteilung bieten wird". Und es ist ein kleindeutscher Staatsmann gewesen, der auf der Höhe der Macht diesen deutschen Beruf erwiesen und mit seiner nationalen Aufgabe auch seine europäische Aufgabe zu lösen die Kraft hatte. Indem Bismarck ein europäisches Verantwortungsgefühl in die neugewonnene Stellung seines Reiches mitbrachte, wußte er wahrlich jene maßvolle Besonnenheit zu üben, die den Frieden des Weltteils aufrecht erhielt. Und wenn der wilde Haß des Feindbundes, der dieses Werk zerbrochen hat, sich frevelnd vermaß, eine bessere Weltordnung aufzurichten, so hat er sich schon jetzt als viel zu ohnmächtig und gewissenlos zugleich erwiesen, um die Bürgschaft dauernder und friedlicher Machtverhältnisse zu geben, die dem Reiche Bismarcks ein gesegnetes Andenken für alle Zeiten sichern wird.

Aber das ist Vergangenheit. Nach der unerhörtesten Kraftprobe der Weltgeschichte hat der deutsche Staat, das deutsche Volk, ja das ganze deutsche Volkstum in der Welt, die furchtbarste Katastrophe unserer Geschichte erlitten. Denn müßten wir nicht schon aus allen drei Katastrophen der früheren Jahrhunderte die Hauptzüge häufend versammeln, um die Tiefe des Verhängnisses zu ermessen? Der Weg jeder Außenpolitik verrammelt, die Tore der Welt, zu der wir verspätet einen hastigen Zugang suchten, zugeschlagen, statt dessen Fremdherrschaft daheim und tiefste Erniedrigung — die Grundfesten des Staates erschüttert, unabsehbaren sozialen Umwälzungen preisgegeben, geistige Spaltung und materielle Verarmung, ja wiederum

ein wirtschaftlich-kulturelles Zurückgeworfensein um Menschenalter: nichts bleibt uns erspart, und alles soll auf einmal getragen werden.

Wohl haben wir den einen Trost, daß die im kleineren Deutschland begründete Einheit sich als unzerbrechlich erweist; dieser Sinn der Geschichte der letzten Generationen und der Kämpfe von 1848 bis 1871 ist uns nicht verlorengegangen, sondern bewährt sich auch in der äußersten Not: wehe dem, der daran rührt! Aber von dem Boden des Reiches, das uns verblieben ist, müssen wir heute, und unter dunkleren Vorzeichen als jemals zuvor, den Kampf um Einheit und Freiheit erneuern, den wir längst abgeschlossen wähnten, und uns bewußt bleiben, daß wir in diesem Kampfe heute etwa da stehen, wo wir 1673 oder 1808 standen. Wir sehen unsere Westgrenze von Cleve bis Basel einer völkerrechtswidrigen Überflutung und unser rheinisches Volkstum einer Vergewaltigung preisgegeben, die alle Schandtaten der napoleonischen Ära überbietet, wir sehen unsere Ostgrenze von Memel und Danzig bis zum Brenner aufgerissen unter der rückläufigen Flut und in empörendem historischen Undank ein Kulturwerk von Jahrhunderten in unserem Kolonialland mit Füßen getreten — jede Stunde lehrt uns, daß der Sturz des österreichischen Gesamtreiches auch für das kleinere Deutschland die Schicksalsgefahr seiner Mittellage unberechenbar gesteigert hat. Von Westen und von Osten zugleich will sich das Lebensgesetz der politischen Dynamik, das unsere Geschichte beherrscht, endgültig vernichtend auf uns legen. Wie sehr verschärft nicht der eine Umstand, daß die wichtigsten und lebensnotwendigen Bodenschätze unseres Volkes gerade an den bedrohten Grenzen liegen, die angeborene Verletzlichkeit unserer äußeren Existenz, dergestalt, daß allein mit diesem Hebel unsere Lebenskraft erdrosselt werden könnte, ja daß der Zwang von außen sich in eine innere Not umsetzt, auf die dann wieder der Erbfeind als ein Sprengmittel selbst des äußerlichen Bestandes unserer Einheit spekuliert.

Dieses Endziel sehen wir überall uns entgegentreten. Wie einst das kleinere Deutschland auf französisches Gebot durch die Mainlinie gespalten werden mußte, so wird heute das reindeutsche Österreich auf dasselbe Gebot durch ebenso unnatürliche Grenzführung von dem Körper der Gesamtnation abgeschnitten: welche Listen werden aufgewandt, dem Sohn die Rückkehr in das Vaterhaus zu verbieten oder zu verleiden! Und wohin wir in die Schicksale des Auslanddeutschtums und Grenzdeutschtums, der deutschen Irredenta blicken, fast überall begegnen wir denselben mörderischen Händen: in mannigfachen Formen und Stufen tragen alle Glieder der Nation das Schicksal mit, das ihrem Vaterlande bereitet wurde.

So ist die Einheit des deutschen Volkes im weitesten Sinne zur Einheit einer Leidensgemeinschaft geworden, die die Söhne unseres mißhandelten Reiches mit den Millionen verbindet, die heute außerhalb dieses Reiches stehen müssen. Wir Deutsche haben ja fortan, und mit diesem Schicksal stehen wir ganz einzig da unter den großen Völkern der Erde, ein doppeltes Leben zu führen. Das eine als Staatsnation, in der sichtbaren politischen Existenz unseres Reiches. Das andere als Kulturnation, in dem unsichtbaren Reiche einer geistigen Existenz, die weit über unsere staatlichen Grenzen hinausreichend, sich mit allem verbunden fühlt, was deutsch spricht und deutsch empfindet, unserer innersten Individualität blutsmäßig oder geschichtlich verwandt ist. Zu den Sorgen um unsern Staat werden sich auf lange Zukunft hinaus die Aufgaben gesellen, die aus unserer idealen Gesamtexistenz hervorgehen *). Wie viele Außenposten dieses Deutschtums in der Welt sind uns heute Zeugen großer oder auch trüber Zeit, geschichtliche Monumente unseres Könnens oder nur unseres Wollens, manchmal auch unseres Müssens; dort mögen sie nur als ehrwürdige Ruinen, von dem Efeu der Erinnerung umrankt, zu dem Gemüte sprechen, hier sind

*) Es werden hier einige Sätze aus einem Vortrage von mir: „Staatsnation und Kulturnation. Elsaß-Lothringen und die deutsche Kulturgemeinschaft" (Heidelberg 1922) wiederholt.

sie wehrhafte Bastionen eines lebendigen Körpers, die wohl einmal in fremde Hand fallen, aber niemals von diesem Körper getrennt werden können. Und ist es nicht, als ob das Zusammenhangsgefühl dieses äußerlich auseinandergesprengten Deutschtums durch das gemeinsame Erleben seit der Katastrophe eher gesteigert als vermindert worden wäre?

Die Tatsache dieser deutschen Doppelexistenz und der aus ihr erwachsenden Aufgaben scheint im Augenblicke das letzte Wort einer Geschichte zu sein, die unser Volk durch so viele Höhen und Tiefen seines Schicksalsweges geführt hat. Sie aber gibt dem Sinn der deutschen Geschichte, so wie er uns von unserem gegenwärtigen Standort erscheinen muß, doch wieder einen weiteren Horizont, einen neuen und tiefen Impuls. Wenn er in den Tagen des Glückes manchmal allzu sehr unter dem Zeichen der Erfüllung stand und von der Stimmung des satten Besitzes ausgedeutet wurde, so stehen wir jetzt unter dem Druck des Nichterfülltseins, aber voll von neuen Antrieben und Aufgaben. Hinter der Staatsgeschichte, die das feste Rückgrat unseres ganzen geschichtlichen Erlebens ist und bleibt, erhebt sich die Volksgeschichte als Mutterschoß aller Lebenskräfte, aus denen Staat und Kultur sich nähren. Hinter dem deutschen Hochadel, der seit Jahrhunderten in Ruhm und Not mit der Führung unserer Geschichte verflochten war, erheben sich neue gärende Kräfte, um dem Nationalstaat der Zukunft ihr Gepräge zu geben. Es ist, als ob der Begriff der deutschen Einheit sich nach innen wie nach außen vertiefen wollte. Nach innen: denn der Einheitswille der Nation darf nicht ruhen, als bis er die Fundamente des Staates noch weit tiefer als bisher in jene Massen hineingelegt hat, die um des Leibes Notdurft am schwersten zu ringen haben. Aber auch nach außen: ein geistiges Gemeingefühl eint heute alle, die des Glaubens leben, daß der Anteil an der gemeinsamen Sprache und Kultur auch in getrennten politischen Körpern unzerstörbar fortlebt, daß die Erinnerungen der Geschichte und die Hoffnungen der Zukunft niemals Halt machen vor den Grenzen, die Gewalt oder Zufall unter den Völkern errichten. Ob wir den Einheitsglauben so fest behaupten, daß er Berge zu versetzen vermag, das liegt bei uns selber. Wir haben wohl von der deutschen Einheit manchmal lieber gesungen, da, wo es leicht war, sie zu feiern, als sie mit der Tat geübt, da, wo es schwer war, ihr zu dienen. Sie besteht ja nicht nur in der äußeren Klammer, sondern ebenso sehr in dem innern Einsseinwollen, das alle Schranken der Klassen und Glauben überspringt, in dem tiefen Solidaritätsgefühl, das auch den Andersdenkenden nicht nur ertragen, sondern ihn auch als seinen Nächsten lieben kann. Hier liegt die große Probe, der wir entgegengehen: sie kann nur bestanden werden, wenn der neue Partikularismus der Parteien und der wilde Egoismus aller Klassen niemals aus dem Auge verliert, worauf ein Feind spekuliert, der den Sinn *seiner* Geschichte in der Sprengung unserer Einheit sieht und *seine* Sicherheit nur in unserer Vernichtung zu finden wähnt.

Unsere Betrachtung ist von der Vergangenheit in die Gegenwart hinübergetreten. Ist die deutsche Seele von heute dem Eindrucke des Gesamtbildes gewachsen, das sich ihr einprägt? Vermag ein Völkerschicksal, das bald die Züge Phaetons, bald die des Sisyphus zu tragen scheint, als Ganzes jenen Enthusiasmus zu erwecken, den Goethe als das Beste bezeichnete, was die Geschichte zu vermitteln habe? Ein Mann, den man wohl als den besten Deutschamerikaner bezeichnete, der Berliner Franz Lieber, der als Knabe mit 15 Jahren bei Belle-Alliance focht und in den zwanziger Jahren vor der Demagogenverfolgung über den Ozean entwich, meinte als junger Mensch mit schmerzlicher Bewegung den umgekehrten Eindruck feststellen zu müssen, den die deutsche Geschichte auf den Betrachter ausübe. Er urteilte, „daß die Beschäftigung mit der englischen Geschichte kräftigend auf einen Engländer wirken müsse, und daß es ein unaussprechlicher Segen für ihn sei, sich eines tätigen Lebens in so

vielen Institutionen zu erfreuen, die in die fernsten Zeiten zurückreichen, daß er saftige Trauben von lebenden Weinstöcken an viele Hundert Jahre alten Spalieren pflücken kann — während der unfehlbare Effekt eines tiefen Studiums der deutschen Geschichte auf den deutschen Geist tiefe Niedergeschlagenheit ist".

Eine solche Stimmung verkennt aber, daß die deutsche Geschichte nicht nur von einem Schicksal erzählt, sondern immer wieder von der Überwindung dieses Schicksals: eben darin liegt ihr tiefster Inhalt. Die Generationen, die auf das bittere Wort Liebers folgten, haben ja gerade, was Lieber eben nicht voraussah, die stärkende Kraft des von der Geschichte her erneuerten Gemeingefühls erwiesen. Wollte man aber dagegen einwenden, wir seien heute hinter das Werk dieser Generationen wieder zurückgeworfen, und zwar vernichtender als je, und gerade das erneute Abreißen aller Fäden der Kontinuität sei es, das in der entgötterten Welt der Deutschen eine Untergangsstimmung hervorrufen müsse, so gibt es darauf doch eine unwiderlegliche Antwort. Wir brauchen heute nicht eine graue Vergangenheit zu beschwören, wie es Fichte sowohl wie die Romantiker taten, wir stehen auch nicht am Eingangstor von Studien, wie sie dem jungen Ranke vorschwebten, um uns künstlich an ihnen zu erheben, sondern wir stehen auf den Schultern der Generationen, die das Reich erbaut und von 1871 bis 1918 besessen, die, bei allen Irrtümern und Mißgriffen, doch das Kapital unseres geschichtlichen Nationalbesitzes so gewaltig vermehrt haben, daß keine Macht und böse List der Feinde ihn jemals wieder auslöschen kann. Und darum halte ich mich hier nicht auf bei den Stimmen, die — wie einst vor hundert und mehr Jahren — dem Deutschen wieder den Rat geben möchten, sich von dem äußeren Leben abzuwenden und ganz in sein Inneres als sein Eigenstes zurückzuziehen, als wenn die deutsche Geschichte nicht auch eine Schule der Weisheit wäre, aus der man lernen kann, daß selbst der deutsche Innenmensch von seinem äußeren Schicksal geformt ist, und daß die Sphären des Staatlichen und des Geistigsten gerade bei uns unlöslich von jeher ineinander verflochten waren. Und ebensowenig folge ich denen, die in der augenblicklichen Katastrophe der Nation und des Staates die Stunde gekommen wähnen, ihre übernationalen Ideale, gleichviel welcher Prägung, als die für uns vorbestimmten zu verkünden: diese alle, ob sie nun in müdem Skeptizismus oder in hingebender Gläubigkeit nach neuen Ordnungen ausblicken, verkennen dabei das eine, daß heute dieselben Internationalismen, die unter Völkern gesicherten äußern Bestandes gewagt werden können, auf die Problematik unseres ganzen Daseins nur eine sprengende Wirkung ausüben könnten. Die Geschichte eines Jahrtausends lehrt uns, daß wir weder zur Rolle der Griechen noch der Juden in der Weltgeschichte berufen sind.

Und so kehre ich denn zu der Frage zurück, von der ich ausgegangen bin: was denn dem Deutschen der Sinn all dieses Geschehens sei. Freilich, wer hier eine eindeutige Antwort, gleichsam eine Lösung des Rätsels, erwartet, wird wohl enttäuscht werden. Erörtert nicht auch die Menschheit ewig den Sinn des Lebens, ohne jemals eine Antwort für alle oder für immer zu finden, die sie hinnehmen könnte, um ihrer gewiß zu sein? So wird auch uns die Antwort nach dem Sinn der deutschen Geschichte nicht gegeben als etwas Fertiges, sondern sie wird uns aufgegeben als etwas, das wir erst zu erfüllen haben. Diese Aufgabe stand vor keinem deutschen Geschlechte so schwer wie vor unserer Zeit. Wenn aber die letzten Formen unseres staatlichen und geistigen Daseins uns unter den Händen zu zerrinnen drohen, dann drängt sich die tiefe Erkenntnis des Nietzsche-Wortes vom deutschen Volke uns von neuem auf: Wir sind nicht, sondern wir werden.

Über unserm Geschichtsverlauf waltet die prometheische Tragik, welche die großen Gestalten unserer Dichtung umweht, die Sucher von Gott und Welt, von Parzival bis zum Simplizissimus und zum Faust, die niemals aufhören zu werden — wie hätte etwa der englische Volksgeist in dem kontinuierlichen Aufstieg aus

seiner geschützten Inselage, sein innerstes Selbst in solchen idealischen Verkörperungen gestalten können. Wir sind nicht, sondern wir werden. Die Franzosen *sind*, und in der klassischen Ausprägung ihres Seins, in der Kultur wie im Staate, liegen ihre Stärken und ihre Grenzen. Wir Deutsche aber *werden*, werden noch immer, umringt von allen Gefahren des Unvollendetseins, aber auch von allen Möglichkeiten des Aufstiegs zu höheren Stufen unserer Entwicklung. So stehen wir der klassisch erstarrten Lebensform der Franzosen, die uns auch als Eroberer nichts, aber auch gar nichts mehr zu bieten haben, als die romantische, immer neues Leben aus sich gebärende Nation gegenüber, in aller äußern Not uns eines innern Reichtums bewußt, der nur der Jugend und allem unvollendeten Schicksal zu eigen ist: das schützt uns vor der satten Überheblichkeit kleiner Nachbarvölker, denen kein historisches Schicksal auferlegt ward, und vor dem Hasse derer, die mit Gewalt und Lüge der großen deutschen Geschichte ein Ziel vor der Zeit setzen möchten.

Wir leben der Zuversicht, daß der Sinn der Weltgeschichte nicht darin bestehen kann, daß alle Völker der Erde, selbst die kleinsten von gestern, zur Selbstbestimmung berufen sein sollten, und daß das Volk der Mitte Europas, dessen geistige Leistung aus der Geschichte dieses Erdteils niemals hinweggedacht werden kann, allein um sein Erbe betrogen wird. Aber wir wissen auch, daß es bei uns und nur bei uns selber steht, diesen Nachweis vor der Welt zu erbringen. Der Sinn der deutschen Geschichte kann nur begriffen werden wie der Sinn des Lebens: allein dadurch, daß er durch die Tat erworben wird. Das heißt einmal: Kampf, Hingabe und Opfer nach außen, aber ebenso sehr unermüdliche Arbeit nach innen, härteste Selbstzucht und tiefste Besinnung — denn aus dem Innern sind uns noch immer, wenn der äußere Zwang uns den Atem abschnürte, die wahren Kräfte der Erneuerung geflossen. Wenn nach dem Worte Hegels in der Geschichte überhaupt die Zeiten des Glückes die leeren Blätter sind, so läßt sich gewiß von der deutschen Geschichte sagen, daß ihre reichsten und unsterblichen Blätter von jeher von den Zeiten des Unglücks und von der Überwindung des Schicksals erzählen. Damit ist ausgesprochen, was vor uns steht. Es ist ein langer Weg, und er fordert einen langen Atem. Wer da wähnt, er sei von heute auf morgen zurückzulegen, muß sich daran erinnern lassen, daß es unendlicher Entsagung in schärfster Anspannung des Willens, daß es vor allem eines kühlen Kopfes bei heißem Herzen bedarf. Darin liegt das Schicksal der kommenden deutschen Generation. Der Weg, den sie zu gehen hat, wird ihre Not sein, aber, so Gott will, auch ihr Stolz und Glück.

Dante und das Problem der Renaissance

Von

Konrad Burdach

I

In dieser Zeit des leidschweren Harrens auf den Morgen soll ich reden [1]) von dem großen, herrlichen Weltenmorgen, dem wir den Namen Renaissance geben. Heißt das nicht mir selbst und noch mehr meinen Hörern die Qualen des Tantalus bereiten?

[1]) Ein Auszug der nachstehenden Darlegungen sollte am 28. September 1923 vor der Philologenversammlung in Münster vorgetragen werden, und ist dort, da ich verhindert war, von meinem Freunde *Eduard Wechßler*, Professor der romanischen Philologie an der Universität Berlin, verlesen worden. Auf sein anregendes Buch 'Wege zu Dante' (Halle a. d. Saale, M. Niemeyer, 1922) möchte ich schon hier hinweisen.

Wir waren aufgewachsen im Stolz auf die Errungenschaften des in Weimar gipfelnden Geistesfrühlings, dem Deutschland, durch die literarische Revolution der Geniezeit vom Knebel der Aufklärung und des französischen Klassizismus befreit, eine einheitliche gebildete Sprache, eine Literatur von Größe und künstlerischem Rang, eine eigene Philosophie verdankt. Unser Volk hat während dreier Menschenalter freudig geerntet, was in den Jahren der nationalen Befreiung der deutsche Geist, der sich auf seine Vorzeit besann und mit geschichtlichem Blick sich selbst und die Welt zu begreifen verlangte, im Felde der Wissenschaft und Kunst gesät und zur Reife gebracht hatte. Und dieser zwiefachen Wiedergeburt Deutschlands, der sprachlich-literarischen im 18. Jahrhundert, der nationalen und wissenschaftlichen im Zeitalter der Romantik und des Liberalismus, folgte als die dritte die staatliche Wiedergeburt: die Wiederherstellung der deutschen Einheit, die Gründung des neuen deutschen Reichs, die Aufrichtung eines neuen deutschen Kaisertums. Wir Älteren zumal, die wir dies noch mit jungen Augen und Herzen selbst erlebten, erinnern uns daran wie an das trunkene Glücksgefühl erster Liebe.

Alles das, der ganze herrliche Bau unserer deutschen Kultur, der in jenen drei Phasen der deutschen Wiedergeburt wie in drei Stockwerken für Jahrhunderte emporgeführt schien, liegt nun in Trümmern. Deutschland ist von seiner Höhe herabgesunken in den Staub. Aber das Interesse für Wesen und Ursprung der Renaissance regt sich heute mächtiger als je und sucht in vielfachem Bemühen ihr Rätsel auf verschiedenartige Weise zu lösen.

Gerade weil die deutsche Wiedergeburt im 18. und 19. Jahrhundert, auf deren Bestand wir fest vertrauten, so plötzlich ihre Wirkung einbüßte, bleibt uns der dadurch verlorene köstliche Besitz zu unserer Qual und Wonne unvergeßlich, zieht uns jene verwandte, weltgeschichtlich eindrucksvollste Wiedergeburt mit magischer Gewalt an sich, der zuerst und im eigentlichen Sinn der stolze Name Renaissance beigelegt ward.

Und damit stehe ich bereits im Kern des Problems, ja schon mitten in der Darstellung, die ich als meine gegenwärtige Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Renaissance zur Ergänzung meines Vortrags vor der Marburger Philologen-Versammlung von 1913 (s. „Deutsche Rundschau" 1914, Februar S. 191 ff., März S. 369 ff., April S. 66 ff.) [2]) hier geben will. Ich werde dabei berücksichtigen, was mir seitdem aus der Fortführung meiner Forschungen und aus den Arbeiten anderer an schärferer oder auch neuer Erkenntnis zugewachsen ist, gelegentlich auch mich mit den gegen meine Auffassung erhobenen Einwendungen auseinandersetzen. Es geschieht das, wie ich frühere Erklärungen wiederholend betone, unter der Voraussetzung, daß folgende zwei triviale, ja selbstverständliche Tatsachen, die leider bei den über das Thema gepflogenen Erörterungen meistens unbeachtet bleiben, für alle meine Ausführungen stillschweigend anerkannt werden. Erstens: alle zeitliche und sachliche Gruppierung, alle periodische Teilung der ewigen Kontinuität des geschichtlichen Werdens ist ein Willkürakt, ein Notbehelf, hervorgerufen durch die

[2]) Zusammen mit meiner Akademieabhandlung über 'Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation' (1910) wiederholt in einem durch Anmerkungen erweiterten Sonderdruck: 'Reformation, Renaissance, Humanismus. Zwei Abhandlungen über die Grundlage moderner Bildung und Sprachkunst', Berlin, Gebr. Paetel, 1918. Vgl. dazu mein Buch 'Deutsche Renaissance', Berlin, E. S. Mittler, 1916, 2. Aufl. 1918, 3. Abdruck 1920. Als bekannt darf ich voraussetzen Eduard Sprangers Schriften (Lebensformen, 1914; Das humanistische und das politische Bildungsideal, Kultur und Erziehung, 1919), in denen zu meiner Freude meine Auffassung über Ursprung und Verlauf der Reformations- und der Renaissancebewegung für eine gedankentiefe, hochzielende Kulturpädagogik fruchtbar wird. — Eine lehrreiche Zusammenfassung deutscher und italienischer Forschung über die Anfänge der Renaissance, wenn auch ungleich und vielfach aus zweiter Hand, bietet Ernesto Caffi, L'umanesimo nella letteratura e cultura tedesca. Contributo alle relazioni letterarie fra l'Italia e la Germania. Rivista d'Italia, August, September, November 1912 (auch als Sonderausgabe, Roma 1912, Edizione della Rivista d'Italia).

Enge des menschlichen Bewußtseins und die Notwendigkeit, das Unendliche in endlichem Rahmen zu fassen. Jakob Burckhardt hatte davon das klarste Bewußtsein und sprach sich andeutend darüber aus in der vom Bearbeiter Geiger leider fortgelassenen Einleitung seiner Kultur der Renaissance in Italien (2. durchgesehene Auflage, Leipzig 1869, S. 1). 'Es ist die wesentlichste Schwierigkeit der Kulturgeschichte, daß sie ein großes geistiges Kontinuum in einzelne scheinbar oft willkürliche Kategorien zerlegen muß, um es nur irgendwie zur Darstellung zu bringen.' Zweitens aber: diese Hilfskonstruktionen, die hier verbinden, dort scheiden, oder richtiger diese unentbehrliche Fiktion einheitlicher Epochen oder Kulturbewegungen, anderseits scharfer Grenzen der Entwicklung, steuern fortwährend zwischen zwei Fehlerquellen. Zwischen der Szylla des 'Und geschieht nichts Neues unter der Sonne' (Prediger Salomo 1, 9) und der Charybdis des Heraklitisch-Goethischen 'Ach, und in demselben Flusse Schwimmst du nicht zum zweitenmal' (Dauer im Wechsel D. 14 f.).

Die landläufige Schulmeinung über die Renaissance ist von der ungeschichtlichen konfessionell beengten Betrachtungsweise des 16. und 17. Jahrhunderts geprägt, im 18. Jahrhundert vom gleichfalls ungeschichtlichen Rationalismus und Klassizismus feiner ausgebildet und im 19. Jahrhundert ästhetisch-philosophisch durch Sismondi, Hegel, Michelet, Jakob Burckhardt, Voigt, allerdings nicht ohne Unterschiede im einzelnen begründet worden. Trotz Burckhardt, der mit Scharfblick erkannt hatte, daß in der Renaissance neben der Antike der italienische Volksgeist eine gleiche Macht hatte, ist wohl heute noch die vulgäre Ansicht dies: die italienische Renaissance war im Kerne die Wiedergeburt, die Wiederkehr des griechisch-römischen Altertums, dessen gelehrte und literarisch-künstlerische, teilweise auch politische Wiederentdeckung und Neubelebung, und sie vollzog sich im Gegensatz zur Kirche, in irreligiösem, mindestens in unkirchlichem Geiste.

Auch ich habe mich nur allmählich dem Banne dieser Auffassung entwunden. Wohl hatte ich bereits seit 1891 deutlich erkannt und stark hervorgehoben, daß die Grundlegung der Renaissance schon im 14. Jahrhundert erfolgte, daß die Trias Dante, Rienzo, Petrarca neben dem Zeitgenossen des Letzteren, Boccaccio und wenigen etwas älteren gesinnungsverwandten Vorgängern die Zeitwende heraufführten, was übrigens teilweise auch Burckhardt schon ausgesprochen hatte, ohne freilich daraus die vollen Konsequenzen zu ziehen. Wohl versuchte ich es, schärfer als bisher geschehen war, die Anfänge der Renaissance zeitlich und örtlich zu fixieren und ihre Grundtendenzen aus bestimmten seelischen Antrieben, aus gewissen künstlerisch-literarischen Traditionen und neuen Bedürfnissen abzuleiten. Schon dadurch ward ich vielfach in einen Gegensatz gebracht zur herrschenden wissenschaftlichen Meinung. Aber erst als ich die Renaissancekunst der Hochblüte in Venedig mit eigenen Augen sah und einschlürfte wie einen Zaubertrank, der die Sprache einer neuen Welt verstehen lehrt, und vollends als mich auf einer mehrmonatigen Forschungsreise in den führenden Kunststätten Italiens und im Pariser Louvre die Frühzeit der Renaissance mit dem Schauer ihrer herben Schönheit, ihrer heiligen Reinheit und markigen Größe, ihrer süßen und innigen Lyrik ergriff, erlebte ich die Renaissance als zusammenhängendes Ganze und war von dem traditionellen Glauben an ihr, namentlich auch von Burckhardt lebhaft behauptetes paganes Wesen und von dem andern Glauben, den Burckhardt schon mit Recht verwarf, daß ihr Wesen sich in Nachahmung der Antike erschöpfe, gründlich geheilt. Jetzt erst war ich überzeugt, daß meine aus den literarischen Quellen gewonnene Auffassung, die weit von der herkömmlichen abweicht, auf dem rechten Wege geht.

II

Zwei Gewaltige erblicken wir am Eingang der Renaissance: den größten deutschen Kaiser, den Staufer Friedrich II., und den Dichter der Divina Commedia. Stehn sie

noch draußen, außerhalb des neuen Weltbaues, auf dem langsam verwitternden Boden des Mittelalters? Oder schon drinnen in der Vorhalle des neuen Geistestempels? Seit Jakob Burckhardt gilt für Friedrich II. das Schlagwort: 'Der erste moderne Mensch auf dem Thron.' Darin steckt ein Körnchen Wahrheit. Aber doch sehr viel mehr Irrtum [3]). Freilich geht, wie einzelne tiefer blickende Forscher schon früh bemerkten, ich selbst seit vielen Jahren wiederholt betonte, neuerdings Hampe, Niese und andere hervorgehoben haben, eine große Entwicklungslinie in der Staatstheorie und Staatsgestaltung von seinem zentralisierten, auf Allmacht des Herrschers, straffe Beamtenorganisation und Steuerverwaltung gegründeten sizilischen Königreich zur Regierungskunst der Anjou in Neapel, zu dem böhmischen Einheitsstaat des Luxemburgers Karls IV. und zu dem aus der Landeshoheit herauswachsenden Fürstendespotismus des 17. Jahrhunderts. Freilich lebt sein auf diese feste Verklammerung von Königsgewalt und Beamtenapparat gestützter hochfliegender Imperialismus fort in dem Wollen und Vollbringen der Gebieter Frankreichs, von Philipp dem Schönen bis zum Sonnenkönig, und dessen Losung 'Der Staat, das bin ich' paßt ebenso gut auf die politische Anschauung des großen Staufers. Aber alles dies fließt doch aus älterer Tradition, ist nur eine Fortbildung normannisch-byzantinisch-arabischer und spätantiker Staatslehre und Herrschweise und hat seine Quelle im orientalischen Despotismus der hellenistischen Zeit. Das Urteil eines arabischen Zeitgenossen: 'Seit den Tagen Alexanders gab es im Abendlande keinen Fürsten wie diesen' bezeichnet mit richtiger Ahnung den geschichtlichen Ursprung des Herrscherideals, das er verkörperte. Modern freilich mutet ein oft geschilderter musischer Zug an im Charakter Friedrichs II.: sein Interesse für die arabische und griechische Philosophie und Naturwissenschaft. Aber auch das ist im Grunde nur ein Element der internationalen Geisteskultur des Zeitalters der Kreuzzüge und ist Friedrich insbesondere zugefallen als Erbe seines deutsch-normannischen Bluts und seiner Geburt in dem Lande, wo byzantinische und arabische Bildung mit abendländischer sich mischte. Unleugbar arbeitet sein Imperialismus im Kampf gegen den furchtbaren Weltmachtsrivalen, die päpstliche Omnipotenz eines Gregor IX. und Innocenz IV., mit antiken Symbolen und Begriffen. Er fühlt sich und benennt sich als Cäsar, Augustus, Imperator, als legitimer Herrscher von Rom, er drapiert seine Siege mit altrömischen Triumphalriten. An den römischen Triumph hat ja auch Cola di Rienzo angeknüpft, einer der wirklichen Bahnbrecher der Renaissance, und durch sein Beispiel wurde dann der 'trionfo' ein unerschöpfliches, nahezu unfaßbar oft gestaltetes Motiv der Renaissance-Phantasie, gleich häufig in Versen und Prosa wie in der bildenden Kunst [4]).

[3]) Zur geschichtlichen Würdigung Friedrichs II. haben um die Wette französische und italienische Forscher beigetragen. Die Auffassung Burckhardts und Hermann Reuters (Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter, 2. Bd., Berlin, Hertz, 1877, S. 251 ff.) ist in wesentlichem zu berichtigen. Eine wertvolle Charakteristik gab Karl Hampe, Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer, Leipzig, Quelle und Meyer, 1909, § 16—18, 5. Auflage 1923, S. 239—241. Eine neue gründliche quellenmäßige Untersuchung des geistigen Lebens am Hofe Friedrichs II. bot, gestützt auf ausgezeichnete Arbeiten namentlich italienischer Gelehrter (Novati, Monaci, Gaudenzi, Torraca, Paolucci und anderer), Hans Niese, Historische Zeitschrift, 108. Bd. (1912), S. 499—540; sein Verhältnis zur Renaissance behandelte mein Buch Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit (vom Mittelalter zur Reformation II, 1, 1. Hälfte, Berlin, Weidmann, 1913), S. 296—368.

[4]) Vgl. das schöne und lehrreiche Buch von Werner Weisbach, Trionfi, Berlin, C. Grote, 1919, worin leider das erste große fortwirkende Beispiel eines Triumphes in der Renaissance, des Cola di Rienzo Krönung zum Tribunus Augustus im Jahre 1347, diese ungemein charakteristische, halb politische, halb literarisch-künstlerische Inszenierung von Versen der Divina Commedia und antiker Dichter wie von antiken Triumphalriten unbeachtet geblieben ist: siehe Briefwechsel des Cola di Rienzo, herausgegeben von mir und Piur, Vom Mittelalter zur Reformation II, 4 (1912), Nr. 13. 14, S. 32—38, und II, 3, Nr. 35, 3. 11 ff., S. 129 f. dazu mein Buch Reformation, Renaissance, Humanismus, S. 154—158.

Alles in allem ist Friedrich II. doch nur der Vollender des mittelalterlichen Kaisertums, der den Weltherrschaftsgedanken seines Vaters, des grandiosen Heinrich VI., Barbarossas, der Ottonen und Karls des Großen, mit der von Konstantin und Justinian überkommenen Terminologie durch seine rhetorisch geübte Staatskanzlei, durch Peter von Vigna und seine Schule, als Kampfmittel wider die aufsässigen italienischen Städte und gegen die imperialistischen Gegenansprüche der Päpste auf die Spitze getrieben hat. Und dies ist auch das allein sichere Ergebnis der neuesten Darstellung seines Kaisertums nach den Anschauungen seiner Staatsbriefe von Wolfram von den Steinen (Berlin-Leipzig, Vereinig. wissensch. Verleger 1922). Gewiß lassen sich Fäden aufweisen, die von der Persönlichkeit Friedrichs, seinen Worten und Taten hinüberreichen zu der Folgezeit, und es wäre ganz wohl möglich, ein Bild dieses genialen Rationalisten und Tyrannen zu entwerfen, das ihn als Geistesverwandten der italienischen Stadtherrscher des Trecento und Quattrocento zeigt. Aber ein solches Bild würde sein Wesen und seine geschichtliche Stellung nicht treffen.

Wenn Friedrich II. die verschüttete Grabkapelle der Kaiserin Galla Placidia in Ravenna freilegte, an seinen Schlössern antike Bildsäulen aufstellte, über dem Torweg einer Befestigungsanlage bei Capua in einer Statue sich sitzend auf dem Thron wie ein antiker Imperator darstellen und seine goldnen Kaisermünzen, die sogenannten Augustalen, nach antiken Vorbildern prägen ließ, wenn im Einklang damit unter ihm die Capuaner Bildhauer und die Baumeister seiner Schlösser, wie z. B. des apulischen Castello del Monte bei Andria, antiken Mustern plastische, dekorative, architektonische Züge entlehnten oder nachbildeten, so „weisen" — um mir Hampes vorsichtigen Ausdruck anzueignen — diese Tatsachen allerdings „deutlich hin auf die kommende italienische Renaissance". Aber mehr noch weisen sie und weist auch „Friedrichs Wesen" zurück auf analoge Erscheinungen des hohen Mittelalters, auf den mittelalterlichen byzantinisch-normannisch-staufischen Imperialismus und jene fortwirkende, seit der Mitte des 11. Jahrhunderts sich verstärkende Macht der alten römischen Kunsttradition und der nationalen Formensprache. Derselben Quelle entstammt auch der Aufschwung des Stils in der lateinischen Kanzleisprache, der mittelalterliche Literaten-Humanismus (mit den Typen der Satire, Landschaftsschilderung, des Bettelbriefs und Erotikum) aus der Schule der Kurie und des Peter von Vinea, der keineswegs, wie Wiese meinte, bloß von kirchlich-biblischer Rhetorik beherrscht war, sondern auch schon in manchem auf antike Muster zurückgriff.

Das Antikische jedenfalls in Friedrich II. teilt er mit dem Mittelalter. Der Stil seiner lateinischen Staatsbriefe war von einer Kanzleitradition bestimmt, die auf das Vorbild der päpstlichen Kanzlei des 12. und 11. Jahrhunderts und mit dieser in der von der italienischen und französischen Ars dictandi kodifizierten Behandlung des Kursus, d. h. der rhythmischen Satzschlüsse, mittelbar bis auf ein Vorbild des 5. christlichen Jahrhunderts, die Briefe Leos I., und schließlich auf die freilich starrer gewordenen Lehren der antiken, hauptsächlich der hellenistischen Rhetorik zurückgeht, entsprang also unzweifelhaft einer kontinuierlichen Entwicklung, die wirklich greifbar, aus wissenschaftlicher Analyse erweislich, nicht von der heute beliebten Geschichtsgnostik erträumt ist. Der entscheidende Schwerpunkt aber dieser Entwicklung liegt im sogenannten Mittelalter. Ebenso ist auch der Geist seines Kaisertums und seines sizilisch-italienischen Königreichs, ist die Tendenz und der Ausdruck seiner Staatslehre, die wir ja überhaupt nicht aus persönlichen Schriften von seiner eigenen Feder, sondern nur aus den Briefen, Mandaten, Manifesten seiner offiziellen und den Flugschriften seiner offiziösen Kanzlei kennen, ein mittelalterliches Gewächs. Genauer gesagt: ein Gewächs aus jenem aufgeklärten, weltlicher Wissenschaft, Kunst, Literatur geneigten, der Einwirkung der antiken Autoren und

Erinnerungen offenen Mittelalter, das allerdings der landläufigen Geschichtswissenschaft noch immer kaum bewußt, den weiteren Kreisen der Gebildeten aber ganz unbekannt ist, erfüllt von Vorstellungen, Bildern, Symbolen byzantinisch-spätrömischer Cäsaren und ihres staatstheoretisch feststehenden Anspruchs auf das Weltimperium.

III

Umgekehrt wie für Friedrich II. wird das Verhältnis zur Renaissance von der herrschenden Meinung beurteilt für Dante. Das sechshundertjährige Gedächtnis seines Todes, das in Deutschland vor zwei Jahren mit so lebhafter Teilnahme gefeiert wurde, mußte oft genug gerade hierauf die Betrachtung lenken. Aber die Festreden und Festschriften scheinen, soweit ich es beobachten konnte, ziemlich einhellig das Stichwort mehr oder minder geistvoll und kenntnisreich wiederholt und umschrieben zu haben: er war der größte künstlerische Zusammenfasser des Mittelalters.

In Berlin vernahmen wir zwei meisterliche Reden. Adolf von Harnacks wahrhaft monumentale Ansprache, im tonverschlingenden Riesenraum des Opernhauses mit weithin tragender Stimme bis in jede Silbe verständlich, meißelte voll herrlicher Wärme, Wucht und Größe Dantes Gestalt als Christus verwandten Propheten und Mehr-als-Propheten, der das Tiefste und Heiligste des größten christlichen Denkers, Augustins, im Gesang der Dichtung ausströmen ließ und in Schönheit verklärte. Aber der Gefeierte steht für Harnack 'nahezu am Ende des Mittelalters': 'die neue Zeit, die Zeit der Renaissance, die bald heraufziehen sollte, hat ihn noch nicht berührt'. Und doch, gerade das, was Harnack ihm als größtes Verdienst mit tiefem Verständnis nachrühmte, beweist, daß dieser Dichterprophet mehr war als bloß der künstlerische Vollender mittelalterlichen Geistes, daß er wirklich ein Prophet war, ein Zukunftskünder und Zukunftsbereiter, ein großer Beginner.

Als Dichter steht er, wie Harnack schön und wahr sagte, vor uns 'in einem Gewande, das er sich selbst geschaffen, von einer bisher unbekannten Würde und Anmut'. Dadurch gab er ja aber gerade das erste starke Beispiel für die neue Wertung der Poesie und ihre neue selbständige Rolle als Schöpferin geistiger Kultur, die einen Grundbestandteil des Renaissancewillens bildet. Das ist die eine Zukunftsaussaat der Göttlichen Komödie.

Harnack selbst sagte aber weiter: 'in einem Punkte darf er als der große Vorbote der neuen Zeit gelten; er hat es gewagt, in seinem Gedicht der Welt sein Ich zu bieten, dieses Ich in die Welt und Welt und Geschichte in sein Ich zu verschlingen. Das ist nicht mittelalterlich.' Gewiß: dieses neue Verhältnis der Persönlichkeit, der persönlichen, dichterischen und denkerischen Erlebnisse zur Welt und Weltgeschichte, diese Souveränität des Individuums im geistigen Universum ist wiederum ein Grundzug der Renaissance. Auch im Mittelalter nämlich — dies muß man freilich Harnacks allzu generalisierender Formulierung gegenüber hervorheben — waren persönliche Visionen in breiter, poetischer Ausführung, waren Ichbekenntnisse religiöser oder allgemein menschlicher Entwicklung geschaffen worden. Walther von der Vogelweide gab seinem Schwanenliede, der Klage 'Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr', diesem Aufruf an die österreichische Ritterschaft zur Buße und deren Betätigung im kaiserlichen Kreuzzug, die Form einer persönlichen inneren Umkehr, eines Widerrufs seiner eigenen weltlich-höfischen Daseinsfreude. Gleichzeitig und später, im 13. Jahrhundert, fehlen nicht die allegorischen großen Epen, in denen der Dichter sich selbst als Träger innerer Wandlung vorführt. Dante hat das Schema dieser mittelalterlichen Visions- und Bekenntnisgedichte benutzt, und zwar in der international verbreiteten Form des Ich-Berichts über einen abenteuerreichen Spaziergang, bei dem man in einem Walde wunderlichen allegorischen Gestalten begegnet, mit ihnen Zwiesprach führt und von ihnen merkwürdige Dinge und

wertvolle Lehren erfährt. Aber er hat dies mittelalterliche Schema — hierin gleichfalls der Wegbahner der Renaissance — aus Vergils Aeneis und des Boethius 'Trost der Philosophie' mit einem menschlich-freieren Geist und mit plastischer Form erfüllt. Dies ist die zweite Zukunftsaussaat der Göttlichen Komödie.

Unter allen diesen mittelalterlichen Visions- und Bekenntnispoeten gab es keinen, dessen Gedicht nur 'eine große Konfession und die Menschheitsgeschichte zugleich' war, keinen, der wie Dante, nach Harnacks wundervollem Ausdruck, 'den Rhythmus der Weltgeschichte als die Schläge seines Herzens empfunden hat und mit der Würde des Weltenrichters und der Demut des Weltschuldigen zugleich vor uns steht'. Dadurch aber wurde er, meine ich, der Erwecker oder Förderer des neuen historischen Sinns der Renaissance, der das Geschehen der Welt künstlerisch erlebt und darum in künstlerischem Bericht gestaltet. Daß die Renaissance eine neue Art der Geschichtsschreibung hervorgerufen, liest man in allen Büchern. Aber es wird das immer als ein intellektueller Fortschritt hingestellt. Und es war doch die Auswirkung eines Seelenerlebnisses: eine Öffnung der inneren Augen vor dem ungeheuren Chaos des geschichtlichen Werdens und Vergehens. Eine Öffnung der Augen des Herzens und der künstlerisch gestaltenden Phantasie zur Umspannung und Erfassung unendlicher Stoffmassen der Vergangenheit. Dies ist die dritte Zukunftsaussaat der Göttlichen Komödie.

Dantes Verhältnis zur Renaissance berührte auch der zweite Redner der Berliner Feier, Ernst Troeltsch, der eine umfassende Antwort auf die Frage gab: 'Was hat Dante unserer geistigen Not zu sagen?' Ich sehe und höre ihn noch, die jünglinghafte Feuerkraft seines in die Tiefe und Weite stürmenden Wesens, das den verschlungenen Gang energievollster Gedankenarbeit immer doch meisterte aus der Fülle eines warmen Herzens. Daß dieses Herz voll so heiliger Leidenschaft für alles Edle und Große, immerdar verlangend, der Menschheit Krone zu sichern, das so glühend, so tapfer, so unermüdlich um Deutschlands Zukunft rang und sorgte, der Not und den Kämpfen unserer Zeit erlag, ist ein unersetzlicher Verlust für die Wiedergeburt unseres Vaterlands. Ich liebte diesen herrlichen Menschen innig, obgleich ich ihn nur während einiger Jahre und nicht oft in längerem Zusammensein kennen lernen durfte. Wer nur seine wissens- und gedankenreichen, vielfach neue Bahnen weisenden Bücher und Aufsätze gelesen hat, die, mögen auch ihren Ausdruck im einzelnen viele Lichtblitze genialer Treffkunst beleben, doch streckenweise schwerflüssig, abstrakt, undurchsichtig bleiben, weiß nur wenig von der Macht, der Klarheit, der erstaunlichen geistigen Rezeptions- und Gestaltungskraft dieser Persönlichkeit, nichts von ihrem dämonischen Temperament. Man mußte ihn erzählen hören von seinen reichen Erlebnissen, wie er Menschen und Länder, Völker oder Gelehrte, Politiker, Dichter, Künstler mit Ernst oder sprudelndem Humor in wenigen Zügen vergegenwärtigte. Man mußte hören, wie er mitten im gesellschaftlichen Gespräch tiefste Fragen der Wissenschaft oder der Politik und der nationalen Ethik aufgriff, in kühner Improvisation aus dem Schatz seiner ausgebreiteten Belesenheit und seiner über das Fachmäßige erhabenen Bildung, aus den ihm stets zu Gebote stehenden Erträgen seiner eigenen, niemals unterbrochenen Forschung und Erkenntnis Lösungsversuche formulierte, mit königlicher Gebefreude, immer frei, unbefangen, ins Helle strebend und zur Gerechtigkeit, immer innerlich durchsonnt von der liebevollen Lauterkeit und Güte seiner urwüchsigen schwäbischen Vollnatur, die doch ein hervorstechender Zug weltmännisch heiterer Leichtigkeit verfeinerte.

Troeltsch wollte von dem Dante der Weltliteratur, der zu den unsterblichen Besitztümern Europas gehört, reden und wußte ihn hinreißend zu würdigen als künstlerischen Lehrer reiner Menschlichkeit. Im Vorbeigehn sprach er davon, daß er 'in allen Stücken ein Kind des Mittelalters war und alle Kunst vergebens ist, ihn als einen Vorläufer der weltfrohen Renaissance erscheinen zu lassen'. Ja, Troeltsch

steigerte das bis zu der epigrammatischen Zuspitzung: 'Seine Größe ist gerade seine Mittelalterlichkeit und seine Unmodernität' (S. 4). Von Harnack hatte man eben gehört, Dante sei doch 'in einem Punkte', in dem individuellen, ja sozusagen autobiographischen Charakter seiner Göttlichen Komödie, 'der große Vorbote der neuen Zeit'. Das kam der Wahrheit meines Erachtens näher, wenn auch alle solche bei der herrschenden Geschichtsschreibung leider allzu beliebten, auch von Harnack z. B. in seiner großartigen Dogmengeschichte oft in bedenklicher Weise verwendeten Ausdrücke, wie 'Vorbote', 'Vorläufer', 'Antizipation', üble Verlegenheitsworte sind und in einer geschichtlichen Erforschung und Darstellung geistiger Entwicklungen ebenso vermieden oder doch nur mit Vorbehalt gebraucht werden sollten, wie die entsprechenden Gegenworte: 'Nachzügler', 'Nachklang' und ähnliche. Freilich in gewissem Sinne ist im großen Weltgeschehen, also auch im unablässigen Werden des Geisteslebens, jede Erscheinung zugleich Samen und Frucht, Vorbote oder Vorläufer und Nachzügler. Sie antizipiert und sie klingt nach. Aber wer noch nicht angesteckt ist von dem heute weit verbreiteten Wahn, daß die Geistesgeschichte ein sprunghafter Wechsel in sich fertiger, abgeschlossener Ideen sei, etwa wie die Veränderung der Mode, in der ja allerdings lange und kurze, weite und enge Röcke und Hosen, große und kleine Hüte sich fast unvermittelt ablösen und immer wieder als fertige Schicksalsgaben aus den Schneiderateliers der großen Weltfirmen auf Weiblein und Männlein herniederregnen, wer von dieser sehr mit Unrecht idealistisch genannten Geschichtsmythologie einer gnostischen Denkrichtung noch frei ist, muß danach streben, Anfang, Wachstum, Höhepunkt, Abwelken und Ende geistiger Bewegungen als Einheit aufzufassen, natürlich mit jenem am Anfang dieser Betrachtung von mir betonten Vorbehalt, daß jede Zerlegung des geschichtlichen Flusses nur bedingt ist durch die Organisation unserer Aufnahmefähigkeit.

Troeltsch versteigt sich weiter zu dem Satz: Dantes 'Liebe zum Altertum ist dieselbe wie die Abälards und der Alexanderromane'. Aber er widerlegt sich selber durch andere, damit unvereinbare Bemerkungen. Gleich danach hören wir 'von dem Patrioten Dante, der alle Leiden selbst seines gehaßten und doch so geliebten Florenz von dem Eindringen unrömischer, etruskischer Menschen (des Diehs von Fiesole) in die ursprünglich rein römische Arnostadt herleitete'. Troeltsch schiebt diese uns freilich wunderlich anmutende Bekundung von Patriotismus beiseite als für uns gleichgültig. Aber Dante gibt ihr einen besonderen Nachdruck: er legt sie seinem verehrten Lehrer und Vorgänger Brunetto Latini in den Mund und nimmt sie auf in jene, seinen eigenen Künstlerstolz, das neue Künstlerbewußtsein der Renaissance, scharf belichtende Rede (Inferno XV, 55—120), worin der ältere Landsmann, der ihn 'lehrte, nach Unsterblichkeit zu ringen', den Villani als Meister der Rhetorik in Wort und Schrift, als Erklärer der Rhetorik Ciceros und als Begründer der Florentinischen Bildung und Staatskunst feiert, dem Dichter Landung im Port des Ruhms verheißt und ihn als umsonst von jeder der Parteien begehrten Sproß aus dem 'heiligen Samen der Römer' erhebt. Es steckt gerade in diesem tuscischen Patriotismus, den das Bild des neuen idealen Rom durchleuchtet, ein höchst wirksames Ferment des neuen Geistes, der die Renaissance schuf, vor allem der neuen Auffassung des Altertums, die mitnichten die der — freilich ihrerseits ja auch aus vormittelalterlichen, spätantiken Quellen geflossenen — Alexanderromane war.

Dieser tuscische Patriotismus, der die Übel der eigenen Vaterstadt sich nur daraus zu erklären weiß, daß ihre alte Größe, die angeborene Tugend ihrer ursprünglichen Bevölkerung durch Einwanderung fremder, schlechter Elemente der Nachbarschaft verderbt wurde, und der diese ideale tuscische Urbevölkerung für Römer ansieht, der steht eben im Banne eines neu erwachten italischen idealisierenden Romkults. Und dieser neuartige italische Romkult wurzelt zwar, wie ich noch näher beleuchten werde, letzten Endes mit der mittelalterlichen Trojanersage

der Franken in derselben römisch-antiken imperialistischen Wiedergeburtsvorstellung, liegt aber weit ab von jener rein gelehrt-literarischen Fiktion: denn in ihm pulsiert der Blutstrom nationalen Lebens, das erstarkte Selbstgefühl des italischen Volkstums, das jetzt erst fordernd, hoffend die Weltbühne betritt, von Frankreichs überlegener geistiger Kultur befruchtet, mit ihr wetteifernd, sie überflügelnd, um nach dem Sturz des mittelalterlichen Kaisertums der nordischen 'Barbaren' sich Freiheit und einen eigenen Geist zu gewinnen. Dieser tuscische Patriotismus, der sich auf den neuen Romkult stützt, war es, den Dante in sich spürte, als ihn bei dem päpstlichen Romjubiläum des Jahres 1300 die antiken Erinnerungen in der ewigen Stadt überwältigten, und darum verlegte er die Weltenreise seiner Göttlichen Komödie in dieses Jahr. Dieser selbe tuscische Romkult bewegte bei derselben Gelegenheit den Florentiner Villani, und trieb ihn an, eine Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben. Und diese sonderbare Verquickung des Florentinischen Lokalpatriotismus mit dem italischen Nationalgefühl in dem einen neuen Gegenwartswert empfangenden Idealbild des römischen Altertums blieb noch lange dem Bewußtsein der Renaissance eingeprägt.

Nicht 'das große Weltgedicht des Mittelalters' wollte Dante schaffen, wie Troeltsch (S. 7) glaubt, und hat er geschaffen. Wohl war er 'der treueste Sohn einer Kirche, deren Wahrheiten und Dogmen, Autorität und Einheit ihm das Höchste auf Erden war' (S. 6). Aber Troeltsch erkennt selbst, was auch ich früher mit besonderem Nachdruck ausgesprochen habe, daß 'der Drang zum Ewigen und rein Menschlichen' den Dichter der 'Komödie' dazu geführt hat, die kirchliche Glaubenswelt als Symbol zu behandeln. 'Die Jenseitswanderung ist ihm Symbol der Kämpfe und Läuterungen, der Hemmungen und Ziele des diesseitigen Lebens'. Ich habe früher („Deutsche Rundschau" 1914, Februar S. 201; Reformation, Renaissance, Humanismus, S. 72 ff., 114 ff., 168 f.) zu zeigen versucht, wie in einer der schönsten Szenen des Purgatorio, der Bereitung des Bads und Trunks der Wiedergeburt durch Matelda im Hain des irdischen Paradieses, unchristliche Züge, die an altgriechisch-römische, orphische Motive anklingen, die aus christlicher Sakramentenlehre und Liturgie entliehenen Bilder durchsetzen. Neuerdings haben spanische Gelehrte, die Professoren Ribera und Asín, mit reichem Wissen und ungewöhnlichem Scharfsinn auch die islamische eschatologische Legende als unmittelbare und mittelbare Befruchtungsquelle für die Göttliche Komödie herangezogen und sich dadurch ein großes wissenschaftliches Verdienst erworben [5]). Man darf daher nach Anregungen für diese Symbolik auch vielleicht in dem Medium orientalischer, parsisch-islamischer Überlieferungen suchen. Doch kann ich hierauf an dieser Stelle nicht eingehen.

Ist also, wie auch Troeltsch selbst hervorhebt, die 'Göttliche Komödie' mehr als eine poetische Einkleidung kirchlicher Lehre, so darf man noch weniger mit Troeltsch (S. 11) ihre Form schlechthin mittelalterlich nennen. Wieder rufe ich ihn selbst zum Zeugen auf gegen diese seine unhaltbare Formulierung. Sehr schön und wahr

[5]) Einwirkung arabischer Philosophie und Mystik auf Dantes Weltanschauung und dichterische Phantasie ist wohl zweifellos und war teilweise schon bekannt. Aber erst die beiden spanischen Orientalisten haben diese Beziehungen auf Grund souveräner Quellenkenntnis untersucht und im Zusammenhang mit dem großen geschichtlichen Problem des Einströmens islamischer Elemente in die abendländische Geisteswelt des Mittelalters umfassend betrachtet: Julián Ribera y Tarrago, Antrittsrede bei Aufnahme in die Real Academia Española, Madrid 1912 (mit Erwiderung von Pidal y Mon); derselbe, Antrittsrede bei Aufnahme in die Real Academia de la Historia, Madrid 1915 (mit Erwiderung von Codera); Miguel Asín Palacios, La escatalogia Musulmana en la Divina Comedia, Madrid 1919 (Antrittsrede bei Aufnahme in die Real Academia Española, mit Erwiderung seines Lehrers Ribera). Bei Veröffentlichung meines Akademie-Vortrags von 1904 über den 'Ursprung des mittelalterlichen Minnesangs, Liebesromans und Frauendienstes' im Jahre 1918 (Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1918, S. 994—1098) wußte ich leider von den Forschungen Riberas noch nichts.

würdigt er die geschichtliche Bedeutung, die es hatte, daß Dante 'für sein ethisches Erziehungswerk', das er in seiner 'Komödie' schuf, statt der internationalen Kultursprache des Lateinischen die Volkssprache ergriff, sich von ihr durchdringen ließ und sie neu gestaltete. Sehr schön und wahr sieht er darin das auch für uns heute noch gültige Vorbild einer 'Verjüngung aus dem eigenen Volkstum'. Sehr schön und wahr betont er, daß Dantes früheren lyrischen Gedichten gegenüber in der 'Göttlichen Komödie' 'die Reinigung durch die antike Strenge und Klarheit seiner Sprache und seinem Charakter einen völlig neuen Zug gegeben hat' (S. 13). Virgil und Cato, sie sind ihm die Führer zur sittlichen und künstlerischen Strenge und Form. Da muß man doch fragen: Welcher Dichter des Mittelalters hätte je so das Altertum auf sein innerstes Menschsein wirken lassen? Welcher Dichter des Mittelalters hätte je so Dichter und Denker des Altertums als Seelenführer sich und seinen Lesern erkoren?

Dantes 'Komödie' ist schon vor langer Zeit von August Wilhelm Schlegel und in einem gänzlich verfehlten Jugendbuch des geistreichen und vielseitig gelehrten Hegelianers Karl Rosenkranz mit Wolframs Dichtung verglichen worden, wobei noch der uns heute unbegreifliche Irrtum mitspielte, den jüngeren Titurel für ein Werk des Eschenbachers zu halten. Kürzlich hat Gustav Ehrismann feinsinnig und gelehrt diesen Vergleich erneut und am 'Parzival' durchgeführt. Berührungen und Gegensätze der beiden Dichter mit ihm als dankbarer Leser seiner Betrachtung abwägend, muß ich doch bekennen: künstlerisch sind sie grundverschieden, und gerade wer Dantes Gedicht von seiner in der Reise durch die drei Welten sich vollziehenden Läuterung an Wolframs Erzählung der Schicksale Parzivals mißt, wer den festen Schritt und die plastisch-malerische Haltung der 'Komödie' vergleicht mit dem springenden Subjektivismus Wolframs, empfindet den ungeheuren Abstand des Italieners in jener Richtung, die der Kunstwille der Renaissance einschlug.

Wenn nach Troeltsch (S. 14) die 'reinigende Strenge und vollkommene Sachlichkeit das eigentliche Geheimnis des Dantischen Stiles ist und allen tief erschütterten, an sich selber irre gewordenen Zeiten der Erlöser zu wahrer Persönlichkeit werden kann', so ist hierdurch allerdings schon allein die damit unvereinbare Ansicht widerlegt, die Troeltsch dem herrschenden Urteil nachsprach, die Größe Dantes sei seine Mittelalterlichkeit und seine Unmodernität. Und mit Recht hebt Troeltsch (S. 16) selbst als wichtige Momente der Weltenreise hervor, wie am Fuß des Berges der Läuterung den von Virgil geleiteten Wanderer Cato, der antike Stoiker, 'als Urbild aller geistigen Freiheit und sittlichen Selbstbeherrschung das Ziel andeutend' empfängt, und wie am Ziel, auf der Höhe des Bergs, wo das irdische Paradies liegt, ihn sein Begleiter Virgil verläßt mit den Abschiedsworten, die eine Mündigkeitserklärung sind (Purg. XXVII, 142): 'Drum gebe ich dir selber über dich die Krone und Mitra der höchsten Gewalt.'

Ich frage wieder: Diese letzte Lehre des antiken Meisters und Helfers, ist sie mittelalterlich? Ist sie scholastisch? Ist sie nicht vielmehr das flammende Signal der heranschreitenden neuen Zeit? Der Weckruf der menschlichen, nationalen, persönlichen Wiedergeburt, welche die Jahrhunderte der Renaissance und der Reformation, d. h. das 14., 15., 16. Jahrhundert, dem Abendlande gebracht haben?

IV

Dantes Verhältnis zur Renaissance haben Harnack und Troeltsch ohne eigene Spezialforschung auf Grund ihrer universalgeschichtlichen Kenntnis der Entwicklung des europäischen Geisteslebens beurteilt. Ich habe sie hier ausführlich zu Wort kommen lassen, weil sie die historische communis opinio vorzüglich vertreten. Sie behaupten beide die mittelalterliche Natur seines Werkes, sie verneinen, daß es der Renaissance vorgearbeitet habe. Aber ihre eigene Charakteristik der großen

Schöpfung Dantes widerspricht diesem Urteil. In einer besonderen Abhandlung hat indessen schon vor Jahren einer der bedeutendsten Führer der eigentlichen Dante-Wissenschaft, Karl Doßler, das Problem 'Dante und die Renaissance' untersucht (Heidelberger Jahrbücher, XI. Jahrg., Februar 1902, S. 85—107) und sich auch noch vor kurzem gegenüber meiner abweichenden Auffassung zu dem wesentlichen Inhalt jener Ausführungen bekannt (Literaturblatt für german. und roman. Philologie 1919, Sp. 3). In seinem Sinne darf ich aber wohl aussprechen, daß heute, nachdem er die sein großartiges Dante-Werk entstellende Unterschätzung des Paradiso überwunden, dies mit liebenswürdigstem Freimut zugestanden und in einem neuen, mir leider unerreichbaren Buch (Dante als religiöser Erzieher, Bern [!], Verlag Seldwyla, 1921) seine reifere Erkenntnis dargelegt hat, als abgestreifte Schlangenhaut weit hinter ihm auch der entgleisende Schluß jenes Aufsatzes liegt, der Dantes staatstheoretische, philosophische, poetische 'Durchleuchtung der mittelalterlichen Weltanschauung' zusammenfassend so charakterisiert: 'Kaum hatte der Dichter sein Feuerwerk abgebrannt, da fing auch schon der alte Bau zu wanken an und stürzte' [6]).

Doßler versucht, auf induktivem Wege zu scheiden, was schon renaissancemäßig, was noch mittelalterlich an Dantes Werke ist. Er nennt dabei die Epoche seines Lebens eine 'Übergangszeit'. Das ist wieder einer jener beliebten, aber nur aus der Verlegenheit fließenden Notausdrücke. Denn jede Zeit, jeder Augenblick des geschichtlichen Werdens ist im Grunde ja ein Übergang zwischen etwas Verblassendem, Verschwindendem und etwas Aufleuchtendem, Kommendem.

Mit vollem Fug spricht Doßler zuerst von Dantes politischer Stellung. Denn mag man ihn und sein künstlerisch-menschliches Wirken, als Ganzes betrachtet, in gewissem Sinne dem sittlichen Bereich, der höchsten und idealsten Moralpädagogik zurechnen dürfen, ebenso, ja noch mehr hat daran teil der ideale Patriot, der nationale Politiker.

Doßler meint nun, weil die Guelfen in den italienischen Städten den 'Fortschritt' bedeuten, als antikaiserliche Partikularisten, die den germanischen Herrn ablehnen, und weil ohne sie die italienische Städtekultur und die Renaissance nicht denkbar ist, weil anderseits den weißen Guelfen, zu denen Dante sich hielt, die schwarzen Guelfen durch die revolutionäre Kraft der niedern Zünfte überlegen sind und durch besseren politischen Instinkt, durch skrupellose Entschlossenheit und grausame Ausnutzung des Sieges 'die ersten Vollstrecker jenes machiavellistischen Geistes sind', weil also Dante zur Partei der Unterlegenen gehört, muß man ihn, den der Abscheu vor solcher eigennütziger, idealitätsloser Politik zu mittelalterlichen Kaisertumsträumen zurücktrieb, in der praktischen Politik als 'retrospektiv' betrachten. Und sein Buch über die Weltmonarchie, welches diese als moralisch, sozial, politisch notwendig erweist, den göttlichen, natürlichen, geschichtlichen Anspruch des römischen Volkes auf die Weltherrschaft rechtfertigt und den Dualismus der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt sowie die Selbständigkeit und unmittelbare göttliche Herkunft beider Gewalten begründet, es zeigt — so meint Doßler — daß Dante auch in der politischen Theorie kein Vorläufer der Renaissance ist. Unmittelalterlich und ein großes Novum ist freilich, das gesteht Doßler zu, die Forderung dieses Buchs, daß der Staat der Weltkultur, der 'Civilitas humani generis' dienen müsse und sich dabei zu stützen habe auf die ethischen Grundsätze der

[6]) In Wahrheit stürzte er erst im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts. Indessen gehe ich auf die an sich recht notwendige Revision des Begriffs und der Endgrenze des Mittelalters hier nicht ein und fasse den Begriff Mittelalter in der jetzt wohl überwiegend üblichen Weise, wonach das ganze sechzehnte Jahrhundert 'Neuzeit', das ganze fünfzehnte nicht mehr 'Mittelalter' ist, und betrachte überdies auch das vierzehnte Jahrhundert für Italien ganz, für Deutschland in seiner zweiten Hälfte als nicht mehr mittelalterlich.

Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe, wobei der König und die Behörden dem Volk und den Bürgern mit gutem Beispiel als Diener der andern vorangehen sollen. Aber das widerspreche gerade der Staatslehre der Renaissance, etwa eines Machiavelli oder Guicciardini, die scharf und grausam Politik und Moral trenne. Es decke sich vielmehr mit dem aufgeklärten Despotismus Friedrichs des Großen [7]).

Ich vermag dieser Argumentierung nicht beizupflichten. Es ist eine ehrwürdig alte, aber darum nicht weniger schärfste Bestreitung verdienende Geschichtslegende des Rationalismus, der Aufklärung, des demokratischen Liberalismus, daß die Renaissance, d. h. der Geist, der sie hervortrieb und die schöpferische Kraft ihr gab, in den materiellen Interessen der italienischen Städte und in der demokratisch-revolutionären Bewegung der unteren Stadtbevölkerung die eigentliche Wurzel hat. Allerdings, der zweite große Bahnbrecher der Renaissance, Cola di Rienzo, der Befreier Roms, ist einer der wirkungsvollsten Führer dieser Bewegung gewesen. Aber gerade er hat sich mit Inbrunst Dante zum Lehrmeister erkoren. Die Entwicklung verlief mithin nicht so gradlinig, als die Vulgärmeinung glaubt.

Zunächst: der Begriff 'Fortschritt' bleibt hier besser fern, denn an ihm hängt als irreführender Anachronismus der moderne liberale Gedanke, mit dem die Renaissance nichts zu tun hat. Vor allem aber: Rienzo proklamierte die Souveränität des römischen Volkes, wollte sein Tribunenamt nur von ihm durch Delegation des Imperiums empfangen haben, während Dante für den Kaiser die unmittelbar von Gott ihm verliehene Monarchie (d. h. die Alleingewalt über den Erdkreis) verlangte. Das scheinen unvereinbare Gegensätze. Allein der im zwölften Jahrhundert von Arnold von Brescia im Einklang mit altrömischer Rechtsanschauung verfochtenen Ansicht, daß der Inhaber des Weltimperiums eigentlich das römische Volk sei, die seit der Wende des 13. Jahrhunderts in Italien neu und wirkungsvoller als treibende Kraft der geistigen nationalen Wiedergeburt hervorbrach, stand auch Dante recht nahe. Unmittelbar nach der Kaiserkrönung Heinrichs VII., des von Dante als Weltretter Ersehnten und Begrüßten, kam es zwischen jenem und dem in Avignon residierenden Clemens V. zum Bruch: der Papst forderte ihn auf, Rom zu verlassen. Aber da erhob sich die römische Bürgerschaft (Spätsommer 1312), riß die Macht an sich, erklärte Rom durch Volksabstimmung zur Kaiserstadt, rief den Kaiser für immer aufs Kapitol zurück mit der Bedingung, daß er anerkenne, den Prinzipat allein vom römischen Volk empfangen zu haben. Villari sah in diesem Beschluß eine Frucht von Dantes Schrift über die Monarchie, Franz Xaver Kraus meinte umgekehrt, der Eindruck dieses Ereignisses spiegle sich im zweiten Buch seiner 'Monarchie'. Die innere Verwandtschaft ist unleugbar. In jenem römischen Plebiszit von 1312, in Dantes Theorie, daß dem 'heiligen, frommen und ruhmvollen römischen Volke' das Imperium von Gott bestimmt war, in der Kaiserwahl und Kaiserkrönung Ludwigs des Bayern durch ein römisches Parlament und im Namen des römischen Volkes (1328), und in Rienzos Proklamation von 1347 pulsiert der gleiche Glaube an die Auferstehung und das imperiale Recht der Stadt Rom. Anderseits hat Rienzo später die nationale Einheit und Selbständigkeit Italiens durch Vermittlung des deutschen Kaisers und durch den nach Rom zurückzuführenden Papst erstrebt. Immer ist der Kern dieselbe Idee: das neue Rom-Ideal. Daraus entspringen alle diese Bestrebungen und Theorien: die geistige nationale Einheit Italiens gilt es zu erreichen; gleichviel auf welchem Wege, gleichviel, ob durch

[7]) Dem gegenüber sei übrigens daran erinnert, daß im Zusammenhang mit der weiten Kreisen des Mittelalters geläufigen Lehre von der Volkssouveränität (über sie grundlegend Fr. v. Bezold, Histor. Zeitschr. 1876, Bd. 36, S. 313 ff., wiederholt in seinen gesammelten Abhandlungen 'Aus Mittelalter und Renaissance', München, R. Oldenbourg 1918) schon im 12. Jahrhundert Johann von Salisbury im Monarchen den Diener des Volkes und der öffentlichen Wohlfahrt (publicae utilitatis minister) erblickt (Policraticus 4, 1).

Kaisertum oder Papst. Die politisch-sozialen Motive und Absichten mögen am Anfang der Renaissancebewegung noch so lebhaft hervortreten, sie sind nicht ihre Seele und werden darum verschlungen von den stärkeren geistigen Impulsen, die aus den menschlichen Bedürfnissen, aus dem sittlich-religiösen und ästhetischen Gefühl aufsprangen.

Die Renaissance will gewiß von Anfang an das Recht des Diesseits durchsetzen. Aber ihre Erzeuger, Führer und Bahnbrecher sind nicht die emporstrebenden Zünfte, ebensowenig die in die Höhe kommenden reichen Bankiers, die meist mit jenen als Urheber der Renaissance in einem Atem genannt werden, obgleich sie doch eine völlig andersgeartete Kulturschicht darstellen. Der Handelssinn, der Waren tauscht, vollends der höher entwickelte, der reine Geldgeschäfte macht, war und ist niemals schöpferisch im ideellen Bereich und wird es niemals sein. Von ihm empfängt die geistige Kultur nicht neue Offenbarungen. Er entdeckt in der Menschheitsseele keine neuen Gründe und Schächte. Ihm fehlt zum innerlichen Erleben von Welt und Menschen die heilige Einfalt und Unschuld des Gefühls, die Reinheit der Phantasie, die Klarheit der Anschauung, woraus allein die religiöse wie die künstlerische Inspiration und allein auch die künstlerischen Gesichte, die künstlerischen Gestaltungen hervorgehn. Wer die schöpferischen Gedanken und Kunstwerke der dichtenden, denkenden, bildenden Renaissance von den reichen italienischen Bankiers und Handelsherrn herleitet, verfährt gerade so, als wollte man Richard Wagners Befreiung der Kunst, seine Idealisierung der Oper und der Bühne durch den Kampf gegen die Geschäfts- und Repräsentationstheater der höfischen Residenzen und der Handelsstädte, durch seine musikdramatischen Schöpfungen von unerhörter Schönheit und neuer Stilform, durch seine Festspiele von Bayreuth deshalb den deutschen Börsianern zuschreiben, weil diese, als nach langem furchtbaren Kampf die verhöhnte und verleumdete Zukunftsmusik ihren Siegeszug begann, mit der ihnen eigenen Witterung der Konjunktur in Massen sogenannte Wagnerianer wurden, oder als wollte man die 'geistige Bewegung' des Georginenbundes, deren Idealismus auch ihr Gegner anerkennen muß, und deren Kunstpanier übrigens manche Züge aus den Gedanken des von ihr verfemten Wagner trägt, deshalb auf den Snobismus der Großstädte zurückführen, weil sich jetzt, nachdem in den großen Tagesblättern die bloße Verulkung dieser neuen gnostischen und musikfeindlichen Orphik aufgehört hat, aus jenen Kreisen die immer Zeitgemäßen als Mitläufer und Neophyten hinzudrängen. Die junge Renaissancebewegung ist von den neuen Reichen der italienischen Städte und von den neuen Fürsten aufgegriffen und gefördert worden, weil sie zum Schmuck eines verfeinerten Lebens willkommen und tauglich war: als ein edles Ziergewächs aus einer fremden Welt ließen diese Parvenus sich ihre neuen Paläste von den großen Architekten im Renaissancestil bauen, von den Humanisten hochfliegende Enkomien dichten und eloquente Reden halten, oder versuchten sich wohl auch selbst in der neuen Rhetorik und Poetenkunst.

Erzeuger, Führer, Bahnbrecher der Renaissance sind die kleinen Kreise genialer Seher und Schöpfer mit ihrem Anhang adliger hochgesinnter Geister, die im Besitz der vollen mittelalterlichen Bildungstradition aus dem erstarrten Wust einer absterbenden Welt den Weg ins Freie, in die Klarheit und Schönheit des Maßes und der Form suchen und dem erwachenden nationalen Geist, den sie in den Tiefen des Volkes raunen hören, Bewußtsein und eine redende Stimme schaffen.

Diese Erzeuger, Führer, Bahnbrecher, Ausbreiter der Renaissance waren Dichter und Künstler, Notare, Literaten. Allerdings mußten auch sie, nach der Sitte der Zeit, sich in Zünften zusammenschließen oder anderen Zünften beitreten, wie es Dante getan hat. Aber sie waren und blieben darum doch Aristokraten des Geistes. Und das Wesen der Renaissance hat mit den Ständekämpfen, mit den munizipalen Revolutionen und dem Sieg der niederen Schichten unmittelbar nichts ge-

mein. Das waren nur Begleiterscheinungen teils von fördernder, teils von hemmender Wirkung.

Man kann nicht einmal sagen, daß die Städtekultur die Quelle des Renaissancegeistes gewesen ist. Gewiß war für ihn das politische und wirtschaftliche Machtgefühl der italienischen Städte ein passendes Bett, in dem er sich rasch ausbreiten und zum Strom anwachsen konnte. Aber das Emporkommen der Städte ist am Ausgang des Mittelalters eine internationale Erscheinung und hat mit der Seele der Renaissance unmittelbar nichts gemein. In Italien liegen die Anfänge dieses Aufstiegs der munizipalen Kräfte um mehr als ein Jahrhundert der Renaissance voraus. Er ist ein wichtiger Faktor innerhalb des allgemein-europäischen Erstarkens der Laienkultur und hat als solcher dem diesseitigen Charakter des in seinem Wesen doch völlig heterogenen Renaissancewillens vielfach, keineswegs immer und überall, Vorschub geleistet. In Deutschland haben die großen Reichsstädte nur widerstrebend und zögernd dem Humanismus den Zutritt gewährt, nachdem er schon längst an den Höfen der weltlichen Fürsten und der Bischöfe Fuß gefaßt hatte und geehrt war. Wenn Dante sich nicht zur siegreichen Stadtpartei hielt, so kann man daraus gewiß nicht schließen, daß er abseits stand von der werdenden Renaissance. Er wollte und konnte überhaupt zu keiner politisch-sozialen Partei gehören. Das bekennt er ja selbst durch die oben erwähnte Rede des Brunetto Latini. Er war weder Guelfe noch Ghibelline. Er gehörte zu dem neuen Adel des erhöhten Menschen. Und der Staat, den er erstrebte, war ein nationales und zugleich universales Ideal der Zukunft, wiedergeboren aus der romantisch verklärten römischen Vorzeit.

V

Machiavell, den Voßler beschwört, damit er gegen Dantes Renaissancegesinnung zeuge, samt dem sogenannten „machiavellistischen Geist" sind von derselben Geschichtslegende, die den Ursprung der Renaissance in der demokratischen Bewegung und bei den reichen Handelsherren findet, mit einer anscheinend unzerreißbaren Wolke von halbwahren und unwahren Vorurteilen verhüllt, daß man die Geduld verlieren könnte. Gewiß ist ein so quellenkundiger und geschmackvoller Gelehrter wie Voßler weit entfernt und war es auch wohl schon bei Abfassung dieser Untersuchung von jener Einschätzung des großen florentinischen Staatsmannes, die ihn und seine Lehren zum Typus der politischen Ruchlosigkeit machte und Friedrich dem Großen seinen Antimachiavell eingab, ihm, der als König selbst dann im Sinne der wahren Grundsätze Machiavells sein Herrscheramt ausgeübt hat. Aber ein Rest der Machiavell-Legende, die ja auch bei Burckhardt noch stark ihr Wesen treibt, läßt sich selbst in Voßlers Argumentierung über Dantes Politik und politische Theorie doch spüren. Jener Legende, die verwachsen ist mit dem andern Mißurteil, das in Burckhardts Auffassung der Renaissance gleich einer fixen Idee die Wahrnehmung und Anerkennung des geschichtlichen Tatbestandes verdunkelt: der eigentliche Geist der Renaissance verkörpere sich in den 'kräftigen Frevlern', in den nach Macht, Glanz, Genuß gierigen, von moralischen Regungen freien, aber schönheitsfreudigen italienischen Stadttyrannen und Kondottieren. Gewiß, es gab solche Naturen während der Renaissance in großer Zahl. Ob aber deshalb die Raubsucht und das skrupellose Vertrauen auf die Kraft, die Zweckmäßigkeit, den Erfolg damals unter Italienern verbreiteter war, als im barbarischen Mittelalter unter Italienern, Deutschen, Nordländern, Arabern, Byzantinern, darf man bezweifeln.

Man lese nachstehende Schilderung:

Die Ideale dieser Menschen sind Kraft und Schönheit, keine Sünden- und Höllenfurcht bestimmen ihre Handlungen, religiöse und abstrakte Moral wirken wenig auf sie, nur ästhetische Abneigung gegen Schwäche und Gemeinheit. Überhaupt steht das Höchste der

Erdengüter, die Persönlichkeit, in größter Wertschätzung: die Ausbildung aller körperlichen und geistigen Kräfte wird angestrebt. Grausame Krieger und schlaue Diplomaten sieht man sich der Produktion formal raffiniertester Gedichte widmen. In sexuellen Dingen herrscht große Freiheit: auch Perversitäten werden als natürlich hingenommen. Alle Dinge und Menschen werden angesehen, wie sie sind, ohne einen Maßstab des Seinsollens.'

Und man halte daneben die folgende Würdigung erzählender Darstellungen:

'Der moralische Standpunkt der Erzählung ist schwer zu bestimmen . . . Sie hat Sympathie für jede starke Äußerung menschlicher Geisteskraft in der Leidenschaft, dem Scharfsinn, der körperlichen Geschicklichkeit, der Waffentat . . . In religiöser Hinsicht fußen die Erzählungen weder im Heidentum noch im Christentum, sondern in einem Glauben an den unabwendbaren Gang des Schicksals, der sich den Menschen durch Vorzeichen, Geschichte und Träume offenbart.'

Jedermann wird glauben, daß dort der Charakter der fatalistischen, von der Allmacht der Fortuna überzeugten Renaissancemenschen, der „kräftigen Frevler" nach Burckhardts Formulierung, daß hier die novellistische und historische Erzählweise der Renaissance-Schriftsteller gemeint sei. In Wirklichkeit aber beziehen sich beide Charakteristiken auf den Menschentypus, der in den Isländischen Sagas erscheint: sie stammen aus Richard Heinzels Beschreibung der isländischen Saga, die S. Singer mitgeteilt hat (Aufsätze und Vorträge, Tübingen, J. C. B. Mohr, 1912, S. 236; vgl. Andreas Heusler, „Deutsche Rundschau", März 1917, S. 392 ff.) und aus Axel Olriks Nordischem Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit (Heidelberg, Winter, 1908, S. 140 f.). Mit Recht vergleicht S. Singer hiermit ähnliche Züge eines von sittlich-religiösen Skrupeln freien herrischen Fatalismus in der altarabischen Poesie. Ich selbst hatte schon früher darauf hingewiesen, wie der angebliche 'Renaissancemensch', diese Fata Morgana, an der sich die landläufige Geschichtsdarstellung und besonders die unübersehbare Schar der großsprecherischen Geschichtsphilosophaster mit hysterischem Gruseln berauschen, bereits unter den Gestalten der isländischen Saga häufig vertreten ist: in jenem 'furchtbar harten Geschlecht von ungebändigter Lebenskraft, von ungezähmten Begierden', das alle Geisteskräfte nur benutzt, um sie zu sättigen, in jener 'Lieblingsfigur der isländischen Saga', dem herrschsüchtigen und habgierigen Häuptling, der schlau, rücksichtslos, grausam seine Pläne verfolgt und oft 'die Ermordung des Feindes durch gedungene Knechte, durch Hinterhalt, Überraschung' herbeiführt, vor allem aber in jenen von Felix Dahns 'Sind Götter?' nachgedichteten Nordlandshelden, die 'sich von Gott und Göttern lossagten und auf ihre eigene Kraft vertrauten' (R. Heinzel, Über den Stil der altgermanischen Poesie, Straßburg, Trübner, 1875, S. 35. 36). Die Italiener der Renaissance waren schwerlich frevelhafter, rachsüchtiger, hinterlistiger, berechnender, als die des Mittelalters und der heidnischen Zeit. Auch die sittliche Entartung einzelner Renaissancepäpste hat im 10. Jahrhundert ihresgleichen. Neu wirkt nur dem gesamten deutschen und romanischen Mittelalter gegenüber die künstlerisch unbefangene, hellfarbige Darstellung sündhafter Größe mit ihrer kaum verhehlten Sympathie für jede heldenhafte Kraft des Willens und des Geistes, mit ihrem Glauben an die Stärke des Schicksals und ihrer Anlehnung an die Fortuna-Theorie des Altertums.

Dante bevölkert sein Inferno und sein Purgatorio mit einem Heer mittelalterlicher Sünder. Er gibt in der unerhört lebensvollen Charakteristik eines jeden das große erweckende Beispiel der künstlerischen Verwertung und der ästhetischen Wirkung des moralisch Häßlichen. Gerade dadurch auch wurde er der Lehrmeister der Geschichtsschreiber der Renaissance, die es nun verstanden, geistig hochstehende oder gar genialische Verbrecher objektiv in ihrer menschlichen Größe vorzuführen. Aber es ist doch ein geradezu ungeheuerlicher Irrwahn, den Geist der gesamten Renaissance nach den Visconti oder dem Stadttyrannen von Rimini, Sigismondo Malatesta, nach Alexander VI. oder Cesare Borgia oder Pietro Aretino zu beurteilen. Der wahre Geist der italienischen Renaissance lebt in Dante, Rienzo, Petrarca, Salutati, in den Universalgenies Leon Battista Alberti und Lionardo

da Vinci, in Lorenzo Valla, in der bunten Schar der mystischen und pantheistischen Platoniker und Neuplatoniker, natürlich auch in dem kühnen Reformator Savonarola, in Michelangelo, in all den großen, nur als schaffende Künstler tätigen Malern und Bildhauern, die aus schönheitsfreudiger, dem Heiligen und Reinen geöffneter Seele menschliche Idealbilder gestalten. Machiavelli aber insbesondere ist von Dante oder Rienzo gewiß nicht durch solch polare Gegensätzlichkeit geschieden, als die Geschichtslegende annimmt, als auch Voßler zu glauben scheint. Er ist vor allem andern gleich jenem ein glühend national gesinnter Patriot, Vorkämpfer der Befreiung Italiens von fremder Herrschaft, seiner Wiedergeburt aus den angestammten Volkskräften, seiner Verjüngung aus der großen altrömischen Vorzeit. Wohl war er Republikaner, wohl hat er vom Kaisertum keine hohe Meinung mehr, wohl wandte er sich mit Heftigkeit gegen das Papsttum, weil es nach seiner Ansicht der politischen Einigung Italiens im Wege stehe. Aber er, der sich aus Livius für die Republik begeistert, verficht daneben in der Schrift über den Fürsten den monarchischen Absolutismus als notwendige Folge entarteter Freiheit. Und als 1522 die Johanniter auf Rhodus von einem Angriff der Türken bedrängt wurden, da mahnt er in einem 'Gesang der heiligen Geister' das Land, das einst der Welt Gesetze gab, wie die inneren Zwiste den Feinden den Weg öffnen, da ruft er die Christen auf, ihren Hader zu begraben und vereint den Ungläubigen entgegenzutreten, auf daß unter einem neuen Hirten (nuovo pastor), d. h. dem Papst Hadrian VI., die Liebe zur Gerechtigkeit und wahren Ehre wieder erstehe, die Welt zu ihrer Erstlingszeit zurückkehre und die erloschenen Flammen der virtù wieder auflodern (s. Villari, Niccolò Machiavelli, Bd. 3, übers. von Heusler, 1883, S. 164 f.; Ed. Wilh. Mayer, Machiavellis Geschichtsauffassung und sein Begriff virtù, München 1912, S. 114).

Das ist zweihundert Jahre nach Dante doch im Grunde noch der alte, aus dem Mittelalter überkommene christlich-imperialistische Kreuzzugstraum von der Wiedergeburt der geeinten Welt und der Rückkehr der primitiven Idealzeit, an dem Kaiser Friedrich II., der Dichter der Göttlichen Komödie, Petrarca, Rienzo, Enea Silvio, jeder in seiner Art, teilnahmen. Trotz seiner ausgeprägt christlichen Form ist er antikes Erbe: man setze an die Stelle der Ungläubigkeit das Barbarentum, so hat man die politische Stimmung der Weltwiedergeburtshoffnung jener berühmten vierten Ekloge Vergils und all der verwandten utopischen Zukunftsbilder des Augusteischen und späteren Imperialismus.

Man nennt es vielfach den Zynismus, ja Satanismus Machiavells, daß er den Staatsmännern und Herrschern Handlungen empfiehlt, die er selbst ohne jede Bemäntelung, ohne jedes, andern Politikern geläufige Vorschieben der Klugheit als Deckungsmittels, ohne jenes spätere Jesuitische 'Der Zweck heiligt die Mittel', als unsittlich und böse brandmarkt. Aber dahinter steht überall der sanctus amor patriae, die Überzeugung, daß vor dem Wohl des Vaterlandes alle Unterschiede von gerecht und ungerecht, menschlich und grausam, löblich und schimpflich schwinden (Discorsi III, 41). Dahinter steht zugleich auch die unendliche Verbitterung und Menschenverachtung eines von der politischen Ohnmacht, Korruption, Zerklüftung des Vaterlandes tiefst enttäuschten grenzenlosen Idealismus. Denn das ist doch der Kern von Machiavells Charakter. Der anscheinende Realismus und Utilitarismus, die Skepsis und der Pessimismus — alles ist nur Ausstrahlung der verhaltenen Glut einer Seele, die nach virtù verlangt: nach Größe, Lebenskraft, Willensenergie. Den Begriff dieser virtù aber hat sich sein persönliches, patriotisches Gegenwartsbedürfnis, sein innerer Regenerationsdrang entfaltet als virtù Romana, als altrömische virtus, aus der virtus der altrömischen Stoa, die auch ihm sich verkörperte in jenem Cato, den Dante als Wächter und Wegzeiger an den Fuß des Läuterungsbergs stellte. Machiavelli spricht oft von der virtù der sceleratezza, der Größe, dem Adel, der

vernunftgeleiteten Kraft des Verbrechens. Aber dieses ästhetische Wohlgefallen an der sieghaften Macht eines zielbewußten, sei es selbst frevelnden Willens stammt aus der unbefriedigten nationalen Sehnsucht: das gleichzeitige Italien sah er vor sich als ohnmächtigen Spielball der Ränke der internationalen Politik, als Beute ausländischer Eroberungsgier und erhoffte Rettung nur von einer Wiederkehr des altrömischen Heroismus, d. h. von schrankenloser Kühnheit des durchdachten Wagens.

Diesen sittlich neutralen Begriff der virtù kannte aber, worauf man mit Recht hingewiesen hat (Mayer, S. 16), wiederum gerade auch schon Dante: es ist ihm die naturgegebene geistige und physische Kraft des Menschen, der animalische Trieb wie der Wille; als göttliche Kraft regiert die virtù die Welt (Purg. III, 32; VII, 24), aber auch dem höllischen Dämon hat seine Natur virtù verliehen (Purg. V, 114). Ebenso sieht Machiavelli virtù gleicherweise in dem gigantischen Scheusal Cesare Borgia und in dem religiösen Reformator Savonarola [8]). Von dieser virtus und ihrem bei Machiavell und in der gesamten Renaissance-Ethik häufig genannten Seitenstück, der magnanimitas, ist auch bei Rienzo schon öfter die Rede, der überhaupt als nationaler Politiker und Regent — auch in der Verwendung des Wortes status in einer dem heutigen Begriff 'Staat' nahen Bedeutung — vielfach als ein Vorbereiter des Machiavellismus gelten darf.

Nicht jedoch das römische Altertum an sich war für Machiavelli Quelle und Kanon der Ethik und des politischen Handelns. So wenig es dies für die Weltanschauung Dantes, Petrarcas, Rienzos gewesen ist. Mochte Machiavelli den Glauben an die Vorbildlichkeit der Alten in der Moral und Weisheit, in der Politik und Kriegskunst bis zum Dogmatismus steigern und darin z. B. selbst einen Guicciardini übertreffen, der sich bewußt blieb, daß für anders geartete Verhältnisse das Beispiel Roms nicht maßgebend sein könne, die eigentliche Quelle seiner Bewunderung der römischen Vorzeit war, daß er hier diejenigen Kräfte am vollkommensten und reinsten zu finden glaubte, deren sein zerrüttetes Vaterland zu seiner Wiedergeburt bedurfte. Und da muß ich nun — zu meiner Freude im Einklang mit Meineckes Betrachtung 'Über das Wesen des Machiavellismus und den Sinn und Zweck der Schrift vom Fürsten' — den Nachbetern der abgestandenen Geschichtslegende, die durch die ihr neuerdings beigemischte unselige Mißlehre vom Übermenschen nicht schmackhafter wird, der Geschichtslegende vom satanischen Machiavellismus laut in ihre Ohren rufen: 'Nicht Cesare Borgia [den z. B. noch die neueste, so treffliche Bearbeitung des 'Brockhaus' (1921, Bd. 1, S. 322) 'das Vorbild zum Principe nennt'], sondern die großen Staatengründer und Nationalbefreier Moses, Romulus, Theseus sind die wahren und eigentlichen Helden der Schrift vom Fürsten' (Sitzungsber. d. Berlin. Akad. d. Wiss. 1921, S. 830) [9]), wie sie auch für Rienzos Versuch einer Befreiung, Einigung und Reformation Italiens, den Petrarca mit so begeisterter Zustimmung und leidenschaftlichen Segenswünschen begleitete, die großen Musterbilder gewesen sind. Und das berühmte Schlußkapitel des 'Principe', der Aufruf an den neuen Fürsten von Florenz, Lorenzo dei Medici, offenbart uns in den Tiefen der Renaissancebewegung unverlierbar trotz allem Wandel der Jahrhunderte das Goldherz des heiligen nationalen Willens. Italien — heißt es da — mußte so tief sinken, sklavischer werden als die Juden, ohne Kopf, ohne Ordnung, geschlagen, ausgeplündert, zerrissen, überrannt, auf alle Weise zugrunde gerichtet, damit ein hoher italienischer Geist Rettung bringe. 'Seht, wie das Volk zu Gott ruft, er möge jemand senden, der es von der Grausamkeit und dem Übermute der Barbaren erlöse.' Nur auf das Haus der Medici hofft es, das durch seine hohen Eigenschaften, von Gott

[8]) Vgl. hierzu Ed. Wechßler, Wege zu Dante, Halle a. d. S. 1922, S. 99.

[9]) Meineckes wichtige Erörterung wird als Einleitung zu der neuen Übertragung von Machiavellis Schrift über den Fürsten in der Sammlung 'Klassiker der Politik' (Berlin, Reimar Hobbing) demnächst erscheinen.

begünstigt und von der Kirche, an deren Spitze es gegenwärtig steht [durch Leo X.], den Führer der Befreiung stellen möge. . . . Hier ist gerechte Sache, alle Gemüter sind vorbereitet. Göttliche Zeichen und Wunder haben große Veränderungen verkündigt: das Meer hat sich aufgetan, eine Wolke hat euch den Weg gezeigt, das Mitleid die Wasser ergossen; hier ist das Manna herabgeregnet: alles hat zu eurer Größe mitgeholfen. Gott will den freien Willen nicht beschränken. . . . Welcher Italiener könnte sich weigern, seinem Erretter zu folgen? Einen jeden ekelt diese fremde Herrschaft an. So möge denn unter seinen Fahnen das Vaterland wieder geadelt werden und die Prophezeiung Petrarcas sich erfüllen: „Tapferkeit (vertù) wird die Waffen ergreifen gegen Wildheit (furore), und es wird kurz das Kämpfen sein; denn die alte Kraft in italischen Herzen ist noch nicht erstorben!" Berühmte Worte der patriotischen 16. Kanzone (Italia mia, V. 93—96), die auch der modernen italienischen Einheitsbewegung begeisternd vorgeleuchtet haben. Sie richten sich gegen den furor teutonicus der deutschen, besonders bayrischen Söldnerbanden, mit denen die unseligen Usurpatoren und Tyrannen der italienischen Städte und Kleinstaaten untereinander sich bekriegten. Indem Machiavelli diese Verse zum Ausklang seines Fürstenbuches macht, eignet auch er sich jene Idealpolitik Dantes, Rienzos, Petrarcas an, die in der angeführten Kanzone der Zukunft weit vorauseilend Sieg über die fremden Barbaren, Einheit, Unabhängigkeit erträumt und mit dem rührenden Rufe Pace, pace, pace ihr letztes Ziel verkündet. Dieser ganze Gedankenkreis, den die heutige Geschichtsforschung mit Geringschätzung als phantastisch beiseite schiebt, war auch ihm keineswegs fremd. Er steht als nüchterner Politiker ihm doch gegenüber mit heimlicher Liebe, mit leisem Bedauern, daß die harte Wirklichkeit andere Methode erfordert. Das zeigt in der Florentinischen Geschichte seine durchaus sachliche Erzählung der Tat Rienzos (I, 31) und sein Bericht über die mißglückte Nachahmung des Tribunen durch Stefano Porcari (VI, 29), wo wieder ein Zitat aus einer gleichfalls hochberühmten Kanzone Petrarcas von verwandtem Sinne (Spirto gentil) die Stimmung gibt.

VI

Voßler prüft Dantes Theologie und Religion und findet sie mit Recht orthodox katholisch. Ich muß das allerdings etwas einschränken. Lange Zeit hat man versucht, protestantische Glaubenszüge bei Dante zu entdecken. Das war verfehlt. Aber der Gegenschlag, ihm die schlechthin kirchliche Uniform anzuziehen, geht gleichfalls irre. Im eigentlichen Dogma hing er freilich ab von seinen kirchlich gesinnten Gewährsmännern Thomas von Aquino, Albertus Magnus und anderen. Er war ja kein Theologe, sondern ein Dichter. Doch schon im Kirchenpolitischen hielt er sich nicht an die Norm, die für die Päpstlichen unverbrüchlich war. Das zeigt z. B. seine erbitterte Klage über das Unheil der konstantinischen Schenkung. Vollends im Bereiche der religiösen Ethik stellt er sich zu den selbständig und frei gesinnten Geistern. Moderner christlicher Orthodoxie aller Bekenntnisse muß es z. B. seltsam, wenn nicht anstößig erscheinen, daß er in seinem Paradies dem Himmel der Venus neben der nach Hebräerbrief 11, 31 erlösten alttestamentlichen Hure von Jericho (Josua 2, 1 bis 22; 6, 17. 22 ff.) auch die ebenso durch ihre zahlreichen Ehen und wahllose Liebschaften wie durch Menschenfreundlichkeit und Wohltun bekannte Cunizza, die Schwester des fürchterlichen Ezzelino von Romano, zuteilt und dann dieses verklärte Paar von höchst anrüchigem Lebenswandel, weil es hinieden bezwungen war von der Kraft des Sterns der Liebe, unbekümmert um das Urteil des Pöbels (volgo: Parad. IX, 36) als Idealgestalten kontrastiert mit dem Avignonischen Papst samt Kardinälen, die, weil sie Rom fern blieben, zu Ehebrechern, ruchlosen Dienern der Geldgier und Schändern des Rechts degradiert werden (Paradiso IX, 22—63; 115—142) mit einem Ausblick auf die baldige Befreiung des Vatikans und der andern er-

wählten Plätze Roms von solchem Ehebruch (d. h. auf die noch bevorstehende Rückkehr des Papsttums nach Rom). Man sieht: hier triumphiert die nationale Leidenschaft, der nationale Romkult über allen Respekt vor den gesetzmäßigen Leitern der Kirche.

Auch Doßler betont, wie Dante im Laufe seines Lebens immer stärker vom rein scholastischen (und offiziell kirchlichen) Geist des Thomas von Aquino abrückt zu der Mystik der Franziskaner und zu deren kirchenreformatorischer Tendenz[10]). Er sei also mittelalterlicher als Petrarca, den Doßler als eigentlichen Bahnbrecher der Renaissance anerkennt (S. 107) und für den, wie er glaubt, das Dogma ohne Bedeutung, die Religion nur Mystik, Ethik und aszetisches Bedürfnis war. Anderseits sei Dante durch seine Beziehungen zu der zelantischen franziskanischen Richtung, die eine reine, von Weltmachtsgedanken freie katholische Kirche ersehnte, bereits ein Künder 'der allermodernsten Bestrebungen eines idealen Katholizismus'. Also einerseits mittelalterlich in seiner religiösen Stellung, anderseits über die Renaissance hinausgreifend modern. Daraus schließt dann Doßler mit einem, wie ich bekennen muß, etwas wunderlichen Formalismus: er stand demnach außerhalb der geschichtlichen Kontinuität, er übersprang die Renaissance, er hatte mit ihr nichts gemein und hat zu ihrer Entfaltung nicht mitgewirkt. Dabei entfährt Doßler dann auch eine Definition der Renaissance, die er vielleicht heute so nicht mehr wiederholen würde, die aber sicherlich noch die herrschende Auffassung wiedergibt: 'Mit dem Worte Renaissance bezeichnen wir doch wohl nur die ästhetische und antichristliche Seite jener Bewegung, die aus der Zersetzung der mittelalterlichen Gesellschaftsbande und des Gottesstaates [Augustins] zur Freiheit des Individuums führt' (S. 91). Und Petrarca — muß man einwenden — der auch nach Doßler Bahnbrecher der Renaissance war, soll antichristlich sein? Er, dessen inniges Verhältnis zu Augustin Doßler selbst hervorhob, soll vom Gottesstaat Augustins sich gänzlich abgekehrt haben? Da stehen wir denn freilich bei einer andern Geschichtslegende: der Legende von Petrarcas unkirchlicher oder gar irreligiöser Gesinnung. Sie hier zurückzuweisen muß ich mir versagen. Hier nur dies eine: die berühmte Entdeckung des modernen Menschen und des modernen Naturgefühls durch Petrarca bei seiner Besteigung des Mont Ventoux in der Form, wie sie in den landläufigen Schriften über die Renaissance immer wiederholt wird, daß daraus eine Absage an die Gedankenwelt Augustins hervorgeht, beruht auf einer Entstellung von Petrarcas eigenem brieflichen Bericht. Auch darin irrt Doßler, daß er Petrarca eine indifferente Haltung gegenüber der kirchenreformatorischen Bewegung der Franziskaner zuschreibt. Petrarca war gleich Dante und gleich seinem Freunde Rienzo vielmehr längere Zeit von einem auf die Reform der Kirche abzielenden Weltwiedergeburtsgedanken erfüllt. Das wird mein Schüler, Mitarbeiter und Freund, Paul Piur, der Mitherausgeber des Rienzo-Briefwechsels, meine eigenen früheren Darlegungen ergänzend und verstärkend, in einer umfassenden Einleitung zu seiner seit 1913 vollendeten erstmaligen kritischen und kommentierten Edition von Petrarcas Briefen 'Sine nomine' eingehend erweisen[11]), die leider bisher zum Schaden der Ehre deutscher Wissenschaft durch die Not der Zeit im Pulte versargt blieb.

Bedenklich ist auch in Doßlers Definition der Renaissance 'die Freiheit des Individuums' und bald danach (S. 92) die Behauptung, die Renaissance-Moral sei die individualistische, die ihren Richter nur im eigenen Gewissen findet, dagegen die moderne Moral die soziale. Die Autonomie des persönlichen Gewissens hat allerdings Dante verkündet in dem oben besprochenen Abschiedswort Virgils. Aber sie entspricht mehr dem reformatorischen Zug, der ja der älteren Renaissance eignet,

[10]) Vgl. auch Ed. Wechßler a. a. O. S. 45.

[11]) Vgl. auch Hans Wilhelm Eppelsheimer, Zur Religiosität Petrarcas, Archiv für Kulturgeschichte, 12. Bd. (1916), S. 363—379.

als daß sie für die gesamte Renaissance bestimmend wäre. Machiavelli z. B. ist von solcher Lehre weit entfernt, desgleichen etwa das Bildungsideal, wie es Castigliones Cortigiano aufstellt. Der Persönlichkeitsbegriff der Renaissance drängt im allgemeinen zum abstrakten Typus des uomo universale, dem das tiefste Geheimnis des Individuums, seine Einzigartigkeit, mangelt. Nur einzelne geniale Geister dieser Epoche, wie Nicolaus von Cues, sind über die normative Enge der humanistischen Auffassung der Persönlichkeit hinausgewachsen.

VII

Wie in seinem Persönlichkeitsbegriff Dante ein Erkenntnisziel aufstellte, hinter dem der Humanismus im allgemeinen zurückblieb, so bricht auch sein Verhältnis zur nationalen Sprache eine neue Bahn, die von den humanistisch gesinnten Nachfolgern teilweise verlassen wurde. Sein Werk über die 'Beredsamkeit in der Volkssprache' ist die herrliche erste Offenbarung des neuen Begriffs einer nationalen Schrift- und Kunstsprache, des vulgare illustre (II, 4, ed. Bertalot 1917, S. 46).

Hier verlangt er von den Dichtern der Volkssprache, die des Namens poeta würdig sein wollen, daß sie sich den 'großen Poeten' (magnis poetis, hoc est regularibus), d. h. den großen durch eine künstlerische Norm geleiteten Dichtern nähern sollen. Diese großen Dichter haben mit geregelter Rede und Kunst gedichtet: es sind die antiken Dichter. Je enger wir daher in der Nachahmung uns an sie anschließen, desto 'richtiger' werden wir dichten (tantum rectius poetemur). Deshalb müssen wir, indem wir uns ja einem Werke der Gelehrsamkeit widmen (doctrine operi intendentes), ihrer gelehrten Kunsttheorie nacheifern (doctrinatas eorum poetrias emulari).

Die antiken Dichter und die antike Poetik — Horazens, des magister noster, Ars poetica nennt Dante unmittelbar nachher als maßgebend — scheinen ihm also das Ideal der lateinischen Sprache und dichterischen Kunst zu verwirklichen. Das vulgare illustre rechnet er dabei allerdings unmittelbar zum Lateinischen. Seine Göttliche Komödie bringt die erste geniale Erfüllung dieser neuen Sprach- und Kunsttheorie, Petrarcas italienische Lyrik, Boccaccios Dekameron die zweite und dritte. Petrarca freilich dichtete ein halbes Jahrhundert später seine 'Africa' in lateinischer Sprache, und die auf ihn folgende Humanistengeneration sah auf italienische Verse und italienische Prosa ein wenig geringschätzig herab. Erst im 16. Jahrhundert brach sich die nationale Sprache zu voller literarischer Geltung durch. Und auch in Deutschland vollzog sich unter dem Einfluß des italienischen Beispiels eine analoge Entwicklung: dem sprachschöpferischen Anstoß Dantes folgte der Petrarca- und Rienzobewunderer Johann von Neumarkt, der Kanzler Karls IV., in seinen Bemühungen um die Regelung der lateinischen und deutschen Schriftsprache, in seinen sprachlich meisterhaften deutschen Übersetzungen lateinischer Erbauungswerke und Gebete, folgte dessen Schüler, der geniale Johannes von Saaz, in dem deutschen Prosadialog vom Ackermann und dem Tod. Wie die Göttliche Komödie das erste Kunstwerk der nationalen Literatur Italiens und nach Doßlers treffender Fassung 'auch das erste von allgemein menschlicher Bedeutung, das die Kluft zwischen Laie und Kleriker überbrückt und sich an ein neues, erst entstehendes Publikum wendet', so ist der 'Ackermann' das erste Kunstwerk Deutschlands in nationaler Prosa von allgemein menschlichem Gehalt, die erste und zugleich die köstlichste literarische Frucht der Renaissance auf deutscher Erde. Dann aber machte auch in Deutschland der Humanismus bald eine Wendung vom Nationalen, von der natürlichen Volkssprache, von der freien Übersetzung lateinischer Werke in lebendigem Deutsch zum Latinisieren, zur Kopie antiker lateinischer Muster oder zu einer Übertragung ins Deutsche, die nur ein sklavisches Nachstammeln der fremden Sprache war (Nicolas von Wyle).

Gegenüber Voßlers feinsinniger Betrachtung über Dantes Gebrauch des Kunstmittels der Allegorie, das ihm als ein vorwiegend mittelalterliches Verfahren, wurzelnd in den philosophischen Lehren des mittelalterlichen Realismus und Konzeptualismus erscheint (S. 99), möchte ich betonen, daß es aus dem späteren Altertum ererbt ist und als bewußte dichterische Manier im Alexandrinischen Hellenismus seinen Ursprung hat. Auch bezweifle ich, daß die Allegorie in der eigentlichen Renaissance keine Rolle mehr spiele und 'höchstens noch als nachträgliche Interpretationsmethode oder als ornamentales Beiwerk' verwendet werde (S. 100 f.).

VIII

Ich berühre jetzt aber den Kern der Frage, wie Dantes Verhältnis zur Renaissance beurteilt werden muß: die Einwirkung der Antike auf ihn selbst. Auch Voßler verkennt nicht, daß in seinen Werken das von ihm proklamierte Ideal der antiken Kunst eine Spur renaissancemäßigen Schönheitsgefühls hinterlassen hat, daß er die stilistische Formvollendung vergilianischer Ausdrucksweise empfand und an zahlreichen Stellen seiner 'Komödie' unter ihrem Einfluß steht [12]), daß seine Kenntnis der antiken Literatur schon sehr beträchtlich ist und alles dies 'Zeichen des nahenden Humanismus sind'.

Das ist alles wahr. Aber es sagt zu wenig. Eifrige Leser, Kenner und Bewunderer Vergils gab es auch im Mittelalter. Welcher mittelalterliche Dichter aber hätte gewagt und vermocht, den Schöpfer der Aeneis mit solcher vertrauten Innigkeit als Meister und Vorbild zu begrüßen und bescheiden, zugleich aber mit dem Stolz eines Ebenbürtigen für das lange Studium und die große Liebe, die er ihm geweiht, von ihm Anerkennung zu erwarten und zu betonen, daß der schöne Stil, den er von seinem Lehrer entnommen, ihm Ehre gebracht hat (Inferno I, 79—87)? Die Szene in der Vorhölle steigert den Ausdruck dieses Dichterstolzes und Ruhmverlangens bis zum Gipfel. Dante trifft dort, geführt von Virgil, auf die großen Dichter des Altertums. Voran schreitet mit dem Schwert in der Hand Homer, der königliche Dichter (poeta sovrano), ihm folgen Horaz, Ovid, Lucan: 'die schöne Schule des Meisters erhabensten Gesanges, der ob den andern (Dichtern) gleich dem Adler fliegt'. Und dann, nachdem er sie als Jünger des Urvaters höchster Poesie so gepriesen, erzählt er, wie sie mit lächelnder Zustimmung Virgils ihn freundlich grüßen und noch mehr der Ehre ihm erzeigend, ihrer Schar gesellen, so daß er der Sechste wird im Kreis solch hoher Geister (Inf. IV, 86—102). Die Schatten dieser Schöpfer unvergänglicher Poesie zeigen in ihrem Antlitz nicht Trauer noch Freude. Sie blicken ernst und ruhig voll hoher Würde; sie sprechen selten und mit sanfter Stimme. Sie leben, von Empfindungen unberührt, in der Sphäre der ewigen Formen. Der Dichter Dante erkühnt sich, mit ihnen sich als einer ihres Gleichen zu besprechen, was sich zu verschweigen ziemt. Geleitet von ihnen, gelangt er dann in die Burg mit sieben Mauern und sieben Toren und beobachtet darin auf einer grünen Matte die übrigen Großen des Altertums, die Helden Trojas und Roms, die erlauchten Geister Griechenlands, Sokrates, Plato, Aristoteles und die andern Führer der hellenischen Philosophie und Naturwissenschaft, ferner Cicero und Seneca, aber auch Gewaltige der islamischen Welt: Saladin, Avicenna, Averroës.

In dieser Konzeption weht Morgenluft. Das ist nicht mehr das leere, enzyklopädische Schema mittelalterlicher Universalgeschichte. Hier kündet ein souveräner Künstler den Anbruch eines neuen Tages des geistigen Lebens, der alle Schöpfernaturen im Bereich des Gedankens, der Seelenkraft, der Tat, des Dichtens, der Rede zusammenschließt in einem ewig fortwirkenden verjüngenden Verein erhabener Beispiele und Vorbilder. Die Ähnlichkeit mit Raphaels Bildern in der Stanza della

[12]) Vgl. dazu Ed. Wechßler a. a. O. S. 17 f.

Segnatura des Vatikans ist kein Zufall. Die Seelengemeinschaft spricht sich darin aus und der Maler der 'Disputa', des 'Parnaß' und der 'Schule von Athen' hat es selbst dadurch bezeugt, daß er in die ersten beiden die Gestalt des großen Erweckers aufnahm. Mit jenen drei großen Kompositionen, die das Apollinische Reich des Geistes in der für die Renaissance gültigen Dreiheit Gotteslehre, Kunst, Weisheit vor Augen stellen, greift ihr Meister aber auch nicht etwa willkürlich und aus persönlicher Liebhaberei zurück auf die dichterische Ideengestaltung Dantes. Er tritt dadurch vielmehr in eine geschlossene Entwicklung. Schon längst haben wir dank Julius von Schlossers überzeugendem Nachweis gelernt, in den Fresken der Theologie und Philosophie bei den Eremitani zu Padua, die der vor dem 3. Februar 1397 verstorbene Florentiner Giusto geschaffen hat, eins der Mittelglieder zu erkennen zwischen Dantes und Raphaels Konzeption und zu beobachten, wie aus dem auf spätantiker Grundlage ruhenden Typus einer schulmäßigen Enzyklopädie von Wissenschaft und Kunst und seinem Bilderkreis die neue Renaissance-Auffassung der geistigen Kultur als eines selbständigen Reiches der Menschennatur und des Menschenlebens stufenweise emporsteigt und früh schon künstlerische Reflexe nach dem östlichen Deutschland wirft, z. B. in den Wandgemälden der Prämonstratenser-Stiftsbibliothek zu Brandenburg (Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten [österreichischen] Kaiserhauses 1896, Bd. 17, S. 13—100 und ebenda 1903, Bd. 23, S. 327—338).

Dantes Vision im Limbo gab das rufende, leuchtende, fortreißende Programm der kommenden Zeit, der Wiedergeburt der Kultur Italiens aus dem sittlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen Geiste des Altertums. In ihr erstrahlte aber auch wie niemals zuvor — auch nicht in den Kunstverhimmelungen des 'Süßen Neuen Stils' und deutscher Dichter des 13. Jahrhunderts — die Weltmacht der geistigen Kultur als unerschöpfliche Quelle eines zweiten Lebens, das seinen Abglanz hat im Ruhm. Das verkündet Dante für den Troubadour Folquet von Marseille, der drei Damen sein leidenschaftliches Herz und seine feurigen Lieder geweiht hatte, durch den Mund der Cunizza, die mit jenem zusammen im Venushimmel weilt (Parad. IX, 37—42); und damit nicht genug: auch Folquet selber bewundert die göttliche Kunst und Ordnung, die irdische Liebesglut in himmlische verwandelt, und frohlockt, daß wie einst ihn der Stern der Venus beherrschte, nun der Himmel der Venus von ihm sein Gepräge empfängt (Parad. IX, 95 f.). Da hat man den ganzen, den tiefsten Dante: die Liebe, die heiße irdische Liebe und die Poesie — sie sind Wirkungen des göttlichen Weltgesetzes, sie kommen von den Sternen und führen zu den Sternen.

Hier scheint Dante einem Vertreter mittelalterlicher Dichtung, den er auch in seinem Buch über die Volkssprache (II, 6) als einen der vorzüglichsten Troubadoure auszeichnet, die Krone der Kunst zu reichen. Das wäre also in der Tat ein retrospektiver Standpunkt. Aber Dante war davon weit entfernt. Er war sich im Gegenteil voll bewußt, nicht nur die Troubadourkunst, wie sie in italienischer Sprache die sizilianische Dichterschule fortgesetzt hatte, sondern auch die über sie weit sich erhebende Weise des 'Süßen Neuen Stils', aus der die Gesänge seiner Vita nova hervorgewachsen waren, hinter sich gelassen zu haben und auf viel höherer Bahn zu schreiten. Auf dem ersten Sims des Berges der Läuterung, dem Sitz der Hochmütigen, äußert der Miniaturmaler Oderisi von Gubbio, der Freund Giottos, seine Betrachtungen über den Wandel der Kunst und des Künstlerruhms: Das Feld in der Malerei hoffte vor kurzem Cimabue zu halten, nun aber stellt seinen Ruf Giotto in Schatten, innerhalb des dolce stil nuovo hat dem Guido Guinicelli, dem Begründer der philosophischen Liebesdichtung, Guido Cavalcanti den Ruhm der Sprache genommen, und vielleicht ist schon der geboren, der alle beide aus dem Nest jagen wird (Purg. XI, 91—99). Auf dem sechsten Sims des Läuterungsberges, bei den Schlemmern, offen-

bart dann Dante im Gespräch mit dem Notar und Dichter nach der Weise der sizilianischen Troubadourpoesie Bonagiunta aus Lucca, worin er die Überlegenheit seiner eigenen Poesie erkannte. Der Vertreter der alten Richtung fragt ihn, ob er der Urheber sei der neuen Verse mit dem Anfang 'Ihr Frauen, die ihr Kenntnis habt von Liebe' (Vita nova, Kap. 19, 1. Kanzone), und erhält zur Antwort: „Ich bin Einer, der aufmerkt, wenn Liebe in mir weht, und was sie innen vorsagt, schreib' ich nieder" (Purg. XXIV, 49—62). Dantes Dichtergröße und die zauberhafte Wirkung seiner neuen, unerhörten Kunst auf Mit- und Nachwelt ist mit diesen Worten, deren Wahrheit Bonagiunta selbst noch bestätigen muß, in knappester Formel bezeichnet. Das Seelen-Erlebnis, die Inspiration der überpersönlichen und dennoch ganz in den Kern des Persönlichen dringenden geheimnisvollen Liebesgewalt — sie ist die Quelle der Lyrik des 'Neuen Lebens', sie auch die Quelle der 'Komödie'.

Selbstbewußter, siegesgewisser kann Dichterstolz sich nicht bekunden. Er ist das große neue, fruchtbare, aber auch gefährliche Gut, das Dante den Jahrhunderten der Renaissance geschaffen und als Vermächtnis hinterlassen hat. Alle ihre Poeten und Künstler haben es sich angeeignet. Nur wenige aber unter den Poeten haben es sich durch ihr eigenes Können verdient. Am vollsten gleich Petrarca, auf dessen schönste Kanzonen, Sonette und Lateinverse Dantes tiefes Wort von dem Wehen der Liebe, die im Innern diktiert, was der Dichter horchend nachschreibt, ja so paßt, als wäre es für ihn bestimmt. Das große Humanistenheer dagegen, die Notare und Sekretäre der Päpste, geistlichen und weltlichen Fürsten und Städte, sie haben dann wohl der literarischen Renaissance ihren Siegeszug durch Italien und Europa gesichert, aber sie hatten nur in vereinzelten Fällen die Kraft zu dem Sternenflug Dantes und Petrarcas. Ihnen verwandelt sich der traditionelle Dichterstolz und der Kultus des Ruhms mehr und mehr in ein leeres Schlagwort, in das Requisit einer erstarrenden Rhetorik. Immerhin, es behielt etwas Zündendes und gab manchen dieser eloquenten Lateinschreiber, die nach klassischen Mustern mit 'Eleganz und Wortfülle' Verse, Reden und Briefe drechselten, einen Schwung, der sie über das Alltägliche erhob und einen Strahl Apollinischen Lichts auch auf ihre Stirne fallen ließ. Anders im Bereich der bildenden Künste. Sie waren ja vor dem Todfeind des schöpferischen Ausdrucks, vor der Rhetorik bewahrt. Und es ist, als ob der Schauer, Bildner und Dichter der 'Komödie', in dem gleichzeitig mit Giotto und Giovanni Pisano die unvergleichliche bildnerische Seelenkraft der italienischen Nation wie eine elementare Eruption ans Licht drang, einer Schar bedeutender, ihm nacheifernder Künstler die Fähigkeit eingegossen hätte, in den Spuren seiner Größe zu wandeln, d. h. nach einem schönen Wort Eduard Wechßlers, die Welt und die Menschheit zu sehen wie am ersten Tag. Ihnen allen blieb die Antike das, was sie Dante gewesen war: Jungbrunnen der Wiedergeburt. Prosaischer gesprochen: sie blieb ihnen der W e g und ward ihnen nicht zum Z i e l. An ihnen bewährt sich die Richtigkeit einer von Carl Neumann schlicht und treffend formulierten Erkenntnis: daß der neue Einfluß der Antike, den die Renaissance brachte, 'ein förderndes und segensreiches Element nur so lange gewesen ist, als die Antike sich in der Rolle des Begleitens, in der pädagogischen Rolle zufrieden gegeben hat' (Historische Zeitschrift 1903, Bd. 91, S. 232). Als im Felde der literarischen Renaissance die Antike schon längst die heilsame Rolle des Mittels aufgegeben hatte und zum Selbstzweck geworden war, als die Saat Dantes, längst von den Säften der nationalen Sprache abgeschnitten, Gefahr lief, in der Eitelkeit, Ehrgier und Ruhmsucht, Gewissenlosigkeit und Lüderlichkeit der Humanisten, in Rhetorik und Imitation zu ersticken, da schufen Raphael und Michelangelo und ihre großen Kunstgenossen, horchend auf die diktierende Stimme des Eros in ihrer Seele und mit offenen Augen die Gestaltenfülle des nationalen Lebens erspähend, selbwachsene Werke von ewigem Gehalt: die echten Zeugen der zuerst in Dante sich auswirkenden Renaissance

des italiſchen Geiſtes und zuſammen mit ihren Vorgängern im Trecento und Quattrocento Zeugen auch der Kontinuität der von Dante ausgehenden menſchlichen und künſtleriſchen Kraft.

IX

Einem ſo weitblickenden Kenner wie Voßler entgeht natürlich nicht: 'klaſſiſche Gelehrtheit' hat es auch vor Dante, im Mittelalter gegeben, namentlich in Frankreich, und hier waren ihm darin manche Männer ſogar überlegen. Dieſe höchſt wichtige Erkenntnis, die leider auch heute noch keineswegs Gemeingut geworden iſt, bildete eine Grundvoraussetzung aller meiner eigenen Forſchung über die Entſtehung der Renaiſſance ſchon ſeit 1891 [13]). Im weiteren aber bekennt ſich Voßler zu einer Anſicht, die zwar der üblichen Abgrenzung und Weſensbeſtimmung vom Mittelalter und Renaiſſance entſpricht, meines Erachtens aber ein fundamentaler Irrtum iſt: 'die Auffaſſung und Beurteilung des Altertums überhaupt — ſo meint Voßler — iſt bei Dante noch eine durchaus mittelalterliche. Die . . . Kulturarbeit der Römer hat in ſeinen Augen noch keinen eigenen Wert und iſt nur eine Vorbereitung auf die Kunft Chriſti; im Kaiſertum, nicht in der Republik erreicht ſie ihren Höhepunkt und in der Perſon des Papſtes erſt ihre Exiſtenzberechtigung' (S. 102). Er ſtützt ſich auf Verſe im zweiten Geſang des Inferno (V. 16 ff.), die des Aeneas von Virgil dargeſtellte Unterweltsfahrt in Parallele bringen zu der eigenen, von Virgil geleiteten Höllenreiſe und ſie rühmen wegen der hohen, von ihr ausgehenden Folgen, daß nämlich Aeneas im empyreiſchen Himmel zum Vater der großen Roma und ihrer Herrſchaft auserwählt wurde, daß Rom und die Weltherrſchaft zu dem heiligen Sitze des Nachfolgers Petri beſtimmt wurde, und daß Aeneas auf ſeiner Hadesfahrt Dinge erfuhr, welche die Urſache für ſeinen Sieg und für das päpſtliche Ornat geworden ſind. 'Alſo noch immer' — ruft Voßler — 'die große mittelalterliche Zweckskette, die von Aeneas bis zum Papſt heraufführt.' Und er ſchließt daraus: 'Dante hat den eigenen Wert der Antike theoretiſch nicht erkannt, aber die eigene Phyſiognomie der Antike hat er künſtleriſch gefühlt und wiedergegeben', wie ſich negativ zeige in ſeiner (übrigens nicht unbedingten!) Ablehnung des Ritterromans, die mit ihm, wie ich hinzuſetze, dann Petrarca und Rienzo noch entſchiedener teilen, poſitiv in ſeinem Stil, in der feſten gegliederten Struktur, in dem kunſtreichen Enjambement, in der freieren Rhythmiſierung des Ausdrucks, ferner in der Wiedergabe antiken Weſens. Auch Voßler denkt dabei an die eben gewürdigte Schilderung des Limbus der berühmten Männer des Altertums (Inf. IV, 112 ff.) und empfindet darin denſelben Renaiſſancegeiſt verklärter Menſchlichkeit wie in Raphaels Parnaß und Schule von Athen. Aber er verſäumt es, dasjenige Renaiſſanceelement darin nachzuweiſen, das, wie ich eben dargelegt habe, in voller Kontinuität ſeitdem ſeine Wirkung entfaltet: das Künſtlerbewußtſein und den Künſtlerſtolz.

Mit Recht erinnert Voßler weiter an die prachtvolle Erzählung des Ulixes (Inf. XXVI, 118) von ſeiner Irrfahrt, von dem tollen Flug der Ruder in weitem Meer, von ſeiner Wiſſensſehnſucht, an den Säulen des Herkules der Sonne folgend,

[13]) Außer dem allbekannten älteren Buch von Domenico Comparetti, Virgilio nel Medio Evo (2. Ausg., Florenz, Seeber, 1896) haben das Nachleben der antiken Literatur im Mittelalter Max Manitius durch eine Reihe von Aufſätzen ſowie ſeine Geſchichte der lateiniſchen Literatur des Mittelalters (München, C. H. Beck, 1911) und Martin Schanz in ſeiner Römiſchen Literaturgeſchichte für die einzelnen römiſchen Schriftſteller beleuchtet. Auch ſind mancherlei Nachweiſe enthalten in den zuſammenfaſſenden Darſtellungen über das Fortwirken des Altertums. Die reichhaltigſte und bequemſte Überſicht bietet John Edwin Sandys, A History of Classical Scholarship from the sixth century to the end of the Middle Ages, 2. edition, Cambridge, University Press 1906, dazu als Ergänzung für die Zeit von Petrarca bis Erasmus desſelben Verfaſſers Harvard Lectures on the Revival of Learning 1905.

den menschenlosen Weltteil zu erspähn, und von seiner, an den Entdeckerwillen des Kolumbus erinnernden Aufstachelung der Genossen, sie möchten bedenken, daß sie nicht geschaffen, um gleich dem Vieh zu leben, sondern um geistige Energie und Erkenntnis zu erringen (per seguir virtute e conoscenza). Diese Erkenntnis ist in der Prägung der spätantiken Populärphilosophie, die auf Poseidonios zurückgeht, mit Anlehnung an Cicero, Ovid Seneca, Lactanz, Augustin und auch an hermetische Tradition, Gemeinbesitz der Renaissance geworden und bildet in höchst wirkungsvoller dichterischer Verwertung den Höhepunkt in dem deutschen Prosadialog 'Der Ackermann aus Böhmen' (s. meinen Kommentar zu dessen 25. Kapitel, Vom Mittelalter zur Reformation, III, 1, Berlin, Weidmann, 1917, S. 316—322).

Voßler hat aber auch Dantes Naturempfindung und Naturschilderung im Auge, die zwar in einzelnen seiner Kanzonen, z. B. in der Steinkanzone 'Jo son venuto all punto della rota' (Canz. XI), gemüthaft, stimmungsvoll, sentimental wie bei Petrarca und modernen Dichtern, in der 'Komödie' hingegen an die Phantasie gebunden, topographisch, von antiker Gegenständlichkeit erscheint (S. 104 f.)[14]).

Voßler beobachtet sehr gut, daß Dante für seine künstlerische Einschmelzung antiker Elemente in die nationale Dichtung einen Nachfolger fand in Boccaccio, der zwar quantitativ das antike Element vermehrt, aber qualitativ, im künstlerischen Stil oft einen Rückschritt bedeutet zum Mittelalterlichen, und daß 'der echte und rechtmäßige Fortsetzer Dantes erst viel später in Ariost erstehen sollte'. Wieder also, so findet Voßler mit Recht, 'steht Dante dem Mittelalter und der Hochrenaissance näher, als der dazwischen liegenden Zeit des Humanismus' (S. 105). Wir hatten diese Beobachtung Voßlers für die künstlerische Wertschätzung und literarische Verwendung der nationalen Sprache (S. 96. 98 f.) anerkannt. Wir werden ihr auch für den künstlerischen Stil, mit einem gewissen Vorbehalt, zustimmen. Aber vollkommen unbegreiflich ist — auch abgesehen von dem, was ich oben ausgeführt habe — die zusammenfassende Folgerung: Dante 'steht also in keinem unmittelbaren Kontinuitätsverhältnis zur Kulturentwicklung seines Zeitalters, und es ist durchaus falsch, ihn einen „Bahnbrecher der Renaissance" zu nennen im eigentlichen Sinn des Wortes, wie es etwa auf Petrarca paßt'.

Es befremdet, daß Voßler hier Renaissance und Humanismus ohne ein Wort der Erklärung gleichsetzt. Eben erst hatte er richtig festgestellt, daß in zwei wichtigen Dingen Dante eine Entwicklung anbahne, welche sich in der Hochrenaissance vollende, die aber der Humanismus unterbreche. Es handelte sich in beiden Fällen um die Versöhnung des antikischen und nationalen Elements, um einen Ausgleich der Nachahmung antiker Muster und der freien eigenen Schöpfung, der Restauration vergangener Kunst und der menschlich-künstlerischen Wiedergeburt der Gegenwart aus dem Altertum, der retrospektiven und der vorwärtsstrebenden Richtung. Diese Ausgleichung und diese Versöhnung, die auch Rienzo erstrebte und versuchte, ist Dante und Boccaccio, auch noch Petrarca gelungen, und findet sich wieder in der nationalen Literatur- und Sprachgestaltung der Hochrenaissance. Dazwischen liegt als Episode die Übertreibung des retrospektiven Zuges, des Prinzips der Nachahmung, des gelehrten Verfahrens: im Humanismus des ausgehenden 14. und 15. Jahrhunderts. Die bildende Kunst des Trecento und Quattrocento hat aber, wie gesagt, an dieser gelehrten Episode, deren Einfluß freilich zunächst die ganze europäische Welt überflutet, bald aber — seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts — doch auch überall nationale Rückschläge hervorruft, höchstens im Äußerlichen gewisser Vorwürfe und Symbole, nicht aber in ihrem innern Wesen, in ihrem Stil teilgenommen. Die Kunst der italienischen Renaissance bietet vielmehr auch im 15. Jahrhundert das wundervolle Schauspiel einer zunehmenden Harmonie zwischen römischem Altertum und

[14]) Vgl. dazu Ed. Wechßler a. a. O. S. 49 ff.

italienischer Gegenwart. Und auch Raphaels Malerei selbst da, wo sie am stärksten und bewußtesten die antike Linie und Plastik sucht, bewahrt sich ungleich mehr von der nationalen Seelensprache der eigenen Zeit, als viele Erzeugnisse humanistischer Wissenschaft (Politik, Geschichtsschreibung, Kriegskunst) und Literatur.

Wie seltsam wäre es Angesichts dieses Tatbestandes, wenn Dante mitten in dieser Entwicklung läge als ein erratischer Block ohne Zusammenhang mit der seinem Geist doch so innig verwandten Weltanschauung und Schriftstellerei Rienzos, Petrarcas, Boccaccios und mit der bildenden Kunst der gesamten Renaissance! Alle geistigen und künstlerischen Gemeinsamkeiten zwischen ihm und diesen Nachfolgern müßten dann auf Zufall beruhen. Das aber ist unglaublich.

Wer könnte z. B. verkennen, daß Michelangelo, der Künstler, Denker, Dichter, ein Erbe und Bildner war von Dantes Geist? Das Weltgericht der Sistina, was ist es anderes, als eine gemalte, nein!, in das sichtbare, wimmelnde Menschheitsall verwandelte Divina Commedia, worin die beiden Pole des ja doch gleichfalls weltrichtenden, eschatologischen und chiliastischen, d. h. von Weltuntergang und Weltwiedergeburt handelnden Gedichts, Paradies und Hölle, dem Auge heilig, erhaben, furchtbar entgegentreten? Ist nicht auch sonst Michelangelos Phantasie gleich der vieler anderer Künstler der Renaissance durch Dante befruchtet worden? Und wenn der Maler der Sistinischen Decke dem gewaltigen Julius II., der an der Komposition der Apostelgestalten Größe vermißte und goldene Lichter auf den Fresken verlangte, zu entgegnen wagte, die Jünger Christi seien doch eben wie ihr Meister arme, einfache Leute gewesen, und keine goldenen Lichter aufsetzte, folgt nicht auch er gleich Dante dem zelantischen Armutsideal der Franziskaner-Spiritualen? Nein, Voßler muß es ja selbst viel besser wissen als ich: die gesamte Kunst der Früh- und der Hochrenaissance[15]) und viele ihrer ersten Schriftsteller und Dichter sind umwittert von jener Schaukraft und bildnerischen Phantasie, von jenem Formwillen, die durch Dantes Weltgedicht zum ersten Male in der Sprache der Poesie lebendig geworden waren und das erste vollendete Kunstwerk der Renaissance hervorgebracht hatten. Der grandiose Wurf des Dantischen Stils hat freilich den meisten Künstlern, auch gerade des Quattrocento gefehlt. Unter den Künstlern, die unmittelbar Motive und Szenen der 'Commedia' darstellten, stehn voran die großartigen Anläufe giottesker und sienesischer Wand- und Buchmalerei wie Reliefkunst im Trecento (Weltgericht im Pisaner Campo Santo und von Orcagna in S. Maria Novella zu Florenz und anderes), dann aber kamen Dantes Geist am nächsten Botticelli, Signorelli, Raphael und Michelangelo. Indessen mittelbar ist Dantes Geist und Kunst mit der ganzen aufsteigenden Entwicklung der Renaissance dauernd verbunden. Alles künstlerisch Wahrhafte und Große, was in Italien Bildner und Maler, Dichter und Schriftsteller während des 14. bis 16. Jahrhunderts geschaffen haben, trägt in sich etwas vom Lebensmark der 'Göttlichen Komödie' und damit zugleich vom Lebensmark der Renaissance. Es ist hier wie dort — um ein glückliches Wort Oskar Fischels zu wiederholen — 'dieselbe Neugier, Andacht und Entzückung vor Natur und Leben, vor Körper- und Seelenwelt, die zu allen Sinnen spricht'. Auch ein in vielem so völlig anders gearteter Mann wie Machiavelli steht im Banne des großen Dichterpropheten und ist einer seiner Schüler.

(Schluß folgt.)

[15]) Über Dantes unmittelbare Wirkung auf die bildende Kunst sprechen in besonderen Kapiteln ihrer großen Dantebücher Franz Xaver Kraus (Berlin, G. Grote, 1897), Alfred Bessermann (Dantes Spuren in Italien, Heidelberg, Winter, 1897), ferner Corrado Ricci (La divina Commedia nell' arte del cinquecento, Mailand, Treves, 1908) und in einer zusammenfassenden Übersicht mit schönen und tiefen Begleitworten Oskar Fischel (Dante und die Künstler, Berlin, G. Grote, 1921).

Die Energiequellen des Kosmos und der Erde im Dienste des Menschen

Von

Wilhelm Büsselberg

III. Arbeitsökonomik

a) Die menschliche Begabung, Verschiedenheit und Entwicklung der Fähigkeiten

Die Teilung sowohl der mechanischen wie besonders der geistigen Arbeitsvorgänge ist im 19. Jahrhundert immer mehr vertieft worden und hat zu dem stark differenzierten Spezialistentum geführt, das seine höchste Entwicklung in Deutschland und den Vereinigten Staaten gefunden hat. Der Wettbewerb trieb den einzelnen immer mehr zu Höchstleistungen, und es wurde notwendig, die Berufswahl nicht mehr dem Zufall oder den Standesvorurteilen zu überlassen, sondern die Begabung und Eignung zu prüfen. Schon altindische Lehre unterscheidet intellektuelle, spirituelle und materielle Begabung und rät, den Beruf der „Basis" anzupassen, aber die Ausbildung der „Inklinationen" nicht zu vernachlässigen, um harmonisches Vollmenschentum statt einseitiger Spezialisten zu erziehen.

Die Dollarwertung des 20. Jahrhunderts hat eine Voreingenommenheit gegen die harmonische Durchbildung entstehen lassen und Teilmenschen gezüchtet. Wer bei einer Stellenbewerbung mehr Kenntnisse zeigt, als für einen Spezialisten nötig sind, gilt wohl als Phantast und wird mit Vorsicht behandelt.

Die technische Einseitigkeit machte die Zusammenfassung der Arbeitsvorgänge und die wirtschaftliche Auswertung durch den Unternehmer und die Ausbildung eines Marktes durch den Handel nötig. Bedarfsanregung und Erziehung der Verbraucher zum Konsum ermöglichten erst den großen Umsatz und auch die Menschenvermehrung; die Regelung von Angebot und Nachfrage bewahrten vor schädlicher Entwicklung. Wie anders sollten wohl die Ergebnisse der Arbeit im Interesse der Arbeiter und der Allgemeinheit mit möglichst hohem Wirkungsgrade nutzbar gemacht werden, besonders wenn es sich um Erfindungen handelt?

Die Tradition hat in Deutschland zu lange dem begrifflichen Denken, den Geisteswissenschaften einseitig die erste Stelle eingeräumt, und noch heute wird das Hochkommen technischen Geistes und technischen Denkens und sein Eindringen in die Verwaltung bekämpft oder doch erschwert [1]). Die schöpferische Veranlagung aber wertet man überhaupt nicht. Vielleicht ist es das Umstürzlerische, was sie dem Althergebrachten, vom Deutschen ja besonders zäh Festgehaltenen, verhaßt und feindlich macht. Vielleicht aber ist der Kampf des Neuen eine naturgesetzliche Voraussetzung für seine Entwicklung. Während Frankreich im Kriege seine Vertreter in den neutralen und befreundeten Ländern anwies, für Kriegserfindungen Prämien auszusetzen, soll in preußischen Zentralbehörden zeitweise durch Anschlag Erfindern der

[1]) Vgl. Prof. W. Franz: „Fort mit dem Juristenmonopol" in Nr. 11 des Jahrgangs 46 dieser Zeitschrift.

Zutritt verboten gewesen sein. Ein gutes Zeichen für den Reichtum an schöpferischer Begabung, ein schlechtes für die organisatorische Befähigung.

Der Erfinder ist nicht selten ein einseitiges Produkt seiner Erziehung, geistig meist einseitig veranlagt, sehr oft ein Sonderling. Vollständig fehlt ihm in der Regel die Fähigkeit, seine Erfindung auszuwerten, sei es aus Mangel an praktischer Begabung oder an Kapital. Ein Kind seiner Zeit, baut er auf Vorhandenem auf, Wissenschaft und Praxis leihen ihm das Rüstzeug. Aus diesem Grunde pflegen Erfindungen „in der Luft zu liegen". Wenn es nun auch für ein Volk gleichgültig sein kann, welcher seiner Genossen die Erfindung zuerst macht, so muß alles getan werden, daß nicht der Angehörige einer anderen Nation dieser einen Vorsprung im Wettbewerb auf dem Weltmarkte verschafft. Aus diesem Grunde schon ist es wichtig, begabten Erfindern eine planmäßige Ausbildung aus öffentlichen Mitteln zuteil werden zu lassen, Anregungen so schnell wie möglich zu prüfen und in der Praxis zu versuchen, auch die Geldversorgung und die kaufmännische Einführung zu beschleunigen. So faßt Edison seine Lebensaufgabe auf [2]).

Dem erfolgreichen Erfinder hat man, wie dem reinen Künstler — Maler wie dem Musiker — eine Sonderstellung im wirtschaftlichen wie im geistigen Leben eingeräumt; niemand fragt nach der Vorbildung, nach dem abgelegten Examen, jedermann ist befriedigt durch das fertige Werk. Nun fordert man für alle führenden Berufe einen „wissenschaftlichen Nachweis", bevor man die Fähigkeit zuerkennt, Führer zu werden. Die Aussicht, ein erfolgreicher Heerführer zu werden oder ein führender Minister usw. hing und hängt in Deutschland von dem Bestehen der Prüfungen in Griechisch, Latein, Mathematik und anderen Dingen ab, auch wenn dafür weder Neigung noch Begabung vorhanden ist. Der Sozialist Ballod führt den Mißerfolg im letzten Kriege darauf zurück, daß an die Vorbildung unserer Verwaltungsbeamten nicht mehr so große wissenschaftliche Ansprüche gestellt wurden wie vor Jahrzehnten. Man verkennt ganz, daß der Organisator, der Pädagoge, der Politiker, der Feldherr ebenfalls in erster Linie Künstlernaturen sein müssen, und daß der Gelehrtenmaßstab keineswegs für sie gilt.

Die übertriebene intellektuelle Bildung der führenden Kreise Deutschlands hat bei ihnen zu einer Verkümmerung der Instinkte und des Seelenlebens geführt und die Weltfremdheit erzeugt, wodurch nicht wenig die Herrschaft Stammesfremder gefestigt worden ist. Es ist unverständlich und zeugt von einer grenzenlosen Verwirrung infolge einer falschen Überschätzung des reinen Wissens, wenn Ballod fragt, warum denn der „kapitalistische Unternehmer" an der Spitze der Unternehmungen stehen müsse, und warum nicht diese Aufgabe durch den „bescheidenen Gelehrten" wahrgenommen werden könnte. Ballod identifiziert nicht allein Unternehmer mit Kapitalisten, er verkennt auch die Aufgaben des Unternehmers.

Weil wir gute Systematiker waren und gut schematisieren konnten und uns als gut gedrillte Objekte leicht und bequem in eine Organisation einfügen ließen, glaubten wir, Organisatoren zu sein. Wir verwechselten Organisierbarkeit mit Organisierungsfähigkeit, die Systematisierung von Geistesprodukten und toter Materie mit der Ordnung lebendiger Kräfte.

Aufgabe der Organisation ist die Auflösung der Arbeit in einzelne Arbeitsvorgänge und die Zusammenfassung von Menschenkräften zu zweckvoller Arbeit.

Der Arbeiter und der Künstler, ganz gleich, ob Gelehrter, Beamter, Handwerker,

[2]) 1919 ist nach einer Zeitungsnotiz auf Anregung und unter dem Vorsitz des Geheimen Regierungsrates Prof. Dr. Sommer in Gießen ein deutsches Erfindungsinstitut gegründet worden mit der Aufgabe, Erfindungen technisch und unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verwendbarkeit zu prüfen, brauchbare Erfindungen zu schützen, technisch durchzubilden und sie an Heer und Marine, Industrie und Gewerbe weiterzuleiten. Unter Umständen sollen Studiengesellschaften angeregt und gebildet, Preisausschreiben erlassen und begabte Erfinder durch Geldbeihilfen gefördert werden usw.

kann als Einzelperson außerordentlich Wertvolles leisten, ohne daß man von seiner Tätigkeit, wenn er ausscheidet, noch etwas verspürt, es sei denn in den fertigen hinterlassenen Werken. Er ist, wie es so oft heißt, „unersetzbar". Dagegen ist die vornehmste Aufgabe des Organisators, sich persönlich ersetzbar und überflüssig zu machen. Er soll seine Organisation so einstellen, daß er sich jederzeit neuen organisatorischen Aufgaben zuwenden kann. Das wird nicht immer der Fall sein; vielfach wird der Organisator immer noch leitende Geschäfte führen, die ebensogut ein anderer wahrnehmen kann. Das ist, wenn es sich um eine wirklich organisatorische Natur handelt, für das Volkswohl bedauerlich, denn an organisatorischen Kräften ist kein Überfluß.

Auch scheint für das Genie, seiner Zeit entsprechend, nur ein begrenztes Ziel erreichbar zu sein, wohl aber noch die Möglichkeit, Nachbargebiete ebenfalls zu fördern, ja sogar dadurch ganz besonders zu befruchten, daß durch die wechselseitigen Erfahrungen besondere Kombinationen angeregt werden. Solche Umstellung ist auch für die Persönlichkeit selbst erwünscht. Ist ein Ziel erreicht, lassen weitere Erfolge auf sich warten, so läßt nicht selten die Spannkraft nach. Das Nachlassen der Spannung und des Strebens verleiten aber leicht zum Genusse und zur Unfruchtbarkeit.

Aus dem Worte schon geht hervor, daß eine Organisation nur aus dem Willen einer Persönlichkeit geschaffen werden kann. Es kann nur der diktatorisch veranlagte und leitende Chef einer Behörde organisieren, niemals die Behörde selbst. Die großen Weltreiche des Altertums sind durch den Willen *eines* Eroberers geschaffen worden. Auch heute noch gilt für den Erfolg der Regierung eines Landes vorwiegend der Wille einer Persönlichkeit [3]). Ein Parlament kann nicht aufbauen; daß es seine Führer nicht können, haben die Experimente in Deutschland seit fünf Jahren bewiesen. Schwierig ist es natürlich, an die leitenden Stellen immer Organisatoren zu bringen, um so schwieriger, je größer ein Land und wenn seine Bevölkerung wenig einheitlich ist.

Dem technischen Erfinder entspricht auf wirtschaftlichem Gebiete der Initiator, dessen Gedanken der Organisationstechniker planmäßig zu einem System verarbeitet, zu einer Organisationstechnik ausbaut, die dann von dem Organisationspraktiker auf bekannten oder neu zu erschließenden Wegen benutzt wird. Selten ist der Organisationspraktiker auch ein Erfinder. Auch die Initiative geht in der Regel von anderen aus. Er muß *können*, aber auch *kennen*. Die Gestalter großer und erfolgreicher Unternehmungen waren Organisationspraktiker, die sich wohl selten bewußt Rechenschaft über ihre Begabung gegeben haben. Umsicht und Wagemut, Wollen und Handeln, Nachdruck und Ausdauer, eigenwillige, ja eigensinnige und rücksichtslose Verfolgung des Zieles, äußerste Konzentrierung der Gedanken und der Arbeitskraft, Verantwortungsfreude führen den Organisator, den Unternehmer zum Erfolge. Überlegungen und Hemmungen können vor Schaden bewahren, aber auch den Fortschritt aufhalten. Ein ausgeprägter Unternehmerinstinkt scheint für den Erfolg des Organisators ganz besonders bedeutungsvoll. Gleichsam im Unterbewußtsein muß er die Folgen, die Vorteile und die Nachteile, die Stützen und Widerstände im voraus ahnen („in den Fingerspitzen haben") und erkennen, um sie zu nutzen oder sie auszuschalten [4]). Hat sich der begabte Unternehmer gute Kennt-

[3]) In den großen Demokratien der neueren Zeit ist der Präsident (in England der Ministerpräsident) mit immer größerer Machtbefugnis ausgestattet worden.

[4]) Die Einstellung des Unternehmers schwankt: kurzsichtige Habsucht erschüttert sehr oft von vornherein die Grundlage zur Weiterentwicklung oder auch schon zum Genießen des Erfolges. Auf der anderen Seite volkswirtschaftlicher Weitblick, der auf das Gemeinwohl bedacht ist und sich dadurch den Boden für die eigene aber auch fremde Entwicklung schafft. Geradezu tragisch wirkt das Schicksal des Schöpfers großer Unternehmungen, dessen Kinder große Vermögen, aber keine Begabung und Erziehung erben, oder des Begründers

nisse gesammelt, beherrscht er verschiedene Wirtschaftsgebiete, so kann sich die dem Genie eigene Kombinationsgabe, verbunden mit Phantasie, besonders fruchtbar auswirken. Desto mehr muß er sich aber auch vor Zersplitterung hüten.

Unübersichtlich und unverstanden für den Krämergeist der großen Menge, macht auf diese der Unternehmer oft den Eindruck des Spielers und wohl gar des Hochstaplers. Für den Beamten und den „ordentlichen Kaufmann" wird der Unternehmer erst wieder gesellschaftsfähig, wenn seine Erfolge in hohen Bankkonten ihren Niederschlag gefunden haben. Nur die Wenigen, die dieses Ziel erreichen, kennt man; die Vielen, die in heißem Ringen nach dem Erfolge und „heldischen Geistes" mit ihrem „Pfunde" wirtschaften, aber auf der Strecke bleiben, gehen unter, nicht immer durch eigene Schuld. Sie sind abhängig von ihrer Umgebung. Sehr oft fehlen die Voraussetzungen für ihre fruchtbare Entwicklung, wie für Saatgut, das auf Ödland gefallen. Oft sind es die besten, lauteren Charaktere, die sich nicht zu den Methoden entschließen können, ohne die zu gewissen Zeiten Entwicklungen nicht möglich sind. Alle diese Schiffbrüchigen bleiben bestenfalls unbeachtet, meistens aber werden sie verachtet von dem Durchschnittsphilister, dem ja für jede Führernatur das Verständnis fehlt, ja der es als stillen Vorwurf empfindet, wenn jemand von der breiten Straße abweicht und seine eigenen Wege geht. Der Unternehmer aber muß zum Erfolge eigene Wege gehen.

Er verliert sich nicht in der Kleinarbeit des Alltags und hält sich frei von jeder Arbeit, die ein anderer ebensogut oder gar besser leisten kann. Seine Arbeitskraft ist begrenzt, und er darf nicht etwa, weil er eben frei von Arbeit ist, seine Kraft verzetteln. Er muß sie ausruhen, frisch halten, sie gleichsam in latenter Energie anspannen, um sie für die großen Augenblicke bereitzuhalten, in denen er selbst in den Arbeitsvorgang, arbeitsteilend oder zusammenfassend, anregend, lenkend und leitend einzugreifen hat. Die Arbeit des Unternehmers und des Organisators wird nicht an der Zeit gemessen, sondern nur am Erfolge. Das gilt mehr oder weniger auch für die leitenden Geschäftsführer, die Direktoren usw. Auch sie sind für die Durchführung eines Unternehmens nötig, und wohl dem Unternehmer, der, sei er auch noch so vielseitig, die Grenzen seiner Veranlagung erkennt und die ergänzenden Kräfte findet. Als Künstlernatur fehlt ihm oft überhaupt der Sinn für die kleinen Notwendigkeiten, die dann von dafür geeigneten Kräften wahrgenommen werden müssen. Dadurch schafft er sich oft erst die Basis der Entwicklung, indem seine der Zeit voraneilenden Pläne der Gegenwart angepaßt werden.

Die Akquisition, die Propaganda, die Finanzierung, nicht weniger wichtig als Initiative, Organisation, Leitung und Ausführung, erfordern in der Regel eine ganz besondere Veranlagung. Die Vernachlässigung, ja schon die nebenamtliche Behandlung einer dieser Funktionen kann den ganzen Betrieb gefährden. Auch der bureaukratische Verwaltungsbeamte und der Buchhalter sind notwendige Glieder eines Betriebes. Jeder Gewinn, jeder wirtschaftliche Aufschwung soll in erster Linie zur Ergänzung und Verbesserung der Mitarbeiter verwendet werden. Aufgabe des Unternehmers ist die Heranziehung der geeigneten Kräfte, ihre Einspannung und das Zusammenhalten. In einem gut organisierten Betriebe beherrscht alle das Verständnis und die Würdigung für die Mitarbeiter und sogar ein gewisser kameradschaftlicher Geist. Das Zusammenschweißen einseitiger Kräfte in neuen Unternehmungen ist die schwierigste Aufgabe und erfordert eine außergewöhnliche Autorität, die keineswegs eine tyrannische oder brutale Gesinnung zur Grundlage haben soll und darf. Diese Art Autorität kann nur durch eine staatliche Macht oder durch Gesetz zur Wirkung

eines großen Reiches (z. B. Deutschlands nach 1870), der keine Führer hinterläßt, tragikomisch das des Kriegsgewinnlers, der infolge des Zusammenbruchs des Vaterlandes ein armer Mann wird.

gebracht werden und wirkt auf die Dauer immer nur zersetzend und vernichtend, niemals aufbauend und befruchtend. Die Führerstellung des erfolgreichen Unternehmers beruht auf seiner geistigen und seelischen Überlegenheit, seiner Eigendisziplin und wird unterstützt durch ein herzliches Wohlwollen, das nach außen aber meistens nur wirklich starke und überlegene Naturen zeigen dürfen, weil es sonst leicht als Schwäche ausgenützt wird.

Die Gegenwart ist der Entwicklung von Unternehmernaturen nicht günstig. Krupp, Thyssen und Stinnes haben sich nicht „einspannen" lassen in eine Organisation. Wo sie sich der Wirtschaftsgesellschaft (juristischen Person) der A.-G. oder G. m. b. H. als äußeren Form bedienten, blieben diese das Instrument des Unternehmers. Heute kann ein Unternehmer bestenfalls in der unpersönlichen A.-G. seine Persönlichkeit versachlichen. Die Person tritt hinter die Unternehmungen zurück.

Die deutsche Industrie hat die Entwicklungsjahre hinter sich, und die wirtschaftlichen Organisationen büßen mit dem Alter und der Größe an Beweglichkeit ein, wie es auch in der Natur der Fall ist. Die Erstarrung verteuert den Betrieb und erfordert darum einen machtpolitischen Abschluß und einen Ausgleich des Risikos (zuerst im Bergbau) in den Kartellen und Trusten. Die jungen Unternehmernaturen, früher die Pioniere des Wirtschaftslebens, können sich heute nicht mehr entfalten und entwickeln. Die Begründung mit größerer Ökonomie, die modernes rationalistisches Denken gern für diese Entwicklung ins Feld führte, hat auch auf gelehrte Köpfe bestechend gewirkt. Umgekehrt ist richtig, daß die Verteuerung des Betriebes in der schwerfälligen „anonymen" großen Gesellschaft die Träger zur machtpolitischen Vertrustung zwingt. Der Verbraucher muß dann annehmen, was ihm geboten wird, und jeden Preis dafür bezahlen. Er wird weder besser noch billiger beliefert, wie einige rationalistische Theoretiker uns weismachen möchten.

Das Großbankenkapital, früher eine Quelle für die Auswirkung der Initiative junger, wagemutiger Unternehmer, der alleinigen Träger des wirtschaftlichen Fortschritts, kommt heute höchstens den großen Gesellschaften zugute, wobei auch dort der Kapitalist die Macht über den Unternehmer zu gewinnen sucht und dadurch dessen schöpferische Tätigkeit lähmt. Die leitenden Stellen der großen A.-G. und Verbände werden nach anderen Gesichtspunkten als dem der organisatorischen Befähigung besetzt. Zur Führung der großen, wettbewerbslos dastehenden Truste braucht man nicht mehr Unternehmer, es genügen bequeme Beamte[5]). Der sich entwickelnden jungen Unternehmernatur widerstrebt es auch, sich in den Rahmen des Beamtenverhältnisses einzwängen zu lassen.

„Organisierungsanwälte" stehen neuerdings als Vertreter liberaler Berufe ähnlich wie der Arzt, Rechtsanwalt und der „beratende" Ingenieur zur Verfügung. Freilich sind die Organisationsanwälte bisher kaum über die Bureauorganisation hinausgekommen und haben sich im allgemeinen auf die äußere Ordnung der Bureautätigkeit beschränkt, die wir von unserem Standpunkt aus eigentlich nicht als Organisation auffassen, sondern nur als Hilfsmittel einer solchen.

In Deutschland fehlt heute noch im allgemeinen das Verständnis für die Bedeutung des Aufsichts- und Beratungspersonals. Erst seit wenigen Jahrzehnten gewann die planmäßige Betriebswirtschaft mehr und mehr an Ansehen, zuerst in der Industrie, dann vereinzelt auch in der Landwirtschaft, wo zur Durchführung der Organisation der Wirtschaftsberater neben dem Verwalter herangezogen wird.

Der Erfolg steht und fällt mit der Persönlichkeit des Leiters. Nicht alle beratenen Güter haben den Erfolg der Wirtschaftsberatung der Kurmärkischen Ritterschaft in Berlin aufzuweisen, die fast einhundert verlustbringende Güter innerhalb

[5]) Nur allzu berechtigt ist Calwers Anfrage an Walter Rathenau, was aus seinem Vater Emil Rathenau geworden wäre, wenn die von ihm gewünschte Syndikatswirtschaft schon bestanden hätte.

weniger Jahre durch Umstellung des Betriebes so beeinflußte, daß sie hohe Gewinne abwarfen.

Ein Einzelner ist fast ausnahmslos einseitig, wenn er auch auf mehreren Gebieten gute Erfahrungen und Kenntnisse besitzt, und er wird entweder aus Unkenntnis oder aus Mangel an Neigung sich schwer dazu verstehen, Wirtschaftszweige zu entwickeln, die ihm weniger liegen, oder Kulturen anzulegen, für die nur der erfahrene Fachmann mit Sicherheit große Gewinne voraussagen kann, und die u. U. die Wirtschaft vor dem Untergange bewahren. Auf demselben Boden und unter demselben Klima, oft unmittelbar nebeneinander, gehen neben blühenden Musterbetrieben rückständige Wirtschaften zugrunde. Täglich ergeben sich in der Landwirtschaft neue Lehren, und es fehlt noch an dem planmäßigen Austausch der Erfahrungen und an der Verallgemeinerung von guten Wirtschaftsmethoden, die an einzelnen Stellen erprobt wurden. Jeder Betrieb beginnt sozusagen von neuem mit dem Sammeln seiner Erkenntnisse und muß entsprechendes Lehrgeld dafür bezahlen.

Die Zersplitterung der Betriebe in der Landwirtschaft und die bei dem Landwirt besonders stark ausgeprägte konservative Veranlagung erschweren die Einführung neuerer Methoden, obwohl gerade der Landwirt im allgemeinen seine Erfahrungen leichter preisgibt als der Industrielle. Selbst während des Krieges war es nicht möglich, einen Erfahrungsaustausch auf technischem Gebiete so auszubilden, wie er der Allgemeinheit hätte durch Bekanntgabe besonderer Einrichtungen, Sparmethoden usw. nutzbar gemacht werden können. Wo allerdings in ruhiger Friedensentwicklung die Erfindungen und Entdeckungen sich jagen, setzen sich technische Neuerungen, besonders wenn sie die Ware verbilligen, sehr schnell durch. Die Veröffentlichung der Patente scheint dabei besonders anregend zu wirken.

Nicht Geschäftsneid und Trägheit allein erschweren die Einführung von Neuerungen: infolge der Unzulänglichkeit der Bahnbrecher selbst und der Organisation entstehen ebenfalls Schwierigkeiten. Wilhelm Ostwald hat beobachtet, daß das Lebenswerk den erfolgreichen wissenschaftlichen Forscher schon in jungen Jahren geistig und nicht selten auch körperlich beeinträchtigt. Der ungeheure Energieaufwand scheint eine starke Schwächung zur Folge zu haben. Ähnlich scheint es auch den bahnbrechenden Unternehmern zu gehen. Besonders die Überwindung der Widerstände seitens der staatlichen Einrichtungen, der Zünfte, der Autoritäten und Sachverständigen erfordert den Aufwand von viel Lebenskraft. In der Regel und besonders seit dem Kriege treten dazu die Geldsorgen (Krupp). Die Heranziehung von Mitarbeitern scheitert an dem Mangel an Auswahl und an der Gefahr des geistigen Diebstahls. Die Presse und die Literatur sind nur für die abgestempelten Namen zugänglich, die Drucklegung einer Arbeit ohne besondere eigene Kosten für jüngere Kräfte nicht mehr möglich. In der Regel wird auch der Unternehmer vollständig von seiner Arbeit in Anspruch genommen. Er muß unbeirrt auf das Ziel losgehen, seine Gedanken sind ausschließlich auf das Werk gerichtet. Zu einer Mitteilung an andere fehlt die Zeit; meistens würde er auch nicht verstanden, zumal in einer Zeit, wo ihm fremde Wertmesser gelten, wo jeder als „Theoretiker" bezeichnet wird, der nicht rücksichtslos das Geldverdienen als seine Hauptaufgabe betrachtet. Fr. A. Krupp hat von seinem 14. bis 39. Lebensjahre in seiner Werkstatt mit dem Schicksal gerungen, ohne bei einfachster Lebensweise einen Pfennig einbringen zu können. Wer heute nicht sofort und tüchtig Geld verdient, gilt als Trottel. Tatmenschen sind selten gute Schriftsteller: „Helden schreiben keine Bücher", meistens auch ebensowenig wie die großen Forscher gute Pädagogen. Als Redner hatten sie sicher keine Geltung, solange die rhetorische Glanzleistung, das Pathos sogar auf alltägliche Dinge angewandt wurde. Die weit ökonomerische und wahrhaftigere, einfache Darstellung von Tatsachen liegt dem Unternehmer schon besser, aber er schafft wie jeder Künstler im stillen, das Werk spricht für ihn, nicht er selbst. Unter den

Tagespolitikern findet man den Unternehmer selten, obwohl gute Politiker und besonders die Minister echte Unternehmernaturen oder ihnen doch verwandt sein sollten. Da aber heute ganz andere Gesichtspunkte die Parlamentarier an die Oberfläche werfen, so wird das öffentliche Leben wenig von den schöpferischen Naturen beeinflußt; der Kritiker regiert.

Schöpferische Naturen sind selten gute Systematiker; letztere sind meistens nicht produktiv, aber können fremde Gedanken leicht aufnehmen und verarbeiten. Eigene Darstellungen der Unternehmer kennt man kaum. Einzelne Gelehrte haben Biographien von Unternehmern geschrieben, aber sie können nicht das Wichtigste, den Instinkt, erfassen, seine Auswirkung wiedergeben. Die deutschen akademischen Volkswirte betrachten meistens die Fassade des Wirtschaftslebens und auch den Unternehmer historisch. Sie finden sich mit der von der Privatwirtschaft beeinflußten Volkswirtschaft als einer Tatsache und wohl als einem idealen Ziel ab, ohne ihrerseits einen Einfluß ausüben zu können. Die Triebkräfte der Wirtschaft sind den meisten Gelehrten unbekannt; sie haben kein Gefühl dafür. Auch Sombart und selbst Wiedenfeld bleiben bei der Darstellung der Unternehmerpsyche Historiker. Die wissenschaftlichen Psychologen sind zur Erforschung der Unternehmerpsyche jedenfalls ebensowenig geeignet; sie können sich nicht frei machen von der Materie des Körpers und von der durch die autoritative Wissenschaft angebahnten Methode. Wo die „praktische" Psychologie der Universität aufhört, beginnt die für das Leben bedeutungsvolle.

Noch weniger als andere Berufe ist der Unternehmer als Typ. Heute mißt und wertet man ihn mit einem nicht für alle Zeiten und nicht für den Unternehmer günstigen bzw. gültigen Maßstabe. Der Schacher ist Trumpf. Manche gelten als große Unternehmer, wenn sie von einer glücklichen Konjunktur mit hochgenommen wurden und finanziellen Erfolg hatten. Sehr oft sind es brutale Gewalt- (Renaissance-) Naturen, meistens einseitig, nicht selten genußsüchtig. Unternehmereigenschaften haben diese Glücksritter in der Regel nicht. Sie sind Kapitalisten und bilden den Übergang zum unpersönlichen Kapitalismus, der sich die Ausbeutung der Wirtschaft wie der Allgemeinheit zur Aufgabe gemacht hat.

Die Veranlagung des Menschen bildet die Grundlage für seine Entwicklung. Aber die Erziehung und die Einwirkung der Umgebung haben doch auch ihre große Bedeutung. Aus Mangel an Übung nimmt die Schärfe der Sinnesorgane ab. Umgekehrt kann man durch Übung besonders in der Jugend die einzelnen Organe kräftigen und ihre Fähigkeit vergrößern, wenn auch ein Europäer kaum das auditive Gedächtnis und die Feinheit des Gehörs des Chinesen und den scharfen Blick des Indianers erreichen wird; die Vernachlässigung während vieler Generationen kann nicht so bald wieder gut gemacht werden. Immerhin kann durch gute Methoden, wie sie allerdings in unseren Schulen nicht gepflegt werden, manches, insbesondere z. B. die Ausbildung des Gedächtnisses erreicht werden. Daß auch die Ausbildung der Charaktereigenschaften möglich ist, zeigt der im Laufe der Jahre veränderte Ausdruck des Gesichts.

In jedem Menschen ist die Anlage zu fast allen Eigenschaften vorhanden. Je feiner die Veranlagung, desto größer ist das Register. Die großen Dramatiker könnten nicht die Verbrechereigenschaften wiedergeben, die Schauspieler sie nicht darstellen, wenn sie selbst nicht die Veranlagung dazu hätten. Aufgabe der Erziehung und der Selbstbeherrschung ist die Unterdrückung der unsozialen Eigenschaften und die Ausbildung und die Verwendung der Fähigkeiten, die der Allgemeinheit und dem persönlichen Wohl dienen. Ein tieferes Eingehen auf diese Probleme müssen wir uns vorbehalten.

Aus Peter Brindeiseners Jugend

Von

Hermann Stehr

Brindeisener schlug die Beine übereinander, bedeckte nach seiner Gewohnheit eine Hand mit der andern, schickte einen suchenden Blick nach dem Turme des Hochwaldes hinauf, der schwarz in dumpfrauchendem Abendrot stand, und begann dann seine Erzählung:

„Sie kennen vielleicht die Aussicht von der Wilhelmshöh bei Salzbrunn. Nach Nordosten zu, glaube ich, erblickt man den Siegesturm von Hohenfriedeberg. Von da an wiegt sich das Gebirge in immer schwächeren Bodenwellen der Oder-Ebene zu. Nicht höher müssen Sie sich die Hügel denken, die das westfälische Münsterland gegen den Rhein hin zwischen Wesel und Emmerich aufwirft. Die Siedlungen fügen sich wohl schon zu geschlossenen Dörfern. Aber auf den Höhen und Buckeln des Landes hat sich der starrköpfige, stolze Einsamkeitswille der Bauern da und dort abgelegen, fernab von den Straßen, sein Gehöft gebaut und haust dort, in sich gekehrt, als sei er mit seiner Familie der vornehmste Mittelpunkt der Welt, um die er sich nur kümmert, um sie aus tiefstem Herzensgrunde gering zu schätzen. Wenigstens war das in unserer Familie so, und in anderen Höfen spielte das gleiche Lied der bäuerlichen Überheblichkeit durch die Leute, denn es ist nun schon das Schicksal der Einsamen, sich zu übertreiben, entweder in ihrem Glück oder in ihrem Unglück. Es ist auch ebenso sicher, daß das Glück der Kindheit in einer Übertreibung des Wesens beruht, das sich noch nicht kennt. Allein, bedenkt man es recht, das heißt, sinkt man mit dem magischen Bewußtsein an seinem Denken vorbei, bis in jene selige Schicht, in der die Jahre der Kindheit wandeln, so merkt man, daß das junge flaumhaarige Menschenwesen sich doch eigentlich nicht übertreibt, sondern, daß es nur tut, was die Menschen bis in ihre trockensten Altersrunzeln überhaupt tun müßten, sich schuldlos den Wundern zu überlassen, die aus seiner Tiefe die Welt seines Lebens und seiner Umgebung mit unnennbar göttlichem Glänzen überspielen und durchdringen. Mein lieber junger Freund, glauben Sie's oder glauben Sie's nicht, aber ein solches Kind war der in so einem einsamen Bauernhofe, weit, weit von hier, den sie als verlorenen Mann vor sich sitzen sehen, ich, der Buchhalter Brindeisener, ich, der sich gemüht hat, den Ring des Fatums zu zerbrechen und der durch all das erbitterte Kämpfen doch nichts anderes erreichte, als an die alte Kette immer neue Ringe zu schmieden, die Kette immer länger zu machen, immer schwerer und der nie von ihr loszukommen oder sie zu zerbrechen vermochte."

Der alte Mann schwieg und sah lange forschend auf seine Hände, die unbeweglich auf dem Oberschenkel des übergeschlagenen Beines lagen. Er starrte so bohrend darauf, als müßte der Anblick der Finger, der Adern und Sehnen ihm die Erkenntnis des Grundes von der Schicksalsgebundenheit seines Lebens bringen. Dann hob er enttäuscht den Kopf und sah mich an, so als ob er mich auffordere, ihn durch eine Frage oder einen Zwischenruf aus der Dunkelheit zu leiten, in die er geraten war.

Aber ich schwieg und verriet auch mit keiner Miene meine Überzeugung, daß wahrscheinlich aus seiner Erzählung wieder nur eine der aussichtslosen Geschichten

werden würde. Deshalb wandte Brindeisener seine Aufmerksamkeit wieder seinen Händen zu, schüttelte aber bald das leidvolle Eindämmern von sich ab und fuhr mit behutsamer Stimme in der Erzählung fort:

„Aber, wie gesagt, es gab eine Zeit, da ich nicht nur noch nichts von einer Schicksalsfesselung meines Daseins wußte, nein, da ich sicher von jeder Kette frei war. Jawohl, das muß es gegeben haben, denn wenn ich in meine Todeskette hineingeboren worden wäre, so wäre ich für meine Verbrechen nicht verantwortlich, die Qualen meines Lebens waren eine Torheit, samt meiner jetzigen Situation, und meine Sicherheit, dieser heutige Abend bedeute die endgültige Sprengung des Ringes, wäre auch eine Täuschung und noch dazu eine vollkommen unnötige.

Doch lassen wir das einstweilen auf sich beruhen. Denn wenn ich mich schon jetzt darauf versteife, durch Denken aus dem Pfadlosen auf sicheren Weg zu kommen, so wiederholt sich in dieser Stunde notwendig die Aussichtslosigkeit des Ringens fast meines ganzen Lebens, weil ich es ja tausend-, nein hunderttausendmal erfahren habe, daß Denken unverweigerlich ins Pfadlose führen muß, und der Erfolg meiner Bemühung würde wirklich am Ende dem stillen Verdacht recht geben, den Sie auch jetzt wieder in Ihrer Seele heimlich hegen, den nämlich, daß meine heutige Erzählung auch wieder nur eine der aussichtslosen Geschichten wird, mit denen ich bisher die Geschichte meines Lebens vor Ihnen und anderen verheimlicht habe, um das Bekenntnis, zu dem ich gedrängt werde, durch mein Bekenntnis zu verwischen. — Haha! — Also, weiter! Auf einem solch einsamen Hofe, wie ich ihn vorhin beschrieben habe, bin ich gerade heute vor fünfzig Jahren als der Sohn eines Großbauern geboren, dessen Besitz so umfangreich war, wie hier in Ihrem Schlesien die Rittergüter zu sein pflegen. Nicht die großen, nein! Wir hatten 400 Morgen unterm Pfluge und etwa 200 Morgen Wald. Uns gegenüber hauste ein ebenso reiches Bauerngeschlecht, der Hof wie der unsere auf einem Hügel. In dem kleinen Tälchen lief ein Weg, der zugleich die Grenze zwischen den Besitzungen bildete. Zwischen den beiden Familien herrschte eine alte Feindschaft, die weit, fast ins Legendenhafte, zurückreichte. Ob alles wahr ist, was in unserem Hause von den Sintlingern, so hieß das Geschlecht, das uns gegenüber wohnte, geredet und uns Kindern eingeprägt wurde, weiß ich nicht. Mein Vater behauptete, jeder Sintlinger sei von der Windel her ein Teufel und am Ende werde drüben sicher einst der Satan den Kehraus blasen. Und so hätte ich eigentlich von Anfang an auch voller Feindseligkeit gegen die Sintlinger sein müssen, die uns gegenüber auf dem Hügel saßen. Allein, ich war der letzte, verspätete Sprößling, und der alte Familienhaß schien sich in mir erschöpft zu haben. Ich war wirklich ohne die Kette zur Welt gekommen, mit der alle in unserer Familie vom Mutterschoße her gefesselt waren. Ja, je Schlimmeres, je Böseres mir von den Sintlingern erzählt wurde, desto seltsamer, ferner, herausgehobener, ja sogar ausgezeichneter von allen erschienen mir die Menschen, die ich hassen sollte. Die Finsternis aber, die man durch immer neue Geschichten auf den Hof unseres Nachbars warf, schlug merkwürdigerweise in meiner Vorstellung auf unseren eigenen Hof zurück. Unsere Stuben erschienen mir verwinkelt und lichtlos, unsere Scheunen verwahrlost, unser ganzes Gehöft war grämlich.

Als dies an mir geschah, mag ich an zehn Jahre alt gewesen sein. Der erste der Kreise, in denen die Menschen immer gedreht werden, der göttliche, der so um das siebente Jahr sich rundet, war geschlossen, und aus dem verwunschen-seligen Überallhinspielen begann ich mich dem Schmerz des Daseinsgefühls zu nähern, der uns eigentlich nie mehr verläßt, sondern in den folgenden Lebensbulgen sich immer mehr vertieft, entweder zu unserm Glück oder zu unserm Unglück.

Manche Menschen werden offenbar wie im Schlummer durch ihr Leben getragen. Vieldeutig und geheimnisvoll wie Träume fliegen die Ereignisse ihrer Zeit an ihnen vorüber, und erwachen sie je einmal aus dem Schlaf ihres Schicksals, so dauert das

nur kurze Momente. Das, wovor sie unklar bangten, wonach sie im Halbschlaf ein unbestimmtes Verlangen trugen, ist dann schon geschehen, vorüber, und der Schlaf- und Traumzustand ihres Daseins spinnt sie wieder ein. Ich aber gehöre zu der anderen Art von Menschen, zu jener, ich muß wohl sagen, dunklen Kaste, die, einmal erwacht, nie, nie wieder einschlafen können, durch keinen Schlaf, keinen Genuß, kein Kasteien, weder durch das Alter, noch durch Entbehrungen oder Erfüllungen, ja nicht einmal durch die Eintönigkeit des Alltags.

Jener vergessene Weise, der das Märchen von der Austreibung aus dem Paradiese ersonnen hat, entstammte wohl auch der Gilde von Menschen mit schlaflosen Augen und schlummerlosem Geist. Und wirklich nie in all den Jahren, bis auf diesen Augenblick, da ich im Begriff bin, die Decke aller Geheimnisse meines Lebens vor einem anderen wegzuziehen, habe ich den Austritt aus meiner Kindheit anders als eine Austreibung angesehen.

Und wenn ich ganz genau hinblicke, so fing die Austreibung aus dem Paradies mit dem Einzug ins Paradies an. Denn wenn Gott den Hammer hebt, schlägt er schon zu, und inmitten all seiner Zerstörungen sitzt die Aufrichtung. Aber in der Zeit, um die ich so paradox herumrede, habe ich von all dem Gedankengewölle, das ich mir nun seit Jahrzehnten schon in die Augen blase, nichts gewußt. Nur das eine ist mir klar, daß ich schon damals in unserm Haus nicht zu Hause war. Denn ich wußte mit der Nützlichkeit, die alles in unserm Hofe regierte, nichts anzufangen. Wenn ich Steine vom Kleeacker lesen sollte, so hob ich sie nicht auf, um das Feld zu reinigen, sondern mit ihnen Jagd auf Vögel und Mäuse zu machen. Ich weidete das Vieh, indem ich es ruhlos umhertrieb, daß es hungrig und mit leerem Euter in den Stall zurückkehrte oder überließ es seinen eigenen Gelüsten, saß auf einem hohen Baume, sang und träumte den Wolken nach und kümmerte mich nicht darum, daß es zu Schaden ging. Das hätte schon in einem Hofe zu Zerwürfnissen geführt, in dem der Stiel sozusagen schweigend in der Axt saß. Bei uns aber maulten noch die Ziegel miteinander, aus denen die Mauern bestanden. Alles ging grämlich und unfroh in den Gelenken, und selbst die geschmierten Wagen quietschten. Und alles das rührte eigentlich von meinem Vater her, der wie eine Schwarzbuche alles und sich selbst noch verfinsterte und der doch eigentlich durch diesen Schatten gedieh, mit dem er sich und uns allen das Leben sauer machte. Meine Schwester siechte daran hin, mein älterer Bruder wurde tiefer in die Dumpfheit getrieben, zu der ihn sein Wesen so wie so verlockte, und meine Mutter, die wohl einst mit einer geheimen Sonne in der Brust auf den Brindeisenerhof gekommen war, verwirrte sich um des Friedens willen mit den Jahren immer weiter in dies gegenseitige Wort- und Gemütshecheln. Ach, dieser Frieden bei uns wucherte wie Nesseln auf einem Müllhaufen, wie Nesseln, die alles brennen und verwunden, das mit ihnen in Berührung kommt.

So konnte es denn nicht anders sein, daß ich wirklich erst aufatmete, wenn ich unsern Hof nicht mehr sah, ja oft erst, wenn ich über die Grenzen unserer Wirtschaft mich verlor, ander Leuts Bäume und Felder und Wässer um mich erblickte, einen andern Himmel über mir sah und andere Stimmen um mich hörte, oder wenn ich mit meiner Schwester zur Nacht unter dem Dach in der Schlafkammer lag und wir von Bett zu Bett durch die Finsternis hin mit halber Stimme zueinander redeten. Unter uns rumpelte der Vater mit schweren Schritten, stieg auf und ab ruhelos durch das Haus und grummelte mit meiner Mutter, die auch ab und zu schlürfen mußte, und die seinen galligen Worten mit bitterlicher Widerrede diente. Und immer, wenn dieser gemächliche Ehezank von Zeit zu Zeit laut aufeinander platzte, unterbrachen wir unser gedämpftes Gespräch, lauschten angehaltenen Atems unter uns und ließen dann die leisen Wässerlein unserer Worte weiter rinnen. Am meisten sprach ich natürlich von allerhand Knabensachen, von den Vogelnestern, die ich ausgekundschaftet hatte, von Hummeljagden, von Igeln, die ich heimlich belauscht hatte,

von Krähen, die mich kannten, und daß ich einstens auf einem großen Schiffe den Rhein hinunter ins Meer fahren und nie, nie mehr nach Hause kommen wollte, nicht eher wenigstens, bis ich ganz reich wäre, daß ich nicht mehr Steine lesen und Disteln stechen müßte, und daß mich niemand mehr ausschimpfen durfte. Dann stand ich wohl auf, tastete mich ans Bett der Schwester, und Amalie, so hieß sie, mußte fühlen, ob der Schnurrbart schon auf meiner Lippe zu sprießen beginne.

Einmal lagen wir wieder so und plauderten, und ich erzählte gerade eine phantastische Geschichte, wie ich auf der Querhovener Lehne durch das Abreißen eines blauen Gewitterblümchens einen richtigen Donner aus dem Himmel gelockt hätte, und ereiferte mich sehr, weil ich spürte, daß Amalie die Geschichte nicht glaubte, die mir selbst sehr unwahrscheinlich vorkam. Und da ich mich bemühte, ihr und mir den letzten Zweifel zu nehmen, indem ich beschrieb, wie der Donner aus dem blauen Himmel gefallen und in dem Hornwassergrunde polternd entlanggefahren sei, gerieten drunten im Hause Mutter und Vater so laut aneinander, daß ich genötigt war, meine Erzählung aufzugeben.

Ärgerlich schwieg ich und wartete wie gewöhnlich das Ende des Streites ab. Als alles wieder ruhig war und ich meine Schwester bekümmert Atem holen hörte, sagte ich erbittert, es wäre am besten, daß Vater und Mutter für immer die Sprache verlieren möchten, denn dann könnten sie nicht mehr schimpfen. Da spürte ich, wie meine Schwester entsetzt im Bett auffuhr, und dann sagte sie verweisend, so etwas könne und dürfe man nicht wollen, weil es eine große Sünde sei. Ich aber beharrte trotzig auf meinem Wunsch, und ließ mich selbst nicht davon abbringen, als Amalie frug, ob ich denn wisse, was das sei, stumm sein. Das wäre gerade so schlimm, als wenn der Sintlinger drüben und seine Frau gewünscht hätten, ihr kleines Mädchen möge blind sein.

„Siehst du, Peter, nun ist sie wirklich blind, und niemand auf der Erde kann mehr machen, daß sie sehend wird", sagte sie verweisend.

Plötzlich, warum weiß ich nicht, wurde ich von der Tatsache, daß das einzige Mädchen auf dem feindlichen Hofe drüben — blind zur Welt gekommen war, tief ergriffen. Wohl schon oft hatte man im Hause im Schwall der Böswilligkeit von dem Unglück des Kindes als einer gerechten Strafe für die Schlechtigkeit der Sintlinger gesprochen. Aber es war doch wie all das andere Finstere und Scheele spurlos an mir niedergeglitten, so als sei es nur eine häßliche Erfindung meines Vaters und mithin nicht wahr. Nun aber packte es mich dergestalt, als trüge ich durch meinen bösen Wunsch gegen meine Eltern auch eine Schuld an dem Zustande des Sintlinger Mädchens. Ich zog mir das Deckbett über den Kopf, daß es rabenschwarz um mich war, und dachte mit Erschrecken und Entsetzen, daß blindsein so wäre. „Sieht sie auch am Tage nicht?" frug ich, die Decke niederstreifend. „Nein," antwortete meine Schwester, „auch wenn die Sonne scheint, nicht." „Um Gottes willen, da hat sie keine Augen?" fragte ich mit der den Kindern eigenen Hartnäckigkeit, und als ich hörte, daß die Augen des armen Mädchens im Gegenteil so schön himmelblau seien, wie sie noch keine gesehen hätte, ja, daß das Kind so zart und hübsch wie ein Engel sei, wurde die Sache für mich wahrhaft gespenstisch.

Augen haben und doch nicht sehen, schön und doch blind sein, ich begriff es nicht und redete erregt und aufgestört zu meiner Schwester, auch als sie, schon eingeschlafen, keine Antwort mehr gab. Aber auch dann noch bohrte es in mir weiter. Ich konnte nicht los, denn mein Schicksal hatte mich berührt. Eine Pflanze sieht mit der Blume, sann ich, ein Teich mit dem Spiegel, ein Baum mit den Augen. Und wenn ein Baum keine Augen hat, aus denen das Leben kommt, muß er sterben.

Ich weiß genau, daß ich das von dem Teich gesonnen habe, von dem Teich, so, als sei ich kleiner Junge von einer Ahnung dessen berührt worden, was später hereinbrechen sollte. Zuletzt flog alles wie ein Wirbel um mich, daß ich aufstand, zum Dach-

fenster ging und angstvoll den Namen des Sintlinger Mädchens in die Nacht hinausschrie. „Helene!“ rief ich, daß meine Stimme überschnappte. Dann kroch ich ins Bett und fror, daß mir die Zähne klapperten.

Nach dieser denkwürdigen Nacht begann ich ein ruheloses Digilieren um den Sintlingerhof, des Geheimnisses habhaft zu werden, das irgendwo in ihm verborgen war, vor allem, um das blinde Lenlein genau zu Gesicht zu bekommen, an dessen Schicksal ich mich durch den sündhaften Wunsch gegen meine Eltern schuldig fühlte. Denn dieses mimosenhafte Rechtsgefühl neben oft schrankenloser Leidenschaftlichkeit besaß ich schon damals. Anfangs getraute ich mich noch nicht in seine Nähe, sondern suchte mir einen überhöhten Hügel aus oder kletterte gar dort auf einen Baum und spähte in den Hof, der wohl nicht größer, aber viel stattlicher als der unsere war. Die großen Scheunen, der mächtige Stall, das überragende Wohngebäude mit seinem verschnörkelten Giebel und einem kleinen Türmchen auf dem First, alles massiv und blitzend von Sauberkeit und Ordnung, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Noch mehr wirkten die geräuschlose Fröhlichkeit des Gehabens aller Leute, die in schaffiger Eile ab und zu gingen. Wie ich mich auch anstrengen mochte, nie hörte ich einen Fluch, nie ein lautes Schimpfwort, von denen unser altersdunkler, grämlicher Hof von früh bis abends widerhallte. Und durch all das Treiben stiller Emsigkeit sah ich den Sintlinger selbst, zierlich und klein, fast ein Zwerg gegen meinen Vater, und doch schien es mir, als sei alles von ihm behext und liefe nur auf seinen Fingerwink oder nach dem stummen Wenden seines Gesichts. Ich war auch hinter allen Knechten und Mägden vom Hofe drüben her, getraute mich aber aus eingebläuter Scheu an keinen mit einer Anrede heran, auch dann nicht, als ich einige Male das blinde Mädchen in Begleitung einer alten Frau gesehen hatte, wie sie zierlich, fast schwebend, in ihrem duftigen Kleidchen und blondem Haar eher ein unwirkliches, weißes Wölkchen, denn ein Menschenkind war. Ja, einmal, da ich von meinem Baumwipfel aus beobachtete, wie der Sintlinger mit der kleinen Helene auf dem Arm aus dem Hause trat, hüpfenden Schrittes über den Hof, dem Blumengarten hinter der Scheuer zuging, sie dort auf den Boden stellte und Ringel, Ringelrosenkranz tanzte, daß ihr jubelndes Jauchzen und seine lachende Stimme bis zu mir herüberscholl, schossen mir armem Kerlchen die Tränen so dick und bitter in die Augen, daß ich fast aus dem Wipfel gefallen wäre, denn zu gleicher Zeit packte mich vom Herzen her ein Taumel des Neides, daß ich nur mit der größten Anstrengung aus den Ästen zur Erde kam, wo ich mich ins Gras werfen und laut heulen mußte, weil mich noch niemand auf Erden so geliebkost hatte.

Mein gequältes, leidenschaftliches Blut riß mich zu Verwünschungen und Lästerungen meiner Eltern hin, so böse und ausschweifend, daß ich leer und richtig mit ausgerodetem Herzen nach Hause zurückkehrte. Allein, wie es eben so geht, traf ich auf dem Hofe nicht die dumpfe Zerstörung und bittere Finsterlichkeit aller gegen alle an, gegen die ich unter dem Baume draußen gerade so schrankenlos gewütet hatte, sondern es herrschte eine jener weichen, fast beglänzten Stunden in dem alten Gewese meiner Eltern, wie sie von Zeit zu Zeit, dazu oft ohne jeglichen äußeren Anlaß, dem alten Hofe geschenkt wurden. Der Vater ging in der Sonne unter den Gartenbäumen umher und schnitt da und dort einen Zweig aus ihren verwichtelten Kronen, mein älterer Bruder saß in der Gerätekammer an der Schnitzbank und bastelte, pfeifend und dann und wann für sich behaglich auflachend, an einer Stange herum. Aus dem Kuhstall sangen die Mägde, die Mutter stand fröhlich am Butterfaß, und meine Schwester saß am offenen Fenster über eine Näharbeit gebeugt und nickte mir, aufsehend, einen liebevollen Gruß zu, als ich an der offenen Stubentür erschien; da sank denn der Zorn ganz aus meinem Herzen. Ich getraute mich nicht in die Stube, sondern schlich mich über die Stiegen hinauf in unsere Schlafkammer, warf mich auf mein Bett, stopfte mir das Kissen in den Mund und schluchzte, daß es mir die

Brust schmerzend zerarbeitete, über mich schlechten Jungen, der seine guten, lieben Eltern mit so bösen Gedanken und Worten beleidigt hatte, und zwischen den Ausbrüchen der leidenschaftlichen Reue betete ich zum heiligen Barnabas, damit er mir wegen meiner Sünden bei Gott durch seine Fürbitte helfe; und da ich in meinem Schmerz einmal aufschaute, weil es mir gewesen war, als habe die Bodenstiege geknarrt, stand meine Schwester an meinem Bett und sah mich erschreckt und schwer atmend an. „Was hat's denn mit dir, Peter?" fragte sie leise, und die Tränen traten ihr dabei in die Augen. Allein ich konnte und mochte nichts sagen, sondern richtete mich nur ein wenig auf, umschlang ihren Hals und frug, ob die Eltern wirklich nun stumm werden müßten, weil ich ihnen das gewünscht habe. Das liebe Wesen strich mir die Haare aus dem Gesicht, fuhr mir ein über das andere Mal mit linder Hand über die Wangen und tröstete mich mit verschüchterten Worten, bis mich meine Herzensnot verlassen hatte. Dann brachte sie mir heimlich ein Töpfchen mit kaltem Wasser zum Augenkühlen und ging nach einem beruhigenden Druck ihrer Hand wieder hinunter ins Haus, aus dem die Mutter schon nach ihr rief.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wäre ich doch damals nicht in diese Herzensweichheit verfallen! Hätte mich doch mein verzweifelter Schmerz so hart gesotten, daß ich das Gemütsblühen unseres Hofes in jener Stunde als das erkannt hätte, was es wirklich war, eine Art Verwesungsbuntheit des Lebens, vielleicht wäre es unterblieben, daß ich mich meinem Vater und meiner Mutter so dicht an die Fersen heftete, um das Unheil von ihnen abzuwenden, das ich ihnen sündhafterweise gewünscht hatte. — Allein, es ist nun eben so. Wenn ich auch den Hammer vom Stiel schlage, wird es noch kein Messer. Ich alter Narr. Haha!

Ja — — ich war also seitdem hinter meinen Eltern her, wie ihr leibhaftiger Schatten, und hatten sie sonst um einer Arbeit halber zwei-, dreimal nach mir rufen müssen, und das auch oft noch vergeblich, so genügte jetzt ein Pfiff, ein Wink, ein wortloser Puff, und ich war in fröhlicher Bereitschaft zur Hand, so daß sich alles im Hofe über die Verwandlung wunderte, die mit mir vorgegangen war, natürlich bis auf Amalie, die alles wußte, aber nichts verriet. Ja, ich blieb, meinem Vorsatz gemäß, achtsam, hingebend, anschmiegsam, auch als die Windblüten der guten Stunden auf unserm Hofe wieder abgefallen waren und alles wie sonst, Stich und Stoß, heimlich oder offen, gegeneinander arbeitete. Ich aber verharrte bei meinem guten Vorsatz und spielte mit meinem veränderten Betragen oft geradezu eine lächerliche Figur. Man frug mich, ob ich ein „Pitzkalb" geworden sei und an der Mutter Schürzenband lutschen müsse, griff mir hinterwärts an die Hosen, um mich von den Eierschalen zu befreien, und verhöhnte mich auf alle Weise. Und wenn mir der Zorn auch schon manchmal verstohlen Zahn auf Zahn setzte, ich diente weiter, denn ich wollte meine Eltern dadurch zwingen, so lieb zu mir zu sein, wie der Sintlinger drüben zu seinem blinden Kinde war.

Was ich ersehnte, erreichte ich nicht, dagegen erlebte ich etwas, das ich zwar damals noch nicht verstand, das aber von den unheilvollsten Folgen für mein Schicksal werden sollte. Noch heute, nach fast vierzig Jahren, steht der Nachmittag so deutlich, nein, grell in meiner Erinnerung, als sei es gestern geschehen. Das Verhältnis zwischen meinen Eltern war jenen Tag schon vom frühen Morgen an besonders gespannt gewesen, und ich hatte mir vorgenommen, was auch kommen möge, und sollte es selbst einen blutigen Kopf geben, heute wollte ich zwischen ihren Unfrieden treten und ihnen ins Gesicht sagen, so miteinander zu verfahren, wie der Sintlinger mit seiner Frau umgehe, so würde alles gut sein, und wir alle wären im Himmel.

Das hatte ich mir fest vorgenommen, beobachtete die beiden unauffällig und schlich ihnen nach, wohin sie auch gingen. Vom Pferdestall aus, dessen Tür ich einen Spalt

geöffnet hatte, sah ich meinem Vater zu, der in der Mitte des Hofes einen Brettwagen instand setzte. Da trat meine Mutter unter die Haustür, die in der Nachmittagssonne lag, und nachdem sie dem gebückt Schaffenden eine Weile zugesehen hatte, rief sie ihm lachend und höhnisch zu: „Na, wie geht's, altes Krachscheit!?"

„Das wirst du gleich sehen, wie's geht", antwortet mein Vater, richtet sich jäh auf, wirft den Hammer, mit dem er eben zuschlagen will, aus der Hand, daß er klingend auf die Steine schlägt, und springt förmlich mit seinen langen Beinen auf sie zu, daß mir auf meinem Lauscherposten ganz kalt wird und ich denken muß, nun geschieht etwas Schlimmes. Ich sehe, wie meine Mutter von meinem Vater am Arm gepackt und trotz heftigen Widerstrebens ins Haus gerissen wird. Alles ist auf dem Feld, der Hof einsam, und das Licht summt in der Luft.

Ich trat geräuschlos aus der Tür, lief zwei Fenster lang den Stall hinunter und war dann mit ein paar unhörbaren Sätzen meiner bloßen Füße von der Seite her über den Hof und unter der Wohnhaustür. Dort war der Flur schon leer, und ich hörte die beiden oben auf dem zweiten Flur mit ihren schweren Schuhen gegeneinander treten, als ob sie erbost miteinander rängen. Wie ein Wiesel war ich auf den Zehen über der Stiege, den Flur hin, und kam gerade in dem Augenblick an die halbgeöffnete Tür des einzigen Gastzimmers, als mein Vater die Mutter eben aufs Bett warf und dann in Wut mit seinem ganzen Leibe gegen die Liegende einzurammen begann. Dabei schnaubte und stöhnte er wie ein Roß. Die Mutter stieß noch ein paarmal gegen ihn, dann wurde es still, und ich erlitt einen Schreck, als würde mir ein glühender Draht durch das Rückgrat gezogen. Alles taumelte um mich. Ich wußte, wenn mich die Eltern jetzt sähen, müßte ich sterben. So tastete ich mich über die steile Holzstiege geräuschlos, betäubt hinab. Auf den letzten Stufen verfingen sich vor Verwirrung meine Füße. Ich stürzte polternd vollends hinunter und sank dort in die Knie. Ehe ich mich erheben konnte, trat mein Vater aus der Tür und schrie eine Reihe Schimpfnamen auf mich nieder. Merkwürdigerweise belastete mich das nicht, sondern löste Lähmung und Schreck in mir. Ich rannte davon und lief solange, bis ich nicht mehr konnte. Als ich mich umzudrehen wagte und unseren Hof nicht mehr sah, setzte ich mich an den Wegrand, nahm einen Stein auf und erstaunte bis in meine Seele hinein, daß das noch immer ein Stein sei, jetzt, nachdem ich das gesehen hatte mit Vater und Mutter droben in unserem Hause. Ich hatte zwar meines Vaters Gesicht nicht erblickt, als er vom oberen Flur auf meine entsetzte Flucht die Schimpfnamen nachsandte. Aber als ich nun am Wegrande saß und mit einer schmerzlichen Anklage des Gemüts erstaunte, daß der Stein nach diesem ungeheuerlichen Erlebnis noch immer so wie vorher geblieben sei, während er doch, um sich in diese Weltumwälzung einzufügen, hätte fliegen, in meiner Hand zu Staub zerfallen oder mit einem Knall in die Luft zerstieben müssen . . . während ich so saß und mich in das Zucken dieses schmerzvollen Erstaunens immer tiefer sinken ließ, klang indessen die Stimme meines Vaters fortwährend wie eine Begleitmusik um mich, und aus ihrem Tonfall und Rhythmus formte sich deutlich sein Gesicht, weiß, erschöpft, böse, so feindselig und fremd im Ausdruck, wie ich es noch nie gewahr geworden war. Denn in der Stimme des Menschen ist seine ganze Gestalt, und die Klänge nehmen wir nicht bloß mit dem Ohr, sondern ebenso mit den anderen Sinnen wahr. Und auch eine ungesehene Handlung wirkt auf das moralische Bewußtsein des andern, wie man dem Einfluß der Sonne ausgesetzt ist, auch wenn sie verborgen bleibt.

Ja, du lieber Gott, was sag' ich's denn nicht klipp und klar heraus, ich war verführt, von meinen Eltern, wenn auch wider ihren Willen, dennoch von meinen eigenen Eltern, und wenn es gegangen wäre, ich wäre geradezu irgend wohin in der Welt gelaufen, nur um ihnen nicht mehr in die Augen sehen zu müssen. So aber blieb ich bis in die Nacht sitzen. Als aber der erste Totenvogel im Walde seinen Klageruf ertönen ließ, schlich ich mich nach Hause, sagte Amalie, daß ich kein Abend-

brot brauche, weil ich im Walde zu viel Beeren gegessen habe, und rannte, erblaßt und mit den Tränen kämpfend, hinauf in unsere Schlafkammer. Spät kam meine Mutter mit einem Licht die Treppe herauf. Sie betrachtete mein gramvolles Gesicht, befühlte mir die Stirn, versuchte mit mir zu sprechen, ja, rüttelte mich an den Schultern. Ich aber spielte den Träumenden und dann den Schlaftrunkenen so täuschend, daß sie, leise vor sich hinmurmelnd, wieder hinunterging, ohne mein Erwachen zuwege gebracht zu haben. Auch meine Schwester erfuhr von dem Stoß nichts, den es mir versetzt hatte. Ich verheimlichte es ihr geschickt, und so entstand auch zwischen uns beiden, wenngleich nicht so stark, dieselbe Fremdheit, der Argwohn, die Scheu, die zwischen meinen Eltern und mir aufgewachsen war, und das neue Wissen konnte sich ungestört in mir festsetzen, trotzdem ich mich anstrengte, es zu vergessen oder seiner nicht mehr zu gedenken. Denn ich konnte nicht verhindern, daß ich, als dieser Schleier gelüftet war, Dinge zwischen Knechten und Mägden, vor allem an meinem älteren Bruder sah, die mir früher verborgen geblieben waren, und warf mein Bruder beim Ernten wieder eine Magd zur Erde, deckte eine Garbe über sie und griff unter dieser an dem Körper der Liegenden umher, so stieg mir das Blut zu Kopfe, und es war mir wegen des heißen Würgens im Halse unmöglich, so darüber zu lachen, wie ich es früher getan hatte, als ich noch glaubte, all dieses sei nur ein harmloser Spaß. Nie auch konnte ich meine Eltern in ein Zimmer gehen sehen, ohne denken zu müssen, nun geschehe zwischen den beiden wieder jenes, was ich in dem Gastzimmer beobachtet hatte.

Kurz, ich war auf eine tiefere, gefährlichere Art unruhig in mir und glücklos in unserem Hofe als früher, und der Hof unseres Nachbars schien mir seitdem noch in einem zauberhafteren Licht als sonst zu stehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eigentlich könnte ich jetzt aufhören zu erzählen, denn wenn ich es mir recht überlege, war mein Schicksal von jetzt in seiner Grundtatsache entschieden, und alle folgenden Ereignisse meines Lebens sind nichts Neues, nichts, was von irgendwo hinzufließt, sondern nur in der Form, nicht im Wesen verschiedene Ausstrahlungen meines dauernden inneren Zustandes. Und ein Mensch mit halbwegs spürsinniger Phantasie müßte von nun an den weiteren Ablauf meines Lebens vollkommen treffend zu schildern imstande sein, vor allem, wenn er wie Sie, junger Freund, das Endergebnis kennt . . . und vor sich sieht."

Der alte Buchhalter schwieg. Ich erwachte aus der Gebundenheit meines Aufmerkens und spürte trotz der immer tiefer gewordenen Dunkelheit, in der kaum etwas scharf heraustrat, daß er nicht nur sein Gesicht, sondern seine ganze Gestalt nach mir hingewendet hatte, um meine Antwort entgegenzunehmen.

„Nein," sagte ich endlich, „das bin ich nicht imstande."

Hermann Stehr

Zum 60. Geburtstag am 9. Februar

Von

Paul Fechter

Vielleicht keine Zeit hat es schwerer gehabt, in ein vernünftiges Verhältnis zu ihren Dichtern zu kommen als die unsrige. Noch unsere Väter, unsere Großväter nahmen zunächst einmal Dichtung als solche problemlos, ohne Diskussion, schon um der Kunst willen als Wert von hohen Graden hin. Kritik, wenn sie geübt wurde, ergab sich von bestimmten ästhetischen Voraussetzungen aus: die Werke wurden betrachtet und gemessen, nicht die Dichter. Vom Begriff der Form, des Schönen aus wurde die Lösung der selbstgestellten Aufgabe gewertet: der Dichter als menschliche Erscheinung kam höchstens vom Bezirk der Sitte aus, die noch empfundener Lebensfaktor war, oder aber bei sehr strengen Forderungen vom Bereich des Geistes aus in die Erörterung.

Alle diese gesicherten Wertbegriffe und -maße, dies ganze System traditionsgeheiligter Vorstellungen besitzen wir nicht mehr. Wie und wann es verloren ging, steht hier nicht zur Diskussion: es ist lediglich festzustellen, daß das Leben, das für die vorangegangenen Generationen noch in den Komplexen Kunst, Dichtung, Kunstwerk, in Begriffen wie schön, formal vollendet, komponiert lebte, für uns daraus vollkommen entwichen ist. Wenn wir vor ein Bild, ein Drama, eine Plastik treten: so ist uns im Grunde, was Kunst im Sinn unserer letzten Vorfahren daran ist, sehr gleichgültig. Gerade das, was die letzten Generationen als das kritisch Diskutable betrachteten, ist unserm Gefühl vollkommen belanglos geworden, wird als unwesentlich empfunden. Wir stehen vor der nicht eben angenehmen Tatsache, daß alle die Wertbegriffe, mit denen unsere Jugend noch gegenüber Dichtung, Kunst und Künstlern erfüllt worden ist, für uns durchaus unverwendbar geworden sind, weil sie in keiner Beziehung mehr zu unserm Gefühl stehen. Wir stehen vor der Aufgabe, aus ganz andern Wertsystemen heraus, die wir erst aus unserm lebendigen Gefühl festlegen müssen, Gegenwärtiges und Vergangenes neu, d. h. ganz anders werten zu müssen, als unsere Väter es uns noch gelehrt haben. Wir würden vielleicht, schon aus Bequemlichkeit, ganz gerne die alten Kategorien benützen: wenn unser Gefühl überhaupt noch imstande wäre, mit ihnen zu arbeiten. Das ist es aber nicht. Es hat sich in unserer Generation, um die Jahrhundertwende herum, irgendein grundsätzlicher allgemeiner Wandel vollzogen, der jetzt so klar und unabweislich fühlbar geworden ist, daß wir ihn in unsere Betrachtung hineinbeziehen müssen. Wir stehen vor der Aufgabe, unser ganzes Verhältnis zur Dichtung der Vergangenheit zu revidieren; denn sie ist durch diesen Wandel in der allgemeinen geistigen Situation, der uns zu seinen Trägern gemacht hat, in einem ganz andern Grade für uns Vergangenheit geworden, als noch für die Generation unserer Väter. Alle die großen Gestalten der Vergangenheit, Rembrandt und Shakespeare, Goethe und Schiller und Lessing und Kleist — sie sind auch für uns die leuchtenden Durchschnittspunkte von Geist und Seele; aber die Begriffe, von denen aus sie im Leben unserer Vorfahren ihre Rolle spielten, gelten für uns nicht mehr. Wir sind in ein durchaus anderes Verhältnis zu ihnen geraten, das wir selber erst formulieren müssen — mit unsern Worten und von

den Werten unseres Lebens aus. Das ist nicht Anmaßung, sondern nur Aufrichtigkeit: es ist unabhängig von uns irgendein entscheidender Wandel im Geistigen eingetreten, der uns vor diese Aufgabe stellt. Er läßt für uns vieles, was noch die Väter liebten, versinken, unwesentlich werden: das aber, was bleibt, wird in einer neuen Lebendigkeit in unser Dasein hineingestellt. Weil wir nur noch über das wirklich Lebendige, d. h. über das, was Anteil am Leben hat, eine Beziehung zu dem Bereich der Dichtung und der Kunst finden können.

Es wird notwendig sein, bevor wir an die Aufgabe dieser Revision herangehen können, festzustellen, was wir, in denen dieser Wandel zum ersten Austrag kommt, vor einer Dichtung, einem Kunstwerk als das Wesentliche empfinden und suchen. Es wird sich dabei viel Negatives ergeben: alles Ästhetische, alle Kunstbedenken werden fallen — und ebenso alles nur Persönliche im Geistigen wie im Gefühlsmäßigen. Man mag das Verarmung nennen: wir sind für Reize des Formalen, des Kompositorischen, Stilistischen, für alles, was aus Kunstrücksichten erwächst, ganz unempfänglich geworden. Wir haben ebenso kein Gefühl mehr für die Bedeutsamkeit des Persönlichen im Sinne des Besonderen. Die individuellen Freuden, Leiden oder Gedanken irgendeines Autors sind uns an sich vollkommen belanglos. Sie bekommen Bedeutung erst, wenn hinter ihnen eine Kraft fühlbar wird, die aus dem ewigen Quell des Allgemeinen, sei es des Gefühls, sei es des Geistes quillt — eine Kraft, die das besondere Leben ihres Trägers so steigert, daß er in seinen eigenen Tiefen neue Tiefen von uns allen für uns alle aus dem Dunkel heben kann — oder daß er ins helle Reich der Höhe hinaufgreift über die kristallene Schale der Zeit in die Bezirke des noch Ungeformten, das ebenso Erkenntnis in uns allen werden will, wie die Tiefe Gefühl. Wir suchen den Dichter, der in dem Schattenreiche des vom Wort noch nicht Berührten, das die Träume trägt, die Welt unseres Fühlens tiefer hinabreißt und weiter macht: wir suchen den Deutenden, der die kristallene Welt des Geistes weiter vortreibt, über uns schwebende Erkenntnisse hinabreißt in den Bereich des schon Erkannten, schon Verbindlichen. Wir suchen die Menschen des Geistes und der Seele — und suchen beide, weil sie dort wirken, wo wir alle jenseits des Persönlichen miteinander verbunden, auf das Gleiche verpflichtet sind.

*

Diese Feststellungen, die wir gegenüber der Vergangenheit werden machen müssen, werden sich nur wie alles von der Gegenwart, von unserem Leben aus machen lassen. Wir werden in unsere Welt Gestalten hinstellen müssen, in denen das, was wir als das Entscheidende empfinden, möglichst rein ausgeprägt ist, und werden, an ihnen im Klaren der Begriffe, die für uns entscheidend geworden sind, die Rückschau und Neuordnung des Vorangegangenen vornehmen müssen. Nur in unserem Leben können die Normen gefunden werden, an denen wir die Vergangenheit auf ihren Gehalt an lebendigen Werten für uns und unsere Welt befragen dürfen.

Der Typus des Menschen, der den Bereich unserer geistigen Existenz weiter vortreibt, ist, weil sein Grenzfall im produktiven Mathematiker, innerhalb des Philosophischen in Hegel gegeben ist, ohne viel Schwierigkeiten zu bestimmen. Den Typus des dichterischen Menschen hat das Schicksal wie in einer geheimnisvollen Absicht in sehr reiner Ausprägung mitten in unsere Gegenwart gestellt — in dem Manne, dessen 60. Geburtstag jetzt eigentlich zum ersten Mal seinen Namen der ganzen Nation zum Bewußtsein bringt: in Hermann Stehr. Es gibt viele, die ihm an Energie der Objektivierung innerer Gestaltungsvorgänge überlegen sind; es gibt andere, deren Instinkt für die Funktionen der Form innerhalb des dichterischen Prozesses stärker und klarer ist. Es gibt aber unter den Lebenden kaum einen zweiten, der einen ebenso reichen Besitz an innerer Substanz, die nach Auswirkung drängt, mitbringt wie er, dessen Betätigung derart innerhalb der produktiven Atmosphäre verbleibt wie die seinige. In der Klarheit des Bewußtseins, im Willen zum Formalen, in der

Distanzierung des Aussichhinausgestellten sind ihm manche seiner Zeitgenossen überlegen: an Reichtum des spezifisch dichterischen Besitzes, der noch ungeformten, geheimnisvoll nach sinnbildlicher Gestalt drängenden seelischen Materie, an Tiefe des gestaltlos Gestalt Wollenden übertrifft er alle. So sehr, daß man, wenn man den Begriff Dichter einmal für Augenblicke wörtlich nimmt, fast zweifelt, ob man Hermann Stehr noch einen Dichter im engeren Wortsinn nennen darf. Denn er hat es nicht nötig zu verdichten, sondern steht fast im Gegenteil vor der Aufgabe zu lockern. Seine Erlebnisse und Visionen bewegen sich so sehr innerhalb der ihn ganz erfüllenden seelischen Substanz, daß er sie gewissermaßen erst mühsam aus seiner dichten in unsere dünne Atmosphäre hinüberstellen muß. Er ist so von Gefühltem und Fühlendem erfüllt, daß es ihm fast schwer wird, den Übergang in unsere Welt der inneren Leere und des äußeren Seins zu finden, seine Menschen und mit ihnen ein Stück von sich selber herauszulösen aus der immateriellen Materie seiner inneren Welt, sie aus seiner inneren Geschlossenheit hineinzustellen in die Welt der Isoliertheiten, die wir die objektive nennen. Er verdichtet wohl das schwebende Wogen in sich selbst, sein bewegtes Gefühl zu Gestalten; zugleich aber verdünnt er dabei sein wesentliches Wesen, um es unserm Aggregatzustand überhaupt anzunähern. Hermann Stehrs Menschen sind nicht wie die der meisten seiner Zeitgenossen durch Summierung verdichtet, sondern eher im Gegenteil herausgehoben aus einer Fülle, die sie von allen Seiten umgab und nur mühsam Gestalt werden ließ. Also daß sie alle ein wenig einsam und frierend durch das Abbild der Menschenwelt wandern, das in seiner inneren Armut ihnen so fremd ist wie ihrem Gestalter.

Das Werk Hermann Stehrs gibt infolgedessen die tiefsten Aufschlüsse über das Wesen des Dichterischen, wie wir es heute empfinden. Gerade weil seine Welt fast rein aus dem Produktiven der Tiefe wächst, von Einwirkungen des Geistigen, dem deutend Produktiven der Höhe fast frei ist, wird die Besonderheit der eigentlich dichterischen Funktion an ihr mit seltener Deutlichkeit klar. Man kann sie von zwei Seiten her auffassen: vom Verhältnis zum Wort und vom Verhältnis zur Seele. Obwohl beides im Grunde fast auf eines hinausläuft.

Es gibt eine frühe Erzählung von Stehr „Der Graveur"; sie steht in dem Bande „Auf Leben und Tod". Er nennt sie im Inhaltsverzeichnis selbst „eine psychologische Monographie". Man spürt beim Lesen noch deutlich das Tastende, Unsichere; gerade darum werden die ursprünglichen Voraussetzungen am deutlichsten sichtbar. Es ist die Geschichte eines Graveurs, eines ordentlichen, ruhigen, hilfsbereiten Menschen, den sein Bruder, ein trunksüchtiger Schlächter, im Streit mit der Schnapsflasche niederschlägt. Ganz langsam kommt die Genesung, nur die Sprache kehrt nicht wieder: ein Versuch des Mannes, seinen Glasschleiferberuf wieder aufzunehmen, mißlingt. Er ist aus der Bahn geworfen, zerbrochen — der einzige Inhalt seiner Seele wird, voll tiefsten Hasses den Bruder zu suchen. Er sinkt zum Landstreicher, zum Säufer herab, verblödet mehr und mehr, bis er am Schluß aus dem Taumel seiner verirrten Seele zum Mörder eines alten Mannes wird, der ihn herbergt. In dem Augenblick aber, als er die Tat begangen hat, kehrt die Sprache zurück — er sieht, was er getan hat und erhängt sich.

Diese Geschichte gibt bei aller Schwäche über Stehrs ursprüngliche Veranlagung mehr als einen Aufschluß. Sie hat etwas Passives, fast möchte man sagen Respektvolles. Sowohl der eigenen künstlerischen Betätigung wie der Materie dieser Betätigung gegenüber. Die aber ist in diesem Fall, wie schon das Kennwort der Erzählung sagt, die Seele. Stehr steht hier den inneren Vorgängen, dem Reichtum ihres Auf und Ab rein referierend gegenüber. Er stellt sich diesen vom Leben Verletzten in sich vor — und berichtet über die Vorgänge. Er nimmt auch die Nebenfiguren und macht es mit ihnen ebenso — um dann wieder in die Erzählung zu verfallen. Er greift nach Formen und Begriffen der wissenschaftlichen Psychologie seiner Zeit — um danach mit ganz kindlichen Bildern seiner Vorstellung vom Dichterischen zu genügen. Alles, was äußere Kunstform an dieser Erzählung ist, ist ganz unsicher, wie aus verschollenen Kalender-

geschichten genommen: das Ganze aber geht unbehindert von all dieser Unbeholfenheit seinen Gang, weil der Mann, der dieses schrieb, in seinem Thema, im Seelischen, in jedem Fall das Wesentliche erfaßt hatte. Er sieht noch nicht, daß die Funktion dieses Seelischen innerhalb der menschlichen Betätigung, zu der es ihn drängt, viel größer, viel aktiver, daß ein bloßes Berichten noch nicht Dichten ist. Aber er weiß schon, daß er sich, daß er seiner Seele folgen muß — und folgt ihr. Ohne Scheu und ohne Umsichblicken. Man ist versucht, schon hier ein Wort von heute zu gebrauchen: ohne Kunstbedenken. Weil er nämlich nicht nur dieses selbstverständlich sichere Verhältnis zu sich selber hat — sondern auch weil er frei ist vom Wort.

*

Das Verhältnis zum Wort könnte man zur Grundlage einer ganzen Wertordnung innerhalb der Dichtung machen, sobald einmal die Geschichte seiner allmählichen Verselbständigung geschrieben sein wird, die zugleich das wichtigste und bedeutsamste Kapitel unserer tragikomischen Bildungsgeschichte ausmachen würde. Ein Stück tiefster menschlicher Tragödie und tiefster menschlicher Komik steckt in den einzelnen Phasen, in denen sich langsam Schritt für Schritt die Ablösung der Wortwelt von ihrer ursprünglichen Funktion der Verwirklichung seelisch geistiger Vorgänge vollzogen hat, bis der heutige Zustand erreicht war, in dem die Worte in einem großen Teil auch der geistigen Menschen unvermerkt an die Stelle der Vorgänge, die sich ursprünglich in ihnen verwirklichten, getreten sind. Das organisch normale Verhältnis: ohne ein Seelisch-Geistiges, das Wirklichkeit im Klang will, kein Wort — hat sich dahin gewandelt, daß das Wort heute in unzähligen Fällen das Prius ist — und das Erzeugende, nicht nur im Hörer, sondern schon im Sprecher. Die Tragik wie das Heitere von drei Vierteln unserer Literatur liegt hierin beschlossen. Die Heiterkeit liefern die rein dem Wort verfallenen Gestalten, die Schauspieler einer Seele, die sie nicht mehr haben; die Tragik diejenigen, die nur partiell von diesem Schicksal betroffen sind und nicht jeweils die Übergänge, den Vorzeichenwechsel spüren.

Stehrs Kraft gegenüber den meisten seiner Zeitgenossen beruht darin, daß sein Verhältnis zum Wort noch das ganz organische, ungelockerte ist. Er hat die Worte, sie haben nicht ihn. Seine Seele schafft sich ihr Leben in ihnen; sie sind ihre Wirklichkeit, nicht ihr Kostüm. Er hat weder Ehrfurcht noch Angst vor ihnen: sie sind für ihn das, worin sich sein Leben manifestiert, nicht mehr und nicht weniger. Was das Wesentliche in ihm ist, gebraucht sie, um Dasein zu bekommen: so gebraucht er sie auch. Ganz unbefangen: zuweilen unbeholfen, ohne Gefühl für ihr Eigenwesen — dann wieder, wenn sein gesteigertes Empfinden es braucht, sie steigernd — bis an die gefährliche Grenze des Rauschhaften, wo ein Beginn des Selbständigkeitsbezirks der Worte liegt. Er weiß davon auch, aber er verfährt mit ihnen nach seinem Gesetz. Das aber gibt ihm die Seele — wenn sie es ihm hier zu Beginn auch noch zum Teil als Objekt gibt. Insofern er, wie gesagt, über Seelisches referiert. Passiv und mit fast wissenschaftlichem Ideal ein seelisches Schicksal, das er in sich bildet, schildert.

Aber er kann nicht hindern, daß schon hier seine eigene dichtende Seele zuweilen des Zwanges müde wird und ohne Wissen ihres Trägers dem Kunstideal entläuft und nur sich auswirkt. Dann gerät für Augenblicke auf einmal ein Stückchen Welt ins Schweben: durch die objektiv dargestellte Seelenwelt des armen Graveurs strahlt auf einmal die Seele dieses Dichters, der gläubig und ernst bei allem Respekt vor selbstgewählten Vorbildern und Zielen zuletzt doch nur sich selber folgen, d. h. sich selbst verwirklichen kann. Man sieht schon hier ganz deutlich den einzig möglichen Weg, den das Schicksal diesem Mann vorgezeichnet hat: in ständiger Arbeit die Kraft der eigenen Seele unbemerkt so zu steigern, daß alles aus der Stellung der Aufgabe von außen her sich Ergebende mehr und mehr abfällt und zuletzt nur noch das eine übrig bleibt: daß die Seele im Wachen die Kraft behält, die sie rein eigentlich nur im Träumen entfaltet,

nämlich in hellen und dunkeln Bildern des äußeren Lebens natürliche Sinnbilder ihres eigenen tiefsten Wollens und Wesens aus sich hinauszustellen oder vielmehr sich in ihnen ihre bleibende Wirklichkeit zu schaffen.

Und so hat sich Hermann Stehrs Entwicklung auch vollzogen. Das Unbeholfene, das sozusagen Kunstfremde, das in dieser Erzählung noch aus dem eingeborenen Respekt vor der Darstellung der künstlerischen Form erwuchs, hat sich sehr bald gelöst: schon im „Schindelmacher" geht er sicher seinen Weg, weil er den Mut zur Aktivität der eigenen Seele bekommen hat, statt des bloßen Berichts Gestaltung seines Erlebnisses gibt. Die Zweiheit der Seelen, die dem „Graveur" noch das Schwankende gibt, ist gewichen: nur eine Seele redet noch, die Seele. Denn sie ist zuletzt die eine gleiche in uns allen, sofern sie überhaupt ist: die dunkle Trägerin unseres gemeinsamen Seins, aus dem uns das Schicksal erst in die Einsamkeiten des Lebens reißt. Das Vorrecht des dichterischen Menschen ist es nur, diese Schicksale im Wort verwirklichen zu können, während der Mensch des gemeinen Seins sie nur in Taten und Leiden ohne die lösende Kraft (und Schwäche) des Lebens im Wort auswirken und austragen kann.

*

Wunderlich ist, wie über diesem Instinkt für die Gebundenheit alles menschlichen Seins an das gemeinsame Los der Seele in diesem Dichter jenes Wissen um menschliche Einsamkeit wächst, das eigentlich um alle seine Gestalten schwebt. Stehr ist ein im tiefsten gläubiger Mensch, nicht im Sinne irgendeines so oder so bestimmten Glaubensinhaltes, sondern weil seine innerste Sehnsucht Glauben ist. Aber dieses Glauben findet sein Ziel und seinen Halt nur am letzten Ziel alles menschlichen Lebens, am Göttlichen selber. „Zu allerletzt, im tiefsten darf kein Mensch jemand anders angehören als nur Gott", heißt es einmal gegen den Schluß des „Heiligenhofs"; dieses Wort steht wie ein unsichtbares Motto über dem ganzen Werk Hermann Stehrs. Dieser Mensch, in dem eine feine tiefe Güte lebt, die zuweilen in einem wunderschönen Gefühl für Kinder leuchtend aufstrahlt, steht mit all seinem Wissen um die Tiefe der Seele, mit all seinem Gefühl für das überpersönlich gemeinsame Schicksal, das sie für alles Menschliche bedingt, dem persönlich Gemeinsamen, das wir Liebe nennen, mit leidvollem Unglauben gegenüber. Für das eine große Thema aller Dichtung, das Erotische, ist in den Tiefen, in denen das Werk Hermann Stehrs ansetzt, kein Raum mehr. Menschliche Liebe, so oft sie in seine Erzählungen hinein klingt, wird für ihn sofort problematisch; eine schmerzliche Unzulänglichkeit, weil sie zuletzt die Menschen nur noch tiefer in ihre Einsamkeit verstößt. Vor allem die Frauen. Von Lenore Griebel bis zu der herrlichen kleinen Erzählung vom entlaufenen Herzen, vielleicht der schönsten und reinsten Dichtung, die Stehr je gelungen ist, vom begrabenen Gott bis zu den Frauengestalten des Heiligenhofs wandert ein langer Zug von Mädchen und Frauen durch sein Werk, denen die Liebe nichts als Leid und Bitterkeiten gebracht hat. Stehr hat sie alle mit einem sehr zarten, um sehr tiefe Dinge der weiblichen Seele wissenden Gefühl umgeben: vom Gegenspiel auf der männlichen Seite schweigt seine Dichtung. Vielleicht aus einer männlichen Scheu, Dinge auszusprechen, in die immer Persönlichstes mit hineinklingen muß; vielleicht aber auch, weil er wirklich Seelisches erst in Tiefen zu berühren meint, wo die Helligkeit des im Diesseits Gelebten als Störung empfunden wird. „Selbst die reinste Liebe ist ein Irrweg, wenn sie dich nicht ganz auf den Pfaden deines Geistes führt": dieses Wort des Faber im „Heiligenhof" spricht für die letzte Deutung. Und spricht dafür, daß hier die Schwäche einer Stärke sichtbar wird. Selbstverständlich eine schicksalsmäßige, die kein bewußter Wille aufzuheben vermöchte: aber doch eine Schwäche, insofern aus dem Umkreis des Lebens hier etwas ausgeschieden oder zum mindesten in den Hintergrund gedrängt wird, das im Bilde der Welt, und sei es noch so sublimiert, zuletzt doch die wesentlichste Farbe bedeutet. Die Einsamkeit, in der die Menschen Hermann Stehrs ihr Schicksal erfüllen, bekommt von hier aus einen zweiten Sinn: sie

wächst nicht nur aus der seelischen Fülle, aus der er sie in unsere Welt der inneren Leere hineinstellt, sondern sie ergibt sich ein wenig auch aus der Besonderheit seines eigenen Verbundenseins mit dieser Welt. Das Schicksal scheint diesem gläubigsten Menschen das Erlebnis jener Gemeinsamkeit nicht vergönnt zu haben, die jenseits alles nur Seelischen oder nur Geistigen oder nur Körperlichen über der Dreieinigkeit unseres ganzen Daseins wächst — und zuletzt doch trotz allem das tiefste Geschenk der Gnade bleibt. Es ist kein Zufall, daß das stärkste und feinste männliche Gefühl, das Hermann Stehr jemals gestaltet hat, die tiefe Liebe des Heiligenhofbauers zu seinem blinden Kinde ist. Während die Frau des Sintlingers neben diesem Gefühl fast darbend einherwandern muß.

*

Der „Heiligenhof" ist bis heute, trotz des „Begrabenen Gotts", trotz der „Drei Nächte" und den anderen Romandichtungen Stehrs wesentlichstes Werk. Denn es ist das, in dem er sich am reinsten selbst in seinem tiefsten Wesen gestaltet — und doch zugleich ganz stark von den Bindungen der eigenen Welt abgerückt ist. Der Schlesier hat sich hier resolut aus der gewohnten Umwelt der heimatlichen Enge herausgerissen und damit den Rest von Naturalismus, der ihm aus den Tagen der Anfänge und der Hauptmann-Nähe noch anhing, von sich abgeschüttelt: er hat das Geschehen in das ihm völlig wesensfremde Westfalen und damit schon halb ins für ihn Unwirkliche verlegt. Er hat den Stil der Erzählung so rein herausgearbeitet, daß fast alle Übergriffe ins Gebiet der reinen Darstellung in Dialogen aufgehoben sind: der Dichter spricht, noch wenn er seine Menschen sprechen läßt. Und schließlich hat er sein Verhältnis zur Welt, d. h. sein Verhältnis zu Gott, so rein formuliert, wie kaum je zuvor. Die Worte, in denen der wandernde Lehrer Faber, den er aus den Drei Nächten in dieses sein reifstes Werk hinübergenommen hat, diesen Glauben Stehrs formuliert, mögen hier stehen, weil sich dieser Glaube auf keinerlei Weise schöner und reiner formulieren läßt. „Jedes Wort vom Unterschiede ist immer ein Gleichnis auf Erden. Das unbezeichenbare Wesen, das den Grund der Welt bildet, es ist auch unser tiefstes Wesen, vor dem ein Halm so groß ist wie ein Berg. Es kennt nicht das Mehr und das Weniger, nicht groß und klein, nicht hier und dort, nicht heute, morgen und gestern. Geburt und Tod sind nur Töne seines ewigen Liedes. Der Tanz der Gestirne verursacht Ebbe und Flut; aber er läutet auch unser kleines Herz. Und alles zusammen ist doch nicht mehr als der Hin- und Widergang der Uhr an der Wand im Hause des Menschen. So tief ist das ewige Wesen, das wir in uns Seele, außer uns Gott nennen."

Den glückvollen lebendigen Menschen, der den Trug des Diesseits durchschaut hat, verkündigt dieses neue Evangelium — und es schließt fast rührend mit dem Rufe: „Jubelt!" Rührend, weil der Mann, der dieses schrieb, in unendlich mühevollem Ringen mit der eigenen Schwere und dem Leid der Welt bis zu dieser Höhe seines Weges gekommen — und doch den Menschen seines Landes, seines Volkes fast ein Fremder geblieben ist. Fragt man heute, da er in die Reihe der Sechzigjährigen tritt, nach dem Warum, so wird man von der Betrachtung des Anfangs aus feststellen dürfen: Jenseits aller persönlich bedingten Ursachen liegt der tiefste Grund wohl darin, daß Hermann Stehrs Werk in seinem Wesentlichen zuletzt den alten Maßstäben unzugänglich ist — während die neuen erst der Formulierung harren. Seine schwere, herbe, langsam sich erschließende Art, seine Fremdheit gegenüber den Problemen des empirischen Daseins, sein eigenes Einsamkeitsgefühl, das immer isolierend zurückwirkt: das alles mag mitgesprochen haben, wenn sein Werk nicht den Widerhall fand, den es verdiente. Das Entscheidende aber scheint doch die Tatsache zu sein, daß Hermann Stehr in ganz reiner Ausprägung eben das ist, was wir heute als einen dichterischen Menschen empfinden — und was dem allgemeinen Bewußtsein in seiner Besonderheit, eben weil die helfenden begrifflichen Voraussetzungen fehlen, schwer zugänglich ist. Grade was Stehrs Stärke ausmacht, sein Leben nur in die Tiefe, in Regionen des Seelischen hinab, wo das noch

Unausgesprochene, Gestaltlose des lösenden Worts harrt, das ihm die Gestalt gibt — die Tatsache, daß er an den Grenzen des noch Ungeformten neue Bezirke ins Fühlbare zu heben sucht, daß er ein Dichter aus dem Grunde ist, in unserm neuen Sinn des Wortes — gerade das hat ihm das Eindringen in die Breite, die Wirkung in die Zeit erschwert und verwehrt. Für uns aber, die wir aus seinem Werk eine reiche Fülle von Erkenntnis unseres Gefühls vom Wesen des Dichterischen, wie wir es heute empfinden, bekommen haben —, für uns ergibt sich von hier die Aufgabe, den Dank für diese Erkenntnisse und alles Erlebte zurückzugeben, indem wir vom Werke Hermann Stehrs aus versuchen, unser Verhältnis zu Dichter und Dichtung, wie es jenseits alles Ästhetischen und aller Kunstvorstellungen lebendig in uns lebt, in ersten tastenden Linien zu formulieren und greifbar zu machen. Wir werden dabei vielleicht manches Liebenswerte zurückstellen, werden vielleicht einen Teil des Isoliertbleibens Stehrs aus seiner Einseitigkeit ableiten, die ihn schicksalsmäßig in die Tiefe führte und ihm, wie den meisten seiner dichterischen Zeitgenossen, den Aufstieg bis zum neuen Geistigen versagte: wir werden immer wieder feststellen müssen, daß er von den Lebenden der größte und tiefste Dichter der Deutschen ist. Was in diesen Zeilen in Umrissen zu zeigen versucht worden ist.

Die ukrainische Bewegung

Von

Max J. Wolff

Es gab eine Zeit, da die Philologie mit einem großen Aufwand von Scharfsinn den Unterschied zwischen einer Sprache und einem Dialekt zu ermitteln versuchte. Eine Reihe von Kennzeichen wurden aufgestellt, aber so gut sich diese in der Theorie ausnahmen, in der Praxis erwiesen sie sich als unzulänglich. Sie konnten beispielsweise nicht erklären, warum das von wenigen Millionen gesprochene niederfränkische Holländisch eine selbständige Sprache sei, das von einer viel größeren Anzahl gebrauchte Niedersächsisch dagegen nur ein Dialekt. Sprache und Dialekt lassen sich eben philologisch überhaupt nicht unterscheiden, sondern nur historisch und politisch. Der Dialekt wird zur Sprache, wenn er von einem selbständigen Kulturwillen, einem eigenen Volksbewußtsein, getragen wird. Holländisch ist eine Sprache, weil die Holländer bewußt aus dem deutschen Kulturkreis ausgeschieden sind, die Schweizer dagegen verharrten in dieser Gemeinschaft trotz politischer Absonderung, und ihr Alemannisch bewahrte den Charakter eines Dialektes.

Seit einem halben Jahrhundert streiten die slawischen Philologen darüber, ob das Ukrainische eine selbständige Sprache sei. In Kiew und Lemberg wurde die Frage bejaht, in Petersburg und Moskau verneint, und an diese Bejahung oder Verneinung werden in beiden Lagern die weitestgehenden politischen Folgerungen geknüpft. Je nachdem spricht man den Ukrainern das Recht auf ein eigenes Volkstum zu oder ab. In Wirklichkeit liegt die Sache umgekehrt. Nicht die Sprache entscheidet über das Volkstum, sondern das Volkstum über die Sprache. Die nationale Eigenart, der Wille zur eigenen Kultur und zum eigenen Volkstum, schafft immer eine Sprache, und ob ihre Unterschiede von der Muttersprache, den Schwester- oder Grenzsprachen größer oder kleiner sind, spielt keine Rolle.

Auch das eigene Volkstum ist den Ukrainern von der offiziellen russischen Wissenschaft abgesprochen worden. Wodurch läßt sich dieses erweisen? Man ist ge-

neigt, zunächst an anthropologische Merkmale zu denken, und da können die Ukrainer mit Recht darauf hinweisen, daß die Großrussen keine reinen Slawen, sondern mit ugrofinischem Blut vermischt sind. Aber auch die Deutschen rechts der Elbe sind nicht rein germanischen Stammes und bilden doch mit denen auf dem linken Ufer ein einheitliches Volkstum. Die Rassenmerkmale sind so wenig ausschlaggebend wie die Sprache; entscheidend ist in dieser Hinsicht nur die Geschichte. Nur die historisch-politische Entwicklung kann dartun, ob eine Völkergruppe ein selbständiges Volkstum darstellt und damit den Anspruch auf ein eigenes nationales Leben besitzt. Engländer und Irländer reden dieselbe Sprache, aber ihr Volkstum ist himmelweit verschieden; Engländer und Amerikaner gehören sogar derselben Rasse an, aber die Politik hat sie getrennt, und jenseits des Ozeans geht man jetzt sogar bewußt daran, der ererbten Sprache eine neue, dem Englischen das Amerikanische entgegenzustellen.

Die Staatenbildung hat sich im Osten Europas verhältnismäßig spät vollzogen. Das liegt zunächst in der Natur des Landes. Die ungeheure Ebene, die nur von wenigen und nicht sehr erheblichen Höhenzügen durchschnitten wird, bietet keine festen Grenzen. Die großen Flüsse, die von Süden nach Norden strömen, Don und Dniepr, tragen mehr verbindenden als trennenden Charakter. Der natürliche Reichtum des gewaltigen Gebietes ist sehr groß. Die Jagd, der Fischfang, die Weidetrift sind schier unerschöpflich und waren für die spärliche Bevölkerung mehr als ausreichend. Sie konnte auf dem Zustand des Jägers, Fischers und Nomaden länger als irgendwo in Europa verharren, und selbst als sie zum Ackerbau überging, wurden dadurch erst vorübergehend feste Wohnsitze geschaffen, da zum mindesten im Süden die ergiebige schwarze Erde keine intensive Arbeit verlangte und gerade durch ihre Fruchtbarkeit zu einem Wechsel der Niederlassung verlockte.

Dazu kam, daß Zentralasien immer neue Völkerhorden ausspie, die sich auf der uralten „Heerstraße der Nationen" durch das südliche Rußland ihren Weg nach dem Westen suchten. Vom Auftreten der Hunnen im vierten bis zu dem der Tataren im dreizehnten Jahrhundert, ja noch später bis zu dem der Türken erstrecken sich diese Einbrüche asiatischer Horden, die unter den Hufen ihrer Rosse die Ansätze jeder Kultur niedertraten. Zwar der materielle Schaden, den diese Reitermassen anrichteten, war meist geringer, als man nach den entsetzten Schilderungen der Zeitgenossen annehmen sollte, aber eine Stabilisierung der Verhältnisse wurde durch sie verhindert, und erst als diese Einfälle aufhörten und die Eindringlinge von der seßhaften Bevölkerung aufgesogen waren, war es den slawischen Völkern möglich, ihre Grenzen und ihre Staatlichkeit zu konsolidieren.

Die Völkermassen des Ostens fluktuieren beinahe bis auf Peter den Großen, während die des Westens schon unter Karl dem Großen zu einer verhältnismäßigen Ruhe und bestimmten, wenn auch umstrittenen Grenzen gelangen. Wenn sie sich bekämpften, so war ihr Ziel die Erweiterung eines anerkannten Besitzes, während die gleichzeitigen Kriege im Osten noch unter dem Gesichtspunkt der Staatenbildung standen.

Eine Ausnahme bildeten nur die Ukrainer. In einer erstaunlich frühen Zeit, Jahrhunderte vor den verwandten Groß- und Weißrussen, ja noch vor den Polen und Litauen, besaßen sie die Kraft, einen eigenen Staat zu schaffen. Schon im 9. Jahrhundert entwickelte sich der Kiewer Staat, dem es dank der Tüchtigkeit verschiedener energischer Könige gelang, seine Grenzen bis an das Schwarze Meer vorzuschieben und die gesamte kleinrussische Siedlung in sich zu vereinigen. Dank der engen Verbindung mit Konstantinopel entwickelte sich dort eine hohe Kultur. Die heidnische Naturreligion wurde durch das Christentum ersetzt, Kirchen und Klöster entstanden, durch welche die sittliche und wissenschaftliche Hebung des Volkes mächtig gefördert wurde. Die noch heute geltende russische Kirchenverfassung, sowie das gemeine

russische Recht wurden festgelegt, die Künste fanden eine Stätte, und eine reiche Epik und Lyrik erwuchsen, denen die Taten der ukrainischen Helden und die Lebens- und Liebesfreude des Volkes unerschöpfliche Stoffe lieferten.

Der Kiewer Staat war eine straffe Monarchie. Der Adel hatte keinen Anteil an der politischen Leitung. Er widmete sich dem Handel, allerdings einem Handel, der von Abenteuern und Kriegslust getragen war. Auf ihren Segelbooten fuhren die „Ruß", wie sie genannt wurden, den Dnepr hinunter über das Schwarze Meer, teils um ihre Felle, ihren Hanf, ihren Honig in der Kaiserstadt Konstantinopel oder den reichen Häfen Kleinasiens abzusetzen, teils um dort oder auf der See mit dem Schwert in der Hand Beute zu machen. Das Griechenreich war morsch geworden, und die ohnmächtigen Herrscher mußten sich notgedrungen dazu verstehen, den unternehmenden Leuten aus dem Norden eine Niederlassung am Bosporus zu bewilligen oder gar Summen zu zahlen, die einem versteckten Tribute gleichkamen.

Die Erzeugnisse griechischen Gewerbes und griechischer Kunst wurden in Kiew heimisch, eine gewisse Wohlhabenheit entwickelte sich, die allmählich nicht nur den handeltreibenden Bojaren, sondern der Masse des Volkes zugute kam, die als freie Bauern, unabhängig von den adligen Machthabern, auf ihrer eigenen Scholle saßen. Darin besteht volkspsychologisch der schärfste Gegensatz zwischen den Großrussen und den Ukrainern. Der Großrusse ist zum Dienen geboren, er hat das Bedürfnis, kommandiert zu werden, und selbst wenn er sich gegen seinen Gebieter auflehnt, wird er kein freier Mann, sondern bleibt ein „Sklave, der die Kette zerbricht". Der Ukrainer besitzt ein tiefwurzelndes Freiheitsgefühl. Solange das Land selbständig war, gab es keine Leibeigenschaft; als sie von den Fremdherrschern eingeführt wurde, zogen es Tausende und aber Tausende vor, die ererbte Scholle und das Vaterland zu verlassen, um die persönliche Freiheit zu retten. Sie bildeten die Kosaken, die unter Verzicht auf ein fleißiges Leben am heimischen Herde den aufreibenden Grenzkampf gegen die Tataren vorzogen, um ihre persönliche Unabhängigkeit zu bewahren. Lieber freie Krieger als seßhafte Hörige, war ihre Parole.

Der Kiewer Staat erlangte seine höchste Blüte unter Wladimir dem Großen. Dann sank er von seiner Höhe herab. Die Thronfolge war wie in dem alten Deutschen Reiche nicht staatsrechtlich, sondern privatrechtlich geregelt. Der Herrscher verteilte sein Land unter seine verschiedenen Söhne und Erben. Eine verhängnisvolle Zersplitterung trat ein, die dauernde dynastische Kriege zwischen den einzelnen Staaten zur Folge hatte. Die Uneinigkeit war um so gefährlicher, als die Ukraine auf allen Seiten von Feinden umgeben war. Vom Norden drohten die aufstrebenden Litauer, vom Westen die Polen, die damals eine erhebliche Machtstellung erreicht hatten, der Ungarkönig suchte das Gebiet von Halicz an sich zu reißen, und vom Süden wogte die unbesiegbare „Goldene Horde" der Tataren heran.

Unter dieser ungünstigen Konstellation brach der Kiewer Staat zusammen. Er wurde zunächst die Beute Litauens, dann die Polens, nur die Kosaken bewahrten ihre Selbständigkeit. Von ihnen ging im 17. Jahrhundert die Befreiung des Landes aus. Der polnische Adel trieb das „Bauernlegen" in der Ukraine im größten Stil und mit rücksichtsloser Grausamkeit. Die kleinen Besitzer in Wolhynien und Podolien mußten sich einer nach dem andern in die Leibeigenschaft der polnischen Grundherren begeben, aber sie vergaßen darum nicht, daß sie einst freie Bauern auf eigener freier Scholle gewesen waren. Als der Kosakenhetman Chelmanietzki die Fahne der Empörung erhob, strömten ihm Kosaken und Bauern in begeisterten Haufen zu, und es gelang seiner überlegenen Führung, die polnischen Heere mehrfach vernichtend zu schlagen, trotz ihrer besseren Ausrüstung, besseren Disziplin und erprobten Kampftüchtigkeit. Trotz seiner Erfolge vermochte Chelmanietzki sein letztes Ziel, die Befreiung der Ukraine, nicht zu erreichen. Er mußte Anschluß an einen der benachbarten Staaten suchen, und da erschien ihm eine Verständigung mit dem immerhin

glaubensverwandten Zaren von Moskau noch am günstigsten. Im Vertrage von Perejaslaw kam sie zustande. Die Ukrainer erkannten den Zaren als Herrscher an, und dieser verpflichtete sich dagegen, die Freiheit und Selbständigkeit der Länder zu achten. Das Rechtsverhältnis war nicht so, wie es später von russischer Seite dargestellt wurde, daß die Ukraine sich dem Herrn von Moskau unterwarf, und daß dieser aus freien Stücken dem neuerworbenen Territorium gewisse Vergünstigungen gewährte, sondern es liegt ein Vertrag zweier gleichberechtigter, ebenbürtiger Parteien vor. Die Bedingungen von Perejaslaw konnten gegen den Willen der Ukrainer nicht abgeändert werden, und wenn es doch geschah, wenn dieses selbständige Gemeinwesen allmählich in Provinzen zerlegt, der Selbstregierung beraubt und in das großrussische Reich eingegliedert wurde, so war das ein Gewaltakt, den der Schwächere dulden mußte, weil er nicht die Macht besaß, ihn zu verhindern. Einzelne Kosakenstämme haben sich wohl gegen das Unrecht erhoben, aber sie erlagen den Scharen Peters I. und Katharinas II., wie auch jeder Protest des vergewaltigten Landes von den großrussischen Machthabern erstickt wurde.

Einen selbständigen ukrainischen Staat gibt es seitdem nicht mehr, aber die Erinnerung an ihn lebt noch heute nicht nur in den reichen Heldenliedern der Ukraine, die neben denen Serbiens zu den herrlichsten Blüten der slawischen Literatur gehören, sondern dieser Staatsgedanke ist eine lebendige Macht, die noch heute die Herzen der Ukrainer erfüllt. Der Gegensatz zwischen Kiew und Moskau hat sich durch die Jahrhunderte eher verschärft. Kiew mit seiner alten, auf Byzanz zurückreichenden Kultur gravitiert nach Europa, Moskau nach Asien. Zwischen beiden besteht eine Kluft, die je nach dem Standpunkte der regierenden Zaren verengt oder erweitert wurde. Herrscher, die den Anschluß nach Westen suchten, wie Peter I., Katharina II. und Alexander I. fanden die Zustimmung der Ukraine, obgleich gerade einige von ihnen am eifrigsten waren, die Sonderrechte des Landes zu vernichten. Die moskowitische Richtung dagegen, die sich vor dem Kriege als Panslawismus und seit der Revolution als Bolschewismus aufspielt, wurde von den Ukrainern abgelehnt. Der Ukrainer ist ein ganz anderer Mensch als der Großrusse, er ist spontaner und freier, lebenslustiger und selbständiger als der Moskowiter, er konnte sich nie in ein Staatswesen einleben, das nach den Bedürfnissen des Muschik aufgebaut war. Er ist Individualist und als solcher für kommunistische Lehren und Experimente nicht zu haben, die dem düsteren Herdentriebe der Moskowiter entsprechen.

Das zaristische Regiment blieb in den kleinrussischen Landstrichen stets eine Fremdherrschaft, es wurde ertragen, weil die bewaffneten Aufstandsversuche den Beweis der Unmöglichkeit erbracht hatten, dieses Joch abzuschütteln. Vor der russischen Übermacht flüchtete die ukrainische Idee in das Reich der Gedanken, die Literatur war berufen, die Tradition und die Hoffnungen der Ukrainer zu bewahren. Im Gegensatz zu den unkünstlerischen Großrussen sind sie geborene Künstler, Sänger, Erzähler, Musiker, Dichter und Maler. Die Sinnes- und Farbenfreude liegt ihnen im Blute, und gerade durch die Kunst haben sie ihr Volkstum bewahrt, das sonst mit dem politischen Staatswesen untergegangen wäre. Die Literatur hat das Ukrainertum erhalten zu einer Zeit, da es in den Jahrhunderten der Unterdrückung auf das schwerste gefährdet war.

In Kiew gab es in einer Epoche, wo sich in Großrußland kaum die Anfänge des Schreibens und Lesens verbreiteten, eine reiche Literatur, nicht nur sogenannte Volksgesänge, sondern eine hochstehende Kunstdichtung, die von den Kämpfen und Fahrten der ritterlichen Könige erzählte. Diese Schätze erhielten sich in den jahrhundertelangen Kriegen und bewahrten die Tradition des Volkes, wenn auch in dieser Periode der Unterjochung und Zerstückelung wenig Neues entstand. Dazu war das Leben zu schwer. Kunst verlangt eine gewisse Ruhe, vor allem Sicherheit

im Innern und Freude am Leben. Diese Güter fehlten; aber kaum war infolge des Anschlusses an Moskau eine gewisse Stetigkeit vorhanden, da setzte die geistige Arbeit der Ukrainer wieder ein, so ungünstig die Verhältnisse auch lagen.

Der besitzende Adel, der in erster Linie zur Pflege der Kunst berufen schien, hatte den Lockungen der polnischen Kultur am wenigsten widerstanden, viele seiner Mitglieder hatten sogar die Konfession der Bedrücker angenommen. Die Geistlichkeit war, um der katholischen Propaganda, besonders der der Jesuiten leichten Eingang zu schaffen, absichtlich in Unkenntnis und Unwissenheit gehalten worden, mit voller Hingabe hing nur das Volk, in erster Linie der ukrainische Bauer und der Kosak, an der nationalen Eigenart mit ihrer Tradition und ihrer uralten Kirche. Von unten herauf, aus den unteren Schichten mußte das ukrainische Volkstum erneuert werden, das in der neu einsetzenden Literatur des 18. Jahrhunderts seinen Ausdruck fand. Das Ukrainische wurde wieder zur Schriftsprache. In der Verwaltung, in der Justiz und dem Unterricht herrschte das Russische, in der Gesellschaft mußte man ihm weitgehende Zugeständnisse machen, und die zahlreichen Einwanderer von Norden hielten es natürlich nicht für nötig, die Sprache des Landes zu lernen, um so weniger, als sie bei der Ähnlichkeit der beiden Idiome sich auch ohne sie verständlich machen konnten.

Es gehörte Mut, Begeisterung und ein starkes Vertrauen in die Zukunft des eigenen Volkstumes dazu, um wieder Ukrainisch zu schreiben. Kotlarewsky war der erste, der die kühne Tat vollbrachte. Zahlreiche Nachfolger erwuchsen ihm, und mit Taras Tschewschenke entstand der Ukraine ein Dichter, der sich mit den besten Westeuropas messen konnte. Neben der Literatur erhob die ukrainische Wissenschaft ihr Haupt, die an den Universitäten von Kiew und Lemberg tüchtige Vertreter fand. Aber die Bewegung beschränkte sich nicht auf das geistige Gebiet, sie wurde politisch. Man erinnerte sich, daß die Verbindung mit Moskau nur auf einem Vertrag beruhte, und daß dieser Vertrag von der anderen Seite unzählige Male gebrochen war. Man erkannte auch, daß Großrußland dringend der Ukraine bedurfte, daß diese aber Großrußland entbehren und sehr gut ein selbständiges politisches und wirtschaftliches Leben führen konnte.

Man dachte zwar an keine Lösung von Rußland, höchstens an eine Autonomie, aber auch dieses Streben erschien der zaristischen Regierung so gefährlich, daß sie 1876 den Gebrauch der ukrainischen Sprache verbot. Die ukrainische Bewegung war damit in Rußland mundtot gemacht, und nur in dem galizischen Lemberg fand sie eine Zuflucht, obgleich ihr auch dort von den Polen und der in polnischen Händen befindlichen österreichischen Verwaltung die größten Schwierigkeiten bereitet wurden. Die russische Niederlage gab den Ukrainern die Möglichkeit, ihre tausendjährigen Hoffnungen zu verwirklichen. Unter deutschem Schutz gelang es ihnen, ein selbständiges Staatswesen zu errichten, das jedoch nach dem Zusammenbruch Deutschlands der Übermacht der Moskauer Bolschewisten überlassen wurde.

Die Ukrainer sind heute wieder ein Volk ohne Staat, aber der Zusammenhang mit Großrußland ist doch endgültig gelöst. Er bestand ideell nicht mehr, als mit Alexander III. die moskowitisch-asiatische Richtung über die europäische den Sieg davontrug, und er ist unmöglich geworden, seit diese Politik durch Lenin und Trotzki in dem Bolschewismus weitergeführt wurde. Die Hauptstadt Rußlands, die von Peter I. an die Ufer der Ostsee verlegt wurde, liegt heute wieder in Moskau, d. h. im Wolgagebiet mit der Richtung nach Asien, während die großen Ströme der Ukraine dem Schwarzen Meer zufließen und das Land auf den Anschluß an Europa verweisen.

Die Verbindung zwischen Großrußland und der Ukraine konnte bestehen, so lange die russische Gesamtpolitik westlich orientiert war. Als dieser einigende Faktor wegfiel, konnten die beiden Länder nur durch die Gewalt zusammengehalten werden. Aber bei dem scharfen Gegensatz der Interessen müssen sie auseinandergehen, und

gerade für Deutschland ist es von der höchsten Bedeutung, daß sich gegenüber dem Moskowitertum, das seiner Natur nach deutschfeindlich ist, ein selbständiger ukrainischer Staat bildet, der die Verbindung mit dem Westen sucht und als Brücke nach Asien dienen kann.

In den Entente-Staaten und ihren Schutzländern hat man die Bedeutung der Ukraine längst erkannt. In Deutschland verschließt man sich ihr, obgleich gerade Deutschland besonderen Grund hätte, die Entwicklung dieses zukunftsreichen Gebietes ins Auge zu fassen. Deutschland besitzt in den Sympathien der Ukrainer ein wertvolles moralisches Kapital, aber es muß ausgenutzt werden, ehe die anderen uns den Rang ablaufen. Wir müssen eine aktive Außenpolitik treiben. Weil wir im Westen gelähmt sind, dürfen wir uns im Osten nicht selber lähmen, sondern müssen eine Politik einschlagen, die den dortigen veränderten Verhältnissen Rechnung trägt. In ihr wird die Ukraine den wichtigsten Faktor bilden.

Aus den Anfängen des Marcinkowskivereins[1]

Von

Manfred Laubert

Unter den polnischen Kampforganisationen in Preußen nimmt der 1841 ins Leben getretene, nach seinem Hauptgründer meistens kurzweg Marcinkowskiverein benannte „Verein zur Unterstützung der lernenden Jugend" als erste und zugleich vorbildliche derartige Schöpfung eine führende Rolle ein. Der Form nach paritätisch und unpolitisch, nur kulturellen Zwecken dienstbar, wurde er anfänglich auch von einzelnen Deutschen gefördert und von der Regierung nicht ohne Wohlwollen behandelt[2]). Die Tatsache aber, daß er unter seinem unverfänglichen Aushängeschild in Wahrheit von Anbeginn ab nur eine planmäßige Ausbreitung des polnischen Mittelstandes betrieb und ein hochgefährliches Werkzeug der völkischen Propaganda war, brachte der polnische Aufstandsversuch von 1846 ans Tageslicht.

Am 16. Juli berichteten hierüber die Minister des Inneren und der Finanzen, v. Bodelschwingh und Flottwell, dem König: Bei den durch die letzten Vorgänge in der Provinz Posen veranlaßten Erörterungen ist auch der von dem dortigen Verein zur Unterstützung der lernenden Jugend ausgeübte Einfluß zur Sprache gebracht worden. „Es hat sich dabei als unzweifelhaft herausgestellt, daß dieser seinem angekündigten Plan nach allerdings löbliche Verein seine Mittel für politische Zwecke gemißbraucht hat." Ein Teilnehmer an den jüngsten Umtrieben hat ihn ausdrücklich als ein „Vereinigungsmittel der Revolution" bezeichnet. Ferner sagt ein der polnischen Sache ergebener Mann in einem aufgefangenen Brief geradehin, daß die Regierung durch die Genehmigung des Vereins dem Polonismus selbst in die Hände gearbeitet habe. Dementsprechend ist das Unternehmen organisiert. Fast nur Polen haben Beiträge gezahlt, und nur solche sind von ihm unterstützt worden. Um die Tätigkeit der mit Geld bedachten Schüler zu beaufsichtigen, hat der Verein sogenannte Alumnate errichtet und läßt sie ausschließlich durch Mitglieder kontrollieren, die unverhohlen der polnischen Sache huldigen, gegenwärtig Dr. Motty[3]), Landschafts-

[1]) Nach den Akten der Staatsarchive zu Berlin und Posen.

[2]) Eine seine Besonderheiten scharf hervorhebende Kennzeichnung seiner Wirksamkeit bei L. Bernhard: Die Polenfrage, 3. A., 1920, S. 32 ff.

[3]) Professor für Naturgeschichte und Französisch am Posener Mariengymnasium.

kalkulator Mendych[4]), Dr. Cegielski[5]), Dr. Matecki[6]), Lehrer Leciejewski[7]), von denen die zwei letzten wegen ihrer Teilnahme an der Verschwörung hatten verhaftet werden müssen. „Die Früchte dieses Systems haben sich auch bereits unter den Stipendiaten gezeigt, indem mehrere derselben bei den Insurrektionsversuchen, und zwar zum Teil so stark kompromittiert sind, daß sie als Hauptleiter des Unternehmens oder einzelner Akte desselben anzusehen sind[8]). Unter diesen Umständen erscheint die Auflösung des Vereins im Interesse der öffentlichen Sicherheit unvermeidlich und dürfte dabei nur auf diejenigen Stipendiaten Rücksicht zu nehmen sein, die sich bis jetzt vorwurfsfrei geführt haben." Diese sahen sich, wenn ihnen nicht anderweitige Hilfe wurde, unverschuldet und plötzlich der vielleicht einzigen Stütze beraubt, auf der ihre Zukunftsaussichten beruhten. Es konnte bei manchem einen bitteren Eindruck hinterlassen, „wenn die Regierung es wäre, durch welche ihnen jener Nachteil zugefügt wird". Der Oberpräsident v. Beurmann, der nach seiner Kenntnis der Personen und Verhältnisse die Auflösung „dringend befürwortet" hatte, schlug deshalb vor, die diesfälligen Stipendien auf Staatskosten zu übernehmen, und die Berichterstatter glaubten ihm darin beitreten zu können. Diese Stipendien betrugen zwar im Jahre 1844/45 13 572 Rtr., allein abgesehen von ihrer fortwährenden Verminderung war schon gegenwärtig wahrscheinlich weit weniger bewilligt. Dann konnte die Fortzahlung natürlich bloß bei Zöglingen erfolgen, die nicht nur politisch unverdächtig waren, sondern sich auch in anderer Hinsicht tadellos benommen hatten. Endlich war die Bewilligung auf Summen zu beschränken, die bereits zugesichert oder fest in Aussicht gestellt waren. Ein Teil der Gelder konnte obenein durch die nach dem Allgemeinen Landrecht (Teil II, Tit. 6, § 192/93) zulässige Einziehung des Vereinsvermögens von 3500 Rtr. gedeckt werden. Die Minister beantragten deshalb Auflösung des Vereins, Beschlagnahme seines Vermögens für die Staatskasse und Fortzahlung der Stipendien unter der gedachten Einschränkung im Höchstbetrage von 13 000 Rtr. jährlich aus dem Hauptextraordinarium der Generalstaatskasse.

Allein Friedrich Wilhelm IV. bebte bei seinem schwankenden Charakter trotz der durchschlagenden Motivierung vor diesem energischen Schritt zurück. Er überließ es statt dessen Bodelschwingh, „zuvörderst mit dem Vorstand dieses Vereins

[4]) Vgl. meine Bemerkungen in Kronthal: Werke der Posener bildenden Kunst, Berlin 1921, S. 71. M. hatte 1821/24 als Mitglied der studentischen Geheimverbindung Polonia in Breslau Jura studiert, war dann Referendar in Krotoschin, trieb sich später in engstem Verkehr mit den exaltierten Polen beschäftigungslos herum, bildete während des Warschauer Aufstandes bald in Posen, bald in Russisch-Polen einen wichtigen Zwischenträger, so daß ihm der Oberpräsident bei der Kalischer Monarchenzusammenkunft 1835 das Verlassen der Stadt verbot, wo er zu den sieben unnützen Pflastertretern gehörte, die der Polizeidirektor Frhr. v. Hohberg als unzertrennliche, ohne Erwerbstätigkeit nur als lebendige Chronik dienende und alle aufgeschnappten Gerüchte in der Provinz verbreitende politische Müßiggänger charakterisierte (an d. Min. v. Rochow, 11. Juli 1835). Nach der Auskunft von Hohbergs Nachfolger, Frhrn. v. Minutoli, inaugurierte er Versammlungen, brachte die gebildeten polnischen Überläufer in Posen unter, verwaltete die für sie eingehenden Unterstützungen, bezahlte ihre Schulden, beförderte Geldsendungen, war stark an der gesellschaftlichen Gründung des Kasino und der wirtschaftlichen des Basars und dem Marcinkowskiverein beteiligt, galt für Marcinkowskis rechte Hand, und gab überall da seinen Namen her, wo jener nicht genannt sein wollte. Dann war er bei der Landschaft beschäftigt, „wo alle seinesgleichen Aufnahme und reichen Unterhalt gefunden und ein wahres Nest von exaltierten Polen gebildet haben" (an Beurmann, 7. August 1844).

[5]) Hippolyt C. wurde damals aus dem Schuldienst entlassen, da er sich weigerte, bei den Gymnasiasten eine Revision nach Waffen durchzuführen. Er wurde später Begründer der großen Posener Maschinenfabrik. Vgl. über ihn (Motty): Spaziergänge nach der Stadt (polnisch) III, S. 113 ff.

[6]) Theophil M., neben Marcinkowski der bedeutendste polnische Arzt, wurde zu sechsjähriger Festungshaft verurteilt; vgl. Motty III, S. 12 ff.

[7]) Thaddeus, L., Privatlehrer in Posen, erhielt 15 Jahre Festung.

[8]) Unter anderem Joh. Ciesielski und Franz Dobry, die je 15 Jahre Festung bekamen.

Unterhandlungen zu dem Zwecke einzuleiten, daß der Staatsbehörde eine, jeder mißbräuchlichen Verwendung der Vereinsmittel vorbeugende Einwirkung auf dessen Tätigkeit eingeräumt werde. Sollte der Verein sich einer solchen unter den obwaltenden Verhältnissen notwendigen Einmischung der Staatsbehörde in seine Angelegenheiten nicht fügen wollen, so wird die Aufhebung desselben um so unzweifelhafter gerechtfertigt sein." Hiernach wollte der Monarch den weiteren Anträgen seiner Ratgeber entgegenharren (Order vom 14. August).

Wie verhängnisvoll in diesem Fall wieder die Taktik der halben Maßregeln, des ewigen Fluchs in der Regierung dieses Fürsten, war, zeigt ein Vorgang aus dem Kreise Wirsitz, wonach noch während des Moabiter Prozesses die Polen sich bereits wieder sammelten und neue Mittel zur Wiederholung ihrer verbrecherischen Bestrebungen bei günstigerer Gelegenheit zu rüsten versuchten. Am 15. Juli 1847 berichtete der sehr tüchtige Landrat v. Randow dem Oberpräsidenten, daß er am 12. von dem Sohn des Gutsbesitzers v. Koczorowski-Witoslaw zu einer am folgenden Tag im Interesse des Vereins nach Nakel berufenen Versammlung eingeladen worden war und der Aufforderung Folge geleistet hatte. Er fand 16 Polen, zumeist aus seinem Kreise, darunter vier Geistliche, vor. Der junge Koczorowski erzählte, daß sein verstorbener Vater den Auftrag erhalten hatte, in W. ein Kreiskomitee wählen zu lassen, und nun diese Aufgabe ihm selbst übertragen worden sei, weshalb er die Versammlung berufen habe. Nachdem Propst Pankau (Nakel) den Rechenschaftsbericht für 1846 verlesen hatte, wurden er, der ehemalige Buchhändler Podgorski und Rittergutsbesitzer Jos. v. Sikorski-Jeziorki in das Kreisdirektorium gewählt [9]). Randow hatte die Einladung zur Teilnahme an der Wahl und dem folgenden Essen ebenso wie die Zahlung eines Beitrages abgelehnt. Die polnisch geführte Verhandlung verriet keinerlei politische Tendenz, doch zeigten alle Mitglieder ein erwachendes reges Interesse für die Sache und versprachen sich gegenseitig die Werbung von Anhängern und Sammlung von Beiträgen. In seiner Zuziehung sah der Landrat nur ein Mittel, um Weiterungen aus dem Wege zu gehen, und er wollte dabei stehen bleiben, „daß dieser Verein sich wieder mehr ausdehnen soll, und daß so wieder ein Deckmantel zu Kommunikationen gesichert ist; ich verkenne nicht das Gute des aufgestellten Zwecks, doch aus innigster Überzeugung spreche ich die Behauptung aus, daß die Fürsorge für die Jugend nur Nebensache, das Hauptmotiv aber die Absicht ist: wieder die Polen in sich enger zusammenzuhalten, politische Tendenzen zu verfolgen und immer schroffer die Scheidewand zwischen Polen und Deutschen hinzustellen. Wie hemmend dies der so dringend nötigen Vereinigung der Deutschen und Polen entgegentritt, wie mißtrauisch dadurch wieder die Deutschen gestimmt, wie zuversichtlich aber der gemeine Pole auf die Kraft seines Adels, seiner Geistlichkeit gemacht, wie sehr er dem Gouvernement dadurch entfremdet wird, darüber darf ich Ew. Hochwohlgeboren nicht erst nähere Ausführungen vorlegen." Ich will unberührt lassen, ob die veröffentlichten Anklagen des Staatsanwalts gegen die verhafteten Hochverräter, die bevorstehenden Kriminalprozesse, das in Österreich ergangene strenge Urteil [10]) die Veranlassung zu den beabsichtigten häufigeren Verbindungen bildeten, doch undenkbar ist es mir, daß die Polen gerade auch jetzt ruhig an etwas anderes als die Folgen der jüngsten Umtriebe denken könnten. Vielmehr wird ihr aufgeregtes Innere nur die Absicht haben, ihren Brüdern Teil-

[9]) Über die Einrichtung des Kreiskomitees und die starke Beteiligung der Geistlichkeit vgl. Bernhard a. a. O. S. 34 ff. — Podgorski beschäftigte sich eifrig mit der Verbreitung verbotener Bücher (Bürgermeister Kaulfauß an Beurmann, 20. Januar 1846).

[10]) Hier wurde später das vom Lemberger Strafgericht am 31. Juli 1847 über Theophil Wiśniowski wegen Hochverrats und gegen Jos. Kapuścinski wegen Hochverrats und Mord an dem Bürgermeister Markl verhängte Todesurteil mit dem Strang kurzerhand vollzogen. In Preußen wurde bekanntlich keines der in Moabit verkündeten acht Todesurteile vollstreckt.

nahme zu erweisen, und bei hervortretender Tätigkeit muß unzweifelhaft angenommen werden, daß sie nur dahin geht, das glimmende Feuer anzufachen. Diese Tätigkeit erstrebt nun eine größere Ausdehnung des Vereins, der darum meiner Ansicht nach aufzulösen wäre.

Damals konnte Beurmann die Besorgnisse Randows noch mit der Bemerkung beschwichtigen, daß mit dem Vorstand wegen einer genauen Kontrolle, der sich der Verein in allen Beziehungen unterwerfen sollte, Unterhandlungen im Gange waren, die möglicherweise zur Auflösung führen würden (Reskr. vom 19. Juli). Dreiviertel Jahre später machte die Revolution dieser Erwartung ein Ende. Der Marcinkowskiverein blieb für alle Zeit völlig unbelästigt. Mit verblüffender Harmlosigkeit nährte die preußische Staatsregierung fernerhin an ihrem Busen die Schlange, aus deren Eiern die Scharen jener Vorkämpfer des Polentums hervorkrochen, die nicht nur das wirtschaftliche Erstarken der Gegner in Posen und Westpreußen ermöglichten, sondern auch die Polenbewegung in Oberschlesien auf die Füße brachten. — Heut aber verketzert das deutsche Volk die Männer, die ihre warnende Stimme gegen diese unangebrachte Vertrauensseligkeit erhoben, und versucht ihnen die Schuld am Verlust der Ostmark aufzubürden. Die Polen aber zetern über deutsche Barbarei, und die Völker glauben ihnen, obwohl diese selben Polen heut unter schwerem Bruch der abgeschlossenen Verträge selbst den als legales Organ der deutschen Minderheit vom Völkerbund anerkannten Deutschtumsbund auf das härteste verfolgen und jede deutsche Schule auszurotten versuchen, ohne daß den Deutschen irgendwelche staatsfeindlichen Bestrebungen nachgewiesen sind.

Glaube und Völkerschicksal

Stein im Jahre 1812

Von

Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode

Im August 1811 schien es, als ob Preußen im Angesicht der drosselnden Gefahr, die Napoleons geplanter Zug nach Rußland für seinen Bestand bedeutete, den Sprung in die Tiefe wagen und sich durch eine der großartigsten Volkserhebungen aller Zeiten die Freiheit zurückgewinnen wollte. Ganz im geheimen, mit Billigung der Regierung, wurden jene Pläne gefaßt, die auch den letzten waffenfähigen Mann zum Verzweiflungskampf aufrufen sollten. Der Geist Scharnhorsts ging durch die preußischen Lande. —

Aber der König war nicht stark und gläubig genug, um so Großes zu wagen. Es hätte einer alles umreißenden Kühnheit bedurft, um den preußischen Staat aus seiner trostlosen Verlassenheit herauszuführen. König Friedrich Wilhelm III. besaß sie nicht, so endete der große Anlauf in jenem Bündnisvertrag vom 24. Februar 1812, der die im tödlichen Haß gegen die Franzosen gesammelten Kriegsmittel diesen zur Verstärkung ihrer Macht auslieferte und das ausgeplünderte Land dem Durchmarsch gewaltiger Heeresmassen preisgab. Ungeheuer war die Verbitterung der Patrioten. Gneisenau, Scharnhorst und andere fielen dem jetzt notwendig werdenden Systemwechsel zum Opfer. Sie sahen alle ihre Hoffnungen zerschlagen, die mühselige Arbeit von Monaten vernichtet. Sie, die die Vorbereitungen geleitet hatten, waren des sicheren Erfolges gewiß gewesen. „In welchem vortrefflichen Rüstungszustande

wir waren, würde die Welt kaum glauben, sofern es bekanntgemacht werden könnte", klagte Gneisenau. (Brief an Stein vom 2. April 1812.)

Auch Stein, der in der Verbannung in Prag mit heißem ungeduldigen Blut seiner Stunde harrte, blieb von der allgemeinen Enttäuschung nicht unberührt. An seine hochsinnige Freundin, die Prinzessin Radziwill, schrieb er noch unsicher, in Worten, hinter denen verhaltene Trauer zitterte. Aber als er durch den abgesetzten Polizeipräsidenten von Berlin, Gruner, Einzelheiten erfuhr, wallte sein Gefühl mächtig empor, so viel Kleinmut, so viel Verzicht empörte ihn. Von diesem Augenblick an erwartete er nichts mehr von den Regierenden, verlor für eine Weile den Glauben an Preußen, mit dem er noch in jeder Faser durch langjährige Tätigkeit verwachsen war. Um so mehr wurde ihm das erzwungene Nichtstun unerträglich. Er wandte sich deshalb an den Grafen Münster, der in England das Interesse von Hannover vertrat, und bat ihn, ihm irgendeine Verwendung zu vermitteln: „Im Gefühl des tiefsten Unmuts über diesen Zustand lege ich Euer Exzellenz meinen Wunsch vor, auf irgendeine Art wieder in Tätigkeit gesetzt zu werden — auf welche Art? werden Ew. Exzellenz fragen, und hierauf bin ich nicht imstande, befriedigend zu antworten."

Zwei Monate später ging Stein auf den Antrag des Zaren Alexander nach Rußland. Es war kein Zufall, daß eine Möglichkeit, die schon vor Jahren auftauchte, jetzt Gestalt gewann. Stein konnte nur dort sein, wo man handelnd in die Speichen des Schicksalsrades eingriff, und nicht dort, wo man nur gläubig auf eine bessere Zukunft wartete. Er ging als Deutscher nach Rußland, und nur als Deutscher, um den Weg für Deutschlands Erlösung freizumachen, und behielt sich jede Bewegungsfreiheit, die er zur Erreichung dieses Zieles bedurfte. Deshalb lehnte er auch das wiederholte Ansinnen des Zaren ab, in den russischen Staatsdienst zu treten.

Von Anfang an stellte sich seine Aufgabe als ungeheuer dar. Es war eine doppelte. Er mußte den russischen Herrscher in jenem schrankenlosen Kriegswillen erhalten, der sich nicht an Sieg und Niederlage begrenzt, der in verzweifelten Lagen die einzige Möglichkeit des Sieges bietet. Er mußte auf der anderen Seite unablässig darauf bedacht sein, alle die Kräfte zu sammeln und wach zu rütteln, die für den Freiheitskampf der deutschen Nation unentbehrlich waren. Denn Stein wollte die Befreiung Deutschlands nicht als Gnadengeschenk des Zaren. Er war überzeugt, daß sein Vaterland sich selbst helfen mußte, der Feldzug von 1812 bedeutete für ihn nur die Atempause, die es noch bedurfte, um das Letzte ausgeben zu können.

Zahllos waren die sichtbaren und unsichtbaren Widerstände, auf die Stein auf seinem Wege stieß. Der Zar selbst, fähig, sich für große Dinge zu begeistern, war unzuverlässig, im Grund weich, verschiedenen Einflüssen zugänglich. Seine militärische Umgebung war zersplittert und ziellos, am Hofe überwogen die eiteln und halben Naturen. Vor allem aber war es die Person des Kanzlers, des Grafen Romanzoff, der die stärkste Gefährdung für einen glücklichen Erfolg bedeutete. Seine staatsmännischen Fähigkeiten, die Stein von früher her gut bekannt waren, standen unter dem Gefrierpunkt, ein heimlicher Bewunderer Napoleons, liebte er es, seine Phantasie in erfundenen Anekdoten der französischen Kaiserfamilie spazieren zu führen. Seinen Sturz zu erreichen, mußte sich Stein von Anfang an einer mühevollen, seiner offenen Kampfnatur zuwiderenen Maulwurfsarbeit unterziehen. Auch unter den Deutschen, die damals in Petersburg weilten, fand der Freiherr vom Stein nicht nur Leute, mit denen er harmonisch zusammenwirken konnte. An der Spitze des Deutschen Komitees, das sich zur Aufgabe gesetzt hatte, für Deutschlands Sache zu werben und die deutschen Truppen der französischen Armee abspenstig zu machen, stand der Herzog von Oldenburg. Stein erkannte durchaus sein ehrliches Bemühen

an, aber der Herzog war nicht großzügig und von mehr Eitelkeit beherrscht, als für das nationale Interesse gut war. Es war fast eigentümlich, wie der Reichsfreiherr, als geborener Aristokrat den französischen revolutionären Ideen im tiefsten Grunde fernstehend, die ewigen Volksrechte einem Fürsten gegenüber verteidigen mußte, der jede freie Bewegung eines Volkes autoritätsfeindlich empfand und das Heil nur von den deutschen Fürsten erwartete. Stein aber glaubte an die deutsche Seele, weil er nur durch sie das sein konnte, was er war. Mit anderen deutschen Gesinnungsgenossen, so mit dem um die Schaffung der deutschen Legion hervorragend verdienten Herrn von Stülpnagel und vor allem mit Ernst Moritz Arndt, den Stein selbst herbeigerufen hatte, dessen durchsichtige Art er besonders liebte und der an seiner Seite den Geisteskampf führen mußte, ging er den Weg gemeinsam.

Gleich die erste große Denkschrift, die Stein für den Zaren am 18. Juni 1812 in Wilna verfaßte, verfolgte den Zweck, den Kaiser auf die in Deutschland schlummernden Kräfte und auf die Möglichkeit eines gemeinsamen Kampfes hinzuweisen. Vom gleichen Geist waren auch seine anderen zahlreichen Kundgebungen getragen. Sie verkündeten Grundsätze von einer Weitsichtigkeit, von einer solchen im besten Sinne revolutionären Gesinnung, daß das kommende Jahrhundert sich für sie zu klein erwies und sie bis heute noch nicht lebendig geworden sind. Sie sind von einer Zuversicht in den guten Ausgang durchdrungen, die das stärkste Gegengewicht gegen alle Ermüdungserscheinungen gewähren mußte. Die beiden Denkschriften über Deutschlands künftige Verfassung und die Bildung eines Verwaltungsrates, die Stein dem Kaiser im September vorlegte, sind aber auch nicht nur theoretische Versuche, die künftige Gestaltung in Deutschland vorzuzeichnen. Sie können als diplomatische Meisterstücke gelten. Sie sollen die russische Regierung zwingen, über das Gebot der Stunde hinaus die Aufgabe der Zukunft zu erfassen und danach ihre Anstrengungen zu verdoppeln. In der Denkschrift über die künftige Verfassung vollzog Stein den letzten Schritt seines politischen Glaubensbekenntnisses, das er in dem offenen Brief an den Herzog von Nassau im Jahre 1804 gesprochen hatte. Wie er schon in diesem Brief ein starkes Reich gegen Feindeswillkür gefordert hatte, so war es jetzt die äußere Gefahr, die ihm die Einheit Deutschlands erstrebenswert machte. In der Denkschrift über die künftige Verfassung wurde auch der für diese Zeit noch ungewohnte Grundsatz aufgestellt, daß Verrat übt, wer gegen das Allgemeininteresse handelt. Nicht zuletzt sich selbst gegenüber brach Stein mit Anschauungen, für die in dieser Zeit auch die Besten noch zu haben waren. Unerbittlich geht er hier mit den deutschen Fürsten ins Gericht. „Ein solcher Zustand der Dinge", sagt er als Begründung, warum die alte Reichsverfassung nicht wieder hergestellt werden dürfe, „würde dem Volk das Gefühl seiner Würde und seiner Unabhängigkeit wiedergeben, seine Kräfte würden nicht in Beschäftigung mit kleinen territorialen Angelegenheiten zersplittert, sondern sich denen der Nation im ganzen zuwenden: außerdem ist das den Wünschen fast der Gesamtheit entsprechend, seitdem sie unwürdig von denen verraten ist, welche verstehen mußten, für sie zu sterben, seitdem sie in den Fürsten nur noch Feige sieht, welche das Blut ihres Volkes verkaufen, um ihr schamvolles Dasein zu verlängern." Es war die Ablehnung jedes Kompromisses für die nationalen Bedürfnisse seines Landes.

Das letzte Ziel jedoch, das Stein vorschwebte, war die Vereinigung aller freiheitliebenden Nationen gegen die unmoralische Macht, die er in Napoleon verkörpert sah. Und Stein glaubte, daß der Endkampf nur unter Führung einer germanischen Vormacht zum guten Ende geführt werden könne. Diese Macht konnte nur England sein. Mit England verknüpften Stein mannigfache persönliche wie sachliche Bande, er hatte für die Geschlossenheit des englischen Verfassungswesens aufrichtige Bewunderung. So verfolgte er mit zäher Geduld den Plan einer englisch-schwedischen

Landung an der Küste Norddeutschlands, der die deutsche Erhebung einleiten sollte. Der hannöversche Minister Graf Münster in London, Gneisenau, der Reisen nach England und Schweden angetreten hatte, und der frühere Polizeipräsident von Berlin, Gruner, waren eingeweiht. Die beiden ersteren sollten England und Schweden für den großen Gedanken gewinnen. Gruner, der in Prag unter den Augen einer argwöhnischen Polizei einen geheimen Nachrichtendienst unterhielt, mußte für Stein in den deutschen Landen, besonders in den Teilen, in denen die Erhebung beginnen sollte, die allgemeine Stimmung erforschen, sie für die große Entscheidung reif machen und die materielle Bewaffnung einleiten. Die Verhandlungen, die Rußland auf Betreiben von Stein mit England und Schweden führte, und die er selbst in jeder Weise zu fördern trachtete, schleppten sich mühselig hin. Die Verkehrsverhältnisse waren zu ungünstig. Ein regelmäßiger brieflicher Verkehr ließ sich nicht aufrecht erhalten, tief pessimistische Briefe von Gneisenau und Münster kamen noch in einem Augenblick nach Petersburg, als schon das Schicksal der französischen Armee besiegelt schien und Napoleon Moskau verlassen hatte. Trotzdem ließ Stein in seinen Anstrengungen keinen Augenblick nach, in seinen Briefen an Münster und Gneisenau versicherte er immer wieder, daß Rußland den Krieg durchhalten würde. Die Früchte seines Drängens sollten allerdings erst im Jahre 1814 reifen. Damals, 1812, war der Kronprinz von Schweden noch zu wenig in seiner Stellung gefestigt, um allzu große Wagnisse unternehmen zu wollen. Das England dieser Jahre aber befand sich in schweren inneren und äußeren Krisen, um diese Zeit wehrten sich seine Arbeiter mit einer letzten, fast rührenden Geste gegen die beginnende Mechanisierung, indem sie die Maschinen, die ihnen das Brot wegzunehmen drohten, zerstörten. Napoleons Kontinentalsperre hatte der englischen Wirtschaft schwere Wunden geschlagen, das Geld war entwertet, und das englische Parlament zeigte sich ebensowenig fähig wie heute das deutsche, Abhilfe zu schaffen. Außenpolitisch stand England zwar in einem siegreichen, wenngleich kostspieligen Kampf gegen die Franzosen in Spanien, aber seit dem Juni 1812 hatten die Feindseligkeiten mit den Vereinigten Staaten begonnen, die seine Kräfte stark in Anspruch nahmen. Die Regierung Castlereagh führte den bezeichnenden Namen „Die Regierung der mäßigen Talente", der Prinzregent galt für eine unbedeutende und verschwenderische Persönlichkeit. Vor allem aber war es der kühle Sportsgeist, der die englische Politik von jeher charakterisiert, der so wenig brauchbare Zusicherungen erreichen ließ. Genau wie es die englische Regierung in Preußen schon 1807 versucht hatte, Hardenberg ans Ruder zu bringen, um dadurch größere Stetigkeit in die preußische Politik zu bringen, genau so drängte England jetzt auf die Entlassung des russischen Ministerpräsidenten Romanzoff, da sie Kaiser Alexander wegen seiner plötzlichen Abschwenkung im Jahre 1807 nicht traute. Das eine gute Pferd im russischen Stall, Stein, genügte ihr nicht. Für Stein war dieser Druck in seinem Kampfe gegen den russischen Kanzler höchst wertvoll, nur indem er ihn als eine wirksame Waffe benützte, gelang es ihm, wenn auch sehr spät, die Entlassung durchzusetzen. Auf der anderen Seite unterstrich er in seinen Schreiben möglichst, daß man sich auf den Kaiser ganz verlassen könne, daß er die Waffen nicht eher niederlegen würde, als bis der Friede Europas gesichert sei.

Aber trotzdem Stein in einer unablässigen Anspannung seiner Kräfte stand, verlor sich seine Tieltätigkeit niemals in eine Vielgeschäftigkeit, die nutzlos Kräfte verpufft. Immer fand er noch Zeit genug, um sich der russischen Gesellschaft zu widmen, ja er nahm diese Aufgabe besonders ernst, mußte er doch darauf bedacht sein, den großen Einfluß, den er sich erworben hatte, in jeder Hinsicht zu stärken. Stein war ein begehrter Gast in den Häusern der russischen Aristokratie, deren unerhörter Luxus dem anspruchsloseren Deutschen zunächst sonderbar vorkommen mußte. Von Madame de Staël, die damals in Petersburg weilte, ließ er sich aus

ihrem berühmten Buch „De l'Allemagne" vorlesen, und schrieb darüber entzückte Briefe an seine Gattin. Besonders viel verkehrte Stein im Hause des Grafen Orloff, dessen feinsinnige Gattin Steins glühende Vaterlandsliebe teilte, in den stillen Stunden widmete er sich gemeinsam mit dem Grafen ernsten Studien über Homer und Thucydides. Aus diesen Stunden der Muße, der leichten Unterhaltung, des ernsten Studiums schöpfte Stein wie Friedrich der Große aus der Musik die Kraft, jede Widerwärtigkeit des Tages und der Ereignisse zu bezwingen.

Niemals vielleicht war Stein stärker als in dieser Zeit. Das große Werk, das seinem Namen Unsterblichkeit verliehen hat, die Bauernbefreiung, blieb im letzten unvollendet. In den Jahren der Erfüllung durchzog das Leben des großen Deutschen ein tragischer Verzicht, es blieb ihm bittere Enttäuschung gerade an den Menschen nicht erspart, auf die er in der Vorbereitung am sichersten gebaut hatte. Aber hier, wo er auf fremdem Boden die nationale Sehnsucht seines Landes in seiner Person sichtbar zum Ausdruck brachte, konnte er sich ganz treu sein. Niemals brannte in ihm die Flamme des Genius tiefer, überstrahlte heller sein unbeirrbarer Glaube das Dunkel dieser Tage. Seine Möglichkeiten schienen unbegrenzt, sein Ideenreichtum war unerschöpflich. Er wuchs über jedes Maß hinaus, auf seinen Schultern ruhte letzten Endes die große sittliche Idee, an der Napoleons ehrgeiziger Traum zerschellen mußte. Niemals waren auch seine Fehler größere Vorzüge, seine Maßlosigkeit, die jeden Widerstand von vornherein erstickte, sein allzu großes Zutrauen zum Menschen, das ihn befähigte, die Kleinen in seiner Umgebung mit sich emporzureißen.

So blieb er auch fest genug, um jenen schlimmsten Sturm zu überdauern, der alles mit einem Schlage zu vernichten schien. Die Nachricht der Schlacht von Borodino war zuerst als Sieg nach Petersburg verkündigt worden; als dann die Wahrheit ruchbar wurde, war die Zerschmetterung um so größer. Der Ruf: Moskau in Feindeshand, Moskau brennt! war die schlimmste Botschaft, die das Ohr des echten Russen treffen konnte. Moskau war Symbol der nationalen und religiösen Kultur des weiten Reiches, mit Moskau gingen ungeheure ideelle und materielle Güter zugrunde. Die aufrichtigen Friedensfreunde, die geheimen Anhänger der Franzosen, und die Wankelmütigen wagten es laut, ihre Stimme zu erheben. Die Kaiserin-Mutter, der Großfürst Konstantin kämpften erbittert für den Frieden. Der Kaiser hatte sich eingeschlossen, litt unsäglich unter dem Unglück. Kein Chronist hat überliefert, wie nahe die Gefahr war, daß Napoleons Rechnung stimmte und der Zar die Hand zur verderblichen Versöhnung bot. Nur Stein blieb unverändert. Arndt hat uns geschildert, wie er ihn beim Frühstückstisch antraf und wie sie dann über die Lage sprachen. Im Verlauf dieses Gespräches sagte Stein die Worte für die Ewigkeit: „Eben war F. bei mir, hatte ein Gesicht wie ein Weib, dem sich im Bauche die ersten Wehen krümmen und kramen; ich wollte ihn anfangs auch einladen, als ich aber seinen Wehegeschrei über Moskau hörte, und daß wir nun leider bald einen schlechten Frieden haben würden, ließ ich den armen Sünder. Mut, lieber Freund, Mut gilt's für den Mann im Leben! Wer weiß, ob wir nicht noch ein paar hundert Meilen weiter gegen Osten bis nach Kasan und Astrachan reisen müssen! Ich habe mein Gepäck im Leben, wie oft, wohl drei-, viermal verloren. Einen Tod kann man doch nur sterben. Heute mittag wollen wir doch auf gutes Glück trinken." Beim Mittagessen hatte dann Stein einige Gäste, es wurde auf das Wohl von England und Spanien angestoßen, Stein war besonders guter Stimmung. Er sah eben als einziger durch das Dunkel in der Ferne das Licht der Erlösung. Wo die anderen verzweifelt waren oder kümmerliche Hoffnung hegten, wurde er nur um so gewisser, wo seine Umgebung nur noch glimmende Asche war, sprühte er Funken. Sein Nationalgefühl ruhte in Tiefen, an die die Erschütterung der Oberfläche nicht mehr heranreichen konnte. So leuchtet es auch in seinem herrlichen Brief an seine Gattin vom

15. Oktober: „Ich hoffe, daß die Vorsehung uns siegreich aus diesem grausamen Kampfe hervorgehen lassen wird. Meine Hoffnung gründet sich auf die Güte unserer Sache, auf die Mittel und die Tatkraft des Volkes, welche sich in jeder Richtung und auf die ehrwürdigste Weise entwickelt." Als dann die Wendung überraschend schnell kam und die Heere Napoleons ihrem unentrinnbaren Schicksal entgegen von dem brennenden Moskau hinwegzogen, blieb Stein viel ruhiger und gesammelter, als die noch eben so Jagenden, die sich im Siegerübermut jetzt überschlugen. Bei einem Familienfest z. B. ließ die Kaiserin-Mutter die Äußerung fallen: „Fürwahr, wenn von dem französischen Heere ein Mann über den Rhein ins Vaterland zurückkommt, werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein", worauf Stein ihr das sehr ernst verwies: „Sie sollten nicht sagen, Sie werden sich der Deutschen schämen, sondern sollten Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten." So groß war das Ansehen Steins, daß ihm die Kaiserin-Mutter für die Lehre dankte. — Und doch, wenn er es sich auch nicht so merken ließ, war vielleicht sein Glück größer, als das aller der anderen. Er sah sich von einer Zentnerlast befreit, einen Teil seiner Aufgabe gelöst. Aber zu derselben Zeit stand auch sein eigentliches Ziel um so greifbarer vor ihm auf. Jetzt ging es um die Befreiung Deutschlands. Schwieriger und größer war das, was bevorstand. Galt es doch zu verhüten, daß das erschöpfte, sieggesättigte Rußland an seinen Grenzen stehen blieb und Deutschland seinem Schicksal überließ. Noch lag auch die Tat von Yorck im dunklen Schoße der Zukunft. Noch wußte Stein nicht, ob die Sehnsucht nach der Freiheit in deutschen Landen schon stark genug war, um die Fremdherrschaft abschütteln zu können. Aber gerade jetzt und in den kommenden Monaten führen alle seine Handlungen, alle seine Äußerungen uns das schöne Bild eines Kriegers vor Augen, in dessen Gesichtsausdruck Entschlossenheit und nichts als Entschlossenheit zu lesen ist, dessen Blick furchtlos in der Richtung geht, in der sich der Feind befindet, und der langsam den Sturmriemen seines Helmes festbindet, mit einer Bewegung der Überlegenheit, die verrät, daß er nichts von Niederlage, nur von Sieg oder Untergang weiß.

Das dritte Reich des Paracelsus

Roman

von

E. G. Kolbenheyer

(Fortsetzung)

Und er seufzte wieder hinter dem Pfluge seiner Heilmeisterschaft. Weite, steinige Wege, karge Seelen, Menschen, die ihm das Dach, das ihn schirmte, den Boden, der seine Füße trug, und die klare Luft, die seine Lunge trank, hoch anrechneten. Sie waren hart und arm, so wurde auch er arm unter ihnen und mußte eine Rauheit niederkämpfen, die ihn heftiger überkam. Doch blieb er um der wenigen willen, die eine Lehre forderten. Er nannte sie in seinen Schriften, die sie nicht kannten, amici et sodales.

Aber gegen den Herbst hin erinnerte er sich häufiger eines Gehöftes, das Roggenhalm hieß. Es lag abseits über dem Dörfchen Bühler unweit von Gais, woher der Uli Fusch stammte.

Aus Trieb und Abgunst der Städte in die stillende Einfalt der Natur entwichen, fern von den Anreizen des Ruhmes und einer Üppigkeit des Verdienstes, in schlichter Glaubenswelt und Lebenskargheit, fühlte er mehr als je seines Archäus Hand. Mit der Witterung des Tieres, das seine Arzneipflanzen findet, hatte er Ort auf Ort besucht, wo immer sein Werk reifen konnte. Und er hatte Ort auf Ort ausgenommen wie Vogelnester, soviel aus jeglichem an der Kraft zu schöpfen war, deren er für sein inneres Wachstum, sein Werk, bedurfte. Element und Gestirn jeder Landschaft in ihrer Subtilität war sein, war Nahrung im Lebenshaushalte seiner Kräfte geworden. Hungrig sah er Mensch und Land an, wenn er kam. Er begehrte nicht mehr darnach sich einzufinden, Heim und Frieden zu gewinnen, er sog Mensch und Land aus, wie der Dürstige die Beeren einer Weintraube, ungesättigt, unerfüllt, aber seiner Bestimmung immer gewisser.

An einem Sonntagabend saß Paracelsus ober der Allment am Saume des Gehölzes mit ihnen, die er seine Freunde nannte. Sie waren unter dem entschwindenden Tage alle einsilbig geworden, ruhten jetzt und schauten in die westlichen Berge. Die Berge flossen zu einem dunkelbefeuerten Blau ineinander, das immer mehr erkaltete, aber die Gipfel zeichneten eine Linie in den durchleuchteten Himmel wie ein stillbewegtes Lied. Und jeder Berg verlor seinen Namen, wurde wieder eins mit der Welt.

Da wußte Paracelsus, daß er nicht länger mehr mit ihnen sein werde; wer ihm folgen mußte, der konnte ihn auch dann finden. Wessen Gemüt aber dem Acker glich, der seinen Samen empfangen hat, der sollte bleiben und des Samens leben.

Sie hatten über Gut und Böse gesprochen, und er hatte das letzte Wort nicht finden können, vielleicht war er von der farbigen Natur und den lebendigen Augen und Stimmen abgehalten worden, in jene verborgenste Tiefe Gottes zu schauen. Nun, da die Berge aufgelöst in eins verschwammen, löste es sich auch in ihm.

„Gut und Bös . . . o mins Wegs Genossen in dieser abendlichen Rast! Das Gebürg entschläft, und der Acker liegt in Ruh und will den Frieden. So seind wir Acker all, und umb uns stehn die Berg und das schweigend Holz. Gut und Bös: was in den Acker fällt, das fällt mit des Ackers Willen. Wornach ihn hungert, dieselbig Speis wird in ihn gesäet. Seind viel Hunger nach Bösem, viel nach Gutem.

Und möchtist uf das sagen, wir hättend den Willen fri zu tun oder nit. Das ist nindar. Wir mügend nütz tun, Gott gebs dann. Der das Bös tut, dem muß es Gott geben, sunst vermag ers nit. Wie künnt der Mensch machen, was er will, so er doch nit ein Haar kann weiß oder schwarz machen! Allein du bist Acker und dich hungret. Hungret dich nach des Tüfels Sam, er wird nit anstehen und sin Sam uswerfen, darzu ihn Gott hat verflucht. Der Tüfel tuts, nit du. Allein der Acker hat die Macht, Frucht zu tragen, Distel oder Trauben, Gilgen oder Dorn.

Als folgend uns nach unser Werk, das ist: unser Werk seind die Uferstehung des Menschen. Der Mensch ist ein Frucht, die us ihm ist gewachsen. Da die Zit ist kummen der Urständ aller und des Gerichts, ist der Acker der Würmen und sunst nüt mehr.

Gut und Bös, o mins Wegs Genossen, das ist der ganz Gott, das ist der ganz Ring und die erfüllet Sphär. Da Gott Alpha gesaget, ist also auch sinem Munde Omega entschlossen und das Leben ganz. Was ist das Leben ohn das Bös? Wird ein Teig ohn Surteig zu Brot? Was ist ein Wachstumb ohn das Ferment?

So will ich uf diesen Abend üch us dem Buch der Erkanntnus deuten: Besser ist Ruhe, dann Unruhe. Not ist, daß Laster werden und beschechen, wiewohl der verflucht wird, durch den sie kommen. Das Laster treibt ihn, der sunst still säß, und giebet ein Ursach dem Gerechten, Gott weiter zu erkennen. Der Gerecht gleichet dem

Hund, so seine Güte im Gejägd erzeigt. Wo kein Gewild wär, wär auch kein guter Hund erkanntlich.

So nun das Laster gut ist — und wie gut, daß es ist, dann eins bewegt das ander — so muß das Laster us Gott sin. Gott hat dem Menschen geben: dem Guten die Notdurft des Guten, dem Bösen die Notdurft des Bösen, als seind beid versorgt.

Demnach so übe sich ein jedlicher. Der Bös, der sich nit übt, der weiß nit, was bös in ihm ist, dessenglichen der Gut. Ihr sollt den verborgen Schatz treiben us ürem Wesen. Dann das ist not: es muß herus, was im Menschen ist. Gott hat das A und O gesprochen.

Als wird der gut Bom tragen die süße Frucht, der bös Bom aber bringen Säure, Bittre, Koloquint. Es muß getrieben sein. Und aber wie nit alles süß Ding gut ist, nit alle Bittre bös — also auch ihr.

Trachtet nach, o trachtet ürer Fülle nach, dann es ist groß und bedeutsam zu reden: Der Mensch soll vollkommen sein. Da ihr lebet, so lebet zur Gänzi. Gebet us, was in üch ist, so werdet ihr voll werden.

Als hat ein jedlicher Maß und Gsatz in ihm von Gott, darnach er soll trachten. Das ist, er soll sich probiern im Füer des Lebens. Trachten und nit wähnen, trachten und nit befolgen, nur folgen dem Gsatz us Menschenmund und dem Maul der falschen Propheten, so allein den eigen Bauch und die eigen Glori kennen. Es soll ein jedlicher nach dem Gott trachten in ihm mit dem suren Schweiß sines Leibs, mit dem bittren Bluet sines Herzens, mit der räßen Not sines Gwissens und kein Ruh nit finden ehedem.

Darzu kunnt üch nit helfen die äußer Regul und Gsatz. Dann was ist beschechen? Der Priester und Lewit erhuben ihr Nasen und wollten nit schmecken den armen Menschen, der do verwundt war, und gingen vurüber, nahmen sich siner nichts an. Was bedüt das? Allein: daß wir sie nit sollen haben, Priester, das ist den römschen Stuel und sein Orden, Lewit, das ist die Prädikanten, so der römisch Stuel Ketzer heißt. Die seind uns beid nichts nütz. Und alle Sekten. Dann was nichts soll, das zerteilt sich in Sekten und in viel Weg.

Es ist ein Wort Gottes und heißt: ‚Schüttlet den Staub von den Schuchen und gehet hin!' Das bedeut nit den Priester und Prädikanten, sundern den ungesetzten Mann, der do nit versorgt ist und nit willt versorgen, der do geht und verkündt.

Trachtet nach, daß ihr vollkommen werdet, dessen so Gott in üch hat gesetzt. Trachtet nach in üch selbsten. Dann so schüttlet den Staub von dem Geschuch und gehet hin. Als wird üch die Ruh nit kränken und üer Unruhe nit schwächen, als werdend ihr Gott sechen im Guten und im Bösen, und ihr werdend über Bös und Gut ein Frucht werden, so in den Schoß Gottes zuruckfällt.

Es ist Zit worden, lieben Brüder und Genossen dieses Wegs, schon ist der sternig Himmel über uns, und der Boden wird bald fücht werden von kühlem Tau. Es wird sin, daß ich in kurzer Weil nit mehr bi üch bin. So gedenket dieser kargen Wort des ungesetzten Manns, der ein Zit hie gesein und gehen muß, schüttlen muß den Staub von den Schuchen."

Er stand auf und ging von ihnen. Sie wagten ihm nicht zu folgen, seine letzten Worte hielten sie zurück.

Und es war schon Nacht, er schrieb bei dem Öllämpchen seinen Worten nach, die er in dem stillen Kreise gefunden hatte, da pochte es an die Laden. Er meinte, daß irgendein Kranker Hilfe suche, und öffnete.

„Meister Parcelsi, du willt dich nüt meh enthalten bi uns? Ist etwar, so dich geleidiget oder beschweret hätt, daß du willt von uns abwichen?"

„Es ist nünt, und keiner von üch hat mich geleidigt." Er stützte den Ellbogen auf den Fensterrahmen und legte seinen Kopf in die flache Hand. „Es ist nünt, ihr

guten Gsellen, das üch kunnt gereuen. Ich han min Lauf in mir, als der Stern Lauf daroben. Do bin ich zitig worden und muß gahn. Viel Städt und Länder han ich also erfahrn, darvon ihr kaum ützit gehört deren Namen nach. So lasset mich fründhold, und soll dieser Abend die Letzi sin. Ich geh nit wit. Noch muß ich mich in diesem Lande enthalten, do es still ist und gschlicht. Ich will uf Gais weiter, gen Bühler hinab uf den Hof Roggenhalm, der Baur wird mich ein Zit husen."

Da boten sich etliche an, ihm für seine Habe behilflich zu sein.

*

Das Gehöft war uralt. Ein breiter Steinbau, in dessen Erdgeschoß die Ställe lagen, über ihnen erst die Stube und eine Reihe von Kammern. Die dunkle Holzscheune, angegliedert in einer Flucht, streckte das Gehöft um die Hauslänge gegen Osten hin. Es lag am Hange, leuchtend vom Weiß der Tünche. In die Kammern gelangte man durch eine Seitentür ober der Stallung vom Hange her, während das Vieh sein Tor an der Stirnseite des Erdgeschosses hatte. Die Ställe waren fast noch niedriger als das Obergeschoß, und dicke Steinpfeiler trugen die Decke. Hier mochte in früheren Zeiten auch die Rauchstube der Bauern gelegen haben, ehe noch spätere Geschlechter das Stockwerk errichtet hatten, ein Drittel der Decke war tief geschwärzt. Und ein Pfeiler im Hintergrunde, besonders breit, trug den gewaltigen Lehmofen des Oberstockes. Der war halb in den Berghang hinausgebaut, ein riesiges Backgewölbe, das auch die Stube wärmte und mit einer Ecke in die Nebenkammer hineinragte. Dort hauste der fremde Arzt, zu dem die Leute von weither kamen, manche mühselig herbeigetragen wurden. Während der Rauch des Backofens und des offenen Herdes über die Stubendecke hinweg und durch die Fensterluken abzog, blieb die Kammer von dem Qualme verschont und hatte doch ihren Teil an der Hitze.

Paracelsus war schon im vergangenen Sommer, dem ersten seiner Weltflucht, auf Roggenhalm gewesen. Er hatte der Bäuerin einen Blasenstein geschnitten. Des Bauern und seiner ältesten Tochter wegen war er gerufen worden, die lagen damals an der Ruhr. Er heilte sie, als niemand mehr Rettung wußte, und so war ihm auch das Leiden der Frau offenbart worden. Die beiden Eheleute wußten ihm Dank und litten es, daß sich im Winter an den Sonntagen Männer und Frauen, zuweilen auch fremde, in der Stube sammelten. Sie selbst blieben von dem sonderlichen Wesen unberührt, ließen Gott und den Parcelsi, sowie die Grübler und Grillenfänger um ihn gute Leute sein. Sie hatten ihr Teil an der Kunst des berühmten Mannes gehabt, und neues Leben war ihnen in den Hausstand gegeben worden, dabei gaben sie sich zufrieden.

Sie alle: der Vater, Enz Höchener, die Mutter, Barbeli Bierbomerin, und die Söhne und Töchter, soweit ihrer noch im Hause waren, überragten den Gast um mehr als Haupteshöhe. Ihre Zungen regten sich schwerer als ihre Fäuste. Langsam und schweigsam wandten sie die Mächtigkeit ihrer Gliedmaßen an Vieh, Wald und einen kargen Boden, der ihnen Hafer, Hirse, Rübe und, weil sie an der Sonnleiten lagen, auch den spärlichen Roggen trug, von dem das Gehöft seinen Namen hatte. Saß Paracelsus an ihrem langen Tische ehrenhalber neben dem Vater Enz Höchener, dann schoben sie ihm die Schüssel mit den Rüben, dem Haferbrei oder der hochbegehrten Käsesülze, die glasig im Löffel zitterte und aalglatt über die Zunge schlüpfte, etwas näher und ermunterten ihn durch irgendeinen gutmütigen Laut oder einen Wink, daß er nach Kräften eintue, als solle er endlich zu seinem ganzen Menschen kommen, völlig werden und einbringen, was er am Leibe versäumt habe. Er saß unter den schwergliedrigen Menschen wie ein halbwüchsiges Kind und langte nur mäßig zu, denn die derbe Kost bekam seinem Körper nicht mehr.

Sie übten auch sonst eine ehrende Umständlichkeit ihm gegenüber. Daß er, der

vielgerühmte, seine Kunst so stark bewährte, schien ihnen nur natürlich, wenn er aber zu einer Stube voll Menschen sprach, die tief versonnen jeder Silbe nachhingen, dann konnte es sein, daß eines von den Höchenerleuten in fassungslosem Staunen den Mund anstarrte, dem immer neue Sätze entflogen, einer unbegreiflicher als der andere. Übrigens lebten Höchener in Gais, die zu Ehren und Würden gekommen waren. Der Urstamm des Geschlechtes auf Roggenhalm hatte nicht viel Umgang mit ihnen, aber es wuchs ihm von dorther doch eine Ahnung dessen, daß es noch gültige Kräfte gäbe, die nicht auf Arm und Lenden allein gestellt seien. Sie blieben nicht ohne Empfindung für den Zulauf und dafür, daß sich der Name des Gehöftes im Lande herumsprach.

Allein in Bühler und Gais, im ganzen Außerrhoden überhaupt, hielten die Weiber zu den papistischen Pfaffen und hatten kein Gefallen an der Sankt Galler Neuerung gefunden, ehe noch die Schlacht bei Kapell geschlagen war, und der, zum Regiment erhöhte, Abt Diethelm die Prädikanten gewaltigte. Nicht daß sie die Kirchen füllten und dem Herrgott die Fersen abbissen. Aber es waren seit je handfeste Kerle gewesen, die ihnen für Sakrament und Bittgang bestallt wurden, Kerle, die ihren Mann stellten und sich nicht hinter Amt und Würden drückten, wenn einer wider sie vom Leder zog, sondern unbedenklich das Speckmesser aus der Hosentasche zückten. Man brauchte das Sakrament wider den Teufel, Wichwadel und Bittgang für Vieh, Alm und Feld. Verstand einer damit handlich umzugehen, war wenig mehr gegen ihn einzuwenden. Nur frei heraus lachen mußte er können, wenn ihm über den Wirtshaustisch zugesungen wurde:

‚Dar wellt ich fragen ohn all List,
Warumb so viel Tüfel und einzig ein Herrgott ist?'

Dazu hatte er gutwillig den ganzen Chorus zu schmecken:

‚Lieben Fründ, hob nur ein Gduld,
Ist der Münch und Pfaffen Schuld.
Hättind die in ihrn Mässen
Als viel Tüfel als Herrgott gfrässen,
Wärind Tüfel all vertrieben,
Ihrer keiner überblieben.'

Und Täufer waren im Lande umgegangen. Kein geringer Anhang war ihnen gefolgt, doch verloren sich die meisten Taufgesinnten binnen Jahresfrist, froh, daß Freunde und Nachbarn ihnen Geld und Gut wiederbrachten, das sie vor die Türen zu jedermanns Belieben geworfen hatten, um im neuen Reiche Gottes vom Mammon nicht beschwert zu sein. Sie ernüchterten bald. Dennoch blieb ein Verlangen im Lande. Das Evangeli behielt seinen Anhang unter den Männern. Einer Freiheit Hauch war erschmeckt. Die Grandsonzeit und die Zeit des Trotzes gegen Kaiser Max lebte unvergessen, Schweizer Erbe. Beides, Weltregiment und Pfaffenregiment, drohe es von Burgund, vom Reiche oder von Rom her, galt als fremdes Joch, und dagegen sträubten sich die breiten Nacken.

Aber im Außerrhoden hielten die Weiber zu den Pfaffen, und so kam es eines Tages, daß Paracelsus eine Luftfahrt tat und der älteste Sohn des Hauses, der Uli Höchener, etliche blaue Flecken davontrug.

Die Hausmutter, Bärbeli Bierbomerin, stammte aus Gais, sie hatte dort Brüder. Eines Bruders Tochter war selbst für das Maß des Landes merklich gediehen. Von Taufs wegen hieß sie Els, die Leute aber nannten sie den Gouchzagil. Auf der Kilby, wenn die Mädchen wettliefen, Stein und Stange stießen, überholte sie, noch im Kindesalter, die stärksten, so litt man es seit etlichen Jahren, daß sie mit den Männern antrat. Da war sie in demselben Jahre, als die Evangelischen in

Gais hochkamen, von drei jungen Leuten herausgefordert worden. Sie hatte die Schwinghose angelegt und die drei Forderer wie rünftige Kernsäcke über die Schulter weg auf den Rasen geworfen, daß es stäubte. Und diese Schmach der Mannsleute anzusehen war dem Uli Ransperg, des Landammannes Matthias Sohn, des eifrigsten Anhängers der neuen Lehre, dermaßen in die Galle gefahren, daß er der gewalttätigen Jungfrau über den Platz zugeschrien hatte:

„Gouchzagil, ich wellt, daß dichs fallend Übel anging, du unsittigs, prachtigs Frouensmensch! Ich wellt dir etwas din laistigen Schwingbruch gerben!"

Sie aber hatte ihm hohnlachend gedroht:

„Du willt mich prechten und senken? Ich will dir din Wehr abgürten unde dich erbletzen. Do solltu wieder zuo allen Heiligen rufen us diner Ketzeri!"

Allein sie hatte geprahlt und wohl gewußt, daß sie den Uli Ransperg nicht geworfen hätte. So war sie mit zwei anderen Mädchen ihres Schlages heimlich übereingekommen, den Ransperg selbdritt zu überfallen, ihm sein Schwert zu nehmen und ihn zu verbläuen. Indessen Weiberheimlichkeiten wider einen tüchtigen Mann! Er ist ihr trefflich zuvorgekommen, hat sie an einem Sonntage auf lichtem Markt ergriffen, hat ihr den Balg nach Notdurft gedroschen und sie mit Füßen getreten. So war seine und der andern Mannesehre wieder rein geworden, ohne daß die Els Bierbomerin an Ruf gelitten hätte, denn der Uli Ransperg war von keinem Manne geworfen.

Und diese Jungfrau suchte an einem Frühlingstage ihre Magschaft auf Roggenhalm heim, denn sie hatte von dem Fremden mehr gehört, der ein Erzketzer war und den Leuten die Ohren voll blies, als ihr freudig Gemüt unbetätigt vertragen konnte.

Auf der Bank vor dem Hause lehnten die Melkeimer, und der kupferne Milchkessel blinkte daneben in der Lenzsonne, denn das Vieh war noch nicht ausgetrieben. Paracelsus aber ließ sich den Rücken wärmen, während er auf dem Pfostentische vor der Bank schrieb. Sie hatten ihm einen geschnitzten Lehnstuhl hinuntergetragen.

Er schrieb mit fliegender Feder und stand in nicht geringem Feuer, denn ihm war zugetragen, daß von der Kanzel wider ihn derb gestochen und er ein Winkelprediger gescholten wurde. Sein zielstürmender Geist wandte sich nicht erst gegen die Pfaffen und Prädikanten der Dörfer und Städte, er ging — der gewohnten Regung folgend — die Professoren der heiligen Geschrift an.

„Uer täglich Widerbellen und Scharpfreden wider mich von wegen der Wahrheit . . . so ich etwan und etlich Mal in Tabernen, Krügen und Wirtshäusern geredt hab wider das unnütz Kirchengehn, üppige Feier, vergebens Beten und Fasten, Almusengeben, Opfern, Sakrament nehmen und all derglichen priesterlich Gebot . . . Auch daselbig in ein Trunkenheit gezogen, darumb, daß es in Tabernen beschechen ist . . . die Tabernen für untüchtig Örter zu der Wahrheit zu sein und mich ein' Winkelprediger genennt. Dieweil ihr mir geschwiegen hättit und ich gar wohl gefallen, so ich in Spelunken geredt, man sollet üch Opfer geben und folgen! — Wohlan, es war ein Zit, da was ich gläubig in üch, aber jetzt bin ich gläubig in Christo. Auch zeucht ihr mich, ich hab nur ein Dernunft unter Bauren zu reden. Das sei. Ja, ja! Ich sollet unter die Doktores zu Leuen, Paris, gen Wien, Ingolstadt, gen Cöln, do ich Leut unter Augen haben würd, nit Bauren, nit Kaufleut, sundern Meister der Theologie. So wissend: Denen wird ihresgleichen zukummen. Bin ichs nit, so wirds ein andrer sein. Jedoch mein Red und Anzeigen von Christo wird herfürkomben, wird sie überwinden. Christus kam nie gen Rom, noch ist Rom sein Derweser. Sant Peter kam nie gen Cöln. Und so ich schon an die End nit komb, liegt nichts an mir. Dann die Red ist nit mein, ist Christi. Der wird ihn' ein niederländschen Boten schicken gen Leuen und den' von Wien und Ingolstadt ein' ihres Landes Genossen. Und die Wahrheit wird unter ihnen geboren werden. Durch sie selber wird

sie an Tag kommen und nit durch mich. Und wann ich gestorben bin, so lebt die Lehr noch, denn sie ist Christi, der stirbet nit. Mich möchtend die nit strafen zu Leuen und zu Paris, Wien usw.; sie müßten Christum strafen . . . Ihr klaget sehr und fast: ich hab üch die Bauren widerspenstig gemacht. Gedenket, wenn min Red us dem Tüfel wär, so folgten die Bauren üch und nit mir. Aber sie folgen mir, so gedenket, daß der Heilig Geist in ihnen sei. Der lernet sie erkennen üer Gemüet, Tück und große Lügen. Dann ich habs mir nit selbs erdacht, was ich geredt hab. Üer Tück ist alt, von Kain her. Aber das Jung ist wahr, das Alter ist erlogen. Das Jünger straft das Alter, und das Alter ist nit das Jünger. Wär das Alt Testament vollkommen gerecht und gut gesein, Christus hätt's nit wieder erneuert . . . Ich widerrede üren heiligen Vätern, dann sie habend dem Leib geschrieben und nit der Seel', sie han Poeterei gebraucht und nit die Theologei. Sie haben Schmeichlerei getrieben und nit die Wahrheit erzählt. Ihrer ist auch keiner zu einem Marterer worden. O ihr gütig Beichtiger! Alle des Bauchs Lehrer und Kuchinprediger, keiner der ewigen Seligkeit! Wie kann der Gläubig ein Frucht geben, der nit ein Marterer wird? Da stärkend sich viel tausend uf ihn, die wachsend all us dem Marterer und seind die Frücht . . ."

Während er schrieb, achtete er des heftigen Wortwechsels nicht, der unweit zwischen dem Uli Höchener und der Els Bierbomerin geführt wurde. Da schreckte er auf: stampfende Tritte, dicht an ihn heran, und eine Faust, die krachend auf den Tisch niederfuhr, daß das Tintenfaß sprang und spritzte.

„Du niederträchtig, rüdig Ketzer, was vor ein Tüfel willtu hier beschrieben? Ich will dir dinen Rachen berieben mit diesem Zettel, du Gogler! Daß dich der Ritt . . ."

Paracelsus starrte in das sprühende Frauengesicht, er tastete an seinen Sitz, um den Stuhl zurückzuschieben und aufzustehen, aber ehe er sich dessen versah, hatte die junge Person das Stuhlbein erfaßt und ihn mitsamt dem Sessel in die Luft gehoben. Sie zottelte lachend den Hang hinunter, und er hatte Mühe, sich festzuklammern, denn sie schüttelte ihn von Zeit zu Zeit.

„Ich will dir, du Ketzer! Du Kinderdöcklin! Ich will dir und din ketzerlich Fenanz! Ich will dich beutlen, daß du fast verdomlet würdist und kein Wort mehr für dich brächtist!"

Sie hielt ihn an den beiden Stuhlbeinen hoch über ihrem Scheitel, als wolle sie ihn so nach Bühler und Geis zu aller Leute Spott führen.

Es waren Zugriff und Entführung so schnell geschehen, daß Paracelsus keines rechten Gedankens mächtig werden konnte. Der Uli Höchener erholte sich rascher. Mit etlichen langen Sätzen war er dem Mümeli nachgesprungen und zwang ihre Arme nieder. Der gute Herr Parcelsi konnte gelinden Schwunges und heil mit beiden Füßen landen. Die grimmige Jungfrau schleuderte den Stuhl fort und warf sich auf den Gegner. Paracelsus sah, wie die beiden, eng umschlungen, Wange an Wange, den abschüssigen Boden stampften, wie sie strauchelten und langsam abwärts rollten, dabei einander kräftig walkten. Und sie trieben ab, keines kam hoch. Unerschöpflich schienen die beiden jungen Leiber. Er sah die hohen Kräfte in Wallung, sie mußten entladen sein. Und die jüngste Tochter war vom Herde herbeigesprungen, schrie, lachte, zupfte ihn am Ärmel und deutete auf die beiden, hielt sich die erschütterten Seiten, atemlos vor Entzücken. Da faßte er seinen hölzernen Sattel an der Lehne, schleifte ihn zum Tisch zurück und setzte sich zurecht, als habe nur ein kecker Windstoß seine Blätter davongetragen. Die anderen Höchener waren auf den Feldern, wahrscheinlich hätten auch sie nur gejohlt und sich lachend die Bäuche gehalten. Er zuckte die Achseln. Noch etwas kurz und klemm an Atem, las er seine Zeilen, und der andre Zorn überkam ihn wieder. Er tastete nach der Feder.

„Wellicher ist unter üch, Radensaat, der von wegen des Namens Christi Priester werd' oder worden sei? Der nit versorgt gewesen sei mit guter Pfründ, mit Haus und reichem Opfer? Darzu groß Ansehen, groß Ehren und überdas voller Bauchfüll, voll Lusts und vollen Mauls in Essen und Trinken . . . mit Fluchen, Üppigkeit und aller Unreinigkeit voll! Erkennt üch selbs, daß ihr nit von Gott seid! — So seid ihr Kinder des Tüfels und unter dem Vater der Lügen. Gott aber will üch und üer Laster, das dem Frommen ein Stachel sei in der Zeit.

Leget üch selbs nit Gottes Gewalt zu, schätzet üch selbs nit so gerecht, zu begehren vor das Gericht zu gehn, sundern allmal umb Gnad! Hoffart und Übermut ist die größist Sünd'. — Indem so gib ich die letzte Leher us Christo: daß ihr in üren Künsten, Rechten und Ordnungen, in all üren Wegen also infältig werdt, als die Kinder uf der Gassen. Sonst werden ihr zum andern Mal nit geboren werden, zu wellicher Geburt uns Christus allen helf. Amen."

Amen — auch er war frei geworden und hob den verschleierten Blick. Die Wand, der Eimer, der Kessel — und auf der Stallstufe saßen die beiden, schwiegen ihn an. Da es ihm um die Lippen zuckte, und sie merkten, er sei so unwirsch nicht, grinsten sie, daß die weißen Zähne in der Sonne blitzten. Er ging mit seinen etwas steifen Schritten vor sie hin.

„Du hast mich so übel nit geketzeret uf diesen hellen Morgen und bist ein Frouensmensch als ich nindar g'sehn an Leibs Gewalt. Do hätt' ich gar ein Ritt ton, so nit der Uli dem lustigen Schimpf den Boden ußgestoßen."

Die Els blinzelte dem Uli Höchener zu, stieß ihn leise mit dem Ellbogen an und preßte die fünf Kloben ihrer Rechten an die Lippen. Paracelsus sah auf die junge Pracht dieser beiden Menschen lächelnd nieder. Sie waren trefflich zerzaust und mitgenommen, gleichermaßen herrlich allen Überschusses entladen, glühend noch vom Glücke ihrer Balgerei. Und sie vermochten kaum ihr Gelächter zu verhalten. Da löste es sich in ihm. Ein leiser Wehmutsschatten huschte über seine Stirn, und er ging zurück, raffte sein Schreibwerk zusammen, trug es bedächtig in seine Kammer.

*

Es war auf gefrorenem Boden ein erster Schnee gestäubt. Paracelsus ging mit dem Appenzeller Kaplan Matthias Lust talauf nach Gais, wo ein Schwerkranker lag. Und die Medikamententasche klapperte an seiner Hüfte. Er stützte sich auf einen Stecken, das Schwert schleppte über Stein und Runse, seine Knie knickten, er sah faltiger aus als sonst, Augäpfel und Stirn waren gelb. Sein Laudanum hatte ihm über das Gallenstechen hinweg zu einem dumpfen Schlaf verhelfen müssen.

„Das geht vorüber. Ich hab' ein Arkanum und ist keins gewaltiger, damit getrauet ich mich hundert Jahr zu werden. Die größist Meister hand es fürbracht, aurum potabile."

Der Kaplan hatte ihn bedrängt, nach Appenzell zu ziehen. Roggenhalm sei zu entlegen, und er fände die rechte Nahrung nicht.

„Und eins, lieber Matthias", er nannte ihn sonst nicht bei dem Taufnamen, „dort wärend wir allzu nahe. Das ist ein Gsatz, fester dann Menschengsatz und Ordnung: es muß einer der Wahrheit folgen uf weiten Wegen, dann sunst wird sie ihm ring unter den Händen und ein Spiel. Der Mensch muß darumb dienen, also glaubt er und siehet. Es ist der weite Weg von Abbazell, den Ihr uf Roggenhalm gehet und führt über ein Joch, der tut üch die Augen auf. So ich wär in den Ringmauren gelegen, ein Physikus der Stadt, und so ich verhocket wär hinterm Ofen und uf dem Katheder, ein Lehrer der Schul, wo möcht mein' Kunst geblieben sein, wo mein' Theologei! Glichermaßen ein unnütz Martern ist: als Geißlen, Fasten, Beten, Knierutschen und Pönitenz, und ist gen den Geist mehr dann gen den Leib, ein fauler Frieden — glichermaßen ist aber ein nütz

Martern, und heißt der lang Weg, der die Seel dürstig macht und hungren den Leib, darus kein fauler Frieden wird, sundern Verlangen. Nit ein kalts Kreuz selber ussetzen, sundern eins, das für und für in uns brenne! Dann ihr' viel vermeinen, sie tragen Kreuz, so sie des Leibs ein Übel tragen. Darumb so müsset Ihr den Weg über den Hirzberg von Abbazell uf Roggenhalm gehn, der nit quemlich ist. Einsmals sollet Ihr aber alls in Händen haben ohn ein Schritt. So min Zit hie voll ist, und ich muß weiter, will ich die Scripta Euch geben, die Ihr habet gsechen."

Matthias Lusi blieb stehen, eine Freudenwelle rötete sein Gesicht, er strahlte den kleinen Meister an. Doch der blinzelte kaum hinüber und verzog seine Stirn.

„Kombt nur, Matthias, Ihr seid der wenigen einer, so ich gefunden. Darumb ist baß, Ihr bleibet zu Abbazell und ich uf Roggenhalm. Es hat nur einer sprechen dürfen: Laß fahrn, was dein ist, und folge mir."

Dann schwiegen sie bis Gais. Vor der Tür des Kranken bat er den Kaplan zu warten, denn er konnte ihn noch ein Stück abwärts gegen Bühler zurückbegleiten, weil Matthias Lusi erst beim Grüt unterhalb Gais abbiegen mußte. Der Gaiser Pfaffe hatte dem Kranken Sakrament und Ölung gegeben, ihm auch die Beichte abgenommen, aber Paracelsus kam lachenden Mundes zurück, denn er wußte, daß die Krisis überwunden sei.

„Do ist einer," er zeigte lebhaft auf die breite Pfarre hinüber, „der ist dem Tod ein Stück fürgeloffen, daß ihm der Pfennig vor Bicht und viaticum nit entwüschet. Dieser wohlversechen Baur soll mit Gottes Hilf noch etlich Jahr säen und ernten."

Der Kaplan nannte den Namen des Pfarrers, Paracelsus nickte.

„Der heißt mich ab der Kanzel ein' Winkelprediger. Ist aber min Predigt und Sakrament diesem Baurn wohl angeschlahen, des Pfaffen Predigt und Sakrament vergeblich. Dann ich hab ihm ein viaticum geben vor das Leben, dieser vor den Tod."

Er lachte leise. Der Kaplan war blaß und sehr ernst geworden. Als sie die letzten Häuser verlassen hatten, flüsterte Matthias Lusi mit belegter, zögernder Stimme:

„Das Sakrament liegt mir schwerer uf der Seel mit jedem Tag. Der Zwingli hats vor ein Gedächtnus genommen, do ist licht Brotbrechen und den Wein trinken. Der Luther nimbts vor ein Heiltum und satzt es in die heiligest Zit. Ich aber soll das täglich Opfer ton, ich soll den Leib und Blut uf jedlich ein Morgen nehmen, do ich die Nacht bin ein Sündenmensch gesein in miner Träum Entbundenheit. Und Ihr heißet gar Ler Medicin ein Sakrament und viaticum!"

Er hatte Augen und Stirn mit der Hand bedeckt und strich schwer darüber hin, als wolle er einen zähen Schleier abwischen. Paracelsus, etliche Schritte voraus, war auch stehengeblieben. Seine kranken Züge hellten auf, und die Augen verloren den fast tückischen Glanz, wurden weit und voll.

„Kommt, Matthias", sagte er, und sie gingen noch eine Weile schweigend, dann bröckelte es von seinen Lippen, und der Kaplan mußte seinen Kopf tief neigen, Paracelsus sprach leise:

„Anders willt es us mir verlauten, so ich zu Euch red, anders zu denen Bauren. Ihr rufet anders, Matthias, also ist auch min Stimm und Sprach. Do ich gerufen werd, das lässet mich vor mir selbs bestehn. Dann so ich nit wär gleich der Schlucht des Gebürgs, dohin Gott schallt durch das fleischgeworden Wort siner Kreatur, ich müsset schweigen und schweigen. So aber widerhallet es, und also will ich Euch sagen, des ich denen Bauren wohl geschwiege, dann sie möchtind nur den hohlen Ton vernehmen."

Es wuchs seine Stimme.

„Und so will ich Euch sagen: lasset die Narren ihres Glaubens leben, die da meinen, Gott habe dem Menschen sin Mysterium in die Hand geben, daß er ein Zeichen mach und Zeremoni und wandle das Brot und den Wein in den Suhn. Es wird die Zit ankummen, do werdind auch sie sehend werden. Lasset sie essen und trinken täglich das Nachtmahl Christi, daß einer oft tausend Hostien und Trünk bekombt, der eins Hanfkörnleins groß das Leiden Christi nie verkündt hat. Lasset sie des Tempels leben, des

Altars und verwandlen Christum, singende, gedenken des Tods, daß es niemand inne wird. Wahrlich der Altar ist der Abgötter Stuhl und der Gsang, Kleid und Ornat!

Uns aber hat Gott sin Magnalia uston im Lichte der Natur, darin wir sehend werden. Dann ohn das Materialisch ist nichts. Gott hat ihn selbs offenbart und ist natürlich worden in den Dingen. Darnach so müssend wir betrachten. Do sechen wir: Der Mensch isset sin Leib selbs us der Nahrung, und die Nahrung ist ehebevor nit Mensch gewest, erst wenn der Mensch durch den Mund eintuet und däuet, wird die Nahrung ein Mensch. — Und aber der Krank, der do sein Mittel neußt, isset sin eigen Kraft wider die Krankheit us dem Mittel, und das Mittel ist ehebevor kein Mittel gesein, doch der Mensch wandlets an dem Ort, wo die Krankheit sitzt und es wird die Kraft des Orts, macht also genesen. Das aber seind die Sakramenta Gottes in limbum Adae intan. Und seind die Sakrament des alten Bunds und des alten Menschen, den Gott us dem Leimenkloß erschaffen hat und in das Fiat der Welt gsatzt hat.

Aber Gott hat sin Wesen selbs usgehauchet und ist gewehet dem limbo Adae an, ist an den Leimen bunden — das muß gelöset sein. Als war in limbo Adae ingeschloffen der limbus aeternus, das ist des Suhns Art und muß durch des Suhns Art werden frei.

Dieweilen nun Gott hat das Wunder der Däuung verricht durch Speis und Trank, dessenglichen arte medica in dem Leimenkloß, das ist in limbo Adae — was sollet Gott ermanglen mit Speis und Trank und Däuung in den andern Leib, das ist in limbo aeterno, dessen Teil wir vom sechsten Schöpfungstag in uns tragen, unsichtig, ungreiflich und nit zu hörn, wohl aber in des Glaubens Tiefe zu vernehmen!

Gott hat sin Fiat gesprochen, als hat Christus sin Accipite gesaget und uns das Abendmahl sins Leibs und Bluts geben. Das ist natürlich, das ist korporalisch, nit anders als täglich Speis' und Trank für den alten Menschen, nit anders als Heilmittel für den Kranken. Christ hat den Leib genomben an und den neuen Menschen darus gemacht, glichermaßen als Gott den Leimenkloß genomben und Adam geschaffen hat. So ist über Leimkloß durch Fiat entwachsen der Leib und über den Leib durch Accipite erwachsen der nüe Mensch ex limbo aeterno. Dann uf Erden fängt das Reich Gottes an und nit im Himmel."

Er schwieg eine Weile und sah in die Berge, als habe er zu ihnen gesprochen und warte auf Widerhall. Dann senkte er den Blick und fuhr trockener als früher fort, unwillig fast, daß er nun vor eines Menschen Ohr beenden müsse.

„Darumb so sollen wir bleiben beim leiblichen Verstand des Abendmahls und kein andern Verstand darein ziehen, dann es ist Magnale eins wie das ander, was will das Mysterium darüber hinaus? Ist groß gnug und göttlich gnug.

Über die irdisch Däuung des sichtigen Leibs ist erwachsen die englisch Däuung des unsichtigen Leibs. Als essend wir Brot und Wein leiblich und künnens geistig däuen. Als essend wir unsern Leib in limbo aeterno us Christi Leib und Blut, uf daß derselb unsichtig Leib in uns lebe und wachse. So hat Christus Fisch gessen und Honig nach der Uferstehung und hat ihn geistig gedäuet. Ist anderst nit müglich gesein.

Lasset die Narren glauben, Gott hab dem Menschen sin Mysterium in die Hand geben. Warumb glauben die? Sie hand kein Verstand nit des großen Mysterii der Natur, so in jeglichem Bissen liegt, den der Mensch nimbt, darvon er lebt. Sie sechend die Magnalia Gottes nit, dann ihre Augen seind blind worden an den Dingen, und ihre Ohren stumpf, gustus deßglichen. Sie begehrend des Wunders und Mirakuls. O blind Magi, so ihr in Händen haltet das Magnale des Brots und Weins und müsset erst Zeichen, Gebet und Zeremoni darüber tun! Dann wahrlich, wer das Wunder will, dem ist es verschloffen, wer aber die Natur suchet, der muß groß Wunder finden!"

Sie standen schon eine Zeitlang unter dem Grüt, wo ihre Wege sich schieden.

Dann sah Paracelsus den andern mit kühlem Arztblick an, der die Wirkung eines starken Mittels mißt, als ob er heimlich den Pulsschlag einer Seele zählte. Und

Matthias Lusi hatte beide Hände um die Krücke seines Stockes geklammert, der schräg vor ihm in den Boden gestemmt war. Er starrte schwer atmend nieder, sein Gesicht war gesenkt, und Mund und Nüstern bebten. Endlich kam es ihm aus tiefer Brust:

„Wie soll ich's tragen . . . Meister?"

Paracelsus lauschte auf, er blinzelte in die Ferne. Als habe schon einmal ein Mund so zu ihm gesprochen . . . ein Nonnenmund, und über dem zwei flehend aufgetane dunkle Augen. Aber das blasse Gesicht durchdrang ein andres, als schimmerte eine Gnadenseele durch die irdischen Wangen. Du Lächeln der Gottesmutter!

Er schloß die Augen und streifte mit dem Handrücken der Linken darüber hin, ließ die Hand fallen, sah die andern Augen des andern Fragers.

„Ganget heim, Matthias Lusi, und traget es über dies Bergjoch. Schreitet gewaltig us; als werdend Euer Puls in den Ohren erklingen. Und die usgerottlet Kraft des Leibs wird die Kraft der Seelen stärken. Ihr hand gefragt, ich hab geantwort', fragt nit weiter, wie Ihr es sollt tragen. Traget, traget, dann es ist nit min sundern üer, sunst hättet Ihr nit die erst Frag' ton, und ich nit die Antwort gefunden. Traget, und es wird sin eigen Weg finden. Dann ich kann den Weg nit weisen, ich kann nur die Natur weisen us dem Lichte der Natur. Der aber gesagt hat: ‚Ich bin der Weg' — der do lebet in limbo aeterno üres Leibs, der wird den Weg zeigen us üch selbs."

Er winkte kurz und ging. Matthias Lusi, der noch lange stand und ihm nachblickte, meinte einen andern zu sehen. Denn all die Erschlaffung des Leidens einer Schmerzensnacht war von dem zarten Körper gewichen. Fast groß, so aufgereckt, schritt er hinab, hielt sein Schwert am Knaufe nieder, hatte die Tasche hintenüber geworfen und stieß den Stecken bei jedem Schritte fest in den Boden. Und Matthias Lusi verstand. Er richtete sich auf und langte mit seinen starken Beinen gewaltig aus, wie ihm geheißen war. Er war noch jung.

* * *

Und mochten sie auch von der Kanzel gegen ihn zeugen, da sie es vergeblich von Mann zu Mann getan hatten, er ging in die Dörfer und stieg zu entlegenen Gehöften hinauf, wenn irgendwo ein Krankes lag und nicht mehr gebracht werden konnte. Er gab seine Kunst öfter um Gottes Willen, als er den ärmlichen Lidlohn empfing. Und die Leute sahen ihm an, daß es zuweilen unter eigener Leibesnot geschah.

Als Paracelsus seine Lesinen im Appenzeller Lande begann, war Abt Diethelm der Kapeller Siegesfrucht noch nicht so sicher geworden. Die Prädikanten verteidigten Bekenntnis und Kanzel erbittert, während die Lehre des fremden Arztes alles Sektenwesen mied. Sie wollte den Laut nicht und nicht die augenfällige Tat, ihre Anhänger hielten still und besonnen an sich. So hoffte man anfänglich, ihn zu gewinnen, seinen Einfluß zu nutzen. Und fast zu spät erkannte man, daß in diesem Eigenen, weil er alle geistige Bindung mied, alles menschliche Gebot über das Gewissen verwarf und eines Glaubens lebte, der kein Mittel kannte, jener Trieb in Urgestalt weiterwirkte, aus dem Zwingli und Luther hervorgegangen waren. Doch Zwingli und Luther hatten zu handgreiflichen Thesen gefunden, über die disputiert werden konnte, und hatten Konfessionen gebaut, die bestritten, verdammt, verketzert wurden, die man entblößen konnte, er aber, der nicht Formel fand noch suchte, wahrte den Geist, der die innerste Gefahr jeder Kirche bedeutete, Geist, den sie evangelisch nannten. — Noch wußte man in der Abtei nicht, wo hinaus das wuchs, und man wußte auch nicht, daß der Sonderbare einer Stunde entgegenharrte, die ihm das „Schüttle den Staub!" heißen werde. Sie wären beruhigt gewesen in Sankt Gallen und hätten die Mäuler über den Kanzelpulten schweigen geheißen.

Um die Adventszeit geschah es nun, daß der Appenzeller Kaplan Matthias Lusi die Messe verweigerte und nach einem heftigen Hin und Wider zwischen Appenzell und der

Abtei außer Landes verschwand. Doch man hörte, daß er zuweilen wiederkäme. Er trüge wollene Kleidung und einen Hut wie die Schiffsleute an dem See. Und Matthias Lusi war in hohem Ansehen gestanden. Der Appenzeller Pfarrer las seine Messen vor leeren Bänken. Der stille Widerstand griff weiter, selbst die Weiber versagten.

Diese rätselvolle Ungewißheit einer Neuerung, ganz auf den inneren Menschen gestellt und so dem Zugriffe der allumfassenden Mutter Kirche weichend, regte den Monsignore Anselm Keuschentaller mehr an, als die geheimen und öffentlichen Unternehmungen des Abtes Diethelm Blarer, die das alte Regiment aufrichteten und ausbauten, den alleinseligmachenden Glauben und reiche Besitztümer der Abtei vor künftiger Überrumpelung zu bewahren. Einige Kunst und Vorsicht war da noch immer geboten, denn man hatte einen Volksstamm vor sich, der ipsissima natura ungefüge war und über solche Wesensart hinaus einen Doktor Vadianus besaß. Gerade dieses gefährlichen Mannes wegen war der Monsignore von Petri Stuhl nach Sankt Gallen verordnet worden. So sehr man der Schlauheit des Abtes Diethelm traute, so wenig sicher war man seiner Cortesia, wogegen Vadianus, ein gekrönter Poet, ehemals auch Rektor der Wiener Universität, den Ruf eines vorzüglichen Redners und Disputators genoß und nicht nur als Mediziner, sondern auch als rechtskundiger Politiker weithin galt. Man wählte den Monsignore Anselm Keuschentaller, da er — selbst ein Sohn der Tiroler Berge und deshalb nicht ohne unmittelbares Verständnis für die Wesensart jenes rauheren Volkes — lange genug mit Fleiß und löblichem Ehrgeiz an der Kurie gewirkt hatte, um einer beachtenswerten Sache die ersprießliche Geschmeidigkeit zu geben. Aber vielleicht schlug hier auch in dem bewährten Manne die eigenbrötlerische Neigung des Deutschen durch, die dem Stuhle Petri seit allen Zeiten die schwierigsten Unwägbarkeiten zugemutet hatte: der Monsignore langweilte sich allmählich bei den Entschließungen des Kapitels, die längst schon eine gewünschte Form nahmen, und wurde erst lebhafter, wenn hie und da ein Wort über den wunderlichen Arzt im Appenzeller Lande und dessen Anhang verlautete. Zudem war die eigentliche Mission des Gesandten schon erfüllt. Der winterliche Schnee hielt ihn noch jenseits der Berge zurück. Und so fand man es nicht allzu bemerkenswert, daß der lange, sehnige Tiroler eines Tages sich mit derberem Schuhwerk und einem dicken Bauernmantel ausrüstete, den Talar hoch bis über die Knie aufgürtete, um, bergein wandernd, die kräftige Luft und den reineren Schnee der Höhen zu schmecken. In der Appenzeller Dechantei erregte er Bestürzung, auch konnte er, als er morgenden Tages seine Messe las, mit eigenen Augen den Mangel an bereiten Seelen feststellen.

Und noch am gleichen Morgen saß er geduldig auf der Ofenbank in der Stube des Gehöftes Roggenhalm und wartete, bis zwei chirurgische Kranke abgefertigt waren, und ein kleines Mädchen, das in einem großen Topfe etliche Gaben Medizin abholte.

Während die Hausleute ihrer Winterrödelei nachgingen und dem Fremden mit einiger Scheu auswichen, hatte er Muße, den fast wortkargen, ruhevoll bemühten Heilmeister zu betrachten, der erst Laune und Beredtsamkeit zu gewinnen schien, als er dem Kinde einlernte, wie der Heiltrunk genommen werden müsse. Und dann, als die Kleine ohne Dank, mit einer besorgten Hast, als habe sie einen Fund zu bergen, ihren Topf in beiden Händen hochhaltend, davongelaufen war, wandte sich Paracelsus an den Fremden. Er schien ihn jetzt genauer wahrzunehmen, denn er richtete sich straffer auf, und seine Züge wurden streng, seine Augen scharf.

„Und Ihr?" fragte er.

„Nicht um Euerer weitbegehrten Kunst willen bin ich gekommen, Doktor." Er sprach Latein mit einer klangvollen, tiefen Stimme, und er erhob sich langsam, den schlanken Körper etwas vorgeneigt, das Gesicht freundlich geglättet. „Ich weile, ein Prälat und Gesandter des heiligen Stuhles, seit etlichen Monaten in der Abtei und

wollte, ehe die Alpen mir den Weg wieder freigeben, den berühmten Gast dieser Berge kennen lernen."

Die geradlinigen blonden Brauen, die blauen, aufgetanen Augen und eine scharfgekantete Hakennase klärten Paracelsus schneller auf als die gleitende Anrede.

„Es sei, als Ihr wünschet, Monsignor. Do will ich auch zu Üch reden nach Stammesart und Laut, dann Ihr erfahret mich nit anderst, müget Ihr immerhin die gewohnte Sprach der Kuri brauchen."

Er öffnete die Tür seiner Kammer und lud ein. Monsignore Anselm Keuschentaller mußte sich bücken, er lächelte, denn er hatte nicht so viel Freimut und Gelassenheit erwartet. Umschweife schienen kaum angemessen, vielleicht gefährlich. Der Prälat witterte alle Ursprünglichkeit und merkte doch, daß Schlingen gefälliger Worte vergeblich ausgelegt würden. In wenigen klaren Sätzen brachte er vor, was er von den verfänglichen, ja verdammungswürdigen Lehren und Wirkungen gehört hatte, ließ durchschimmern, daß ihm die Laufbahn des berühmten Arztes, besonders dessen Baseler Geschick, bekannt sei, aber er wandte sich bei aller Schärfe des Ausdruckes immer an den Sohn der alleinseligmachenden Kirche.

Indes saß Paracelsus auf dem Rande seiner Bettlade ihm gegenüber und verfolgte aufmerksam Wort und Miene des Besuchers, als ginge dessen Rede über irgendeinen Dritten.

„Da Ihr Euch sonst offen gegen alle Ketzerei bekannt habt," meinte der Geistliche, und er drehte seine Handfläche mit einer verbindlichen Bewegung dem Arzte zu, „und weder den Schwärmern, noch der teuflischen Versuchung Wittenbergs oder Zürichs folget, wo hinaus wollt Ihr, Doktor? Ihr sammelt Leute um Euch und leugnet doch die Gemeinschaft! Und würdet Ihr nur alle Gemeinschaft verleugnen, selbst die der seligen Kirche — es gibt Menschen, denen das Gesetzmäßige an sich selbst ein Greuel scheint — aber Ihr seid ein Arzt, der die Kranken den Gesetzen der Heilung unterwirft, und Ihr stellet Lehrsätze auf, die eine Form gefunden haben, seien sie nun verwerflich oder nicht, eine Form, und jede Form verpflichtet zu Gemeinschaft, zu Gesetz, Regel! Jede Form verpflichtet auch zur Verteidigung, besonders wenn sie den Formen der anderen Gemeinschaften zuwiderläuft. Da Ihr sie bildet, und da sie ihre Wirkung übt, seid Ihr gebunden, für sie einzustehen. Er genügt nicht zu erkennen, sei nun die Erkenntnis dem Heile oder dem Verderben Eurer Seele zugeordnet, wo Erkenntnis seine Form findet, dort ist sie auch schon Bekenntnis. Und ein Bekenner muß seine Farben weisen."

Paracelsus strich seinen Bart und nickte, als habe er für eine Diagnose genug gehört, und der Prälat erfaßte diese Bewegung sofort. Er verstummte und neigte bereitwillig seinen Kopf.

„Ihr tuet ein Frag, und ist mines Schattens Frag, der all min Leben an mir gehangen und mir ist gefolgt durch Europen, Städt und Länder. Es reiset je und je die Zit, da staht min Schatten uf vor mir, wird laut durch eins Menschen Mund. Wes Art bist du, wes Glaubens, so fraget mich die Rott Galeni, Avicennae, so fraget mich die Rott des Luther und Zwingli, und bekenn! Als fragend Ihr mich und heischt min Farben. Mins Schattens Mund spricht, ich seh den Finger Gottes, Ihr seid ein Wink und Zeichen, und der Archäus reget sich."

Er sagte das alles ruhig, fast verhalten. Monsignore Anselm Keuschentaller hatte, bei jedem Worte höher, seinen Oberkörper aufgereckt, war steif geworden und machte große Augen. Aber Paracelsus sah durch ihn hindurch in die Wand, wie er es manchmal zum Befremden jener Menschen tat, die ihm zeichenhaft wurden und alles eher sein wollten als durchschaute Zeichen: wirksame Persönlichkeiten.

„Tu din Bekanntnus, weis din Farben, so ruft min Schatten durch des Menschen Mund und er hat not zu rufen, dann er hat kein Farb nit in ihm, ist forma absoluta, nichts dann Form, lechzet nach Farb und Bekanntnus, meinet er kunnt voll werden und

farbig. Do ich aber der Rott Galeni und Avicennae hab min Wappen gewiesen, das ist die Kunst, und hab ihre Kranken gsund gemacht vor ihrem blinden Gesicht, da hand sie all geschrien: dies ist kein Farb nit und kein Bekanntnus, dann woher hast du's! So ich ihnen gesaget: ex lumine naturae, lachten sie miner Tat und der geheilten Kranken und miner selbs, als eines Phantasten. Und so ich Euch antwort: Monsignor, min Wappen ist Christus und wiese Euch den Frieden uf ihren Stirnen, die mich us Herzensgrund anhörn, so möchtet Ihr rufen: Woher hast du's! Und wann ich sag: ex limbo aeterno — als werdet Ihr Achslen zücken und sprechen: Ecce phantasma! Und ist billig, daß Ihr so sprechet. Dann es ist der Laut des Schattens, die Zung formae absolutae. Muß nit eim Schatten all Leib und Farben als ein Phantasei erscheinen, dann Farb und Leib ist sinem Wesen so frembt, daß er sie nindar kunnt fassen. Ihr wellet die Form, das Gsatz, die Regul, das Wort, daran Ihr hangen künnt, dann, so meinet Ihr, Ihr hättet mich. Als denkt min Schatten auch und meint, ich sige geschaffen, daß ich ihn uf das Erdrich würfe, und sunst seie mins Leben kein ander Zweck."

Monsignore Keuschentaller, der das Baseler Geschick des Paracelsus kannte, hatte alles eher erwartet als eine bildhafte Abgeklärtheit dieser Art, die genau eröffnete, weshalb man greifbare Formen wünsche, die aber zugleich jenen Urzwist zwischen Form und Inhalt klarlegte, um ihn auf den Grund des Wesens zu versenken, wo es nur mehr ein Ja und Nein gibt, und weder Bekehrung noch eine mittelbare Verständigung gefunden werden kann. Der geübte Scholastiker mußte sich eingestehen, daß ihm kaum gewandter hätte begegnet werden können. Und doch hatte er keinen listigen Hinterhalt in den merkwürdigen Augen dieses Mannes entdecken können, kein Zucken des dünnen Mundes hatte Bosheit verraten. Nur grob, fast beleidigend war die Sachlichkeit, mit der nicht nur seine Dialektik, sondern auch sein ganzer Mensch in eine fremde Zwangsläufigkeit eingeordnet wurden.

„Ihr setzt Euch außerhalb der menschlichen Natur, Doktor. Uns ist von Gott das Wort gegeben, und wir sind genötigt, die Form zu finden. Was verleugnet Ihr das Mittel, dessen Ihr Euch bedienen müßt, um auch nur leben zu können?"

Paracelsus lächelte unbeirrt.

„Zwiefach ist das Wort, Monsignor, zwiefältig Form und Mittel, als Gott zwiefach ist erflossen in der Kreatur: Gut und Bös, Suhn und Antchrist. Ihr heischet min Wort, Ihr fraget nach miner Form und Mittel. Das ist Wort und Form miner Kreatur us Adam, das ist der Antchrist in mir und die irdisch Beschlossenheit. Was aber kunnt dies min eigenmenschlich Wort und Form bedüten in denen göttlichen Dingen? Es muß ein Stückwerk sin und Verführung, als jedlichs Gsatz, Form, Konfession, von Menschen usgangen, in denen göttlichen Dingen ist. Ihr wellt das tüflisch Wort und Form, daran ein Widersacher kunnt erstarken und es niederrennen, darüber jeder sin Fändli ufwerfen kann und rufen: Sehet, der Schelm, den ich widerleget! — Es ist aber ein ander Wort und Form, und ist nit min, noch mines Adams und Antchrists, darnach Ihr nit gefraget. Dies Wort gehet nit us mir, dem Menschen Paracelso, sundern ex limbo aeterno Paracelsi, durch mich hindurch als durch ein Mittel des Gottsuhns Und gehet nit us mir, dem Mittel, allein, sundern us allen ihnen, die mit mir sind. Das ist das heilig Wort und Form, so Gott dem Menschen geben hat, darnach Ihr nit fraget, das auch nit kunnt erfraget sein. Dann es bricht herfür zu siner Stund und bricht us der Gemeinschaft für. Nit us mir alleinig, nit us den andern alleinig, us allen in einem. Wie künnt Ihr sprechen, ich hätt mich gsatzt ußenthalben den Menschen! Bin ich nit in ihnen gesein, do sie mit mir warend, indem es us mir gesprochen? Seind sie nit in mir gesein, do ich bi ihnen bin gewest, indem es us mir ein lallend Form gefunden? Das aber ist des Antchrists Zeichen: er suchet die Gemeinschaft nit der Geister, er würd zu Schanden do, dann er kunnt nur die wenigen finden siner Art, und uf den wenigen lässet sich kein Herrschaft bauen, noch Kirchen. Als suchet er das Wort und

Form, so alle bindt, je leerer deſt baß, dann nur ein leers Wort und Form kann allen taugen, dann nur ein leers Wort und Form ſchreit alle an: gib mir von dinem Weſen, mach mich voll. Von dinem Adamsweſen, nit vom Suhneſweſen in dir ex limbo aeterno. Ich hab min Wort, und es iſt nit min, ich hab min Form, und ſie iſt nit us mir. Und red nit ich, ſo redt ein andrer, doch er und ich us ſelbigem Grund."

Nun ſaß der Monſignore weit vorgebeugt, ſeine Stirne war ſchwer gefaltet. Was er gehört hatte, ſo unbedenklich ſchlicht es klang, war die letzte Formung der großen Feindſchaft. Alle Autorität war hoffnungslos dagegen. Kein Syſtem war dem gewachſen, das war ganz unbeherrſcht, ganz Natur. Was das Gefährlichſte ſchien, es war bewußt geworden, gerade dort, wo die Schleier des Myſteriums heilſam und ſinnverhüllend wehten.

Impossibile per rationem naturalem ad cognitionem divinarum personarum perveniere — der Satz des heiligen Thomas, wie ein rettendes Tau flog er ihm zu. Aber was blieb dieſer Satz? Fromme Theſe, heilige Behauptung. Vielleicht vermochte das deutſche Gemüt die kardinale Größe und Entſagung dieſes Satzes gar nicht zu erkennen, vielleicht konnte es nicht entſagen, mußte aus innerſter Natur die Perſon Gottes in ſich beſchloſſen und aus ſich erſchloſſen fühlen: unmittelbar, unmittelbar — ſo daß auch die Ratio naturalis, ſofern ſie nur Natur blieb, in die Erkenntnis Gottes eingebettet lag! — Hatte Gott die Alpen getürmt, daß ſie ein Zeugnis der unüberwindlichen Trennung zweier Geiſtesartungen ſeien? War Kirche überhaupt möglich, wo ſolche Natur wuchs?

„Euere Meinung bedarf der Erläuterung", ſagte er trocken. „Auch der heilige Thomas erkennt dem Irrtume und dem Böſen die Kraft zu, das Gute zu fördern. Ihr ſolltet vor wiſſenden Menſchen ſprechen."

„Dies min Meinung, ſo ich zur Stund Euch angezeigt, iſt nützit meh, dann ein gſchlicht Empiri und iſt nur der Weg, der zur Erkanntnus führt, nit aber die Erkanntnus Gottes ſelbs. Es gehe ein jedlicher ſinen Weg. Da hilft kein Disputaz."

„Und die Erkenntnis", fiel der andre raſch, faſt heftig ein. „Weshalb teilt Ihr ſie mit den Bauern, warum verweigert Ihr ſie denen, die ihres Geiſts geſchulte Kräfte daran ſetzen könnten?"

Darauf antwortete Paracelſus mit der Beſcheidenheit eines Mannes, der den Kampf nicht braucht, um ſich zu behaupten:

„Es war ein Zit, do geſtund ich in manniger Disputaz. Paris, Wilna, Leipzig und an anderem Ort. Do hand ſie mich im Wort überwunden, ich ſie in Kunſt und Theorik. Und iſt etlich Jahr her, do wellet ich disputiern. Doch alls in arte medica, darinne ein elementiſch und aſtriſch Fundament liegt, uf dem kunnt man ein Wort ſtechen, ohn ſich ſelbs zu verliern. Was Ihr von mir wellt, Monſignor, und was die narrecht Welt tuet ſieder Jahr und Tag, iſt Disputaz in Glaubens Sach. Wer kunnt do Wort ſtechen? Do iſt ein Wort leer und ein bloßer Wind, ſo es nit fleußt us der Gemeinſchaft deſſen, der do ſpricht und derer, die do hörn. Wo aber dieſelb Gemeinſchaft lebt, dort iſt kein Disputaz müglich, allein Erkanntnus. Sollet ich mit Üch disputiern, Monſignor, als höreten wir unſern Schall und würfen Schall us und einer an des andern Ohr vorbei. Darzu min ſtammlete Zung, ſo ich vor vielen red, die nit eins Grunds und Willens mit mir ſeind! Indem und Ihr allein hie vor mir ſitzet, kann ich ſprechen, dann Uer Weſen iſt mir uftan. So ich vor vielen ſollet reden, müſſet ich verſagen, dann ich miner Zungen und der zufliegenden Red nit gewaltig, noch min ſelbs gewiß bin zu eröffnen vor den vielen. Die ungezähmten Gegenred und die Abweg, ſo da unterlaufen einer Disputaz, nehmend minem Munde den Geiſt, berauben mich mines Herzens Gemüt und eröffnen ein andres, dann ich im Sinn trag. Und glichermaßen als mich die Gemein reden machet, machet mich der Hauf ſtammlen und ſchweigen. Gott hat mich begrenzt. Und ich bin über dem Berg."

Die letzten Sätze murmelte er mehr vor ſich hin, als habe er den Beſucher vergeſſen.

Mit eigener Verkniffenheit blinzelte er in die Wand. Und doch nahm sein Gesicht einen müden, entlasteten Ausdruck an. Erst als der Prälat Anselm Keuschentaller sich erhob, zuckte es über Paracelsus wie Erwachen aus einem kurzen Schlummer.

Es war natürlich, daß der Monsignore ging. Sie flüsterten wohl einige höfliche Worte, keiner war mehr bei dem andern, obwohl sie einander die Hände reichten.

Umso tiefer war jeder bei sich selber. Sie hatten in die Kluft gesehen, die alles Wesen scheidet: Ratio — Natura! Und wie Gewissensnot pochte es in ihnen beiden, da sie allein waren.

Paracelsus wunderte sich nicht, als er nach etlichen Tagen ein Schreiben des Monsignore erhielt, in dem er gemahnt wurde, seine Lehre schriftlich niederzulegen, da er es vermiede, sie mündlich zu verteidigen. Und wo er den Haufen scheue, möge er zu dem heiligen Stuhle selbst sprechen. Wie anders als die Rotte Galeni und Avicennae, die ihm Lehre und Druck versagte und am liebsten auch sein Tintenfaß verschüttet hätte! Und doch — um wieviel ferner! Die Ärzte und ihre Fakultäten wollten eine Gefahr stumm machen, diese aber wollten sie in die Form zwingen, um sie an der eigenen Form zu zerbrechen. Fast lachte er, als er die Aufforderung las. Welch eine Überhebung! Dachte der Pfaffe, es bedürfe erst einer Lizenz?

Seit seiner Unterredung mit dem Legaten hatte Paracelsus alle Skripta, soweit sie das Reich Gottes betrafen, gesammelt und übersehen. Immer neue Fragen erhoben sich vor ihm, und es überkam ihn ein Eifer des Gestaltens, daß seine Heilkunst ihm schwerer und hinderlich fiel. Er wußte nun: es sollte ein Ende gefunden sein. Nicht ein System, nur die entscheidenden Anlässe und Stoßrichtungen der Gedanken mußten noch gegeben werden, und dann, dann war er wieder frei. Doch wollte er den Freunden und Genossen untersagen, das ans Licht zu geben, was er ihnen wies. Und sie sollten selber die Wege weiterfinden, auf die er deutete.

Gleichwohl schrieb er zwei Bücher: Sermones ad Clementem pontificem maximum et chorum Cardinaleum, zeigte auf den menschlichen Irrtum in göttlichen und weltlichen Dingen und mahnte zur Einkehr. Dazu noch heftete er sieben Bücher: De coena domini, die er schon früher, es mochte in Nürnberg, Beratzhausen oder Regensburg gewesen sein, dem obersten römischen Bischof zugedacht hatte.

‚Du aber in Rom, der Du nit ohn große Irrtumb lebest, ursacheſt ander Irrtumb, dann die Irrunge des Haupts seind das Irrgehn der Glieder . . .', so las er von seinen Blättern ab, und seine Feder flog im Eifer, während er reinschrieb.

Er ließ es dem Monsignore zustellen, mochte es den Ort finden oder verlorengehen. Auch sie hatten in die Schlucht gerufen, und er hallte wider.

Dann aber — es war der neue Lenz in die Berge heraufgestiegen — wartete er nur auf den Schiffsmann vom See, Matthias Lusi. Er hatte alles, was ihn beschweren konnte, verschenkt, Weniges verkauft, um einen Pfennig für den Weg zu haben. Ein taugliches Gewand, das Schuhwerk und seine beiden Taschen waren geblieben. Er war arm geworden. Seine Habe und der Lidlohn dreier Jahre hatten kaum genügt, um seine Fläschlein und Büchschen zu versehen und das Leben zu erhalten. Selbst von dem Koffer trennte er sich. Dort sollten Bücher und Schriften bleiben.

Und die Hände des Matthias Lusi zitterten, als er den Schlüssel des Koffers empfing.

„Wohin . . . Meister", stammelte der junge Mann. Er kniete noch vor dem Koffer, den er schließen sollte, und sein wetterbraunes Gesicht zuckte vor Erregung.

Paracelsus sah nieder.

„Wohin, Matthias? Das ist die ander Frag mines Lebens, die nit min Schatten tuet, sundern das Wesen. Wohin!"

Er streckte die Arme aus und drehte den Oberleib einmal langsam hin und her, als griffe er durch die Enge der Kammer in die Weite des Horizontes.

„Dahin, Matthias, dann ich bin noch nit erfüllt!"

Der Heimweg

Unter den Lauben des Innsbrucker Marktes war es schon kühl, und den Lodenmantel — es war einer gewesen, wie ihn die Appenzeller Bauern trugen, warm und dicht — hatte der „Blaugsotten Karpf". Die Innsbrucker Wirte hielten es wie zu Zeiten des hochseligen Kaisers Max, dessen Gefährte eine Nacht lang hatten auf der Gasse bleiben müssen, als er vom Augsburger Reichstage her in die gute Stadt eingezogen war. Stall- und Haferrechnung waren vom letzten Male unbeglichen gewesen, also kamen die kaiserlichen Gäule und Kutschen, empfangen und feierlich geleitet, wohl durch das Inntor, nicht aber unter die Herbergstore. Was Max, dem Kaiser, eine Nacht lang recht sein mußte, ihn morgenden Tages sogar zu beweglicher Klage brachte, konnte einem Landfahrer, der sich für einen Doktor gab, billig sein. Doktor! So leicht gab man irgendwem den Doktor nicht zu im Landesherzen von Tirol. Wo waren rote Gugel und ein ditto Talar, wo das gedupplete Birett, wo die Händschuch, der Ring und Ketten gänzlich geschwiegen? Die Tasche, darin es nach Messingbüchslein, Glaskölblein und sonstigem Baderzeug klepperte, tat's nicht, auch das Schwert mit dem blanken Knauf tat's nicht. Aber es hingen die Hosen in Fransen, das Wams spiegelte und schlotterte, und der Hut spielte alle Farben.

Der „Blaugsotten Karpf", an dessen Tür er Namen, Würde und Kunstvermögen geschlagen hatte, war keines von den ständischen Wirtshäusern. Die hatten für einen, der ungesattelt auf blindem, ausgetretenem Schuhwerk einritt, kein Logiment; man erwartete übrigens dieser Tage den Königstroß.

Die erste Woche war der „Blaugsotten Karpf" aus einem Beutel bezahlt worden, dem man seinen Kummer anmerkte, für die andere Woche mußte neben etlichen Hallern der Lodenmantel bleiben. Und in dieser Woche riß man den Doktor beider Arzneien und Professor der Theologie — so stand auf dem Anschlagzettel — von Rats wegen ab der Wirtshaustür des „Karpfen". Was jedem auf den ersten Blick hin einleuchtete, war ratskundig geworden, und die Medici von Innsbruck hatten sich vor solch einem Kollegen verwahrt. Nun hauste er bei der Witwe Kunspacherin ober der Steigen hinterm Roßmarkt; es sollte sie geheilt haben, ein Lidlohn, fast ein Almosen.

Unter den Innsbrucker Marktlauben war es herbstlich kühl, und man nahm das Katzenkopfpflaster des Platzes in Kauf für die warmen Sonnenstrahlen. An den beiden dicken Pfeilern, die den Laubenbogen der Einfahrt zum „Güldnen Adler" trugen, lehnten zwei Prellsteine aus rosenrotem Marmor und prahlten vor Sonne.

Er hatte die Nacht hindurch an einem Libell über die Bergkrankheiten geschrieben und war steif durchfroren. Über Nacht hatte es gereift. Die Wärme beschmeichelte ihn nun, er wurde matt, schlaff, dürstig, und setzte sich auf einen der Prellsteine, stützte Arme und Kinn auf sein Schwert, ließ die Glatze bräunen. Der Hut war ihm vor die Füße gefallen. Und nur sein Schwert unterschied ihn von den Gartbrüdern, die vor den Gasthöfen lauern, um Leuten von Stand aus dem Bügel und den Kutschen zu helfen.

Er war der Pest nachgegangen, die durch Tirol schlich und den Menschenrasen graste. Er immer hinterdrein und mitten hinein, wie ein Wanderprediger von Ort zu Ort. Sie hörten ihn. Wenn er sie willig fand, zog er bald weiter, wußte seine Saat im Wachsen. Wo er sie störrisch fand, blieb er und heilte, heilte, bis etliche seinen Weisungen folgten, dann trieb es ihn weiter. Doch als innabwärts die Berge fruchtbar wurden und er die ersten Schmelz- und Seigerhütten rauchen sah, faßte es ihn, das Feuer seiner verschütteten Liebe. Weit droben, über den Bergen, lag die Theologei, und er tauchte ins Element: der Berg begann wieder zu atmen, und die Flammen der Öfen wehten ihn an wie ein Lanzschauer. Es war nicht mehr das belauschte Geheimnis der Natur, das ihn berauschte und erhob — er wußte von dem Kampfe der elementischen Wesen, als sei der ein Erlebnis seiner selbst, urewiger Erinnerungszeiten ein Nachhall ferneher. Dies Schauen war längst sein Besitz. Aber der Kampf der beiden Welten:

des Elements und des menschlichen Mikrokosmus — war in ihm noch unausgetragen geblieben und packte ihn. Es lagen die Erzleut', die Schmelzer und die Knappen. Ihr Gesicht, ein faltiges Pergament, ihre Lungen ausgedörrt, keuchenden, stinkenden Atems. Die Lebern unter der palpierenden Hand schründig zerklüftet. Sie litten einen unstillbaren Durst. Und am Herzgrüblein ein quälendes Klopfen und Zittern. Zufallende Hitzen, fäulendes Eingeweid', blutende Nieren.

Da löste sich in der Tiefe der Berge, bei den Probier- und Schmelzöfen und an den Krankenbetten der Mikrokosmus und Makrokosmus vor seinen Augen zum andern Mal. Er hatte durch Appenzell hindurch müssen, hatte erleben müssen, daß aus seiner Brust nicht nur seine, sondern auch der andern Seelen sprachen, den großen Laut zu bringen, der zu Gott fand, und so hatte er sehen gelernt, daß die Firmamente dessen, was Ich und Du hieß, was Mikrokosmus und Makrokosmus zu nennen war, fließende, reifende, unumgrenzbare Gestalten seien, durch die das Leben des Ewigen schreitet einem unfaßbaren Ziele zu.

Das lebendige Geheimnis der Bergschoßes: Hand, Augen, Gustus griffen nach sublichen Dingen — Miner, Metall, Margasit — und jedes führte Gestalt, Farbe, Namen, und doch war keines ein Fixum, und durch jedliches hindurch regten sich die drei Urgewalten, Sulphur, Merkurius und Sal, keines Menschen Auge und Hand faßbar, und doch wesentlich, ihrer Perfektion zu. Jedes Metall, jedes Miner hatte sein Feuer, seinen lebendigen Trieb und seinen materialischen Halt unerfüllt, in Entwicklung, in Wachstum. Trachtet nach, so hatte er gelehrt. Trachtet der eigenen Fülle nach! In der Natur geschah es. Und das Liquidum verzehrte sich aus Kraft seines zehrenden Feuers, so trieb sich der Mercurius der Dinge selbst in die Destillation überall in den Klüften und Gängen. Aber in der Schluchttiefe stand der Mensch, umhaucht von den exkrementischen Dämpfen dieser gewaltigen Digestion und Däuung, wie im Dampfe einer Badestube. Der Eindringling Mensch. — Es ist in die Erde gesäet der lebendige Same der Metalle und Mineralien, sie müssen wachen, haben ihren Herbst und ihre Ernte. Wo hinaus? Ein Fluß! Weich' aus, Mensch, mit deinen begierigen Fingern!

Und Menschen? Wiewohl erwachsen alle an Gestalt, Farben, Namen, jeder seines Wesens erfüllt und gläubig, und gleichwohl alle noch in der Mutter. Auch hier: die Matrix hält das Wesen umfangen. Element und Generation ringweis' um den Menschen, und er wandelnd mitten darinnen.

Paracelsus murmelte vor sich hin: „Wie Hühnlein in der Schalen, also luck und weich seind wir . . . all Ström in uns gehnd . . . kummen zu wesentlichem Effekt in uns . . . Himmel und Erden die Matrix, und beid' ein Ding . . . der Mensch das Mindste und doch alls . . . im Wachsen und Werden durch Ich und Du . . . Wo hinaus? Ein Fluß. Über das Element hinaus!"

Aber der Mensch stieg in die Eingeweide des Elements, in die Badstuben der Berge, und atmete den Hauch. Er riß das unreife Miner und Metall aus der natürlichen Matrix und gab es den Feuern. Da umquoll ihn das Chaos der rascheren Däuung. Ein jedes Metall mehrte sein eigenes Wachstumsfeuer an den Kunstfeuern und hauchte dann den Rauch, als Bleirauch, Silberrauch. Und das lüftige Chaos in den Bergen und aus den Öfen zeucht die Lunge an sich. Da wirkt der Atem des Elements im Atem des Menschen. Makrokosmus gewaltigt den Mikrokosmus. Wie der Geschmack der Rose, so bringt das Chaos des Elements ein und sein Gift. Und ist des Arzet Befelch, zu wandlen das Gift in sein Arcanum durch die Kunst, daß der fressend Tartarus, den das Chaos des Elements in Mikrokosmo wirket, gelöst wird.

Paracelsus murmelte: „Fürlaufen, am gsunden Menschen allbereits anheben mit der Kunst, praeveni re!

Liquoris tartari, zween Unzen, Olei colcotarini ein Skrupel, Laudani purissimi ein halbete Drachmen . . . gemischt, eingeben dreier Gerstkorn schwer . . ."

Er nickte, sein Oberkörper neigte sich weit vor, wohl tat ihm die Milde, die sonnige Wärme, ein Rieseln durch alle Glieder.

Da stand für einen Augenblick ein Schatten dicht vor ihm, und er hörte es zu seinen Füßen klirren, riß die Augen auf, blinzelte geblendet. Ein grinsendes Gesicht, das sich schnell abwandte, zwei Männer in rotem Talar; sie gingen lachend weiter. Er sah ihnen nach, ein wenig stumpf noch, vom Lichte und der kurzen Schlafbenommenheit befangen.

Dann erinnerte er sich des klirrenden Lautes und schaute in den Hut, der offen zu seinen Füßen lag: drei Münzen, ein Weißpfennig und zwei kupferne.

Ein leichter Ruck versteifte ihm den Oberkörper, er stemmte den Schwertknauf mit beiden Armen ab, daß er es im Gehänge spürte, und war bis auf die Lippen blaß.

Aber sein Blick glitt nieder, und er sah die Ärmel seines Wamses, die aufgeschunden Knie, die Stiefel. Und er bückte sich, holte die drei Münzen aus dem Hute, ließ sie auf der flachen Hand im Lichte tanzen. Er sah sich um. Ihm gegenüber auf dem andern Prellsteine saß einer, noch etwas mehr defekt als er. Der streckte ein Stelzbein in den Weg und schielte hinüber.

Um den Mund des Paracelsus huschte ein Lächeln. Er warf dem andern die drei Münzen zu. Der fing die beiden kupfernen geschickt wie ein Gaukler und stolperte dem Weißpfennig über das Pflaster nach.

*

Er kam von der Herrengasse. Ein Graf Thun, der sich unter den Trünken der Ärzte, aufs schärfste vomiert, purgiert, zudem bis ans Weißbluten zur Ader gelassen, etliche Tage mit einem Grimmen im Bette gewälzt hatte, war von ihm in Kürze hergestellt worden. Er wollte, leichteren Herzens, gegen den Markt zurück und schritt quer durch die dichten Haufen Bettelvolkes, die des Hoflagers wegen zu beiden Torseiten der Sankt-Jakobs-Kirche bis in den Burghof hinein den Weg stopften. Da stieß ihn ein Sterzer mit der Krücke an und wies zwinkernd auf einen Geistlichen, der unter dem Schatten des Torpfeilers stand, und mit einer leichten Bewegung, als wolle er nicht allzu auffällig werden, winkte.

Paracelsus folgte. Als sie den Blicken der Straße entzogen waren, wandte sich der kleine, hagere Pfaffe halb zurück, streifte den Arzt mit einem Blicke und drückte den Finger seiner Rechten gegen die Lippen, eilig an der Seitenwand des Kirchenschiffes weiterschreitend. Sie kamen durch eine kleine Pforte in die Sakristei. Dort richtete sich der Pfaffe auf, verzog die dicken Brauen, maß den Arzt fast warnend, wiederholte das Zeichen des Schweigens, und vom Munde weg mit einem leichten Schwung, der einer priesterlichen Geste glich, deutete sein Finger auf ein Tischchen, eigentlich auf einen offenen Beutel, während sich das rasierte Gesicht zutunlich glättete. Da aber Paracelsus unter dem Bogen des Pförtchens verharrte, kaum Neugierde, eher einen leichten Unmut verriet, glitt der Pfaffe an das Tischchen hinüber und warf den Beutel um, daß die Silbermünzen sich ergossen. Die Wirkung blieb aus. Der Geistliche kam mit hastigen Schritten näher, faßte des Arztes Hand und zog ihn vor eine Bank, über deren Sitz und Lehne eine Altardecke gebreitet lag. Die Bank stand im Dunkel. Schnellen Griffes riß der Pater die Decke von einem fast noch kindlichen Mädchen, dessen Gesicht weiß, leblos aus dem Schatten leuchtete. Paracelsus war zurückgetreten. Es mochte ihm ein Laut der Überraschung entschlüpft sein, vielleicht auch hatte sein Führer irgendein Zeichen gegeben, er hörte zwei Türen gehen, die beiden Türen der Sakristei. Und je ein stämmiger Pfaffe, unbewegten Gesichts, die Arme an die Brust gebogen, die Hände in den weiten Kuttenärmeln verborgen, stand nur vor jeder Tür.

Paracelsus musterte die drei langsam, sie hielten seinem Blicke ungern stand. Und er lachte zornig.

„Was vor ein Gugelfuhr, Patres! Lasset eur Zeremoniam!“

Doch das junge, lebloſe Weſen da! Er deutete haſtig und rief den Türſtehern zu: „Faſſet an, tragt ſie ins Licht!“

Die beiden ſchielten unſicher zu dem kleinen Geiſtlichen hinüber, um deſſen Mund Überraſchung und Verlegenheit kämpfte. Aber ein Wink brachte ſie in Bewegung, ſie rückten die ſchwere, geſchnitzte Bank unter das Fenſter.

Über dem bunten Mieder und den gefälteten Kittel waren unkundige Hände geweſen, er vermochte die Schnüre kaum zu löſen. Das Herz ging matt, der Puls war ſchwer zu finden, vom Atem kaum eine Spur, Geſicht und Hände kalt und feucht. Ohnmacht oder Betäubung?· Die verknüpften Neſteln machten ihn ſtutzig. Er öffnete den kindlichweichen Mund, deſſen Lippen unter einem leichten Ekel verzogen waren, ſtrich mit dem Finger über die ſchlaffe Zunge und koſtete.

Meconium! Sie hatten ſich in der Doſis vergriffen, Laurbuben! — Er ſtellte raſch ſeine Arzneitaſche ab und öffnete ſie. Camphora. Ein Wergbäuſchchen unter die Naſe. Und dann maſſierte er das übertäubte Herz mit raſchen, kurzen Stößen.

Als ſie die Augen öffnete und zu lallen begann, ſprach er beruhigend auf ſie ein und lagerte den Kopf höher.

Erhitzt richtete er ſich auf. Seine Augen huſchten über die Pfaffengeſichter hin. Es war Hoflager zu Innsbruck, hinter dieſen verſteinerten Larven mochte ſich vielleicht nur die Schuld des Mitwiſſens verbergen. Er ſagte leiſe: „Ein' Trunk Wein!“

Die beiden Türſteher verſchwanden, und den Wein brachte eine Nonne, über deren roſigem, fettem Geſichte das Spiel einer mildtätigen Beſorgnis lag. Er gab Tartarus und etwas Vitriol zu und flößte der Benommenen den Trunk ein. Ein kräftiger Magen, ein junges Blut — die Wirkung geſchah reichlich über die Marmorflieſen der Sakriſtei faſt vor die Füße des geiſtlichen Herren hin, der beunruhigt näher getreten war und dem Arzte zuflüſterte:

„Ihr reicht ein Domitiv, Doktor! Weshalb ein Domitiv? Das arme Kind iſt im Beichtſtuhle ohnmächtig geworden!“

Paracelſus fuhr noch mit dem Finger nach, um alle Reſte des Opiates gründlich zu heben. Dann trocknete er ſeine Finger an dem Altartuche, das über der Banklehne hängen geblieben war. Er ging zu ſeiner Taſche, ordnete ſie und verſchnallte ſie, mit einem kurzen Blicke ſtreifte er den Geiſtlichen.

„Dies iſt als auch ein Beicht, confessio naturalis — da fährt der Tüfel us eim ohnſchuldigen Magen, und die Abſolutio liegt vor aller Augen und Naſen, eim jedlichen ze ſechen und ze ſchmecken.“

Des Pfaffen Mund und Brauen zogen ſich zuſammen, und die Wangen waren eingeſogen, ſie und die Stirne noch bläſſer als ſonſt, die Lider bis auf einen ſchmalen, glimmenden Spalt geſchloſſen.

„Ihr ſollet dem armen Kind flißig naſſe Tüchl uf die Stirn tun und kühl, flißig wechſlen“, ſagte er der Nonne, die ſich an den Kleidern des Mädchens zu ſchaffen machte.

Paracelſus ſchulterte ſeine Taſche. Der Pfaffe kam dicht heran, wies noch einmal auf den Beutel und führte noch einmal, etwas zögernd, den Finger an den Mund. Aber Paracelſus ſteckte die Hand in ſeinen Hoſenſack und klimperte mit den Münzen, die ihm an dieſem Morgen in der Herrengaſſe zugekommen waren. Dann ſtraffte er ſich ein wenig.

„Theophraſtus ab Hohenheim, Bombaſt, beider Arzeneien, Doktor.“

Seine Lippen waren dünn und bewegten ſich kaum, unter den hochgezogenen Brauen ſtanden die Augen für eine kurze Weile ruhevoll, halb geöffnet. Und der geiſtliche Herr verneigte ſich ein wenig, während der Arzt mit kurzen, feſten Schritten die Sakriſtei verließ.

*

Er wußte, daß die Stadt am Inn für ihn vertan war, gerade als ſie des Hoflagers wegen von fremden Herren und Geſind' ſummendvoll ſtand und einen Zulauf aus allen

Teilen des Landes hatte. Sitzt die Armut auf, so mag einer durch Haufen Geldes waten, kein Pfennwert bleibt hängen. Es war Zeit, daß er Barschaft und Schuldigkeit wog und sich dabei zufrieden fand, seinen Mantel wieder zu haben. Allein es lagen noch Kranke, die er angenommen hatte.

Und auch die kurze Heilfrist schien den Patres zu lange. Ein lächelndes, rundwangiges Pfäfflein brachte ihm, da er für hilfreiche Handlung an jenem armen Kinde, dem Schwäche und Ohnmacht zugestoßen waren, keinen Lidlohn nähme, ein hochgeweihtes Paternoster aus venetianischen Glasperlen und einen Brief in die Kammer der Witwe Kunspacherin ober der Steigen hinterm Roßmarkt, und entfernte sich unter Segenswünschen, ohne daß Paracelsus zu Wort kommen konnte. Der Brief war dick gesiegelt, aber nicht pitschiert, er trug keine Anschrift. Und wesenlos sorgfältig waren seine Zeilen und Buchstaben, sorgfältig das Latein.

Ruhm und Gehorsam ihr, der alleinseligmachenden Mutter voll der Gnaden, der ein Theophrastus ab Hohenheim, Doktor, nicht nur als Christ des heiligen Sakramentes der Taufe halber zugeordnet ist und bleibt, sondern auch als Mensch und Mann, unter den Hoheitsrechten des gepriesenen, gnadenreichen Stiftes zu Maria Einsiedeln von seiner Mutter Weßnerin her leibend und lebend, wo immer er sei.

Durch den hochwürdigen Prälaten des heiligen Stuhles, Monsignore Keuschentaller, der die Geneigtheit hatte, etliche Tage in unsern Mauern zu weilen, ehe er seine Reise in die gepriesene Stadt weiter verfolgte, ist uns Kundschaft von Eurem heißen, nach Kenntnis um das Wesen der heiligen Dreifaltigkeit ringenden Herzens geworden, eine Kenntnis, deren Wege dem niederen menschlichen Verstande sinnverwirrend und äußerst gefährlich werden können, wenn der einzelne und vielleicht weniger geschulte Geist von den kanonischen Weisungen läßt, die viele heilige und selige Väter und Förderer der Kirche wie ein Leitseil den Händen der Gläubigen dargereicht haben, und immer noch darreichen. Item Ihr habet das flammende Verlangen Eures Herzens — an sich ein Verlangen, das auch das Ingenium der größten Heiligen beseelte — nicht in der Tiefe Eurer Brust verborgen, Ihr habt gelesen, Konventikel geführt und auch Schriften hinterlassen.

Weder Eifer noch Mut wird abzusprechen sein, zumal Ihr Euch der erwähnten Handlungen, ja Lehren zu einer Zeit unterfinget, darin unsre gnadenvolle Mutter Kirche, der allein Ruhm und Gehorsam gehöre, nach etlichen Jahren der Heimsuchung und Prüfung in junger, gottgewollter Entschlossenheit den ketzerischen Fallstricken des Teufels wirksam zu begegnen beginnt. Schon hebt der weltliche Arm sein Schwert und weiß mit dessen Schärfe zu treffen und zu vernichten, wo die Schädlichkeit der Irrlehren unverfroren ihr Haupt durch die Gassen trägt — dort aber, wo etwan eine neue Häresie den geilen Sproß aus dem Unkraute dieser Weltläufe zu heben wagt, ist dieser hochbewährte Arm bereit, mit flacher Klinge, unversehens und nebenher, zu vertilgen und zu vernichten. Denn Gott und die heilige Jungfrau haben die Jahre der Heimsuchung und Prüfung nicht ohne Segen über das Haupt der gebenedeiten Mutter Kirche sinken lassen: nur so vermochte des Satans heimlich Tücke in hellen Flammen hervorzubrechen und der Gnadenreichen den Ort zu weisen, wo sie, kraft ihres Amtes zu lösen und zu binden, an Statt der unmittelbaren göttlichen Gerechtigkeit zu walten hat.

Es ist bekannt, Theophrastus ab Hohenheim, Doktor, daß Ihr wenig Glück bei Disputationen habt und solche nicht liebt, ihnen darum kluger- und bedachtsamerweise ausweichet. Was also hättet Ihr vollends von einem Lande zu erhoffen, das es gar nicht erst auf Disputationen ankommen ließe, sondern am liebsten und besten strictissime handelt? Eure Kunst nährt auch anderswo.

Darum begleiten wir Eueren Weg, den Ihr schon morgen im Laufe des Tages aus den Mauern dieser Stadt irgendwohin nehmen werdet, mit wirksamen Segenswünschen der gnadenreichen Mutter Kirche, die allen, so willig und gehorsam sind, zu Frieden

und Gedeihen auszuschlagen pflegen, denen aber, die in des Widersachers Atem leben, zu Pest und Elend werden.

Ruhm und Gehorsam ihr allein!

Datum Inspruck die exaltationis sanctae crucis.

Der Brief trug weiter keine Unterschrift, er bedurfte deren auch nicht.

Die Exaltationis Sanctae Crucis! Ein zartes, fast kindliches Lächeln huschte über sein Gesicht. Wahrlich, selbst unter diesen Händen wurde das Kreuz, das sie aufrichteten und in die Schädelstätte pflanzten, nicht das kalte Kreuz. Sie meinten ihn zu treffen, mit flacher Klinge, nebenher. Und sie ahnten nicht, daß sie nur Luft fächelten.

Die Kranken noch! Etliche Rezepte und Weisungen waren zu geben, den Pflegern einzulernen, wie der bedrängten Natur Schritt für Schritt zu helfen sei. Und dann hielt ihn nichts mehr.

Ein vorzeitiger Herbst, der auch wenig verwöhnte Finger über dem Schreibwerke erstarren ließ, grau verhangen, wies ihm den Weg.

Und er war vogelfrei für jeden, der ihn jagen wollte, aber auch frei zu jeder Wahl. Noch lag die Straße offen, die über die Berge in die Sonne führte. Seine Stiefel waren frisch genagelt und gesohlt.

* * *

Brich des Elementes Haus.
Limbus Adae: Fleisch und Bein,
Läßt dich karg und zwingt dich klein.
Fließe aus und überaus!

Brich das Haus, dein Sternenhaus!
Laß die Flügel dir nicht sengen:
Aus des Firmamentes Fängen
Flammend fliegt dein Phönix aus.

Lohe du, im Weltenbrande,
Sturm, in Gottes Atemfluß,
Woge, noch von Schöpfungsguß,
Land, im unbegrenzten Lande!

Schließ dich auf und gieß dich aus!
Deine Welt muß überklingen,
Singen noch, wo Sein und Wesen
Nicht an Wort und Willen brandet

Und auf stetigbreiten Schwingen,
Raumgenesen, zeitgenesen,
Blühend aus der Matrix landet.
Stürz die Mauer, brich das Haus!

Jenseits des Brenners türmten sich die Felshänge zu beiden Seiten der Straße steiler, kühlten ihm Schatten zu, öffneten immer wieder das Tor der südlich heiteren Sonne. Und die Welle, der schäumende Knappe, schürfte den Tagbau, grub die Straße, lachenden Gefälles. Baum- und Mattengrün, dem Wandertage entlang, sanftladend, stillgewillt, beständig und schweigsam, so schweigend, daß ein Herz den Drang des Blutes vergessen konnte! Sonst nur das lockende, harrende, neidlos enthuschende Getier, das Worte nicht kennt, die gierigen, eifervollen Worte, und Raum gibt und Raum findet. Kein Mensch daneben.

Es wurde still um ihn und gelassen. Während die Beine und Schultern ermüdeten — sie hatten ihn mit seiner geringen Habe einem tiefen Schlafe zugetragen und so die erste Nacht von Innsbruck her gesegnet — ruhte er auch im hellen Tageslichte der Wanderung, satten Auges und erquickten Ohres, als halte der Gott, der hinter der Welt schweigt, seinen drangvollen Mann und Knecht für eine Weile in den bunten Mantel selbsterlösten Lebens gehüllt und wie ein Kind gewiegt. Das Werk war verstummt, da ihn keines Körpers und keiner Seele Qual und Not anrief. Doch alle Welt in ihrem heimlichsten Leben wurde sein, denn sie besaß ihn nicht, wollte ihn nicht, wie die Natur nicht Gott will, sondern Gottes ist.

Wunschlos erlebte das Felstal, durch das Paracelsus schritt, sein hochgetürmtes, unerschüttertes Element und atmete dessen ernstes Wesen. Wunschlos fiel das rauschende Wasser, von jedem Stein gelenkt und jeden Stein bezwingend, und gab nur Ton und Schall eines Weges, nicht des eigenen Wesens Laut, während es verschäumte, aber sofort gestillt, friedsam, wo sich ein sanftes Bett bot, war sein Element bis in den kühlen Grund blaugrün erschlossen. Die Bäume, die Wiesenhänge und die duckenden Sträucher, soweit sein Auge sie umfing, alle sein in ihrem subtilsten Leben, das aus Licht und Boden harmlos und willenlos ein Selbstgenügen fand, in sich erfüllt von dem, was ihm zugemessen war, ein Leben, friedvoll gesättigt und nur ein Zeichen für den Teil des Elementes und Gestirnes, der aus ihm wirkte. Und jedes Tier, in seiner Notdurft rein und friedlich. Floh eines das andre, kein Haß lag in der Flucht, bei aller Vorsicht und Scheu, kein Lauern und Bangen. Die Schuld fehlte, Sünde war nicht da, ein Spiel nur, und konnte es ein Spiel um Leben und Tod sein, der böse Wille fehlte.

O Eremita, was baust du deine Klause nicht! Hier liegt Geröll, dort wächst ein mildes Moos, Schatten und Zweige, wohin dein Auge fällt!

Zu allem, allem hat Gott sein Fiat gesprochen, und es war da, es stand in sich, geschaffen, beschlossen. Nur zu dir hat Gott sein Fiat nicht gesagt! Das Geheimnis des letzten Schöpfungstages: Gott mußte das Element ergreifen, mit seinen Händen das Erdkloß formen, Gott mußte dem Element den eigenen Atem einhauchen, seinen wesentlich-wortlosen Atem. Zu allen Geschöpfen hat Gott gesprochen: es werde — vor dir allein hat er eingehalten mit dem Willenslaute: Lasset uns machen. Da war Fiat versiegt, denn der alte Bund des Elementes und des Gestirnes war eingefangen in seines Wesens Zirkel. Und er hauchte und gab den eigenen Atem, der grenzenlos ist, unbegriffen, unstillbar im Element und Gestirn und der ewigen Sehnsucht voll, sein Selbst zu schauen. Gott mußte den neuen Bund entzünden wie ein Feuer, den Bund des Sohnes, der unmittelbar ist und seiner selbst. Mikrokosmus, der den Makrokosmus eint, um über ihn hinaus in das Urewige zu wollen! O Eremita, in der Einsamkeit deiner Sinne, der du mußt allgemein sein in deinem Gemüt! Was Wunder, daß du deinen Brüdern nachhangest mit Haß und Liebe, mit Begierde und Gnade, denn du allein vermagst ihn nicht zu stillen, den Atem des sechsten Schöpfungstages in dir, du mußt eines Stammes und einer Art werden und mußt Monarcha sein, das ist: Anheber. Wo aber lebt dein Vollbringer?

So ist dir inmitten des Gartens der Baum gepflanzt, in dessen Saft das Blut der Schlange fließt, und du hast von den Früchten des Baumes essen müssen: Gut und Böse. Eremita, in der Klause deiner Worte und Sinne, Eremita, in der Gemeinsamkeit deines Herzens! Eremita, was könnten dir Mauern einer Zelle sein, aus Geröll erbaut, darüber das blaugrüne Leben geflossen ist? Was sollte dir ein Bett aus dürrem Moos, das einst in Saft und Kühle gegrünt hat? Und vermöchten die trockenen Äste eines Rindendaches dein treibendes Gemüt zu decken? Eremita, du führst deine Zelle mit dir, wie die Schnecke ihr Haus. Brich dein Haus, stirb dir selbst, nicht nur deinem Fleisch und Bein, dir selbst, auf daß du lebst und erfüllt seist!

Und während Paracelsus diese wundersame Fuga seines Lebens sang, in der alle Stimmen der sechs Schöpfungstage laut wurden, kam er der Bergstadt näher, wo er

seinen und der andern Leute Adam aufzuerbauen gedachte, denn er war äußerst dürftig geworden an Leib und Gut, und er hatte in Dorf und Weiler gehört, wo man seine Art an der Arzneitasche erkannte, daß die Pest ihm voran ins Eisachtal gezogen war; zu Sterzingen war sie dort eingebrochen.

Hinter Gossensatz holten ihn Menschen und Wagen ein, denn es wollte Abend werden. Er ließ sich gerne überholen. Wenn sich die Leute zurückwandten, sein Gesicht und den goldenen Schwertknauf sahen, boten sie ihm die Tageszeit, aber er ließ es zu keinem Gespräche kommen.

Vor Sterzingen stand ein rundgemauerter, dicker Bildstock, wo die Brennerstraße noch eine Welle schlug, seitab führte ein Fußweg zu einem Gehöft auf halber Bergeslehne. Die Stadt lag hinter der seichten Talbiegung verborgen. Paracelsus witterte sie nahe, und hätte er auch den bläulichgrauen Schmauch nicht gesehen, er hätte sie gefühlt wie ein verstecktes Lebewesen, das in die ahnende Sphäre eines Menschen taucht. Vor jeder neuen Stadt schlug ihm das Herz wie einem gewitzten Spieler, der seinen guten Einsatz gefährdet weiß, und doch vor jeder neuen Stadt ergriff ihn die Lust zum Spiele. So bog er noch einmal aus und kletterte den Fußsteig bergan, um das verborgene Wesen zu sehen.

Das erste war ein schlankes Reitertürmlein am Ende seines langgestreckten, graubeschindelten Firstes, der breit wie ein Riegel durch das auftauchende Dächergewimmel geschoben war. Und dann trat ein hoher Steinturm mit steilem Treppengiebel vor, mitten in der Stadt. Noch ein Stück südwärts einem steinigen Rain entlang, und das Nest lag unter ihm: zwei enggeschmiegte Häuserschwärme, dort, wo der Steinturm stand, durch eine Binnenmauer getrennt. Vor den Mauern aber gegen Mittag bei einem großen Hofe, in das flachgeweitete Tal vorgeschoben, die breite, hochbedachte Kirche, an deren Turm sich das ganze Talgefüge friedfertig zu sammeln schien. Die Turmkugel stand noch im Lichte. Hinter ihr trieb ein schattender Bergzug und kreuzte das Tal, das offen gegen Süden stand.

Er wußte nun, daß hier, wo leichte schleiernde Dünste die Ferne ermatteten, auf einem hochgestauten Moorboden dasselbe harte Sauergras wuchs, das seine nackten Füße im Hochtale der Sihl, als er ein Knäblein war, zuweilen geritzt hatte. So lebte die Stadt nicht vom eigenen Boden. Fremdes Korn wurde in ihren Mühlen zu Mehl, fremdes Flachs- und Wollengewebe kleidete die Bürger. Und vom fremden Brote und in fremdem Kleide lebt der Geist, der das Leben zur Ware macht. Da lernen die Menschen fremde Gedanken reden, als wären sie aus dem eigenen Kopfe gewachsen und selbst erfahren. Tausch wird ihnen alles, Tausch werden sie, ohne es zu merken. Konnte er einen unter den Geschäftigen dieser Stadt erhoffen, der seiner selbst und eigen wäre?

Paracelsus saß noch eine Weile auf einem Steine, der graugrün von Flechten überzogen war, und sah in die neue Stadt nieder. Bald aber mahnte das Geläute. Und er zog zu Sterzingen ein, des Spiels gewohnt, eines stillgefaßten Mutes.

(Schluß folgt.)

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Frisia irredenta

(Panholländischer Imperialismus)

Als der Deutsche Schutzbund zu Pfingsten 1923 Sylt und die Westküste Schleswigs besuchte, trat das nordfriesische Problem erst in den Gesichtskreis der meisten Deutschen, die sich überhaupt mit Grenzfragen beschäftigen. Die Dänen versuchen ja neuerdings, den nördlichen Zweig der Friesen, der auf den Inseln und längs der Küste bis Husum nach Süden siedelt, für sich zu gewinnen. Jedem, der die Schutzbundtagung mitgemacht hat, werden die tiefgründigen Ausführungen Professor Brehmers (Halle) über die Geschichte und Sprache der Nordfriesen in lebhafter Erinnerung sein, und der Heimatabend in Keitum auf Sylt gab ein gutes Abbild des Volkslebens jenes Stammes, der bei aller Liebe zur heimatlichen Mundart doch fest in der gesamtdeutschen Kultur steht und in Jens Uwe Lornssens Tagen seinen trotzigen Freiheitssinn bewies. Er hat in den Abstimmungszeiten 1920 den Reichsgedanken neu erlebt und fest verwurzelt.

Damals ahnte niemand, daß auch Ostfriesland einmal ein Gegenstand der Sorge für jene Kreise bilden würde, denen die Grenzfragen am Herzen liegen.

Zunächst einige geographische Bemerkungen. Das Gebiet zwischen dem Jadebusen und Zuider-See (Süder See) ist, wie der erste Blick auf die Karte lehrt, dreigeteilt. Die teilenden Abschnitte sind der Dollart und die Lauwers. Die beiden westlichen Teile bilden die niederländischen Provinzen Friesland und Groningen, welche durch die Lauwers getrennt werden, während Westerems (zwischen der holländischen Insel Rottum und der deutschen Insel Borkum) und der Dollart die holländische Provinz Groningen vom reichsdeutschen Ostfriesland — Hannover — und den „friesischen" Teilen Oldenburgs abtrennen. Das Land diesseits und jenseits der Grenze sieht ganz gleich aus. Fette Marschen im Norden und an der See umranden das Moor-, Heide- und Geestland mit den ärmeren Sandböden. Es mag wohl im ganzen noch als Friesland bezeichnet werden, weil es vielleicht ursprünglich einmal von Südfriesen bewohnt war.

Im Laufe der Jahrhunderte sind aber jedenfalls solche Veränderungen vor sich gegangen, daß heute eine politische und sprachliche Einheit nicht mehr besteht. Und zwar verläuft eine scharfe Teilungslinie freilich nicht längs der Landesgrenze, sondern innerhalb von Holland, und zwar von der Lauwers nach Süden. Westlich von dieser, angrenzend an die Zuider-See (also nur in der holländischen Provinz Friesland) wohnen heute Friesen. Das Volk dort hat in Sprache, Sitte und Charakter die Eigentümlichkeiten seiner friesischen Vorfahren bewahrt. Es steht der Bevölkerung der holländischen Nachbarprovinz Groningen und der des reichsdeutschen Ostfriesland und Oldenburg fremd, wenn auch nicht gerade feindlich gegenüber. „Die Leute verstehen einander nicht im eigentlichen und übertragenen Sinne. Der Friese ist heftig und leicht gereizt, hastig und neigt zu Pessimismus. Der Groninger zeigt unerschütterliche Ruhe und steckt voll Lebenshumor." (G. W. Spitzen, Haag, im Niedersachsen-Buch, 6. Jahrgang 1922.) Diese Groninger, die von ihren „rein sächsischen" Nachbarn in der südlich angrenzenden Provinz Hollands,

Drenthe, mit ihrer beschränkten Genügsamkeit und zurückgezogenen Weltfremdheit recht verschieden sind, sind den Ostfriesen auf reichsdeutschem Boden in mehr als einer Beziehung ähnlich, ja verwandt. Es ist für uns gleichgültig, ob dies Gebiet „ursprünglich" vom homo mediterraneus, vom homo alpinus oder den Kelten bewohnt war und ob die Bevölkerung zur Zeit des Tacitus und Ptolemäus aus Friesen oder aus Sachsen bestand. Tatsache ist, daß die Friesen seit dem 5. Jahrhundert in diesen Landen herrschten, bis friesische Wesensart im ausgehenden Mittelalter von Süden her durch die sächsische derart verdrängt wurde, daß von einem friesischen Volkstum weder in Groningen noch in Ostfriesland mehr etwas zu spüren ist; ja, daß auf reichsdeutschem Boden überhaupt nur noch in drei Gemeinden im oldenburgischen Saterlande etwas friesisch gesprochen wird. Heute ist jedenfalls der Name Ostfriesland für dieses nordwestliche Stück des Deutschen Reiches nur noch historisch zu verstehen. Er hat keinerlei ethnologische Bedeutung mehr.

Diese „Friesen" des preußisch-oldenburgischen Ostfrieslandes und der heute holländischen Provinz Groningen sprechen also weder friesisch noch etwa holländisch — eine Sprache, die aus dem Plattfränkischen entstanden ist — sondern ein niedersächsisches Plattdeutsch, das dem holsteinischen und Mecklenburger Platt nahe verwandt ist, so daß Fritz Reuter und Klaus Groth, Brinckmann und Fehr ohne weiteres verstanden werden. Dies Niedersächsische war die Sprache der mittelalterlichen Groninger und ostfriesischen Chronisten. Es gab Zeiten, in denen es nahe daran war, die Schriftsprache für alle Gebiete von der Weichsel bis zur Schelde zu werden. Erst zur Reformationszeit begann die aus dem Niederfränkischen entwickelte niederländische Kultursprache der südlichen Provinzen Hollands, auch den Nordosten zu erobern, wohin sie kalvinistische Flüchtlinge, die vor den Spaniern Schutz suchten, trugen, und die niedersächsische Schriftsprache zu verdrängen. Damals wurden in Emden gottesdienstliche und gelehrte Schriften von geflüchteten holländischen, vlämischen, brabantischen und anderen niederländischen Buchdruckern herausgegeben, ohne freilich die Volkssprache wesentlich zu beeinflussen. Und erst als Groningen sich 1594 der Union von Dortrecht und damit Holland anschloß, begann das Niederländische auch im heute reichsdeutschen Ostfriesland Einflüsse auszuüben, und zwar als die holländischen Generalstaaten sich in die Streitigkeiten zwischen Reformierten und Lutheranern einmischten und diese z. B. in Emden zugunsten der Reformierten entschieden. Erhielten doch damals die Generalstaaten Besatzungsrechte in Emden und Leerort a. d. Ems! Mit dem reformierten und baptistischen Bekenntnis drang also in Ostfriesland die niederländische Schriftsprache ein. Das Hochdeutsche dagegen war die Kirchen- und Gebildetensprache der Lutherischen. Das oranische Herrscherhaus suchte, um später Ostfriesland für den niederländischen Staat zu gewinnen, die damals noch unabhängigen ostfriesischen Grafen durch Familienbande an sich zu fesseln. Aber diese entschieden sich für das Lutherische und damit für das Hochdeutsche, so daß der niederländische Einfluß im 17. und 18. Jahrhundert immer mehr verfiel, während Hochdeutsch — die niedersächsische Schriftsprache verdrängend — allgemeine Umgangs- und Schriftsprache wurde. Sogar in der reformierten Kirche verlor das Niederländische an Boden.

Als 1744 Ostfriesland an Preußen kam, war jede Möglichkeit der Verholländerung genommen, und die kurze Periode der Vereinigung von 1807 bis 1815 war nicht danach angetan, aus den Ostfriesen ein „holländisches Volk" zu machen. Seit 1815 war alles ruhig.

Das ist jetzt anders geworden, und gewisse Kreise versuchen, das Beispiel der Belgier, Franzosen, Italiener, Südslaven, Tschechen, Polen, Litauer und Dänen nachzuahmen. Der Allniederländische Verband (Algemeen Nederlandsch Verbond in Dortrecht) hat neuerdings einen Ausschuß in Groningen eingesetzt, welcher Ursprung und Geschichte der Stammverwandtschaft von Niederländern (!) und Ost-

friesen untersuchen und, falls nach Ansicht des Ausschusses die Stammverwandtschaft dieses hinreichend begründe, Vorschläge über Art und Weise einer näheren Verbindung beider machen sollte. „Voorlichting van het Hoofdbestuur over den vorm waarin en de wijze waarop de banden van de Oostfriezen met de Nederlanders in het Alg. Ned. Verb. kunnen worden gelegd . . ." Der Bericht des Ausschusses, den das Dezemberheft der „Neerlandia" in Dortrecht veröffentlicht, ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Zunächst gibt er geschichtliche Betrachtungen und bekennt sich zu der Theorie, die Bevölkerung des reichsdeutschen Ostfrieslandes sei ursprünglich friesisch gewesen und ebenso wie die Holländisch-Groningens erst in verhältnismäßig später Zeit versächsischt worden. (An diesem sächsischen Einschlag stößt man sich aber nicht, da ja die holländische Nation aus Friesen, Sachsen und Franken gebildet ist, wenn auch das Niederfränkische zweifellos am meisten zur Bildung der besonderen „dietschen" = holländischen Kultur beigetragen habe.) Der Ausschuß bedauert, daß sowohl in der Reformationszeit, als auch in der napoleonischen Periode versäumt worden sei, Ostfriesland zu verholländern: „es glückte bei der ungeschickten Haltung unserer Landsleute nicht, die ostfriesische Bevölkerung mit Neigung für uns zu beseelen". Die Frage, ob die Zeit jetzt, obwohl das Holländische aus Ostfriesland so gut wie verschwunden und die Volkssprache niedersächsisch, die Sprache der Gebildeten aber hochdeutsch sei, für einen dritten Versuch günstig wäre, wird trotzdem bejaht. Denn die Volkssprache in den benachbarten Groningschen Ommelanden und im holländischen Oldamt sei nahezu gleich. Sitte, Gewohnheit, alles, was man Folklore nenne, sei identisch. Auch bestehe zwischen den Bevölkerungen zu beiden Seiten der Ems ein Gefühl von Verwandtschaft, das nicht aus gelehrten Betrachtungen über germanische Brüderschaft herstamme, sondern aus der Verbindung des blühenden Vereins „De Gröneger Spraok" mit gleichartigen Vereinen im Reich. 1920 seien Abgesandte aus Ostfriesland auf den Groninger Landtag nach Staatskanaal gekommen, um Verbindungen anzuknüpfen. Geert Teis Schauspiel „De Grond" sei wohl fünfzigmal in der Ursprache in Ostfriesland aufgeführt worden. (Der „Eekbom" vom 15. September 1921 berichtet freilich, „De Grond" sei, ins Plattdeutsche übertragen, in Leer und Borkum mehr als ein dutzendmal gegeben worden.) Die Literatur im Ostfriesischen und Plattgroningschen sei beständig im Wachsen.

Diese Ausführungen gipfeln darin, daß die erste Frage nach der Stammverwandtschaft zwischen reichsdeutschen Ostfriesen und den anderen sächsisch sprechenden Friesen in Holland bejaht wird. Freilich fühlten sich die reichsdeutschen Ostfriesen heute noch als gute Reichsdeutsche.

Man müsse, so sagt der Ausschuß, die Sache jetzt mit anderen Augen ansehen als vor dem Kriege. In Deutschland würden sich die Beziehungen zwischen der Staatsgewalt und den landschaftlichen Einzelbezirken immer mehr abschwächen und in Ostfriesland entsprechend die Erinnerung an die niederländische Vergangenheit aufleben. Auch werde das Festerwerden der die verschiedenen Stämme Hollands umfassenden Bande und das zunehmende Selbstbewußtsein ihre Anziehungskraft auf die angrenzenden Außengaue ausüben, so wie es im 17. Jahrhundert der Fall gewesen sei. Wenn die hier betrachteten Umstände sich weiter entwickeln, hält der Ausschuß ein tatkräftiges Auftreten des Algemeen Neederlandsch Verbond auch in Ostfriesland für sehr wohl möglich, und beschränkt sich vorläufig darauf, den Wunsch auszusprechen: die Hauptleitung möge mit der Hauptleitung des einflußreichen Kulturvereins „De Gröneger Spraok" zur Erwägung weiterer Pläne in Verbindung treten. Für eine unmittelbare Wirksamkeit sei vielleicht der Boden doch noch nicht vollkommen genug vorbereitet.

Was heißt das? Hat sich der Kreis unserer Feinde geschlossen? Genau nach den gleichen Methoden, mit denen die anderen Völker einst gearbeitet haben, wollen

jetzt holländische Kreise das ostfriesische Grenzland verholländern. Der Wolf naht sich wie überall im Schafskleide. Da die Ostfriesen gut reichsdeutsch gesinnt sind, würden sie einer unmittelbaren holländischen Propaganda nicht zugänglich sein. Auf dem Umwege über Folklore, über die gemeinsame Mundart und Heimaterinnerungen sollen sie gewonnen werden. Der in Deutschland so volkstümliche Heimatgedanke soll hier in den Dienst fremdstaatlicher Ziele gestellt werden. Gefahr droht. Bei dem Ansehen, das der Allgemeine Niederländische Verband in Holland genießt, sind diese Versuche durchaus ernst zu nehmen. Es sei daran erinnert, daß nach einer Äußerung des gleichen Blattes Herr R. O. Dojes in der niederländischen Ersten Kammer am 11. März 1921 geäußert haben soll: Im Herbst 1918 und im Frühjahr 1919 hätten „unsere stammverwandten Nachbarn in Ostfriesland geglaubt und viele auch gehofft, Ostfriesland würde jetzt zu den Niederlanden geschlagen".

Bemerkt sei noch folgendes: Das eigene holländische Volkstum ist durch Absplitterung vom Gesamtdeutschtum entstanden, als (gleichzeitig mit der politischen Absonderung) nach Ausbreitung der Buchdruckerei in den Niederlanden auch eine eigene niederdeutsche (niederfränkische) Schriftsprache Anwendung fand, die nicht wie die niederdeutsche in den andern deutschen Ländern während des 16. und 17. Jahrhunderts durch die hochdeutsche resorbiert wurde, sondern Staats- und Gelehrtensprache blieb und im Volke Fortschritte machte. Aus diesen Elementen: „Staat, Kultur und Sprache" bildete sich das holländische Volkstum, das von dem unsern durchaus verschieden ist. Unsere Ideale und die holländischen sind n i c h t identisch. Der Allniederländische Verband umfaßt nun alle diejenigen, die sich zum völkischen holländischen Ideal bekennen, auch ohne Rücksicht auf Staatsangehörigkeit. Er unterhält Beziehungen mit den Auslandholländern, vor allen Dingen mit den Buren Südafrikas, ferner mit den Vlamen. Das ist legal und ohne Bedenken. Das Spiel aber, das er in Ostfriesland versucht, ist andersartig und gefährlich. Denn die Bewohner Ostfrieslands sind keineswegs „niederländischen Ursprungs". Hier kann es sich nicht um „Erhaltung" von Auslandniederländern, sondern nur um völkische und später politische Verholländerung nichtholländischer Menschen und Gebiete handeln. Es ist zudem doch wohl noch nicht ausgemacht, daß der Niedergang des Reiches und des deutschen Volkes endgültig sei und man es ungestraft wagen könne, deutschen Boden und deutsches Volksgut an sich zu reißen. Es handelt sich hier nicht nur um eine Störung der freundschaftlichen deutsch-holländischen Beziehungen. Sondern durch ein solches Unterfangen wird die Frage der Volksstammeszugehörigkeit von Volkssplittern überhaupt aufgerollt, welche, falls sich die politischen Verhältnisse ändern, auch Holland einmal unangenehm werden könnte. Denn die Überfremdung des niedersächsischen Volksbodens in Groningen und Drenthe und der Westfriesen in Friesland durch die holländisch-niederfränkische Schriftsprache ist eine Tatsache, die auch einmal gegen Holland verwendet werden könnte. Wir wollen es nicht tun. Wir sind in der Verteidigung. Uns ist die Abtrennung der Holländer und Vlamen eine vollzogene Tatsache. Wir wollen die Grenzen des heutigen Hollands nicht antasten. Aber wir warnen.

S y l v a n u s.

Wir stimmen den vorstehenden Ausführungen zu und wünschen in Übereinstimmung mit dem Verfasser dringend, daß die ernsthaften holländischen und deutschen Kreise, die seit Jahren an der freundschaftlichen Vertiefung der Beziehungen zwischen den beiden Völkern und Ländern arbeiten, gemeinsam in voller Loyalität, aber rückhaltloser Offenheit diese Frage erörterten.

Die Schriftleitung.

Im besetzten Gebiet

Von einem Freunde unserer Zeitschrift, der das besetzte Gebiet bereist hat, wird uns geschrieben:

Der Eindruck, wenn man die Grenze des unbesetzten Deutschland überschreitet und sich der ersten französischen Kontrolle unterwerfen muß, ist so niederziehend wie am ersten Tag: schutz- und rechtlos ist man französischer Willkür ausgeliefert, gegen die es einen Appell nicht gibt. Nicht als ob man immer belästigt oder schikaniert würde. Aber hinter allem steht die Möglichkeit, daß man mißhandelt werden kann, ohne jeden Rechtsschutz, wenn irgendeinem Franzosen-Offizier, Poilu oder Douanier — die Laune danach steht.

Nicht scharf genug kann betont werden: es ist und bleibt eine Ungeheuerlichkeit, daß deutsche Menschen seit fünf Jahren unter fremdem Gebot leben müssen, schutzlos ausgeliefert einem Volke und seinen Soldaten, das bis an den Rand mit feindlichem Haß erfüllt ist, für das kein Recht bindend ist — ohne daß der Tag der Befreiung feststeht.

Ob man dabei unter der klugen, fast unsichtbaren Gewalt der Engländer auf der „Insel der Seligen" im Kölner Gebiet lebt oder den brutalen Franzosen mit ihrem Anhängsel, den Belgiern, ausgeliefert ist, das ist nur dem Grade nach ein Unterschied: Knechtschaft bleibt Knechtschaft.

Das möge sich jeder Deutsche im unbesetzten Gebiet tagtäglich sagen. Und sich fragen, was er tun, wie er empfinden würde, wenn in seinem Heim die ungebetenen Gäste hausen, nach seiner Frau, seiner Tochter oder Schwester weiße und farbige Tier greift, er selber tagaus, tagein durch ein raffiniertes System endloser Demütigungen und Erniedrigungen ausgesetzt ist und Mißhandlungen, Tod und Ausweisung zu gewärtigen hat.

Es ist eine Lüge, daß die Leiden des besetzten Gebietes übertrieben werden: es ist alles noch viel schlimmer, als es je gesagt wurde.

Die einfache Tatsache der Besetzung auf unbestimmte Zeit schon ist und bleibt ein Hohn gegen menschliches und göttliches Recht.

* * *

Man muß streng scheiden: am Rhein, an der Mosel, an der Saar, in der Pfalz sind die Verhältnisse ganz unterschiedlich gelagert.

Darüber hat Sylvanus, haben viele andere auf diesen Blättern oft und ausführlich berichtet.

Wir greifen nur einige wenige Sätze aus den frischen Reiseerfahrungen heraus:

Es ist notwendig, daß von allen Stellen, die den deutschen Unternehmern nahe stehen, ein scharfer Strich gezogen wird zwischen der bodenständigen rheinischen Industrie und der Kölner Händlergruppe Strauß und Wolff samt dem Bankhaus v. Stein. Die schachern nach dem Gefühl des Volkes mit den Franzosen um lebenswichtige deutsche Belange. Geschieht die Trennung nicht, wird die Volksmeinung der deutschen Industrie die gleiche anationale Einstellung der Händlergruppe unterstellen — und diese Belastung wird das Unternehmertum in den jetzigen und kommenden sozialen Kämpfen nicht tragen können. Wir kennen die deutsche Gesinnung der rheinischen Industrie und möchten Schlimmes verhüten mit dieser Warnung.

* * *

Der Lumpenseparatismus ist gebrochen von der rheinischen Bevölkerung aus eigener Kraft. Und jedes neue Aufflammen wird erstickt werden.

Aber die Regierung, die sonst so schnell bei der Hand ist mit Hochverratsprozessen, muß umgehend gegen die Separatisten, die Lumpen wie die politischen, das Verfahren wegen Hochverrats einleiten. In die deutsche Gerichtsverfassung muß das Verfahren in contumaciam aufgenommen werden mit der von Standgerichten zu verhängenden Todesstrafe mit gleichzeitiger Reichsacht. Das können und müssen unsere Volksgenossen jenseits des Rheins verlangen.

Die Regierung muß ferner mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln fordern, daß die Ausgewiesenen in ihre Heimat zurückkehren dürfen. Entsatz und Entlastung für das Häuflein der Zurückgebliebenen tut bitter not.

* * *

Das Saargebiet hat unter dem Schutz des sogenannten Völkerbundes eine gewisse Entspannung erfahren. Jetzt geht es dank dem Absinken des Franken einer zweiten Inflationsperiode entgegen. Alles muß geschehen, um den Saarländern zu helfen, die uns nur zu wohlbekannten Nebenerscheinungen solcher Zeit zu überwinden.

* * *

Der Schwerpunkt der rheinischen Frage ist jetzt in die Pfalz verlegt. Vielleicht der Schwerpunkt europäischer Entscheidungen.

Gespannteste Aufmerksamkeit ist not.

Trotz General de Metz, der, wie das Völkerrecht so die Kirche und den klaren, eindeutigen Willen aller Pfälzer zu unterdrücken und zu beugen sucht, hat die Pfalz gesprochen: die Hinrichtung der Hochverräter in Speyer erfolgte auf den einstimmigen Spruch des gesamtdeutschen Volkes.

* * *

Geht hin ins besetzte Gebiet, ihr Deutschen des von Franzosendruck freien Landes, auf daß morgens euer erster und abends euer letzter Gedanke der an die Not unserer geknechteten Volksgenossen ist, und auf daß ihr lernt, was deutscher Wille zur Freiheit ist, für den kein Opfer zu groß ist!

Politische Rundschau

In England ringen die Parteien miteinander, da das Wahlergebnis keiner von ihnen die Mehrheit verschaffte. Wie wohl regelmäßig und überall im Ablauf des letzten Jahrhunderts sind die Liberalen über dem Ringen der Arbeiterpartei näher und näher gerückt, so daß diese damit rechnen darf, das konservative Ministerium bei der Abstimmung zu schlagen und ihre Führer an die Spitze der Regierung zu bringen. Auch in deutschen Zeitungen mit sehr beachtlichem politischen Urteil betont man die Zurückhaltung und Vorsicht Ramsay Macdonalds, um sich damit seiner Ankunft zu getrösten und wohl gar Hoffnungen auf sie zu setzen. Demgegenüber bleibt bestehen, daß der englische Einfluß in der europäischen Politik vom Wahltage an ausgeschaltet ist, und daß der Grund hierfür das politische Unvermögen der durch die Wahlen zum ersten Male emporgetragenen Partei ist. Keine Zurückhaltung und keine Vorsicht kann daran etwas ändern. Sozialdemokratische Minister im Reich und in Preußen haben sich nicht anders, wie es dem englischen Sozialisten nachgerühmt wird, persön-

lich in der Mehrzahl als durchaus ruhige Leute erwiesen. Die Werbung für den Gedanken der großen Koalition und für den Gedanken der Arbeitsgemeinschaft berief sich mit Vorliebe auf die guten Erfahrungen, welche die Arbeitgeber und die bürgerlichen Parteiführer mit den Vertretern der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften gemacht hatten. Wir sind trotzdem dem Abgrund zugeglitten.

Solange als das konservative Ministerium die Zügel noch in den Händen behielt, war Lord Curzon bemüht, im Orient, seiner Hauptwirkungsstätte, von der im Gange befindlichen Ernte möglichst viel weiterhin einzubringen. Schon in Lausanne hatte er alles vorbereitet, um in Indien den Keil zwischen Hindus und Mohammedaner endlich wieder tief hineintreiben zu lassen. Die Wahlen zu den Selbstverwaltungskörperschaften gaben einen brauchbaren Anlaß dafür. Auch war der jüdische Vizekönig hierfür wohl besonders begabt. Die Hindus trugen in einzelnen wichtigen Provinzen bei den Wahlen einen Teilerfolg davon. Lord Reading überredete darauf ihre Führer, sich von den Mohammedanern zu trennen und einen ernsten Versuch der Mitarbeit zu machen. Gleichzeitig trat die englische Regierung den Afghanen wieder nachdrücklicher entgegen. Sie forderte ein Einschreiten gegen Bergstämme, die sich Morde an den Engländern hatten zuschulden kommen lassen. Es wurden Nachrichten über Truppenanhäufungen an der afghanischen Grenze verbreitet. Bisher ist nichts erfolgt. Vielleicht sollte auch nichts erfolgen, weil man die Afghanen vorläufig nur in Schach halten will. Es verlautet, daß man in London auf eine Verständigung mit den Bolschewisten über Mittelasien und Afghanistan hinarbeitet. Wirtschaftliche Kreise, die sich von einer doppelten Bahnverbindung vom Weißen Meer hinüber nach Indien Vorteile für die Zukunft versprechen, mögen dieser Verständigung vorarbeiten. Sie würde den aufstrebenden Afghanenstaat vereinsamen und vermöchte ihm wohl den Schwung zu weiterem Fluge zu nehmen. Hängt der Rücktritt Trotzkis irgendwie damit zusammen? Ist die bolschewistische Regierung in voller Umwandlung in eine Gesellschaft begriffen, der es nur noch auf die Erwerbung von Anteilen an kapitalistischen Unternehmungen ankommt? Oder hat umgekehrt inzwischen die Gruppe der einstweilen unentwegt kommunistisch Gesinnten wieder die Zügel an sich gerissen?

Moskau hat sich in den vergangenen Wochen wieder einmal erstaunlich angestrengt, um seine Anerkennung durch die anderen Regierungen zu erreichen. Ein Wort des amerikanischen Präsidenten bei der Eröffnung des Kongresses wurde sofort zum Anlaß genommen, mit der Regierung der Vereinigten Staaten Fühlung zu gewinnen. Hughes antwortete mit eisiger Ablehnung. Das kleine und Rußland nahegelegene Bulgarien verhielt sich dem Angebote gegenüber nicht anders. Nur mit Polen sind die Russen vorläufig zu Rande gekommen. Sie konnten ihre Unterhändler in Warschau zu bevollmächtigten Vertretern ihres Staates dort ernennen und erwarten, daß auch Polen nicht mehr zögert, ihnen einen Gesandten zu schicken. Den Engländern erzählen sie bald von dem Vorsprung, den das deutsche Kapital in Rußland schon erzielt habe; bald werfen sie ihnen die Bemerkung hin, daß die Deutschen doch kein Kapital hätten und der Wiederaufbau nur von England aus unternommen werden könnte. Die Arbeiterpartei hat die Anerkennung der Sowjets zu ihrem einzigen klar ausgesprochenen Programmpunkte in der europäischen Außenpolitik gemacht. Wahrscheinlich werden die Russen hier also Glück haben, wenn nicht die Vereinigten Staaten das neue Ministerium noch zurückhalten. Allem Anscheine nach könnten sie auch in Frankreich Glück haben. Frankreich bietet einerseits alles auf, um zu verhindern, daß seine ostmitteleuropäischen Vasallenstaaten mit Rußland Abreden treffen, durch die sich der Anreiz für die Russen vermindern könnte, mit ihm selbst sich ins Benehmen zu setzen. Andererseits ist kaum eine Täuschung darüber möglich, daß die Franzosen Prag für das Tor ansehen, durch das für sie der

Weg zu Rußland führt, und daß sie eben deshalb die Tschechen als die rastlosen Träger und Künder des allslavischen Gedankens zur Zeit möglichst dicht an sich heranziehen.

Die Schwächung des englischen Einflusses durch die Streitigkeiten unter den englischen Parteien hat den Tschechen den Anstoß gegeben, ohne daß sie es mit den Engländern dadurch zu verschütten meinen, mit den Franzosen gegen Jahresende einen Vertrag zu schließen. Der Schwerpunkt der außenpolitischen Regsamkeit des kleinen Verbandes, der in den Wochen vorher in Belgrad gelegen hatte, fiel damit wieder nach Prag zurück. In der Konferenz, die die Staaten des kleinen Verbandes kurz hinterher in Belgrad abhielten, kam es aber nicht, wie vielfach vorausgesetzt wurde, zu dem Anschluß der anderen Mitglieder des Verbandes an das französisch-tschechische Bündnis. Man beschränkte sich darauf, die seit dem Sommer schwebende Frage einer Anleihe für Ungarn endlich so weit zu klären, daß sie unmittelbar danach dem Völkerbundrat zur Genehmigung und Ausführung unterbreitet werden konnte. Sonst wurde von Ergebnissen nichts ruchbar. Am Schlusse der Beratungen überraschte die Belgrader Regierung die Welt mit der Nachricht, daß sie einen Vertrag und ein Bündnis mit Italien abgeschlossen habe, und daß sich Paschitsch und Mussolini noch im Laufe des Monats Januar zur Besiegelung des Friedensschlusses über Fiume und des künftigen Zusammengehens persönlich begegnen würden. Die deutschen Zeitungen waren geneigt, darin einen belangreichen Mißerfolg der französischen Regierung zu sehen. Wir werden den Vertrag indessen sehr vorsichtig bewerten müssen. Sein Vorteil liegt fast ausschließlich auf slavischer Seite. Serbien kommt durch ihn an das Adriatische Meer heran, so, wie es seit langem das Ziel seiner Wünsche ist. Mussolini scheint nur daran gelegen zu haben, sein Land von diesem Drucke zu entlasten. Ein lesenswerter Aufsatz der „Kölnischen Zeitung" über den Ertrag der italienischen Außenpolitik seit der Ankunft Mussolinis aus der Feder ihres mit den italienischen Verhältnissen wohlvertrauten römischen Vertreters darf uns bestimmen, bei aller Anerkennung der Rührigkeit, die Mussolini entfaltet, seine staatsmännische Kunst noch mißtrauisch abzuschätzen. Es wird sich erst zeigen müssen, was er sich von der Nachgiebigkeit gegen Serbien verspricht. Hat er doch auch mit dem plötzlichen Vorstoß gegen Korfu im vergangenen September seine außenpolitische Lage nicht verstärkt. Die griechischen Dinge laufen gewiß nicht zu Italiens Wohlgefallen.

Die griechischen Wahlen haben, obwohl sie unter stärkstem Druck der republikanischen Partei stattfanden, den Republikanern nicht die Mehrheit verschafft. Die Entscheidung kam durch sie an die Liberalen und damit an Venizelos. Der ränkevolle Kreter hielt sich vom Lande fern in Paris auf. Er ließ sich durch andere den Weg bereiten. Die Republikaner vermochten noch König Georg zur Abreise zu bestimmen. Dann erschien Venizelos, entgegen allen Ankündigungen seiner Getreuen, Ende des Jahres wieder in Griechenland und übernahm Anfang Januar das Ministerpräsidium. Er wird die Macht im Staat in Kürze wohl völlig an sich reißen. Hinter ihm steht Frankreich.

Frankreich hat den Einfluß auf die Tschechoslowakei und auf Griechenland. Es hält Österreich und Ungarn durch den Völkerbund unter seinem Druck. Es bewahrt sicherlich auch nach wie vor seinen Einfluß auf Jugoslawien. Es hat im Westen den Engländern den erheblichen Erfolg in der Tangerfrage abgelockt. Noch hält es in einem drückenden Ringe seine beiden lateinischen Schwestern umschlossen. Sie haben sich ihm gegenüber Seite an Seite gestellt. Spanien beugt sich dem Tangerabkommen noch nicht. Haben seine Vertreter das Abkommen nur mit Vorbehalt unterzeichnet, so hat seine Regierung inzwischen die Unterzeichnung an Vorbehalte geknüpft, die, wenn Frankreich sie annähme, den Wert des Abkommens für die Franzosen beträchtlich herabmindern würden. Die Spanier wollen Frankreich nicht den Vorrang in

Tanger unbestritten lassen. Mussolini versucht im Osten durch das Bündnis mit Jugoslawien, die französische Stellung im südöstlichen Europa ein wenig aufzulockern. Das Machtverhältnis ist aber immer noch gar zu ungleich, und es wird großer Anstrengung und zäher Arbeit Italiens und Spaniens bedürfen, wenn sie wieder fest auf die Füße zu stehen kommen wollen. Selbst gemeinsame Manöver der englischen Flotte mit ihren Schiffen werden ihre Macht noch nicht entscheidend heben.

Frankreichs Schwäche ist zur Zeit die Wertverminderung seines Franken. Sie ist noch nicht so erheblich, daß es darum in ernste Sorge geraten müßte, ob es seine Politik weiterführen kann. Aber sie wirkt bei ihrem bescheidenen Ausmaße doch schon stark auf den französischen Volksgeist ein. Die Furcht vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch muß ein von seinem Gelde lebendes Volk, wie die Franzosen, jäher und fester schütteln, als ein von seiner Arbeit lebendes Volk, wie wir es sind. Am deutlichsten können die Franzosen den Rückschlag vielleicht einstweilen an der Lage Polens ablesen. Das nationalistische Ministerium mußte dort kurz vor Weihnachten zurücktreten. Die Stabilisierung unserer Mark und der Fall des Franken steigerten die inneren Schwierigkeiten bis zum Unerträglichen. Das neue Ministerium Grabski setzte sich zur einzigen Aufgabe, die polnische Wirtschaft zu beruhigen. Sie hatten bisher keinen Erfolg damit. Die Aufregung, die sich inzwischen auch der französischen Wähler bemächtigt hat, nutzen die Mitspieler Poincarés aus, um ihm den Vorsprung abzugewinnen, den er sie bisher nicht gewinnen ließ. Die Politik war bisher der Wirtschaft überlegen, Poincaré hielt gegen Millerand stand. Heute dürfte er sich unsicher fühlen. Beträchtliche Kreise der französischen Wirtschaft hoffen, mit einer friedlichen Durchdringung der deutschen Wirtschaft eher ans Ziel zu gelangen, als mit der Brutalisierung der deutschen Bevölkerung durch die Gewalt der französischen Waffen. Es ist die alte Meinungsverschiedenheit in Frankreich seit dem 18. Jahrhundert über die beste Art, uns den Rhein zu entwinden. Die Franzosen treten gelinder am Rhein auf. Sie hatten am 15. Januar eine Möglichkeit, die Industrie die Schwere der Micum-Verträge sehr empfindlich spüren zu lassen. Sie willigten aber in eine Verschiebung des Verfalltages ein. Sie halten sich selbst in der Pfalz der Separatistenbewegung gegenüber wieder mehr zurück. Die Beispiele ließen sich beinahe häufen. Poincaré laviert, um die Lösung der englischen Krisis abzuwarten, um die Bewegung des Franken wieder in die Hand zu bekommen, um zu sehen, wie sich die äußerlich temperamentvolle Beteiligung der Amerikaner in dem Unterausschuß, der unsere Währung zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht hat, auslaufen wird. Rechberg und Hagen sorgen inzwischen durch ihren Eifer dafür, daß Frankreich nichts Wesentliches durch sein Zögern wieder verloren geht. Höchster Bewunderung wert bleibt bei alledem die einmütige Ablehnung der Franzosen durch die rheinische Bevölkerung. Sie redet nicht, sie schweigt, aber sie will nicht.

In Ostasien hat der Führer der englischen Arbeiterpartei vorweg verkünden lassen, daß, wenn er zur Regierung berufen wird, Singapore nicht als Kriegshafen ausgebaut werden wird. England will sich dort aus dem Kreise der Mächte zurückziehen. In Japan ist zur selben Zeit der Kreis von Männern, der als Erbe der kriegerischen Überlieferungen des Landes gilt, durch einen Wechsel des Ministeriums wieder zur Regierung gelangt. Der Boden unter den Füßen des japanischen Volkes bebt; nicht nur die Natur rüttelt an ihm. Es zuckt auch wieder und wieder durch das Leben der Masse. Die gestürzte Regierung hat freundliche Beziehungen zu Moskau gesucht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die neue die Bemühungen fortsetzen wird. Auch dort wird es noch lange dauern, bis wieder eine klare und übersichtliche Gruppierung der Kräfte eintritt.

Pertinacior.

B. W. von Bülow, Der Versailler Völkerbund. Eine vorläufige Bilanz. Berlin 1923, W. Kohlhammer.

Einer der besten Kenner der Vorkriegsgeschichte und der sogenannten „Schuldfrage", Legationsrat von Bülow, urteilt über den Völkerbund in Genf, den er nach seiner Geburtsstätte den „Versailler" nennt. Als Zweck seines Buches bezeichnet er, zu zeigen, was ist: die Welt des Scheins von der der Wirklichkeit zu trennen, die Vorzüge und die Fehler des Versailler Völkerbundes aufzuführen. Das ist ihm fraglos gelungen. Er schildert zunächst auf 128 Seiten das Wesen des Völkerbundes und seinen Aufbau: Mitgliedschaft, Möglichkeit des Austritts und der Ausschließung, Bundesversammlung und Rat, die verschiedenen ständigen Ausschüsse, die Verwaltung der internationalen Ämter und endlich das Generalsekretariat.

Der zweite Hauptabschnitt (mehr als 350 Seiten) ist den „allgemeinen Aufgaben des Völkerbundes" gewidmet: Erhaltung des Weltfriedens, Abrüstung, Schutz der Bundesmitglieder, Verhütung von Kriegen und Vorschriften für seine Mitglieder. Die Vermittlungstätigkeit des Völkerbundes in einer Reihe von Streitfällen wird eingehend dargelegt. Dann folgt die Darstellung des Verfahrens in Streitfällen (Schiedsverfahren, ständiger internationaler Gerichtshof, Vermittlung durch den Rat und endlich die Bundesexekution). Weiterhin gelangen die internationalen Verträge in den Unterabschnitten: Geheime Diplomatie und offene Verträge, die Abänderung unanwendbar gewordener Verträge, die zulässigen Verträge und erlaubten Sonderabkommen zur Besprechung. In dem Unterabschnitt: Kolonialmandate wird eins der tragischsten Kapitel der vorläufigen Bilanz des Völkerbundes ziemlich knapp erörtert. Dann folgt eine Zusammenstellung der wirtschaftlichen und humanitären Aufgaben, die größtenteils bereits vor dem Kriege Gegenstand internationaler Übereinkommen und gemeinsamer Gesetzgebung gewesen sind: die Arbeitsbedingungen für Männer, Frauen und Kinder, den Mädchen- und Kinderhandel, den Opium- und Waffenhandel, die Freiheit des Verkehrs und der Durchfuhr, sowie die „gerechte" Regelung des Handels aller Bundesmitglieder, endlich die internationalen Maßnahmen zur Verhütung und Bekämpfung von Krankheiten. Bülow schließt hier Tagesaufgaben, wie die Sanierung Österreichs, die Heimführung der Kriegsgefangenen und russische Angelegenheiten (Emigrantenfragen, Hungersnot usw.) an und streift auch das Reparationsproblem, das ja freilich drei Jahre lang für den Völkerbund tabu war und auch heute noch nur vorsichtig wegen des Widerspruchs Frankreichs behandelt werden kann. In diesen wirtschaftlichen und humanitären Aufgaben, welche heute im Leben des Versailler Völkerbundes einen sehr viel breiteren Raum einnahmen, als seine Satzung es vorsah, sucht dieser (nach Bülow) ein Mittel, um die allgemeine Aufmerksamkeit von seinem Versagen auf seinem eigentlichen politischen Tätigkeitsfeld, der sicheren Erhaltung des Weltfriedens, abzulenken. „Er leistet auf den Nebengebieten viel, seine Tätigkeit ist hier aber nicht unentbehrlich. Ganz zu Unrecht wird häufig gesagt, dies und jenes wäre vor dem Weltkriege nicht möglich gewesen, sei also dem Völkerbund zu verdanken." Bülow glaubt sogar, daß in so außerordentlichen Zeiten wie den heutigen mit den Vorkriegsmethoden wahrscheinlich mehr zu erreichen gewesen wäre, „als durch die Versailler Allianz mit ihrem stark politischen Einschlag. Infolge ihrer fehlenden Universalität errichtet sie überall Schranken, die es früher nicht gegeben hat. Ohne den Völkerbund wären die Rotkreuzverbände niemals auf den Gedanken gekommen, sich zu einer politischen Vereinigung zusammenzuschließen, hätte die internationale Seuchenbekämpfung keine politischen Unterscheidungen vorgenommen und die Tuberkuloseunion hätte Deutschland nicht ausgeschlossen" usw.

Ein dritter Hauptabschnitt behandelt die Aufgaben des Völkerbundes aus den Friedensverträgen und schildert seine Tätigkeit „für" Eupen-Malmedy, das Saargebiet, Danzig, Armenien und den Schutz der Minderheiten, trübe Kapitel, die teilweise in der Öffentlichkeit ja gut bekannt sind. Bülow erspart dem Völkerbund in seinem Urteil nichts.

Der vierte Hauptabschnitt (Völkerbundpolitik und Völkerbundpraxis) schildert die gegensätzliche Politik des Rates und der Bundesversammlung, die ja sehr verschieden zusammengesetzt sind. Vom Rate sagt Bülow: „Er betrachtet seine Arbeiten als Fortsetzung der Pariser Friedenskonferenz und sich selbst als einen Ableger des Obersten Rates" und an einer anderen Stelle: „Wenn auch in Genf große Eifersucht gegenüber der Botschafterkonferenz herrscht, ist man doch zuweilen recht froh, daß diese und der Oberste Rat dem Völkerbunde seine schwierigen Aufgaben abnehmen. Das Ergebnis ist jedenfalls, daß der Völkerbund dahinsiecht. Vor allem sind es seine Gründer, die dem von ihnen selbst eingeführten Verfahren die gebührende Achtung versagen." Weitere Unterabschnitte behandeln die (mangelnde!) Universalität und Geschlossenheit des Völkerbundes und die bisherigen Versuche, seine Satzungen zu ändern. Der Schwerpunkt des Buches liegt vielleicht in den Schlußabschnitten. Bülow legt als subtiler Kenner die natürlichen Entwicklungstendenzen des Völkerbundes, seinen Machterhaltungszweck und seine Feindschaft gegen den Bolsche-

wismus und überhaupt jede politische Umgestaltung dar. Er erzählt aber auch, wie und warum das Vertrauen, das ursprünglich allgemein dem Völkerbund entgegengebracht wurde, jähe Enttäuschungen erlitt: „Noch ist es nicht an der Zeit, die Hoffnungen zu begraben trotz der moralischen und politischen Mißerfolge des Völkerbundes. Die Genfer Allianz vermag sehr wohl noch zu gesunden, trotz ihres anrüchigen Ursprungs und der Fehler und Sünden, die sie vielleicht selbst beging." Diese Voraussetzung dazu sieht er — unseres Erachtens zu optimistisch — in einer nicht unerheblichen Richtungsänderung, im Abbau der Allmacht der Hauptmächte und im allmählichen Übergange zur Herrschaft des Rechtes im zwischenstaatlichen Verkehr. Sowie die deutschen Minderheiten ihre Streitigkeiten gern aus der politischen Atmosphäre des Genfer Völkerbundes herausgebracht und vor dem unpolitischen Haager Schiedsgericht entschieden sehen möchten, so verlangt er umgekehrt die Entpolitisierung des Völkerbundes, ferner (zu Recht) die Aufdeckung der Ursachen der bisherigen Völkerkonflikte und ihre Beseitigung, Gefahren, gegen die der Völkerbund bisher keine Vorsorge getroffen hat.

Im Schlußabschnitt wird die Stellung Deutschlands zu dem Völkerbund behandelt, der ursprünglich Deutschland nur als reuigen Sünder aufnehmen wollte. Alle Phasen des Stimmungswechsels im Rate und in der Völkerbundsversammlung werden geschildert. Bülow erörtert die Zweckmäßigkeit des Eintritts Deutschlands in den Völkerbund und die Schwierigkeiten, die dem entgegenstehen. Er glaubt, man müsse mit dem Zulassungsantrag so lange warten, bis der Eintritt reibungslos vollzogen werden könnte:

„Dieser Zeitpunkt wäre aber gekommen, wenn die Bundesversammlung in Genf durch einstimmigen Beschluß dem Wunsch nach Universalität Ausdruck gibt (also gewissermaßen eine Probeabstimmung über unsere Zulassung stattfindet). Ferner aber Deutschland zu dieser oder jener Tagung des Obersten Rates als gleichberechtigt zugezogen wird. Der Eintritt in den Völkerbund hat für uns nur Sinn, wenn der Feindbund mit seiner bisherigen Politik bricht. Unsere Zulassung in Genf kann diese Nutzung nur bestätigen und veranschaulichen, nicht aber herbeiführen. Unsere vorzeitige Aufnahme in den Bund könnte diesem gefährlich werden und uns nichts nützen."

Bülow lehnt also den Eintritt nicht ab, sondern er will nur abwarten, bis eine allgemeine Meinungsänderung eintritt. Hierin kann man ihm, auch wenn man grundsätzlich anderer Meinung ist, nur beipflichten, ohne sich selbst zu widersprechen. Denn wer vom Genfer Völkerbund nichts erwartet und ihn ablehnt, tat dies darum, weil er eben eine grundsätzliche, wesentliche Änderung nicht für möglich hält. Nach einem Grundsatze Bülows müßten wir widersprechen. Mit Fritjof Nansen glaubt er, es könne einen wahren Völkerbund nicht geben. Man solle dazu beitragen, den bestehenden zu stärken und zu entwickeln, denn es gäbe nur die Wahl zwischen diesem oder gar keinem. Wir fragen, warum? Die Grundgedanken für einen besseren, europäischen Völkerbund, der sich später mit den entsprechenden Bünden anderer Erdteile zu einem wahrhaft universalen vereinigen könnte, sind z. B. im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" aufgezeigt worden. Die Zeit für ihn ist noch nicht da. Aber sie kann rasch kommen, und es wäre zum wenigsten wichtig, ihn der heutigen Mißgeburt aus westlicher Ideologie entgegenzustellen.

Trotz dieser Einwendungen halten wir Bülows Buch für eins der wichtigsten politischen Bücher, die in den letzten Jahren erschienen sind. Es ist für jeden, den die Frage beschäftigt, ob es möglich wäre, eine halbwegs gerechte Rechtsordnung zwischen Völkern und Staaten einzuführen, ebenso unentbehrlich, wie für Geschichtsforscher und Journalisten.

Es wäre wünschenswert, wenn das Bülowsche Buch, entsprechend bearbeitet, ins Englische und in die Sprachen der Neutralen übersetzt würde. Wir können damit vor fremden Völkern Ehre einlegen; denn deutsche Gründlichkeit und deutsche Sachlichkeit paaren sich mit guter und klarer Darstellung. von Loesch.

Heinz Welten, Die Hosen der Frau von Bredow. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag.

Dieser Versuch, das Dresden Augusts des Starken lebendig werden zu lassen, darf als mißglückt bezeichnet werden. Nicht genug, daß einer mit „zwon Fingern" durch den Bart streicht, ein anderer eine Geschichte erzählt, die „vor zween Wochen" geschah, ein dritter, dazu noch ein Studierter, einen poeta laureata apostrophiert, so sind vor allem die Figuren altbekannte Klischees, die Kulissen sind um ihrer selbst willen aufgestellt, die Handlung spärlich, die Satire schwach, die Entwicklung willkürlich, fast opernhaft. Hie und da grenzen Worte und Geschehnisse hart an das Geschmacklose, wobei nicht auf die dicken Grobianismen gezielt ist. Das Feld für einen sächsischen Alexis ist noch frei.

Wolfgang Goetz.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auler. — Märchenblumen. Zehn Märchen von Ellen Auler. Mit 9 Originalzeichnungen auf Stein von der Verfasserin. 70 S. Düsseldorf, Max J. Pflaum.

Baschwitz. — Der Massenwahn, seine Wirkung und seine Beherrschung. Von Kurt Baschwitz. 277 S. München 1924, C. H. Beck.

Benninghoff. — Das freudige Herz. Heiteres und Nachdenkliches in Lied und Rede, Wandersleuten jeglicher Art dargeboten von Ludwig Benninghoff. 392 S. mit zahlreichen Bildern. Hamburg 1923, Hanseatische Verlagsanstalt. (Gleinen 3,50.)

Birt. — Neue Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Von Theodor Birt. 192 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Birt. — Moderne Novellen. Von Theodor Birt. 170 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Brandenburg. — Graf Gleichen. Tragödie von Hans Brandenburg. 104 S. Heilbronn, Walter Seifert.

Breitkopf. — Der Bär. Jahrbuch von Breitkopf & Härtel auf das Jahr 1924. 132 S. u. Faksimiles u. 1 Porträt. Leipzig 1924, Breitkopf & Härtel.

Brentanos. — Frühlingskranz' von Clemens Brentano. 192 S. Leipzig 1923, Wolkenwandererverlag.

Dittmer. — Die Mutter. Erzählung von Hans Dittmer. 122 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Dominik. — Die Spur des Dschingis-Khan. Ein Roman aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert von Hans Dominik. 313 S. Leipzig 1923, E. Keils Nachf.

Fournier. — Napoleon I. Eine Biographie von August Fournier. 3 Bände und 3 Bildtafeln. 4. Aufl. Leipzig/Wien, Hölder-Pichler-Tempsky.

Gjellerup. — Ein Jünger der Germanen. Roman von Karl Gjellerup. 375 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Goethe-Zelter. — Goethes Briefwechsel mit Zelter. Herausgeg. von M. Sabiá. 460 S. Leipzig 1923, Wolkenwandererverlag.

Hamsun. — Gesammelte Werke in zwölf Bänden von Knut Hamsun. Herausgegeben von J. Sandmeier. Bd. I—V. München 1924, Albert Langen.

Haupt. — Elementargeister bei Fouqué Immermann und Hoffmann von Julius Haupt. 123 S. Leipzig 1923, Wolkenwandererverlag.

Herre. — Politisches Handwörterbuch. Unter Mitwirkung von Kurt Jagow herausgegeben von Paul Herre. Bd. I A—K 1100 S., Bd. II L—Z 1033 S. mit zahlreichen Kartenbeilagen. Leipzig, K. F. Koehler. (56,—.)

Kirkeby. — Russisches Tagebuch von Anker Kirkeby. Einführung von Otto Flake. 171 S. Berlin 1924, Elena Gottschalk.

Lenschau. — Die deutschen Stämme und ihr Anteil am Leben der Nation. Von Dr. Th. Lenschau. 95 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer. („Wissenschaft u. Bildung", Bd. 191.)

Leopardi. — Gedichte von Giacomo Leopardi. Übertragen von Franz Spunda. 89 S. Leipzig 1923, Wolkenwanderer-Verlag.

Löns. — Sämtliche Werke in acht Bänden. Herausgegeben von Friedr. Castelle. Leipzig, Hesse & Becker. (Leinen 80,—.)

Melle. — Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft 1891—1921. Rückblicke und persönliche Erinnerungen. Hamburg 1923, Broschek & Co.

Oldenbourgs Historisch-Geographisches Taschenbuch. Ein Almanach für das Jahr 1924. 108 S. München, R. Oldenbourg.

Paracelsus. — Magische Unterweisungen des edlen und hochgelehrten Philosophi und Medici Philippi Theophrasti Bombasti von Hohenheim. Paracelsus genannt. Aufgefunden und herausgegeben von Franz Spunda. Leipzig, Wolkenwanderer-Verlag.

Paquet. — Drei Balladen von Alfons Paquet. 81 S. München 1924, Drei-Masken-Verlag.

Renner. — Ein Haus brennt. Von A. M. Renner. Zeichnung von E. Zoberbier. 5. Manutiusdruck des Eigenbrödler-Verlages, Berlin.

Schmidt. — Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Erich Schmidt. 4. Aufl. 2 Bde. 1320 S. mit 2 Porträts. Berlin 1923, Weidmannsche Buchh. (Zus. 20,—.)

Spunda. — Der magische Dichter. Essays von Franz Spunda. 107 S. Leipzig 1923, Wolkenwanderer-Verlag.

Tauchnitz-Edition. — Complete Catalogue of British and American Authors etc. 328 S. Leipzig 1924, Bernhard Tauchnitz. (—,30.)

Wels. — Die germanische Vorzeit. Ein Buch von heimischer Art und ihrer Entwicklung von Dr. K. H. Wels. 205 S. mit 86 Abb. u. Karten. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Westphal. — Die besten deutschen Memoiren. Lebenserinnerungen und Selbstbiographien aus 7 Jahrhunderten von M. Westphal. 423 S. Mit Abhandl. „Über die Entwicklung der deutschen Selbstbiographie." Leipzig 1923, Koehler & Volkmar.

Wolters-Elze. — Stimmen des Rheines, ein Lesebuch für die Deutschen. Von Friedrich Wolters und Walter Elze. 320 S. Breslau 1923, Ferdinand Hirt.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hermann Oncken, München. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Konrad Burdach, Berlin-Grunewald. — Dr.-Ing. Wilhelm Büsselberg, Berlin. — Hermann Stehr, Warmbrunn*). — Dr. Paul Fechter, Berlin. — Prof. Dr. Max J. Wolff, Berlin. — Prof. Dr. Manfred Laubert, Breslau. — Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, München. — Dr. E. G. Kolbenheyer, Tübingen.

*) „Aus Peter Brindeiseners Jugend" entstammt dem demnächst im Verlag von Friedrich Lintz, Trier, erscheinenden Roman „Peter Brindeisener". D. R.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- u. Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Gießen.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Marie von Ebner-Eschenbach!

		Geheft.	Gebund.
		Goldmark	
Alte Schule. 2. Auflage	Halbl.	4,50	6,—
Altweibersommer. 2. Auflage	Halbl.	4,50	6,—
Aus Spätherbsttagen. 7.—8. Auflage	Halbl.	4,50	6,—
Bertram Vogelweid. Erzählung. 6.—7. Tausend	Halbl.	3,—	4,50
Das Gemeindekind. 65. Tausend	Halbl.	4,50	6,—
Das Schädliche. — Die Totenwacht. 2. Auflage	Halbl.	4,50	6,—
Die arme Kleine. Erzählung. 6.—7. Tausend	Halbl.	4,50	6,—
Die unbesiegbare Macht. 4. Auflage	Pappbd.		6,—
Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. 6.—7. Tausend		3,—	4,50
Dorf- und Schloßgeschichten. 16. Auflage	Halbl.	4,50	6,—
Drei Novellen	Halbl.	4,50	6,—
Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte. 16. bis 20. Tausend	Pappbd.	3,—	4,—
Ein Buch für die Jugend. Aus meinen Schriften. 6. Auflage.	Pappbd.	1,—	1,50
Glaubenslos? 4. Auflage	Leinenbd.	4,50	6,—
Genrebilder. 4. Auflage	Halbl.	5,—	6,50
Lotti, die Uhrmacherin. 19.—23. Auflage	Halbl.	3,50	5,—
Meine Erinnerungen an Grillparzer. Aus einem zeitlosen Tagebuch	Pappbd.	4,50	6,—
	Halbl.		6,50
Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen. 7.—8. Tausend		4,—	5,50
Miterlebtes. Erzählungen. 4. Auflage	Pappbd.		5,50
Neue Dorf- und Schloßgeschichten. 8. Auflage	Halbl.	4,50	6,—
Neue Erzählungen. 5. Auflage	Halbl.	4,50	6,50
	Leinenbd.		6,50
Parabeln, Märchen und Gedichte. 2. Auflage. Feine Ausgabe.	Halbl.		7,50
Rittmeister Brand. 4. Auflage	Halbl.	4,50	6,—

Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel)
Berlin W 35

Aufsehenerregende Neuerscheinungen von politisch-historischer Bedeutung

Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

Aus 50 Jahren

Erinnerungen, Tagebücher und Briefe aus dem Nachlaß des Fürsten
Mit Bildnis. — Umfang 20 Bogen

Halbleinen 15, Leinen 20, Halbleder 30 Goldmark

Trotz der umfangreichen Memoirenliteratur aus der wilhelminischen Zeit mußte das letzte, entscheidende Wort dem Manne vorbehalten bleiben, der **als vertrautester Freund des Kaisers** Jahrzehnte lang das politische Geschehen miterlebte:

Fürst
Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

Die Erinnerungen, Tagebücher u. Briefe sind nunmehr durch den Tübinger Historiker J. Haller herausgegeben und durch ein Lebensbild des Fürsten ergänzt worden. Durch die Auswertung des **gesamten außerordentlich aufschlußreichen Materials** sind die beiden Bände als die wichtigsten Beiträge zur Erkenntnis der Geschichte und Politik der letztvergangenen Epoche anzusprechen.

Das Problem Bismarck in seiner staatsschöpferischen und menschlichen Gewalt erscheint hier in ganz neuer Beleuchtung. Der Mann, der das qualvolle Glück genoß, gleichzeitig ein Freund des Kaisers und des Hauses Bismarck zu sein, war auch berufen, letztes Licht in das Geflecht der Mächte und Spannungen zu bringen, die zum Sturze Bismarcks führen mußten.

Zu den Erinnerungen Wilhelms II. bilden seine Aufzeichnungen die notwendige Ergänzung.

Auch der befangenste Betrachter wird aus dem neueröffneten Material erkennen: Wir haben es hier mit einer tiefproblematischen Natur zu tun, die mit Notwendigkeit eine Revision des historischen und menschlichen Urteils verlangt.

In Vorbereitung befindet sich:

Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

von Johannes Haller

mit Beigabe wichtiger Dokumente und Aufzeichnungen des Fürsten

Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

März 1924

Diplomaticus. Woodrow Wilson 225
Karl Haushofer. Das Wissen von der Grenze und die Grenzen des deutschen Volkes 233
Franz Fromme. Finnlands Entwicklung zur Freiheit 240
Wolfgang Goetz. Der Doppelgänger. Erzählung 252
Konrad Burdach. Dante und das Problem der Renaissance . 260
H. von Zwehl. Die Verwendung der deutschen Hochseeflotte im Weltkriege 278
Wilhelm Büsselberg. Die Energiequellen des Kosmos und der Erde im Dienste des Menschen. Arbeitsökonomik II . . . 292
Robert Sieger, Graz. National Lehrreiches aus dem Burgenland 299
S. O. Kolbenheyer. Das dritte Reich des Paracelsus. Schluß 303
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 322
Literarische Rundschau 330
Politische Rundschau 334
Literarische Neuigkeiten 337

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

Jahrgang 50, 6

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Für das Ausland 0,42 Dollar
(nordamerikanischer Währung)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 35, Lützowstraße 7, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1920 by Gebrüder Paetel, Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 29692. — Fernsprecher: Lützow 1457.

Dostojewski

als religiöse Erscheinung

von

Theophile von Bodisco

Klein-Quart. — Kartonniert. — Goldmark 2,50

Hier spricht kein Philologe oder Literat, hier dringt ein von derselben seelischen Empfindsamkeit, von dem gleichen unbändigen Drang nach letzter Klarheit und religiöser Erkenntnis erfaßter Mensch dem russischen Meister nach und offenbart uns so seine letzten Tiefen. Es ist ein seltsames Buch. Von welchem Gesichtspunkte man es auch betrachten mag, immer bietet es ein reiches vollendetes Bild, denn die echte russische Volksseele und damit die Psyche des Bolschewismus ist mit der gleichen Klarheit herausgearbeitet, wie das ungemein feine, oft bis ins Krankhafte gesteigerte Seelenleben des einzelnen Dostojewskischen Menschen. Alles ist bis auf seine Grundelemente zurückgeführt und dennoch steht das gesamte Schaffen Dostojewskis als ein lebensvolles Ganzes in bewundernswerter Plastik vor dem Leser.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Woodrow Wilson

Von

Diplomaticus

Woodrow Wilson ist tot. Seit Jahren war er ein gebrochener Mann. Aber seine Giftzähne waren ihm nicht ausgebrochen. Nun ist er tot.

Wir Deutschen können uns nicht gestatten, mit der vornehmen Geste des „de mortuis nil nisi bene" einen Kranz an der Bahre dieses Mannes niederzulegen. Wir sind es uns selbst schuldig, diesem gefährlichsten Feinde unseres Volkes unseren Fluch ins Grab nachzurufen, nachdem wir, unter dem unheilvollen Einfluß schlechter Berater in unseren eigenen Reihen, seinem falschen Sirenenlied getraut haben, als er noch in der Macht war. Denn der tote Wilson ist nicht tot. Wir werden noch lange an seiner Feindschaft zu würgen haben. Seine Taten sind lebendig, und seine Worte, und beides, Taten und Worte, wirken feindlich gegen uns.

Woodrow Wilson war und ist deshalb so gefährlich, weil er es mit geradezu genialer Geschicklichkeit verstand, sich in den klassisch schönen Faltenwurf einer hohen Idealität zu hüllen, die der blinden Masse seinen nackten Egoismus, ja die geradezu krankhaft egozentrische Anlage seines Geistes völlig verbarg. Und nicht nur die blinde Masse wußte er erfolgreich zu täuschen, sondern viele, allzu viele, denen klares Sehen Pflicht war. In Amerika wird der Versuch gemacht werden, Woodrow Wilson als großen Idealisten in der Geschichte seines Landes fortleben zu lassen. Aber die hellseherisch Begabten, die geborenen Seelenerrater und seine Opfer, denen die erlittene Qual den Blick schärfte, werden den trügerischen Schleier zerreißen. Und schließlich wird von ihm nicht m e h r übrig bleiben, als die Erinnerung an einen Teufel, der sich als Engel verkleidete, und ein künftiger Dante wird ihm in seiner Hölle den Platz dort anweisen, wo die aus geistigem Hochmut und aus eitler Ehrsucht zu Verbrechern Gewordenen ihre Schuld büßen.

Woodrow Wilson war britischer Abkunft. Seine vier Großeltern waren britische Bürger. Wilsons Vater war Geistlicher in einem der Südstaaten der Union, die im Bürgerkriege für die Sklaverei und gegen Abraham Lincoln kämpften. Der Vater Wilsons bezeichnete damals in seinen Predigten die Sklaverei als eine gottgewollte Einrichtung und verkündete den angeblich nahe bevorstehenden Zusammenbruch der Nordstaaten als Gottes Fügung.

Des gleichen Geistes Kind war Woodrow Wilson. Auch er verwechselte Gott mit einem Advokaten, den man für die Vertretung egoistischer Interessen engagiert. Auch ihm war alles d a s gottgewollt, was er selbst wollte.

Woodrow Wilson war Professor an der Universität Princeton im Staate New Jersey, unweit von New York. Er lehrte Geschichte, Jurisprudenz, Politik, englisches Recht. Durch überlegenen Willen und überlegene Intelligenz gelang es ihm, zum Präsidenten der Universität gewählt zu werden. Bald brachte ihn sein herrischer Eigensinn in Konflikte, und er wäre abgesetzt worden, hätte er nicht noch rechtzeitig den Weg in die praktische Politik gefunden und deshalb freiwillig seine Stellung an der Universität geräumt. Leute, die ihm in Princeton nahestanden, beschrieben ihn

damals als kalt und hochmütig, aber als bestrebt, diese abstoßenden Eigenschaften im Umgang durch eine gewisse affektierte Wärme zu verbergen. Er war schon damals von maßlosem Ehrgeiz gepeitscht. „Er sah nur sich selbst und dachte nur an seine persönliche Karriere" — schreibt William F. Mc. Combs, einer seiner Schüler, der ursprünglich doch so von ihm bezaubert war, daß er seine Gesundheit und sein Vermögen aufopferte, um Woodrow Wilson zum Präsidenten der Vereinigten Staaten zu machen.

Mit praktischer Politik hatte sich Wilson zunächst nicht beschäftigt. Als Sohn eines Sezessionisten der Südstaaten war er gewissermaßen erbliches Mitglied der demokratischen Partei. Dieser Partei fehlten mit Führereigenschaften begabte Persönlichkeiten. Sie konnte gegen ihre darin besser ausgestattete Nebenbuhlerin, die republikanische Partei, lange Zeit nicht aufkommen. Deshalb suchte die Partei Grover Clevelands mit ängstlichem Eifer nach Demokraten von präsidentiellem Ausmaß. Der Journalist und spätere Botschafter in London, George Harvey, der Herausgeber von „Harveys Magazine", und Mc. Combs stritten sich um die Ehre, Wilson entdeckt zu haben. Beide haben später gewünscht, er wäre nicht in das politische Leben seines Vaterlandes eingetreten.

Jedenfalls wurde Wilson entdeckt, wie man einen Tenor entdeckt, um der schönen und verführerischen Töne willen, die seine Kehle hervorbrachte. Denn Woodrow Wilson war ein Schönredner. Nicht nur ein Meister der englischen Sprache, die er in Wort und Schrift wundervoll zu handhaben verstand, sondern auch ein Meister in der Afterkunst, den Gedanken und Wünschen, die er seinen Zuhörern suggerieren wollte, moralisch schöne und sittlich edle Namen zu geben. Kaum je hat ein Demagoge alles Höchste und Tiefste, das die Menschenbrust bewegt, so virtuos und so zynisch für seine Zwecke mißbraucht, wie der Politiker Woodrow Wilson. Insoweit irgendeinen einzelnen die Schuld trifft an der Entwertung aller moralischen Werte, welche Entwertung unserer Zeit das Gepräge gibt, trifft diese Schuld Woodrow Wilson. Er hat sittliche Werte wie Spielmarken in sein opportunistisches Spiel eingesetzt, um selbstischen Gewinn zu erzielen.

Denn das ist der Kern der menschlichen und der historischen Persönlichkeit Woodrow Wilsons. Nur wenn man ihn in diese Perspektive rückt, sieht man ihn richtig und kann die vielen Rätsel seiner Erscheinung enträtseln: Woodrow Wilson war ein Ehrsüchtiger. Er war von krankhaftem Ehrgeiz getrieben. Seine Ehrsucht brachte ihn dahin, sich für einen Auserwählten Gottes auszugeben. Aber er hatte nicht die innere Ehrlichkeit eines Gottbegnadeten. In seinem Unterbewußtsein saß das Wissen um seine lasterhafte Selbstsucht. Deshalb fehlte ihm die zähe und heldische Stärke des ehrlichen Fanatikers. Deshalb war er Opportunist, was ein ehrlicher Fanatiker niemals sein kann. Deshalb warf er seine so leidenschaftlich verkündeten Ideale aus augenblicklichen Zweckmäßigkeitserwägungen über Bord, eines nach dem andern, wie die fliehende Mutter ihre Kinder den verfolgenden Wölfen zum Fraße hinwarf. Denn er war bange um den äußeren Erfolg; er war feige, wie alle Egoisten im Grunde ihres Herzens feige sind. Er wollte ein großer Mann scheinen, und eben deshalb war es ihm versagt, ein großer Mann zu sein.

Um ihm ein Sprungbrett für die Präsidentenwahl zu schaffen, wurde Wilson als Kandidat der demokratischen Partei für den Gouverneurposten des Staates New Jersey aufgestellt. Es war schwer, ihn, den politisch unbekannten Außenseiter, der Partei aufzuzwingen. An dem Tage, an dem die demokratische Partei von New Jersey über ihren Kandidaten entschied, wartete Woodrow Wilson ängstlich und bescheiden, unter falschem Namen in einem Hotelzimmer der Hauptstadt eingeschlossen, viele Stunden lang Er durfte sich nicht zeigen; seine Anwesenheit in der Hauptstadt durfte nicht bekannt werden, um ihn nicht lächerlich zu machen, falls er durchfiel.

Endlich wurde er abgeholt. Der Sieg war errungen. Es war ein schwerer Kampf gewesen, und alle diabolische Kunst der in allen Sätteln gerechten politischen Freunde des Gottbegnadeten war nötig gewesen, um die kleine Minorität, die anfänglich für Wilson stimmte, endlich in eine Majorität zu verwandeln. Auf dem Wege vom Hotel zum Versammlungslokal wurde Wilson ins Bild gesetzt. Es ist für den Mann bezeichnend, daß er sofort mit Siegerschritten die Plattform betrat und mit kühler Frechheit erklärte, dem einmütigen und hartnäckigen Verlangen der ganzen Partei wolle und könne er sich nicht versagen. Selbst die hartgesottenen politischen Bosse unter den Zuhörern waren verblüfft.

Um die Charakteristik Wilsons nach dieser Richtung zu vervollständigen, soll hier gleich sein Verhalten nach der Wahl zum Präsidenten in der Kampagne des Jahres 1912 geschildert werden. Auch damals gelang es nur der großen Geschicklichkeit, Ausdauer und Energie seiner politischen Freunde und einem nicht unbedeutenden Aufwande von Geldmitteln, seine Nomination durchzusetzen. Als das Rennen einmal für ihn schlecht stand, gab Wilson schon feige alles auf und verlangte die Zurückziehung seiner Kandidatur. Nur der Mut und die Zähigkeit von William Mc. Combs errangen auf der Parteikonvention von Baltimore für ihn den Sieg. Woodrow Wilson wurde gewählt. Mc. Combs suchte ihn in Princeton auf, um ihn zu beglückwünschen. Der zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika erwählte Professor empfing den Mann, dem er alles verdankte, mit eisiger Kälte und warf ihm als Begrüßung die Worte ins Gesicht: „Vor allem anderen wünsche ich festzustellen, daß ich Ihnen nichts schulde.“ Und als Mc. Combs äußerte, er habe doch einige Anerkennung dessen erwartet, was er für Wilsons Nomination und Wahl getan habe, erwiderte der neugebackene Präsident mit teuflischem Hochmut: „Sie mögen wenig oder viel getan haben. Merken Sie sich, daß Gott bestimmt hat, ich solle der nächste Präsident der Vereinigten Staaten werden.“

Nicht immer schien Wilson so bereit zu sein, Gottes Ruf zur Herrschaft über Amerika — denn als Herrschaft faßte er sein Amt auf — zu folgen. Im April 1910 ging der damalige Gouverneur von New Jersey mit seinem Sekretär Tumulty, wie dieser in seinen Memoiren berichtet, am Ufer des Delaware spazieren. Der Sekretär brachte das Gespräch auf Wilsons mögliche Kandidatur als Präsident der Vereinigten Staaten. Da wandte sich Wilson in einer außergewöhnlich feierlichen Weise zu ihm und sagte mit der Hand am Munde, als ob er ihm etwas ganz heimlich zuflüstern wolle: „Ich weiß nicht, Tumulty, ob ich während der nächsten vier Jahre Präsident sein möchte.“ Dann, nachdem er um sich geschaut hatte, als befürchte er, unberufene Ohren könnten zuhören, fuhr er fort: „Denn der nächste Präsident wird einen Krieg an der Hand haben, und ich bin nicht sicher, ob ich zum Kriegspräsidenten tauge.“ Als Tumulty erregt wissen wollte, mit welcher Nation Amerika in einen Krieg kommen würde, zuckte Wilson zurück. Er wollte den Namen der Nation nicht nennen. Der Sekretär, dem offenbar erst viel später ein Licht aufgegangen ist, fügt dem Bericht über dieses Gespräch die rhetorische Frage hinzu: „War das eine Vorhersage des Krieges, der im August 1914 auf die Welt losbrechen sollte?“ Tumulty hätte sich ruhig positiver ausdrücken können. Es war eine Vorhersage dieses Krieges, für den in den Staatskanzleien von Paris, London und Petersburg schon damals alles vorbereitet wurde. Hätte Wilson einen Krieg mit Mexiko oder Japan gemeint, so hätte er sich nicht so geheimnisvoll geäußert. Von der Möglichkeit solcher Kriege sprach seit Jahren in Amerika jedes Kind.

Wilson wurde Präsident. Er muß sich also doch wohl für einen geeigneten Kriegspräsidenten gehalten haben. Kurz nach seiner Amtsübernahme, die am 4. März 1913 erfolgte, besuchte ihn ein alter Freund aus England, Sylvester Horne, ein Londoner Geistlicher und Mitglied des Parlaments. Ihm sagte Wilson: „Bruder Horne, eine

der größten Kalamitäten, die je die Menschheit befallen haben, wird während meiner Regierungszeit kommen. Sie wird von Deutschland kommen. Gehe heim und bringe die irische Frage in Ordnung. Dann wird kein Zweifel sein, auf wessen Seite Amerika stehen wird." Wilson wußte also damals schon, daß Deutschland mit der Schuld am Weltkrieg belastet werden sollte. Da es ausgeschlossen erscheint, daß die Berliner Regierung, falls sie die Absicht gehabt hätte, ihre Nachbarn anzugreifen, diese Absicht Herrn Woodrow Wilson anvertraut hätte, so bleibt nur übrig, anzunehmen, daß die Staatsmänner der Entente ihrem Freunde Wilson von ihren kriegerischen Absichten schon frühzeitig Kenntnis gegeben haben, und daß sie ihn gleichzeitig haben wissen lassen, Deutschland müsse, wenn der Krieg losbreche, als Angreifer erscheinen.

Das bringt uns zu der für uns Deutschen wichtigsten Frage: Was veranlaßte Wilson, sich von vornherein auf die Seite der Gegner Deutschlands zu stellen? Das wohlverstandene Interesse der Vereinigten Staaten von Amerika verlangte diese Stellungnahme nicht. Im Gegenteil. Ein labiles Gleichgewicht der Kräfte in Europa, wie es zwischen dem Dreibund und dem Dreiverband sich herausgebildet hatte, und das die Fortdauer der wirtschaftlichen Blüte Europas ermöglichte, gab Amerika eine befriedigende Stellung in der Weltpolitik und entsprach seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen. Ein deutscher Sieg hätte die Freiheit der Meere herbeigeführt und hätte die Vereinigten Staaten dauernd von der Möglichkeit politischen Druckes durch ihren britischen Nachbarn befreit, mit dem sie gegen Kanada eine so langgestreckte ungeschützte Grenze gemeinsam haben, und dessen Seeherrschaft in Verbindung mit den strategischen Inselpositionen an den Küsten von Nord- und Mittelamerika ihnen unter Umständen gefährlich werden kann. Von Deutschland hatten sie dagegen, wie gesagt, nichts zu besorgen, auch wenn Deutschland im Weltkrieg siegreich geblieben wäre. Hätte ein treuer Verwalter der Interessen seines Landes im Weißen Hause zu Washington regiert, er hätte für Amerika ehrliche Neutralität als beste Politik gewählt. Sie hätte auch den amerikanischen Traditionen am besten entsprochen.

Aber Wilson wollte eine Rolle spielen. Wilson wollte sich selbst vorn auf der Weltbühne sehen, und dazu gab ihm ein aktives Eingreifen in den Krieg die beste Gelegenheit. Daß dieses Eingreifen auf der Seite Englands zu geschehen hatte, war für einen Mann, den englische Zeitungen schon vor dem Kriege als den besten lebenden Engländer priesen, selbstverständlich. Im perfiden Albion fand er Geist von seinem Geist, Fleisch von seinem Fleisch. Der englische cant, den Bernard Shaw mit dem Worte „They say Christ and they mean cotton" so trefflich gekennzeichnet hat, lag ihm im Blute. Die naive deutsche Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, der Genius des deutschen Volkes, der an sich und andere wie einen kategorischen Imperativ die Forderung stellt, gerecht zu denken, zu sagen, was man denkt, und zu tun, was man sagt, war dem heuchlerischen Interpreten eines Gottes, der sich als Bundesgenosse und Advokat Wilsonscher Wünsche offenbart, instinktiv zuwider. Wilson haßte die Deutschen als seine moralischen Gegenfüßler.

Aber dieser Haß wäre vielleicht nicht ausschlaggebend gewesen. Das Entscheidende war die Hoffnung, als offener oder geheimer Verbündeter der Alliierten zum arbiter mundi zu avancieren. Man hatte ihn vom ersten Tage des Krieges an mit solchen Aussichten geködert. Deshalb ließ Wilson schon 1914 vor der Marneschlacht, als Frankreich zum Frieden bereit war, in Paris durch seinen Botschafter Sharp erklären, Amerika werde an der Seite der Alliierten in den Krieg eintreten, wenn Wilson Zeit bleibe, die öffentliche Meinung entsprechend zu gestalten. Das bezeugt der Franzose Hanotaux, dem gegenüber Sharp die Erklärung abgab, in seinen Denkwürdigkeiten.

Der nächste Mitarbeiter Wilsons, der schon genannte Privatsekretär Tumulty, gibt über die Parteinahme Wilsons noch klareren Aufschluß. Er beruft sich ausdrücklich auf seine Intimität mit Wilson während der ganzen Dauer des europäischen Krieges, er beruft sich darauf, daß er Tag für Tag in Wilsons Empfindungswelt wie in einem offenen Buche lesen konnte. Tumulty sagt, Wilson würde, hätte er sich frei gefühlt, dem Zuge seines Herzens zu folgen, vom Anfang des Krieges an offen Partei gegen Deutschland ergriffen haben. Nur die Rücksicht auf die öffentliche Meinung des amerikanischen Volkes, deren er sich nicht sicher fühlte, hielt ihn zurück.

Tumulty belegt seine Ansicht mit Wilsons eigenen Worten. Am Tage der amerikanischen Kriegserklärung sagte der Präsident zu seinem Sekretär: „Tumulty! Von Anfang an sah ich das Ende dieser schrecklichen Sache voraus, aber ich konnte nicht schneller vorangehen, als die große Masse unseres Volkes mir erlauben wollte." Der Präsident zog dann einen alten Ausschnitt aus der englischen Zeitung „Manchester Guardian" aus der Tasche und fuhr fort: „Ich bitte Sie, eine Beurteilung meiner Lage und meiner Politik von einem Sonderberichterstatter dieser Zeitung zu lesen. Dieser Mann schien, ohne mich zu fragen und ohne je mit mir zu sprechen, genau zu wissen, was ich im Sinne hatte." Im „Manchester Guardian" war folgendes ausgeführt:

> „Herrn Wilsons Geduld, jetzt bespöttelt und kritisiert, wird unvermeidlich das Mittel sein, durch das er sein Volk in leichten Märschen auf die Seite der Alliierten führen wird. Durch seine Methode der Geduld und scheinbaren Nachgiebigkeit Deutschland gegenüber wird er das ganze amerikanische Volk überzeugen, daß kein anderer Ausweg als Krieg möglich ist. Die Politik Wilsons, die nunmehr feststeht, wird eine vollständige Wandlung in seinem Volk bewirken. Das wird sich nicht schnell, nicht über Nacht zeigen. Die moralischen Predigten Wilsons werden aber schließlich sein Volk auf die Seite der Alliierten bringen."

Tumulty erzählt nicht, von welchem Datum jene alte Nummer des „Manchester Guardian" war, die diese Ausführungen enthielt. Es wäre von eminentem Interesse, das zu wissen. In der Art, wie sich der Präsident auf diese Ausführungen bezog, ist aber unzweifelhaft zum Ausdruck gebracht, daß er diesen Kurs tatsächlich vom ersten Tage des Krieges an steuerte. An jenem Tage der Kriegserklärung fügte Wilson noch hinzu, nachdem Tumulty den Zeitungsausschnitt gelesen hatte: „Es war nicht leicht, diese Bürde in dieser schweren Zeit zu tragen. Von Anfang an erkannte ich die Nichtigkeit (utter futility) der Neutralität. Aber wir mußten zunächst an unserer traditionellen Politik festhalten, die uns nötigte, aus europäischen Wirbeln herauszusteuern."

Aber wollte denn Wilson nicht im Winter 1916 auf 1917 den Frieden vermitteln? Der ehemalige deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, hat wieder und wieder versichert, sein diplomatisches Geschick habe diese Friedensvermittlung eingeleitet und bis an den Punkt der Ausführung herangebracht. Lediglich durch die unzeitige Wiederaufnahme des unbeschränkten Unterseebootkrieges durch Deutschland sei Wilsons Friedensvermittlung im entscheidenden Augenblick vereitelt und der Eintritt Amerikas in den Krieg herbeigeführt worden.

Es mag hier dahingestellt bleiben, ob Graf Bernstorff der gute Glaube zugebilligt werden kann. Unter denjenigen, welche die historischen Vorgänge genau kennen, ist die Ansicht verbreitet, Bernstorff habe lediglich mit Rücksicht auf seine Karriere den schlauen Versuch unternommen, seine diplomatische Niederlage in Amerika in einen Sieg umzufälschen. Die Komödie der Friedensvermittlung paßte in Bernstorffs Pläne so gut, wie sie in Wilsons Pläne paßte. Deshalb haben Wilson und Bernstorff einander gegenseitig wiederholt den guten Glauben bescheinigt.

Wir wissen durch Tumultys Indiskretionen von Wilson selbst, daß er von Anfang

des Krieges an die Nichtigkeit der Neutralität der Vereinigten Staaten erkannte, daß er von Anfang an das Ende, d. h. den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg voraussah, daß Wilsons moralische Predigten dazu bestimmt waren, schließlich das Volk der Vereinigten Staaten auf die Seite der Alliierten zu bringen. Wir wissen von Hanotaux, daß den Franzosen bereits im Sommer 1914 die Hilfe Amerikas durch Wilsons Botschafter versprochen worden war. Wir wissen wiederum durch Tumulty, daß im Juli 1916, also zu einer Zeit, als die Bernstorff-Wilsonschen Friedensfühler in ihrer ersten Jugendblüte standen, die Regierung Wilsons mit den Kriegsvorbereitungen begann. Noch am 19. August 1919 hat Wilson dem Senator Mc. Cumber erklärt, Amerika wäre unter allen Umständen in den Krieg eingetreten, auch wenn Deutschland ihm keinen direkten Grund zur Beschwerde gegeben hätte.

Es entspricht durchaus dem heuchlerischen Wesen Wilsons, daß er den Schwindel angeblicher aufrichtiger Friedensliebe benützte, um sich seine Wiederwahl zu sichern. Das Volk der Vereinigten Staaten wollte in seiner großen Mehrheit den Frieden. Deshalb wurde für Wilsons Wahlkampagne im Sommer 1916 die Parole gebraucht: „He kept us out of the war." Diese Parole hatte den Sinn eines Versprechens künftiger Friedenspolitik und wurde vom Volke so aufgefaßt. Wilsons angebliche Bemühungen um den Frieden *nach* seiner Wiederwahl im Winter 1916/1917 waren nur ein taktischer Schachzug, um ihm den Übergang in die von langer Hand vorbereitete offene Kriegspolitik zu ermöglichen, ohne daß er vor dem Lande allzu nackt als Lügner dastand. Er konnte erklären, er habe alles, was möglich gewesen sei, im Interesse des Friedens versucht. Nunmehr könne der Frieden nur durch den Krieg erzwungen werden. Das erklärte Wilson auch tatsächlich nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland im Frühjahr 1917.

Mit dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg nahm dieser erst so recht den Charakter eines moralischen Kreuzzuges gegen Deutschland an. Erst die glänzenden Predigten Woodrow Wilsons peitschten den Fanatismus zur Fieberhitze auf. Woodrow Wilson verkündete den heiligen Krieg gegen den deutschen Militarismus sowie „gegen die Hohenzollern und ihre Brut". Es gelang ihm schließlich, selbst Teile des deutschen Volkes in den Bann seiner Propaganda zu ziehen. Wiederum ist es Tumulty, der uns über die bewußte Planmäßigkeit dieser heimtückischen Wühlarbeit unterrichtet. Er schreibt:

> „Eine der wirkungsvollsten Maßnahmen, um den Feind zu schwächen, war die Methode, die Zentralmächte von innen heraus durch eine Propaganda anzugreifen, *die dazu bestimmt war*, die Massen zur Revolution aufzureizen und zwischen Deutschland und Österreich Keile zu treiben."

Die Wilsonsche Irrlehre über Deutschland ist am klarsten zusammengefaßt in der vom Präsidenten verfaßten, wenn auch von seinem Staatssekretär Lansing unterzeichneten Antwortnote an den Papst vom 27. August 1917. Da heißt es:

> „Der Zweck dieses Krieges ist, die freien Völker der Welt von der Bedrohung und von der Vergewaltigung durch eine ungeheure Kriegsmacht zu befreien, die von einer unverantwortlichen Regierung kontrolliert wird. Diese Regierung hat im geheimen geplant, die Herrschaft der Welt an sich zu reißen. Sie unternahm es, diesen Plan zu verwirklichen, und schritt dabei rücksichtslos hinweg über geheiligte vertragliche Verpflichtungen, über von alters her gefestigte Gewohnheiten und über langgepflegte Grundsätze internationalen Betragens und internationaler Ehre. Diese Regierung wählte sich ihre Zeit für den Krieg. Sie griff wild und plötzlich an. Keine Schranke des Rechts oder des Mitgefühls konnte sie aufhalten. Sie überschwemmte einen ganzen Erdteil mit Blut — nicht allein mit dem Blut von Soldaten, sondern auch mit dem Blut unschuldiger Frauen und Kinder und mit dem Blut der Hilflosen und der Armen. Sie ist nun

aufgehalten, aber noch nicht überwunden. Vier Fünftel der Welt nennen sie Feind. Diese Macht ist nicht das deutsche Volk, es ist die schonungslose Macht, die das deutsche Volk meistert. Es ist nicht unsere Sache, auszufinden, wie es möglich war, daß jenes große Volk unter die Kontrolle dieser Macht kam oder sogar vorübergehend mit Eifer ihren Zwecken diente. Aber es ist unsere Sache, dafür zu sorgen, daß die Geschichte der übrigen Welt nicht länger ihrer Willkür ausgeliefert bleibt."

In dieser Kundgebung ist die ebenso hinterlistig wie schlau auf die deutsche Mentalität berechnete Unterscheidung zwischen dem deutschen Volk und der deutschen Regierung scharf herausgestellt. Die Deutschen ließen sich damit fangen. Diese Unterscheidung gab später die Grundlage für den großen Wilsonbetrug der Waffenstillstandsbedingungen.

Um die Gefahr zu vermeiden, vom deutschen Standpunkt aus einseitig zu urteilen, ist es auch hinsichtlich des Betruges der vierzehn Punkte gut, amerikanischen Beurteilern zu folgen. John Kenneth Turner führt in seinem Buche „Shall it be again?" folgendes aus:

„Hat Wilson je versucht, seine Alliierten zu überreden oder zu zwingen, sein Programm anzunehmen? Im Gegenteil, die „Wilsongrundsätze" in der Hand Wilsons wurden ein höchst bedenkliches Werkzeug, um der Entente zu helfen, ihr Programm der Eroberung und Beraubung durch einen diktierten und zermalmenden Frieden voll auszuführen. Und je näher man Wilsons Manöver prüft, um so mehr sieht man sich zu dem Schluß gezwungen, daß das ihr einziger Zweck war. Sie dienten dazu, das amerikanische Publikum und bis zu einem gewissen Grad auch die demokratischen Elemente in den alliierten Ländern hinsichtlich des Charakters des beabsichtigten Friedens zu täuschen, und trugen so mächtig dazu bei, die Koalition instand zu setzen, Krieg bis zum Sieg fortzuführen. Sie dienten ferner dazu, das Volk der feindlichen Länder und bis zu einem gewissen Grad auch ihre Staatsmänner zu täuschen, und überredeten sie so schließlich, sich in unsere Hände zu geben.

Was veranlaßte die Deutschen, im Oktober 1918 um einen sofortigen Frieden zu bitten? Militärische Niederlagen zum Teil, aber nur zum Teil. Der unmittelbar entscheidende Faktor war die deutsche Revolution, und eine entscheidende Ursache der deutschen Revolution war der Glaube des deutschen Volkes, daß die Vertreibung des Kaisers und seiner Partei den Weg für einen sofortigen Frieden auf einer erträglichen Grundlage öffnen würde.

Die Grundtatsache bleibt, daß Wilson, nachdem er die Deutschen mit den Wilsonbedingungen ins Netz gelockt hatte, die Wilsonbedingungen sofort in den Papierkorb warf, daß er jedes Versprechen gleicher Behandlung, das er den Deutschen gemacht hatte, wenn sie ihre Regierung ändern würden, vergaß, daß er in einen Frieden, gegründet auf die geheimen Verträge, willigte, daß er seine Unterschrift und sein Siegel auf beinahe das ganze Ententeprogramm von Raub und Mord setzte, und daß er schließlich sein Verhalten vor seinem eigenen Volk als einen Akt der Gerechtigkeit und Ehre verteidigte. Kein anderer Mann hätte das fertig bringen können, als Wilson. Denn niemand hatte sich so ins Vertrauen der Völker eingeschlichen wie er." — — —

Wilson, der große Idealist, hat den Zusammenbruch aller der von ihm verkündeten Ideale erlebt. Die bisherige Wirksamkeit des Völkerbundes war eine Tragikomödie. Der Völkerbund ist tot, denn er ist lächerlich. Es gibt keine Freiheit der Meere. Die geheime Diplomatie ist einflußreicher als je. Die Deutschen im Elsaß und in Südtirol, in Österreich und in Böhmen, in Oberschlesien und in West-

preußen, in Nordschleswig und in Memel; die Ukrainer in Polen, die Ungarn in Böhmen, in Rumänien und in Serbien — sie alle wissen, daß der Satz vom Selbstbestimmungsrecht der Völker eine schillernde Seifenblase war. Wenn Wilson die Frechheit hatte, vor kurzem noch als gebrochener Mann von seinem Krankenbett aus zu verkünden, die Welt sei jetzt sicher für Demokratie, so spottete er damit seiner selbst. Die säbelrasselnde Militäroligarchie Frankreichs, die italienischen Fascisten, die russischen Terroristen, die deutschen Kommunisten und Nationalsozialisten, ja selbst die klassenbewußten Sozialdemokraten sprechen eine Sprache, die den amerikanischen Begriffen von Demokratie ins Gesicht schlägt. Der Krieg, um den Krieg zu enden, hat die Keime für hundert neue Kriege geschaffen. Schon rüstet man fieberhaft allerorten auf den nächsten Krieg. Schon spricht man das Wort Krieg in London und Paris, in Rom und Moskau ungescheut aus. Von Abrüstung ist in den Siegerstaaten keine Rede mehr. Der Militarismus, jener Popanz, den der Don Quichotte Wilson erst so recht aufgebauscht hatte, um ihn hernach um so heldenhafter bekämpfen zu können, ist kein Popanz mehr. Er ist eine furchtbare Realität, und achtzehn Millionen Deutsche stöhnen an Rhein und Ruhr unter den Tatzen dieser Bestie. Die Menschlichkeit, die, wenn man Wilson hörte, sein Monopol und ein Monopol seiner politischen Freunde war, sah ihre Stimme erstickt unter dem wüsten Geheul der französischen und belgischen, der polnischen und russischen Horden, ohne daß Wilson und seine Freunde sich darum kümmerten.

Wie kann man Wilson als Idealisten feiern! Ein Idealist bleibt seinen Idealen treu. Er stirbt für sie wie Christus auf Golgatha.

Wilsons Pressechef während der Pariser Verhandlungen, R. St. Baker, hat in seinem Werke über den Präsidenten sich redlich bemüht, den Glauben an Wilsons edle Absichten zu stützen und wiederherzustellen. Aber nicht einmal dieses mit dem offensichtlichen und eingestandenen Bestreben, den großen Sünder Wilson weißzuwaschen, sorgfältig zusammengetragene Werk kann die schwarzen Flecken am Bilde dieses Mannes tilgen. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht und die wirklichen Verhältnisse und den wirklichen Menschen Woodrow Wilson kennt, dem lassen sich die Teufelsklaue und der Teufelsschwanz nicht verbergen. Sie schauen trotz allen heißen Bemühungen überall aus der Maske hervor.

Nein — Wilson ist kein Idealist gewesen. Einer seiner Landsleute, der amerikanische Novellist und Verfasser eines bemerkenswerten Buches aus der Kriegszeit, Owen Wister, hat ihn schon 1916 richtig erkannt und hat ihn in dem folgenden Gedicht treffend geschildert. Das Gedicht sollte auf Wilsons Grabstein eingemeißelt werden.

To Woodrow Wilson*).

Not even if I possessed your twist in speech
Would I find any (fit for use) fit you;
You've wormed yourself beyond descriptions reach;
Truth, if she touched you, would become untrue.

*) An Woodrow Wilson. Selbst wenn ich über deine gewundene Sprache verfügen würde, wäre es mir nicht möglich, den richtigen Ausdruck für dich zu finden, einen Ausdruck, wie ihn anständige Leute gebrauchen. Du hast dich gewunden wie ein Wurm — schlimmer, als es mir zu schildern gelingen könnte. Die Wahrheit selbst, wenn sie dich berührte, sie würde zur Lüge werden. Die Satire hat ganze Scharen übelbeleumundeter Menschen gebrandmarkt; sie hat selbst Kaiser und Könige mit ihren kühnen Scheltworten versengt. Die Geschichte hat mit Peitschenhieben die Namen von hinterlistigen Feiglingen und Heuchlern getroffen. Du aber scheinst unverletzlich. Den Panzer deines unnahbaren Dünkels kann weder Mitwelt noch Nachwelt durchstoßen. Nichts kann deinen selbstgefälligen Wahn erschüttern — weder das Gelächter der Gegenwart noch das Zischen der Zukunft. Aber wenn unsere Väter noch über unser Land wachen, dann wird der tote Washington eines Tages aus seinem Grabe auferstehen und deine Seele in die Hölle jagen.

Satire has seared a host of evil Fames,
Has withered emperors by her fierce lampoons;
History has lashes that have flayed the names
Of public cowards, hypocrites, poltroons.
You go immune. Cased in your self-esteem
The next world can not scathe you nor can this.
No facts can stab through your complacent dream,
Nor present laughter nor the future's hiss.
But if its fathers did this land control,
Dead Washington would wake and blast your soul.

Das Wissen von der Grenze und die Grenzen des deutschen Volkes

Von

Karl Haushofer

Mit hellseherischer Schärfe der inneren Anschauung, mit schmerzhafter Deutlichkeit der Umrißempfindung — so unerbittlich klar, wie die Gegensätze schwarz-weißgefleckter, unheilschwangerer Föhnlandschaft im Tauwinter der Kalkalpen — so sollte man glauben, stehe seine verstümmelte, geschändete Grenze, die abgezogene Haut der eigenen Volkheit immerfort vor dem Bewußtsein des deutschen Volkes. Und weit über das dumpfe Unterbewußtsein des Alltags hinaus müßten die wichtigsten Träger seiner Ausdruckskultur, mit allen Mitteln der künstlerischen Verdeutlichung und der wissenschaftlichen Begriffsprägung dafür sorgen, daß aus dem allzuleicht verdämmernden Erinnerungsbild des Zusammenbruchs lebendiges Fühlen und klares Wissen werde. Wenn nur das Wort: „Grenze"! erklingt, so müßte eine ganze Fülle scharf geprägter Vorstellungen und Begriffe als Werkzeuge bereitliegen, gebrauchsfertig für Wechselrede, Vortrag und Presse. Dieses ganze Material müßte gesammelt sein in überall im Lande gekannten, leicht greifbaren Bänden, die das Wissen von der Grenze handgerecht zusammenfassen, für den Mann auf der Straße, wie den geschulten Schaffer und Denker, für die Werkstatt und die Studierstube, vor allem aber für die Willensbildner des Ganzen in Reichstag, Volksversammlung und Schule.

Aber wo sind solche Bücher, bei uns, die das Wissen von der Grenze so handgerecht zusammentragen, daß ihr Vorhanden- und Bekanntsein auch im Deutschen das beruhigende Gefühl hervorrufen könnte, wie es der kluge japanische Staatsrechtler Uyehara von seinem Volk rühmen darf: „daß der Umriß seines Lebensraums immer in erster Linie gegenwärtig sei für den Spiegel seines Bewußtseins".

Nach dem Bahnbrecher Ratzel sind es unter dem heute lebenden Publizisten- und Gelehrtengeschlecht sehr wenige gewesen, die für eine lebendige Grenzvorstellung gewirkt haben, als es noch Zeit dafür gewesen wäre: Norbert Krebs, Karl Sapper und Robert Sieger haben sich fast allein dafür eingesetzt, mit Hauptwerken und mit unermüdlicher stoffsammelnder und bestimmender Kleinarbeit in den Vogesen, in der grünen Steiermark; so auch Otto Maull an der nördlichen Alpengrenze. Über den hastigen Erscheinungen der Kriegszeit, in denen lang Versäumtes rasch nachgeholt werden sollte, stand aber schon das Flammenzeichen: Zu spät!

So in das Bewußtsein übergegangen, wie etwa einem Körper mit furchtbaren lebensgefährlichen Verbrennungen oder Hautabreißungen der fiebernde Schmerz seines versehrten, unentbehrlichen Hautorgans — so ist das Gefühl der Entwehrung und Verstümmelung für die Schutzhülle der Volkheit als Ganzes dem deutschen Volk heute noch nicht. Und schuld daran ist sicher zu einem guten Teil, daß es kein planmäßiges, organisiertes Wissen von der Grenze besaß, weil seine Schule keines vermittelte und die Lenker seiner öffentlichen Meinung es nicht für nötig hielten, beim Erwachsenen nachzuholen, was beim Werdenden versäumt worden war; ja zum Teil aus internationaler kosmopolitischer Einstellung bewußt sogar verhinderten, daß ein biologisch richtiges Bild von der Grenze und ihrer Funktion entstand. Zum eisernen Bestand des Schulsacks vom Abc bis zur Hochschule würde aber eine Vorlesung über die Grenze, vor allem des eigenen Volkes und Landes, seines natürlichen Lebensraums, seiner Sprache, Wirtschaft und Kultur gehören.

Man nehme nur etwa das Leitwort „Grenze" in einem unserer Konversationslexika vor, und vergleiche es mit dem Artikel „Frontier" der Encyclopaedia Britannica, die jetzt in zwölfter Ausgabe über die Welt verbreitet, die weitgetrennten Zweige des Angelsachsentums zu einer Kultur- und Denkeinheit verbindet, der eben doch eine gewisse einheitliche politische Grundanschauung entspringt, die sich im Weltkrieg zu unserm Schaden bewährt hat. Wie ganz anders kann doch die englische gegenüber der viel zu theoretischen deutschen Begriffserklärung an Grenzanschauung und Grenzinstinkt appellieren!

Wer im Angelsachsengebiet überhaupt mit Grenzenziehen zu tun hat, der kennt die Arbeiten von Lyde oder Sir Thomas Holdich „Über Grenzen und Grenzenmachen" und weiß, daß die Grenze nicht nur ein mathematischer, philosophischer oder rein staatsrechtlicher Begriff ist, oder eine äußerliche, rechtsgesicherte Flurabmarkung, an der man mit kleinlichen Zollplackereien gegen den eigenen Staat verärgert wird, sondern ein gewaltiges, lebenswichtiges Organ, richtiger noch eine ganze Zone von solchen Organen, ein biologischer Kampfraum, der sich um viel großartigere und dauerndere Lebensformen breitet, als sie der einzelne Mensch in ihrem Gefüge dauernd im Auge zu behalten vermag.

Denn unendlich reich und für den einzelnen kaum zu übersehen ist sowohl das biogeographische als das geopolitische Wissen von der Grenze. Welche Fülle von Analogien birgt es allein in sich! Sogar die Abgrenzungen von Algenheeren, von Moospolstern, von Laub- und Nadelwäldern gegeneinander haben uns Aufschlüsse zu geben für die der tierischen und der menschlichen Staaten. Denn „Gesetze" müssen überall gleich gelten, wenn sie ihren Namen mit Recht tragen wollen. Natürliche und künstliche Grenzen, durch die Anoekumene, durch das Meer, durch Binnengewässer, Höhenzüge und Plateauränder gebildete, durch Sumpf-, Moor-, Vegetationsgürtel, Waldlandschaften aufrecht erhaltene, oder durch subtile Untersuchungen über Wasserzutritt und Wasserscheiden festgelegte; pflanzen- und tiergeographisch begründete, oder solche, die sich menschlicher Wille auf mehr oder weniger von der Natur vorgezeichneten Zonen und Linien gesetzt hat; Reichs-, Staats-, Rassen-, Kultur-, Stil-, Zoll-, Wehr- und Militärgrenzen — sie alle haben ihr eigenes, natürliches Daseinsrecht, und daneben oft ihr geschriebenes, ihre geschichtlichen Ansprüche und ihr oft schnell wechselndes Augenblicksbild im Raume, wie etwa die ins Land hinein fortschreitende Großstadtgrenze oder die an den umliegenden ländlichen Gauen fressende eines Bergwerksbereichs oder Industriegebiets.

Es ist eine Vertikalstruktur durch viele einzelne Wissenshorizonte hindurch, dieses Wissen von der Grenze, etwa, wie ein zeitgemäßer Büchereiaufbau, bei dem auch nicht mehr die Böden die Bücherregale, sondern die mächtigen eisernen Vertikalkonstruktionen für die Büchergestelle, die senkrecht das ganze Haus durchziehen,

nebenher die Böden tragen, die sich quer durch den Bau in ressortmäßiger Scheidung ziehen, und dennoch nicht bestehen könnten ohne die andern!

Das Wichtigste wäre freilich, gute und schlechte Grenzen zu scheiden und möglichst nur gute zu haben — ein sehr umstrittener Begriff! Gute Grenzen müssen auf viele Jahrtausende halten; und sie tragen alle Marken und Runen tausendjähriger Kämpfe, die man leicht erkennt, wenn man mit geschultem Blick für die geschichtlich-geographische Erscheinung auf ihnen steht, so etwa an der chinesisch-zentralasiatischen oder der indisch-tibetanischen oder den Toren vom Indus zum Iran. Und unsere deutsche Landesmark? Ja, die trüge sie wohl auch, alle diese Runen, aber um sie zu suchen, müßte man heute überall in Feindesland ziehen! Das merke dir, Deutscher!

Eine einzige, leidlich schützende Wassergrenze hat Deutschland noch, ganze dreihundert Kilometer der Nordsee, des Wattenmeeres; die der Ostsee oder die neunzig Kilometer Kanal gehören zu den am leichtesten zugänglichen, am wenigsten schützenden Wassergrenzen der Erde. Eine zweite leidlich überzeugende Scheide ist dann noch der gelichtete Waldsaum des Böhmerwaldes (den wir aber als Binnengrenze empfinden, weil er Deutsche von Deutschen scheidet); eine dritte das blaue Wallen des Bodensees, der aber immer Mittelpunkt der Alemannensiedlung und niemals Kultur- und Volksgrenze im strengen Sinne war.

Sonst aber zeigen die Grenzen der deutschen Volkheit (abgesehen von ihrer durch Kries gut geschilderten fließenden Unbestimmbarkeit) überall und ringsum das, was man Rückzugsspuren nennt: einst zugehörige Teile, die bei Notzusammenfassungen und politischen Rückbildungen außerhalb eines organischen Ganzen geblieben sind, wie Volks-Inseln, Sprach-Inseln und Stamm-Inseln, Rassenspuren, sinnlos gewordene Schutz- und Trutzbauten, wie das alte Sperrfort der Hohenstaufen in Gerardmer, die Grafenburg in Gent, die Burgen der baltischen und windischen Marken, der Karpathenpässe, oder Hoheitszeichen, wie den alten Reichsadler von St. Trophime in Arles, der noch vom Rotbart stammt, oder Gräber, wie die der Hohenstaufen-, Salier- und Sachsenkaiser. Wie beim Gletscher oder Inlandeis mächtige Schuttmassen gekritzter Gesteine dem kundigen Blick noch nach vielen Jahrtausenden verraten, wohin der Eisstrom einst seinen kristallenen Fuß gesetzt hatte, der nun fern an den Sehkreis zurückwich, so geht es auch mit den geschichtlichen Grenzen unseres Volkes: Rückzugsstadien überall!

Aber die eine große Lehre könnte doch der arme Weltnarr für sich daraus entnehmen, der unser Deutscher neben den zwei andern genialsten Völkern der Menschheit, Griechen und Indern, seiner eigenen nationalen Lebensform gegenüber nun einmal ist, eine Lehre, die er sich wahrhaftig objektiv beweisen kann. Wer überall deutlich erkennbare Rückzugsspuren hinterläßt, der ist doch wenigstens in den letzten paar Jahrhunderten nicht der Angreifer gewesen, nicht der Kriegsurheber, nicht der, dem auch noch die Schuld an der Verkleinerung seines Atem- und Lebensraums, an der eignen Verstümmelung aufgepackt werden soll, weil er selbst ein solcher Esel war, sich dazu bereitzufinden?

Ist nicht zum Beispiel auch das sogenannte zerstörte Gebiet in Westflandern voll deutscher Restnamen!

Darum soll hier einmal ganz kurz der Versuch gemacht werden, unseren Landsleuten die Nase auf diese Rückzugsstadien rings herum zu stoßen, so schmerzlich auch für einen, der sie fast alle erwandert hat und aus eigener Anschauung kennt, eine solche Rundreise durch Mitteleuropa ist; zuvor aber muß etwas von den Grundbegriffen des Wissens von der Grenze gesprochen werden.

Es gibt Grenzen — und es hat etwas Ehrfurchtheischendes, wenn man, zwei verschiedene Welten von ihnen aus überschauend, über ihnen steht — wo der be-

obachtungsgeschulte Mensch sagen möchte: hier sind tatsächlich Völkerscheiden gesetzt, die durch Jahrtausende halten konnten und können, ja, die für eine Ewigkeit gezogen scheinen; hier fallen so viele Grenzen einzelner Lebenserscheinungen zusammen, daß sie füglich für alle bindend sein mögen. Wenn an einer langen, gleichförmigen Küste, ohne Gliederung und ohne den Reiz einer Gegenküste, in der keine vorspringenden Kaps oder duftumspielten Inseln hinaus- und hinüberlocken zu anderen Ufern, ein Ozean anflutet, dessen langgezogene Dünung viele Tagfahrten weltüber oder von der Antarktis her an Gestade der Vergessenheit brandet, wie in Galle oder Dondra Head, am Kap der Guten Hoffnung oder Horn; wenn jenseits eines tiefen Risses, zu dessen Brücke hinab das Reittier von früh bis mittag durch alle Klimastufen braucht, schon von Zugspitzhöhe aus gesehen, noch hoch über Wolkenhöhe im Blauen schimmernd, der Kinchinjinga steht, und sein Zug die herbe Höhenlandschaft Tibets von der schwülen indischen Ebene schied, die man — sich umkehrend — draußen brennen sah; wenn aus der dichtbevölkerten Chinesen-, Fluß- und Gartenlandschaft der Zug durch das Tor von Nankau hinausdonnert in die weite Steppe, die leere Hochwilde der Mongolei; oder wenn der Blick von Lundi Kotal an der indischen Nordwestgrenze hinwegschweifte über das mittelalterliche Afghanistan, und die Spuren des Alexanderzuges bis an den Pamirski Post als nächstem „Kulturträger"; wenn von einem scharfen Grat nach Südwest indische, nach Nordost ostasiatische Flora, Fauna, Menschheit hinabzog — dann stand man an Völkerscheiden, wie Lebensscheiden, und überzeugende Völkertore nur führten durch sie hindurch; nur Verwegene überschritten sie im Lauf der Geschichte, die wußten, hier durchbreche ich Naturgebot und Menschensatzung zugleich, und göttliche Scheidung vielleicht auch, um ein Neues zu schaffen, wie die großen Schrankenüberwinder der Menschheit: Alexander, Cäsar, Kublai Khan oder Baber, deren Namen an solchen Toren geschrieben stehen.

Aber so ist es fast nirgends an unseres Volkstums Grenzen, außer da, wo uns ein paar einigermaßen überzeugende und haltbare, wie Wasgenwald und Südgrenze des Vintschgau, geraubt wurden!

Das Absinken des Hochlandrandes an den deutschen und ungarischen Paßburgen von den harschen Lüften der Karpathen gegen die dunstverhüllte rumänische Tiefebene, jenseits der befestigten Dorfkirchen der Siebenbürger Sachsen, der Törzburger Wehren, der Türkenmauer von Guymes, das waren solche Grenzen eines Großlebensraumes. Auch das Walther-Denkmal in Bozen war eine Landmark, wenn es gegen Süden hin in den schmalen Etsch-Einschnitt von Salurn schaute, während sich gegen ihn von Süden her das strenge Profil des welschen Dante in Trient entgegenstellte: ein Gegenpfeiler, der den kulturpolitischen Verlust der Trientiner Mark verriet, lange, ehe der machtpolitische entschieden war. Auch die Vogesenhöhen waren es, wenn auch noch jenseits ihres Kammes so „urfranzösische" Namen in der Karte standen, wie Petershüttly, Schafmatt und hundert ähnliche.

Dagegen ist z. B. die Salzach, der jetzige Grenzfluß zwischen Bayern und Österreich, von ihren Anliegern nie als Grenze empfunden worden, weder oben im Erzstift Salzburg, wo die heiterste, reizvollste Stadtsilhouette der deutschen Kulturlandschaft mit dem Berg der Kaisersage, dem Untersberg als Hintergrund, ihre beiden Ufer zu einer der vollendetsten Einheiten umspannt, noch flußabwärts, wo Burghausen der Mittelpunkt bayrischer Gaue mit Inn- und Hausruck-Viertel, und nicht eine Grenzfeste war, und wo niemand, etwa im Luftschiff dort niedergelassen, nach Bodenbild und Hausbau, nach Landessitte und Menschenrede sagen könnte, ob er rechts oder links der Reichsgrenze, der Salzach gelandet sei, ehe er in Sicht der grünstrahlig sprudelnden Lebensader des ganzen Gaues kommt. Die Grenzführung bei Passau vollends ist ein Widersinn, den schon die Festungsbaupläne des alten Napoleon als die technische und völkische, wie verkehrsgeographische Unmöglichkeit bloßlegten.

die der Vertrag von Versailles nun aus der Torheit bayrisch-österreichischer Landschacherer, die vor hundert Jahren wenigstens innervölkisch handelten, übervölkisch verewigt zu haben glaubt. Aber den Tag, wo die bayrisch-österreichischen Grenzpfähle in die benachbarten Landesmuseen wandern, hoffen wir noch zu erleben.

An ein paar natürlichen Volksgrenzen glaubt man wohl auch in einigen Schweizer Pässen oder Talengen zu stehen — etwa am Absturz des Maloja oder dem Felsentor von Kastelmur; aber das ist schon weit jenseits der Stellen, über die wir uns, dem einzigen guten Nachbarn gegenüber, die Köpfe zu zerbrechen brauchen. Das liegt schon tief drinnen in dem trotzigen Lebensraum, wo sich der letzte tapfere Paßstaat in den Alpen gegen alle Räuber lebendig erhielt, zu denen leider auch die Habsburger gehörten, die doch seiner eigensten Herrenlandschaft an Aare und Reuß entsprungen sind, aber vor allem doch die Welschen!

Wer aber bietet uns nun leitende, führende Begriffe in dieser verwirrenden Flucht von Erscheinungen: das Urbild der Grenze, wie sie sein sollte? Soweit es ein deutsches Wissen von der Grenze gibt, als biologischer Kampfraum im Völkerleben, hat es Ratzel mit einzelnen funkelnden Lichtern beleuchtet; und wer Zeit hätte, alle seine Werke, diesen wundervollen kulturgeographischen und politischen Aphorismenschatz, darauf hin zu lesen, der würde wohl alle Grenzprobleme an einzelnen Stellen berührt finden und könnte sich aus den einzelnen Werkstücken einen Bau von ganz großem Zuge schaffen, aber nicht leichten Kaufes, mit einer mühevollen Sorgfalt und Sammelarbeit, die unsrer Zeit nicht mehr liegt. Wer also mit ernster Arbeit an das Erwerben des Wissens von der Grenze gehen will, der muß unbedingt bei Ratzel beginnen: in seinem Aufsatz „Über die Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten", in seiner „Politischen Geographie" und „Anthropogeographie", verstreut auch in seinem im besten Sinn populären Werk „Die Erde und das Leben", finden sich die Begriffsprägungen der Grenze, so wie sie unser Volk für seine geopolitische Erziehung brauchte. Vor allem hat Ratzel ein Hauptverdienst: er war der erste, der uns in Deutschland in großem Stil von der haarspaltenden, kurzsichtigen Juristenauffassung der Grenze als Strich befreite, der sie uns räumlich, als Lebenserscheinung, als nicht durch Strich und Paragraph festlegbare, sich immer wandelnde sehen ließ, im Geiste dessen, was gut und unsterblich am Entwicklungsgedanken ist.

Leben und Entwicklung aber bedeutet mit Gewißheit Kampf, und so muß der ehrliche Denker die Grenze als Kampfplatz sehen, ganz gleich, ob sich Moospolster gegeneinander abringen oder Buchen- und Fichtenwald, oder Mangrovegebüsche und Palmenuferstreif, oder Ameisenstaaten, oder menschliche Kulturkreise. Wer diese Auffassung des Grenzbegriffs einer Lebensform, die sich auf der Erdoberfläche behaupten muß, hinwegzutäuschen versucht, der betrügt sie um ihren Willen zu Daseinsmöglichkeit und Lebensrecht. In diesem Zusammenhang wird uns am schnellsten die unheilvolle Wirkung klar, die für uns Deutsche daraus folgte, daß wir kein klares Wissen von der Reichs- und Volksgrenze hatten, so scharf die Binnengrenze, die Stammgrenze, überhaupt alle inneren Scheidungen bei uns ausgeprägt waren. Nie haben wir eine Außengrenze festhalten können, alle unsere Reiche sind Eintagsfliegen gewesen, wie das von 1871, das in einer schwermütigen Vorahnung an der Jahrhundertwende schon Th. Fischer so genannt hat.

Die Schlange, die sich häutet, der Krebs, dem sich sein Panzer erneut, sie bergen sich während des sie wehrlos machenden Prozesses ängstlich und klug; die kleinsten unter den wehrlosen Lebensformen schlüpfen in feste Kieselgehäuse, die abgelegten Wehrbauten anderer; nur ein einziges Großvolk der Geschichte scheint in seiner Mehrheit im Ernst zu glauben, es könne ohne peripherisches Organ nicht nur panzerlos, nein, hautlos herumlaufen, unter allen den andern, die so umsichtig und vorsichtig jahrhundertelang nach ihren „frontières naturelles" schreien, bis der Anspruch

allgemein gutgläubig hingenommen wird, oder, wie die Angelsachsen und Malaiomongolen, sich unbegrenzt expansiv Rechte jenseits des besten natürlichen Schutzgrabens nehmen, des Silbergürtels von Randmeeren.

Es wäre ein fesselndes Studium, der Verschiedenheit des Grenzgefühls bei den einzelnen Volkheiten nachzugehen: Briten, Franzosen, Niederländer, Slaven, Chinesen und Japaner, sie haben so grundverschiedene Grenzempfindungen, verschieden erzogen, wie sie von ihren Erdräumen sind, daß kaum einer mit uns unter denselben Worten dasselbe verstehen würde. Nur ein Volk ohne wirklich instinktsichere Grenzempfindung, wie wir, hat einen Internationalismus ausbilden können, der es sein sich selbst bestimmendes Dasein kostet. Nur ein solches aber, dessen breite Seele immer pandemisch überfloß, wie die großslavische, immer bereit war, fremde Grenzen zu überfluten und zu überrennen, hat diese Lehre praktisch so anwenden können, daß es nicht an ihr zugrunde ging, sondern den Erstaunenden belehrt, daß eine Arznei sehr wohl dem Schuster helfen und den Schneider umbringen kann — selbst wenn sie der Schneider erfunden haben sollte.

Vor mir liegt ein lehrreicher, alter Band aus dem Jahre 1893: „La Frontière", von Eugène Ténot. Daß es sich um die französische Grenze handelt, das braucht dem französischen Leser nicht eigens gesagt zu werden, denn unter Frontière denkt er zunächst nur an die der eigenen staatlichen Lebensform. Würde im Ernst ein deutscher Autor, ein deutscher Verleger bei der Titelwahl „Die Grenze" voraussetzen dürfen, daß der Leser dabei nur an die des eigenen Reiches denkt? Ténot verfolgte das Ziel, den Franzosen seiner Zeit, seinen Landsleuten wieder ein beruhigteres Gefühl über ihre neu befestigte, wohlverwahrte Grenze zu geben — in einem Land, das nicht verstümmelt war, obwohl das Wort démembré häufig darauf angewendet wird, sondern dem nur nach einem Angriffskrieg, den seine Ruhmsucht entfesselt hatte, ein Stück von dem wieder entrissen worden war, was es in hellem Unrecht, zum Teil mitten im Frieden, dem wehrlosen Nachbarn abgepreßt hatte. Das dem französischen Imperialismus, wie wenige, dienende Buch ließ man klugerweise nicht von einem Gelehrten oder einem Soldaten, sondern von einem gewandten Journalisten schreiben, dem man freilich von Fachkundigen alles zeigen und klar machen ließ, was mit den Grenzfragen des eigenen Reiches zusammenhing, und so schilderte er — ganz nach Wunsch — „la frontière démembrée", „les frontières neutres", „les frontières naturelles" — und unter diesen letzteren werden nur Alpen und Pyrenäen verstanden — und der Rhein! Welche Fanfare schließt das Buch mit dem Appell an die undurchbrechbare Mauer von Stahl! Wie geschickt wendet es sich an alle! Wo ist der deutsche Journalist, der uns das gleiche beschert? Das Wissen von der Grenze, wie wir es nötig haben, damit endlich die Selbsttäuschung der Gebildeten und der Massen vor dem Anblick der furchtbaren Wirklichkeit vergehe?

Dann würde das Volk in seiner Gesamtheit endlich zu der Erkenntnis kommen, daß es als einziges unter den Völkern der Erde nirgends mit seinen machtgezogenen Grenzen an die seiner Volkheit, seiner Kultur, seines völkischen Gesamtwuchses heranreicht, daß der ganze Umzug seiner Grenzen eine einzige klaffende Wunde ist, aus der es nach allen Seiten verbluten muß, wenn nicht durch Eisen und Feuer von außen oder von innen wenigstens so viel zum Schließen gebracht wird, daß darunter die lebenswichtigen Organe wieder arbeiten können. Dazu kommt, daß vielfach bisherige Binnenlandschaften zu Grenzlandschaften geworden sind, ohne sich dieser Eigenschaft schon richtig bewußt zu werden, und deshalb ihre Funktionen als Grenzorgane nicht erfüllen können, weil die Grenzlandschaft eine ganz andere Biologie haben muß, als die geschützte Binnenlandschaft, und die Reichsgrenze eine andere als die Binnengrenze. An Binnengrenzen können sich Zustände als haltbar erweisen (etwa die Einzeleinrichtungen böhmisch-sächsischer Bahnen!), die bei Staatsgrenzen

zwischen nicht befreundeten und stammverwandten Reichen ganz unmöglich wären. Tatsächlich wirkt ja auch die Grenze zwischen Bayern und den österreichischen Alpenländern nicht allgemein in der vollen Schärfe als Staatsgrenze infolge von Abschwächungen der Scheidekraft, die durch die Einheitlichkeit des Bayernstammes diesseits und jenseits erzwungen worden sind (wie ja auch die alemannische Binnengrenze nirgends als Kultur- und Sprachgrenze wirkt). Hier leitet sich, gleichgültig, was das Staatsrecht dazu sagt, ein Übergangszustand der Heilung ein. Desto grimmiger aber schmerzt im ganzen Südosten die Vergewaltigung von Südtirol, und über diese offene Wunde hinweg gibt es, für den bayrischen Stamm wenigstens, keine Versöhnung.

Unsere Ostgrenze wirkt geographisch überzeugend an keiner einzigen Stelle. Soweit sie sich gegen fremdes Volkstum abhebt, hat die Südgrenze, so stark sie scheinbar durch die Alpen bezeichnet ist, auch kaum eine natürliche Scheidelinie von überzeugender Kraft für beide Angrenzer aufzuweisen, allenfalls den Karawankenzug, der sich als Staatsgrenze sehr bewährt hat, aber keine Volksgrenze ist. Bei der Nordgrenze schiebt sich in die 1600 Kilometer der deutschen Wasserkante eine Reihe von in voller Umkehrung gegen uns befindlichen fremden Wachstumsspitzen hinein, so das schon entfremdete Memel, das gerade noch deutsche Danzig, der polnische Korridor, die Oder- und Elbkommissionen mit ihren Internationalisierungsbestrebungen. So sind wir an allen unseren Strommündungen besitzbeschränkt, tatsächlich weit weniger Herr unseres Strandes, als China oder Persien. Im Westen aber endet die Verfügungsgewalt über die eigene Lebensform östlich vom Rhein, und die Lebensader des westlichen Deutschland zuckt unter feindlichen Messern.

Das ist der wirkliche Befund, ohne täuschende Selbstbelügung, vom objektiven Standpunkt der Grenzwissenschaft aus beleuchtet. Aus ihm führt kein Genesungsweg, als durch den Heilwillen um jeden Preis, denselben zähen Heilwillen, wie ihn das verstümmelte Italien seit der Renaissance großzog, mit allen den Worten, die wir der romanischen Rechtssprache entnehmen, und die im Grunde trotz allem Lateinlernen niemals bewußtes Begriffseigentum unsrer Gebildeten geworden sind: Restitutio Germaniae irredemptae in integrum! — zusammengefaßt im „Irredenta"-Gedanken! Nicht Revanche, aber Wiederherstellung, unermüdlich bis zur Erfüllung gefordert! Warum schreckt denn die angebliche Vertretung der politischen und sozialen Gerechtigkeit gerade unserer naturwissenschaftlich orientierten linken Parteien bei der Erziehung vor der biologischen, entwicklungsgeschichtlichen Wahrheit zurück, wenn sie uns gerecht werden muß, vor derselben Wahrheit, die sie sonst zu betonen so freigebig ist, wenn sie andern dient? Darum fordern wir das Wissen von der Grenze für unsere Schulen, die niedern und die hohen, so objektiv, als möglich: eine Kulturgeographie der deutschen Volkheits-Grenze! Denn deren Wahrheit spricht für sich selbst, und wenn die Menschen verlegen schweigen, so reden die Steine. Das Leidensbild der ihrer Schutzhülle beraubten Lebensform mahnt laut genug durch die bloße Tatsache seiner verstümmelten Erscheinung!

Finnlands Entwicklung zur Freiheit

Von

Franz Fromme

Trotz all der ungeheuren Eindrücke, die in diesen letzten neun Jahren auf uns Deutsche eingestürmt sind, ist vielen von uns doch noch ein Wort im Gedächtnis geblieben, das ohne jeden Bezug auf uns vor dem Kriege in der russischen Duma fiel, ein Schrei des Sieges, der kein Heldenstück war. Im Jahre 1910 beschloß diese Volksvertretung, einen Staat aus der Reihe der europäischen zu streichen und seine Nationalitäten mit Gewalt unterzupflügen. Da ließ sich Purischkewitsch zu dem bedeutsamen Ausruf verlocken: Finis Finlandiae!

Die Weltgeschichte hat dies brutale Wort inzwischen Lügen gestraft. Finnland hat triumphiert, und die Partei Purischkewitsch' liegt am Boden. Aber wird Finnlands Freiheit von Dauer sein?

Eine Klärung dieser Frage können wir uns nur aus einer eingehenden Betrachtung des Landes und Volkes holen, das uns Deutschen inzwischen durch die Ereignisse der letzten fünf, sechs Jahre viel näher gerückt ist als je zuvor. Die Hilfe, die Deutschland bei der Befreiung geleistet hat, und die tiefe Dankbarkeit, die sich bei Finnlands Einwohnern in Taten äußerte, haben uns in viel innigere Beziehung zueinander gebracht.

Kenntnisse vom Lande, von seiner Beschaffenheit und Lage sind bei uns daher viel verbreiteter als früher. Da aber bis in die allerneueste Zeit, noch nach dem Freiheitskriege, seine Grenzen verändert worden und auch seine Verhältnisse im Innern sich gewandelt haben, tun wir gut, uns einige der wichtigsten Tatsachen und Zahlen ins Gedächtnis zurückzurufen. Nach dem ausgezeichneten Werke „Finnland im Anfang des 20. Jahrhunderts“ [1]) beträgt der Flächeninhalt einschließlich des finnischen Anteils am Ladogasee 377 426 qkm, und der Name „Land der tausend Seen“ wird uns durch die Ziffer 44 286 qkm, die davon allein auf die Binnengewässer entfällt, in Erinnerung gebracht. Bei diesen Angaben über das Gesamtareal ist das Gebiet von Petsamo (Petsenga) noch nicht berücksichtigt, das infolge besonderer Abmachungen kürzlich hinzugekommen ist und das finnische Staatsgebiet nun bis an das nördliche Eismeer (Daranger Fjord) erweitert. Soweit man die See als natürliche Grenze betrachten darf, ist Finnland gegen Süden und Osten von Schweden und Estland geschieden — eine Trennung, die allerdings im Winter zum großen Teil aufgehoben ist und angesichts der geologischen Beschaffenheit dem Tieferblickenden äußerlich erscheint. Seit der Begriff „Fennoskandia“ auch von Geographen wie Politikern angewandt wird, weist man mit Vorliebe auf die Tatsache hin, daß Norwegen, Schweden, Finnland, Hinterkarelien und die Halbinsel Kola geographisch wie geologisch ein einheitliches Gebiet bilden, das sich scharf gegen seine Umgebung abhebt. Schon dem Auge des Laien fällt die Ähnlichkeit zwischen der finnischen und schwedischen Landschaft auf, die ihre Gestaltung größtenteils der Eiszeit verdankt —

[1]) Helsingfors 1919, Druckerei der Finnischen Literaturgesellschaft.

dieser Boden aus Urgestein, oft nackt, oft von Tannen- und Birkenwäldern bestanden, selten vom Menschen zu Wiesen und Weiden, Gärten und Äcker ausgenutzt, und überall Seen, Flüsse, Bäche, Stromschnellen. Auch darin sind die beiden Länder ähnlich, daß größere Berge nur selten sind und die höchsten sich an das Kjölengebirge angliedern.

Doch ist Finnland an Erzen und nutzbaren Mineralien ärmer als Schweden, und außer den Kalksteinbrüchen im Süden und einigen nicht sehr ansehnlichen Erzlagern im Norden sind bis jetzt nirgends erwähnenswerte Mengen gefunden.

Wie die geologische Beschaffenheit des Landes eine ganz andere ist, als die des benachbarten Rußland, dessen weite Ebenen meist aus sedimentärem Boden bestehen, so zeigt auch Tier- und Pflanzenwelt einen auffallenden Unterschied. Einige Baumarten, deren Waldbestände für Rußland und Sibirien bezeichnend sind — wie die sibirische Lärche und Pechtanne, die Zirbelkiefer — bleiben außerhalb der finnischen Grenze oder kommen nur vereinzelt in Finnland vor. Hier herrschen Kiefern- und Fichtenwälder, in einzelnen Gegenden des Südens kommen auch Laub- und gemischte Wälder vor.

Nächst den Wäldern nehmen die Moore einen großen Teil des Landes, etwa ein Drittel, ein. Den Boden zu kultivieren lohnt sich natürlich mehr in den südlichen Landschaften als in den nördlichen; während in den südlichen, z. B. auf den Alandsinseln, die Jahrestemperatur nur um 44 Grad schwankt, beträgt dieser Unterschied in Lappland 70 Grad. Hier, wo im Winter die Temperatur mitunter auf — 50 Grad sinkt, gedeiht von Getreidearten nur noch die Gerste; doch gehen Kartoffeln und Roggen im nördlichen Finnland immerhin bis fast an den Polarkreis heran, während die eigentliche Region des Weizens (Winterweizen) auf ein recht kleines Gebiet im äußersten Südwesten, um Abo herum, beschränkt ist. Dem Getreidebau bringen die Nachtfröste, die schon in Mittel-Finnland den ganzen Sommer hindurch auftreten können, gewaltigen Schaden.

Wie wird nun dies Land, das sich durch eine gewisse Gleichförmigkeit auszeichnet, nirgends ausgesprochene Tiefebenen, nirgends ausgesprochene Hochgebirge besitzt und Unterschiede in der Vegetation eigentlich nur infolge der klimatischen Abstufung nach Norden hin aufweist, vom Menschen ausgenutzt? Auch hier finden wir größere Ähnlichkeit mit Skandinavien als mit Rußland.

Mit Kulturpflanzen bestellt sind nur 18 664 qkm, und zwar in folgender Verteilung:

Mit Gartenpflanzen bestellt	53	qkm	0,3
„ Weizen bestellt	32	„	0,2
„ Roggen bestellt	2 396	„	12,8
„ Gerste bestellt	1 017	„	5,9
„ Hafer bestellt	3 995	„	21,4
„ Mengkorn bestellt	66	„	0,3
„ Erbsen und Bohnen bestellt	77	„	0,4
„ Futterwicke bestellt	14	„	0,1
„ Kartoffeln bestellt	743	„	4,0
„ Futter und Rüben bestellt	124	„	0,7
„ Futterwicken und Gras bestellt	768,5	„	41,2
„ sonstigen Gewächsen bestellt	69	„	0,4
Brache	2 313	„	12,3
	18 664	qkm	100

Nur ein Zwanzigstel der Gesamtfläche ist bestellt, und selbst, wenn wir die etwa 9200 qkm Wiesenland hinzurechnen, ergibt sich immer erst ein Zwölftel des Landes, das als Kulturland anzusehen ist. Nach der alten Anschauungsweise ist also Finnland ein armes Land, und wenn wir die Berichte seiner Schriftsteller lesen, wie etwa seines klassischen Dichters Runebergs „Bilder aus dem Kirchspiel Saarijärvi", wird

uns die furchtbare Armut erst recht anschaulich, unter der das Volk jahrhundertelang gelitten, ausgeharrt und die Eigenschaften aus seinem Charakter entwickelt hat, mehr gute als schlechte, die es noch heute auszeichnen.

Wenn wir bedenken, daß Finnland heute nicht ganz 4 Millionen Einwohner zählt, also etwa 10 Seelen auf einen Quadratkilometer, und die eben erwähnten Tatsachen daneben halten — nur ein Zwanzigstel seiner Fläche bestellt und noch dazu wegen des rauhen Klimas nur mit Mühe und oft mit zweifelhaftem Erfolg bebaut — dann müssen wir eigentlich sagen, daß die Bevölkerung für ein so nördlich gelegnes Land verhältnismäßig dicht wohnt. Und noch immer müssen wir ein starkes Maß von Genügsamkeit feststellen, denn gut die Hälfte der Bewohner lebt von den mageren Erträgen seiner Landwirtschaft, und die Viehzucht ist nur wenig ergiebiger als der Ackerbau. Erst auf drei Einwohner kam 1910 eine Kuh, auf jeden vierten Einwohner ein Schaf; Pferde und Schweine sind noch viel spärlicher, und die Geflügelzucht fängt eben an, sich zu entwickeln.

Aber nicht nur nach Klima und nach Bodenschätzen, in der Fruchtbarkeit und den sonstigen Möglichkeiten für die Landwirtschaft steht Finnland hinter dem sonst so ähnlichen Schweden zurück. Auch seine Stromschnellen haben geringeres Gefälle als die schwedischen, und der Finne hat bisher, wie er selbst zugibt (a. a. O. S. 118) „keine so hohen wirtschaftlichen Fähigkeiten und nicht dieselbe Arbeitsenergie gezeigt, wie die westlichen Nachbarvölker Finnlands". Und dennoch ist Finnland unter allen nordeuropäischen Staaten augenblicklich derjenige, der wirtschaftlich wie politisch am günstigsten dasteht.

Er leidet weder unter der wirtschaftlichen Krisis, die in Schweden eine Folge der hohen Valuta ist, noch unter den Erscheinungen, die in Dänemark und Norwegen seit einiger Zeit die Krone senken, er zeigt lange nicht in demselben Maße wie Estland, Lettland, Polen und Litauen die Symptome gehässigen Nationalitätenhaders (obwohl auch Finnland den manchmal schroffen Gegensatz zwischen Staatsbürgern finnischer und schwedischer Zunge auszugleichen hat), und endlich ist er nicht durch Parteien zerklüftet oder unterwühlt, die über ihren politischen Idealen und Illusionen die Wirklichkeit und die nächstliegenden Forderungen des Tages verkennen, jedenfalls lange nicht in dem Maße, wie es in Rußland war und in Deutschland noch der Fall ist.

Dankt Finnland dies Aufblühen nur der Gunst des Augenblicks? Fiel ihm, ohne daß es sich zu mühen brauchte, eine Frucht in den Schoß, weil es sich gut gestellt oder das Glück gehabt hatte, es mit den Mächtigen und Siegreichen zu halten — wie etwa Italien es seit zwei Menschenaltern hält?

Nein, es ging durch Jahrzehnte schwerster Leiden und innerer Kämpfe hindurch, und mehr als einmal war es dem Abgrund näher als irgendein anderes Land Europas. Auch war sein letzter Bundesgenosse nicht eine der siegreichen Mächte, sondern der vielgeschmähte Deutsche, der bald darauf vor Hunger und Verzweiflung zusammenbrach.

Finnlands Kampf nach außen scheint abgeschlossen; sein innerer ist noch nicht zum Stillstand gekommen. Beide stehen natürlich im Zusammenhang miteinander und haben oft ineinander übergegriffen. Und bei beiden, bei den inneren wie den äußeren Kämpfen, kommt man in Versuchung, einen ausgesprochen westeuropäischen Staat zum Vergleiche heranzuziehen, obwohl Bodenbeschaffenheit, Dichte und Charakter der Bevölkerung, Staatsentstehung und Nachbarschaft doch große Unterschiede gegen Finnland zeigen. Ich meine Belgien. Finnland ist, wie Belgien, ein verhältnismäßig kleines Staatswesen zwischen zwei mächtigen Kulturwelten. Belgien trat zwar als ein spätes und unorganisches Werk westeuropäischer Diplomatie ins Leben, während Finnland von jeher geographisch wie politisch ein klar

umrissener Begriff war, der seine Grenzen im Lauf langer Jahrhunderte eigentlich nur an einer Stelle geändert hat, und hier nur wenig. Aber wie Belgien ein Kampffeld war zwischen der westlichen keltoromanischen und der östlich davon belegenen germanischen Welt, so haben sich auch auf Finnlands Boden hartnäckige Kämpfe abgespielt zwischen der westlichen, europäisch-germanischen und der östlich daranstoßenden moskowitischen Welt. Wieviel Kriege zwischen Schweden und Finnland einerseits und Rußland andererseits sind nicht auf finnischem Gebiet geführt und entschieden worden! Und wie in Belgien eine westliche Minderheit eine östliche Mehrheit regiert, so war es auch vor nicht gar zu langer Zeit in Finnland. Nur daß diese Minderheit, die schwedisch sprechende, an Zahl noch weit geringer war, etwa ein Achtel der Gesamtbevölkerung gegen sieben Achtel finnischer Sprache, während die Wallonen und Französlinge zwei Fünftel der belgischen Staatsangehörigen ausmachen gegen drei Fünftel vlämisch-niederländischer Sprache. Und auch das kann wohl nicht geleugnet werden, daß in Finnland diese bis dahin herrschende Minderheit, zu der die Oberschicht, die Gebildeten, gehörten, auf die Mehrheit herabsah, und so nicht nur die nationale, sondern auch die soziale Erbitterung breiter Massen hervorgerufen hat. Und wir haben in beiden Staaten das starke Begehren dieser unteren Volksschichten, daß sie in ihrer Muttersprache unterrichtet und in ihr (und nicht in der ihnen fremden Sprache) zu den Kulturgütern der Wissenschaft und Literatur geführt werden wollen. Nur hinkt der Vergleich gerade in diesem Punkte besonders, denn in Finnland besteht die Minderheit aus einem Volke, das der Gerechtigkeit fähig ist, während die belgischen Elemente französischer Sprache, die von Frankreich her noch unterstützt worden sind, bei jeder Maßregel und jedem Fassadengesetz bewiesen, daß Recht und Billigkeit ihnen nur Phrasen sind und sie nicht daran denken, die Vlamen als ihresgleichen zu betrachten.

So sehen die Finnen ihren berechtigten Wunsch schon lange erfüllt, daß Finnisch dem Finnen die Lehrsprache ist, in der er auf der Hochschule alle Fächer hören kann. Und dabei werden bedeutende wissenschaftliche Bücher erst seit mehreren Jahrzehnten auf finnisch geschrieben; im vlämischen Lande dagegen ist für gewisse Fächer noch immer Französisch die „langue circulaire", obwohl schon seit Jahrhunderten, seit Vondel und Stevin (dem Einführer des Dezimalbruches) Vlamen epochemachende Werke in Wissenschaft und Kunst in dieser Muttersprache verfaßt haben.

Überhaupt läßt sich dieser Vergleich, so sehr er die Betrachtung erleichtert, nur bis zu einem gewissen Punkte durchführen. Ein wesentlicher Unterschied ist vor allem auch der, daß Finnland — ein ganz kleines Grenzgebiet am Ladogasee ausgenommen — so gut wie niemals unter russischem Einfluß gestanden hat, während der Vlame den Deutschen, insbesondere den Niederdeutschen, noch heute seinen „taalbroeder" nennt und jahrhundertelang mit ihm zum „Römischen Reiche deutscher Nation" gehörte.

Ein Blick auf die Geschichte zeigt, daß der Finne mit seinem großen östlichen Nachbarn nicht im entferntesten ähnliche Beziehungen hatte, sondern daß der Russe ihm immer ein völlig Fremder war, getrennt durch die Rasse, getrennt durch die Sprache, getrennt durch die Religion.

Soweit Geschichtsschreibung zurückreicht, hat Finnland und sein Volk mit dem Germanentum in enger Berührung gestanden. Ja, schon zu einer Zeit, die für diese Gegenden als vorgeschichtlich gelten kann, sind germanische, besonders gotische Elemente in großer Menge tief in Finnland eingesickert, und zwar für ganz unentbehrliche Bezeichnungen. Alltägliche Wörter germanischer Abstammung wie „suuri" (schwed. stor, groß), „ranta" (Strand), „hän" (schwed. han, er), viele Ausdrücke aus Handwerk, Schule, Kirche sind so in die finnische Sprache eingeschmolzen, daß sie

gar nicht mehr herauszulösen sind. Ein Teil dieser Wörter ist schon eingedrungen, als die Finnen noch nicht in ihrem jetzigen Vaterland lebten.

Von zwei Seiten, von Osten und Westen, wurde dies Land besiedelt. Und zwar blieb merkwürdigerweise gerade der Teil unbewohnt, der jetzt am dichtesten bevölkert ist und heute die Hauptstadt Helsingfors enthält; daher die Bezeichnung Uyland (Neuland, Uusi-maa).

In geschichtlicher Zeit ist dann von Rom über Deutschland und Schweden das Christentum hierher gekommen, ein zweiter Grund, warum Finnland, das auf finnisch „Suomi" heißt, als Vorposten germanischer Kultur anzusehen, auf jeden Fall aber durch eine tiefe Kluft von Rußland getrennt ist, das sein Christentum und seine Schrift von Byzanz empfing. Seit 1249 ist es mit Schweden dauernd verbunden und hat nun als ein Teil dieses nordgermanischen Reiches dessen Schicksale und Entwicklungsstadien mitgemacht. Es ist in die Skandinavische Union einbezogen worden und hat sich mit Schweden gegen die dänische Herrschaft gewehrt. Es hat lange die hansischen Kaufleute im Lande gehabt, es hat an dem Aufstande Engelbrekts und der verschiedenen Stures teilgenommen und die Gewaltherrschaft Christians II. ertragen müssen, es hat sich unter Gustav Wasa endgültig von Dänemark mitbefreit und zu Luthers Lehre bekannt. Und so hat es auch unter Gustav Adolf am Dreißigjährigen Kriege teilgenommen und aus diesen Jahrzehnten dieselben Andenken und Überlieferungen davongetragen wie Schweden. Und schließlich hat es die ehrenvollen Abenteuer und Tollheiten Karls XII., die unfreie Schande der „Freiheitszeit" und die Jahre des Rokokokönigs Gustav III. mitgemacht. Vom offiziellen Schweden schlecht unterstützt, während in seiner Armee noch die besten Elemente des schwedischen Offizierkorps dienten, kämpfte das kleine Land einen heldenmütigen Kampf gegen das übermächtige Zarenreich mit dem Ergebnis, daß es schließlich der Übermacht erlag, und von Schweden in Frieden getrennt. So wurde Finnland aber ein selbständiger Staat, mit Rußland nur durch eine Personalunion verbunden, die lockerer war als die zwischen Schweden und Norwegen. Derselbe Monarch, der in Rußland als Zar absolut regierte, herrschte als Großfürst in Finnland konstitutionell auf Grund einer Verfassung, die sich auf dem schwedischen Grundgesetz aufbaute und weiter entwickelte und mit Rußland nicht das geringste zu tun hatte. Es bestand nicht einmal Münzeinheit.

Man muß sich diese Vorgeschichte in Erinnerung rufen, wenn man klar darüber werden will, wohin Finnland gehört. Vor allem aber muß man die Freiheit der Entwicklung berücksichtigen, die dem Lande während der neunzig folgenden Jahre gewährt wurde. In diesen Jahren, 1809 bis 1899, wurden die altschwedischen Grundsätze, auf denen die Verfassung des Landes aufgebaut war, von den russischen Herrschern nicht angetastet. Kulturell, politisch und wirtschaftlich lebte Finnland sein Leben für sich, streng geschieden von Rußland. In diesen neun Jahrzehnten entwickelte sich vor allem die finnische Sprache, erwachte und wuchs das finnische Nationalbewußtsein. Zwar fallen die Anläufe dazu noch in die schwedische Zeit. 1642 wird als das Jahr der finnischen Bibelübersetzung genannt, die zugleich die Orthographie in ihren Grundlinien festgelegt hat; 1759, gut hundert Jahre später, erschien das Gesetz des schwedischen Reiches auf finnisch; Porthans anregende und sammelnde Tätigkeit auf dem Gebiete alles dessen, was finnisch heißt, fällt gleichfalls noch ins 18. Jahrhundert. Aber Elias Lönnrot, der finnische Homer, lebte von 1802 bis 1884. Auf den Fahrten, die er als Landarzt und Forscher des Volkstums unternahm, sammelte er die Lieder und Märchen der Vorzeit, gestaltete die „Runen" zum großen Nationalepos „Kalewala" [2]), bereicherte den Wortschatz aus

[2]) Auf deutsch erschienen bei Meyer & Jessen, München.

den alten Quellen und durch neue Schöpfungen und bereitete so den Boden vor, auf dem die schöne und die wissenschaftliche Literatur finnischer Zunge gedeihen konnte. Und Johan Ludvig Runeberg, Finnlands anderer großer Skalde, uns Deutschen wohl durch „Fähnrich Stahls Erzählungen" am bekanntesten, lebte etwa gleichzeitig (1804—1877), und obwohl er schwedisch schrieb, wurzelte seine vaterländische Dichtung, schlicht und schwungvoll wie sie war, fest in der Heimaterde und im Volkstum und belebte das Nationalgefühl der gesamten Bevölkerung, in der Erinnerung an die große Vergangenheit und zugleich in der Verherrlichung der guten Eigenschaften, die der Kampf mit der herben Natur bei Finnlands Bewohnern besonders ausgebildet hat. Dieselbe fruchtbare, lange Zeitspanne ist von der publizistischen, wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit J. W. Snellmans ausgefüllt, und schließlich spielte sich Aleksis Kivis kurzes, tragisches Leben (1834—1872) ebenfalls innerhalb dieser Jahre ab, der in schwerfälligen Werken von ungleichem Wert der erste und bisher größte Dramatiker finnischer Zunge ist; es ist wohl überhaupt kaum ein Dichter dieser Sprache erstanden, der so durch und durch finnisch wäre: seine „Sieben Brüder" („Seitsemän Veljestä") und seine „Heideschuster" („Nummisuutarit" [3]) sind beide von shakespearischem Wurf und doch zugleich von völkischer Urwüchsigkeit im Aufbau wie in den Einzelgestalten rauh, unbeholfen von einer fast tölpelhaften Beharrlichkeit und doch nicht bloß komisch, sondern tief tragikomisch durch die harte Eigenart der Charaktere und den Reichtum des Gemütslebens.

Mit solchen Charaktereigenschaften mag es zusammenhängen, daß die politische Entwicklung langsamer vor sich ging. „Bis 1863", sagt Johannes Öhquist in seiner aufschlußreichen Schrift „Das Löwenbanner" [4]), die bei aller Gründlichkeit doch spannend geschrieben ist, „war Schlafen die erste Bürgerpflicht in Finnland." Von da an aber bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts ist die öffentliche und politische Betätigung immer reger geworden. Der Landtag, seit 1869 nach einem freieren, bedeutend erweiterten Wahlrecht zusammengesetzt, wurde von nun an alle fünf, später alle drei Jahre berufen und hat wichtige Gesetze beraten und beschlossen. Zugleich blühte das Land wirtschaftlich auf. Handel und Schiffahrt nahmen stetig zu, Schiffahrt und Schiffbau freilich mit einem Rückschlag in den siebziger Jahren, als anderswo Schiffe aus Eisen gebaut wurden und Finnlands Schiffahrt und Schiffbau infolgedessen die Vorteile seines Holzreichtums nicht ausnutzen konnte. Um so stärker vermochte sich die Holzindustrie zu entwickeln. Die Bevölkerung der Städte ist von kaum 50 000 im Jahre 1809 über 300 000 in den neunziger Jahren hinausgewachsen.

Und in das Leben dieses Volkes, gerade als sein Nationalstolz erglühte, als es wirtschaftlich und politisch große Fortschritte gemacht hatte und begann, wegen seiner Tüchtigkeit bekannt und geachtet zu werden, wagte der völlig anders geartete Russe mit roher Gewalt einzugreifen.

Bis in die neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts hatten die russischen Herrscher die finnische Verfassung nicht verletzt, der aufgeklärte erste Alexander ebensowenig wie der festere, mehr reaktionäre Nikolaus I., der liberale, menschlich sympathische zweite Alexander wie sein finsterer Nachfolger Alexander III., den mehr die Scheu vor dem Unrecht als der Wille zum Guten bei seinem Tun und Lassen lenkte. Unter diesem Zaren wurde allerdings einmal ein russischer Vorstoß unternommen, der die Bewohner Finnlands aufmerksam machte, welche Gefahren von daher drohten. 1891

[3]) Beide sind jüngst bei Heinrich Minden (Dresden und Leipzig), von Gustav Schmidt trefflich verdeutscht, herausgekommen.

[4]) Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1923.

wurde nämlich das finnische Postwesen dem russischen unterstellt. Aber die Unruhe, die diese Maßregel in Finnland weckte, hielt Alexander III. von weiteren Versuchen ab, in die Rechte des selbständigen Landes einzugreifen.

Erst dem Schwächling Nikolaus II. blieb es vorbehalten, seinen Namen zu einer Reihe ärgster Rechtsbrüche herzugeben, die Bobrikow mit seinem Einverständnis beging. Mit diesem Statthalter und dem Jahre 1898 beginnt für das finnische Volk eine lange Spanne Zeit, fast zwei Jahrzehnte, der Prüfung, des Leidens und des — Lernens. In dieser Zeit hat Finnland ertragen, abgewehrt und überwunden, was wir Deutsche noch nicht gelernt haben zu ertragen, abzuwehren und zu überwinden. Erst in dieser Zeit ist es reif für die Freiheit und ihrer würdig geworden. 1898 sollte durch russischen Druck das finnische Wehrpflichtgesetz „mit den entsprechenden, in Rußland geltenden Grundsätzen in nähere Übereinstimmung gebracht werden". 1899 war das Jahr des berüchtigten Februarmanifestes, durch das Finnlands gesetzgebende Körperschaften lediglich zu Begutachtern herabgewürdigt werden sollten, während die Russen die Gesetzgebung und Ausführung in die Hand nehmen wollten. Das war die Gelegenheit, bei der Finnlands Volk die lehrreiche Erfahrung machte, daß die einhellige Stimme einer freien Nation für Fürsten von der Art Nikolaus des Zweiten bedeutungslos ist: Der Monarch empfing die Deputation nicht, die ihm den Einspruch von 544 000 Untertanen in Finnland bringen sollte. Es erfuhr ferner, daß für solche Fürsten die Stimme führender Männer des europäischen Geisteslebens ebenso gleichgültig ist: Eucken, Mommsen, Virchow, Spencer, Ibsen, Björnson, Grieg, Nordenskjöld, Zola, Anatole France, Tarieux — kurz, über tausend Vertreter der Wissenschaft, Literatur und Kunst setzten vergeblich ihre Namen unter eine Kundgebung, die für Finnlands Recht beredte Worte fand — nicht einmal die weltberühmten Überbringer dieser Adresse wurden vom Zaren empfangen. Und immer härter und reicher gestaltete sich die Lehrzeit: Finnland begann sich im passiven Widerstand zu üben, als Bobrikow an die brutale Ausführung der Wehrpflichtbestimmungen ging; als die Druckfreiheit beschränkt und das Versammlungsrecht aufgehoben wurde, lernte es unter Führung des erfinderischen, tatkräftigen Konni Zilliacus die geheime Herstellung und Verbreitung von „unterirdischen" Schriften im In- und Auslande. Und es ließ in keiner dieser Lebensäußerungen nach, als ihm russische Beamte aufgezwungen und seine eigenen charaktervollen Führer nach Sibirien verschickt wurden. Nur eines tat seiner inneren Widerstandskraft starken Abbruch: Als Bobrikow auf „divide et impera" verfiel und Yrjö Koskinen, den alten Führer der Fennomanen, auf die Illusion festlegte, daß der Russe ihm ein mehr oder minder ungefährlicher Bundesgenosse gegen die schwedische Partei werden könne, und so die finnisch Sprechenden zu Rußlands Wohl gegen die schwedisch Sprechenden ausspielen konnte.

Sein Monarch gab dem Statthalter ferner die verfassungswidrige Gewalt, jedes Hotel und Restaurant, jedes Geschäft und jedes Industrieunternehmen zu schließen, jede Zusammenkunft von Privatleuten zu verbieten und jeden, der ihm „gefährlich" erschien, aus dem Lande zu schicken. „Spitzeltum, Verhöre, nächtliche Haussuchungen," erzählt Öhquist, „Verhaftungen und Beamtenabsetzungen wurden zu alltäglichen Erscheinungen. Unzählige subalterne Beamte und Militärs, über dreihundert Verwaltungsbeamte und Richter waren dem Terrorismus schon zum Opfer gefallen. Fremde Streber, übel berüchtigte, ja, notorisch verkommene Individuen traten an ihre Stelle. Eine unglaubliche Verschleppung und Verwirrung im Geschäftsgang, eine immer krasser hervortretende Demoralisierung der Verwaltung war die Folge. Die Polizei, Bobrikows Schoßkind, wurde zum Zufluchtsort und zur Brutstätte der schlimmsten Elemente und bestand zum Teil aus gerichtlich verurteilten, aber von ihren russischen Gönnern „rehabilitierten" Verbrechern. Erpressungen, Betrügereien

und Unterschleife gehörten hier zur Tagesordnung. Was an Bestechlichkeit, Völlerei, Verletzung der Frauenehre zutage trat, zeugte von einer Roheit und Verworfenheit, die man in Finnland nie für möglich gehalten hätte." Gerichts- und Zollwesen, Finanz- und Schulwesen wurden in diese Bahnen gelenkt.

Da wurde Bobrikow am 16. Juni 1904 von Eugen Schaumans Hand tödlich getroffen. So lernte Finnland auch den politischen Mord kennen, nachdem es kurz vorher sich aus dem passiven Widerstand zum aktiven erhoben hatte.

Die Ansicht, daß der Hieb die beste Verteidigung ist, pflegt ja bei der Jugend besonders Anklang zu finden und Tatkraft auszulösen. Aber der Organisator auch dieses aktiven Widerstandes war wieder der schon fünfzigjährige Konni Zilliacus. Er knüpfte Beziehungen zu den russischen Revolutionären an und zu den Führern der polnischen Bewegung. Er setzte sich 1904, als der Russisch-Japanische Krieg ausgebrochen war — noch vor Bobrikows Erschießung — mit der japanischen Botschaft in Verbindung, die nach Stockholm verlegt war, und trug nicht wenig dazu bei, die russische Kriegsführung im fernen Osten zu schädigen und den Geist der daheimgebliebenen Russen zu demoralisieren. Diese restlose Bekämpfung des Feindes mit allen Mitteln begegnete in Finnland vielen Bedenken, und die Vorurteile in den Reihen der Ordnungsparteien wurden nie ganz überwunden. Aber man kann sagen, daß auch diese Methode von vielen Finnen gelernt wurde und daß ohne diese Lehrgänge die endgültige Befreiung des Landes — 13 bis 14 Jahre später — kaum gelungen wäre.

Infolge der Erschießung Bobrikows hat die russische Regierung vorübergehend ihr System gemildert, und als 1905 die erste russische Revolution ausbrach — nicht ohne Fühlung mit den finnischen Aktivisten unter Konni Zilliacus — schien die Sachlage noch günstiger. Aber die Aktivisten mußten erleben, daß sie auch Geister gerufen hatten und nun nicht los wurden, die andere Ziele verfolgten als nur die Wiederherstellung der finnischen Selbständigkeit. Generalstreik, Rote Garde, Herrschaft der Straße — alles das lernten die Bewohner Finnlands auf einmal kennen — Ende Oktober und Anfang November 1905. Und russische Schiffskanonen halfen Finnland vom Terror der Straße befreien, nachdem Rußland selbst am 30. Oktober 1905 eine freiheitliche Verfassung für sich erkämpft hatte. Seit dem 20. Juli 1906 hat auch Finnland eine Volksvertretung, die aus allgemeiner, direkter und geheimer Wahl hervorgeht.

Aber bald nach diesen Wochen der Befreiung sollten sie noch die Wahrheit auf die Neige kosten, daß Beschränkung eines Selbstherrschers durch ein Parlament nicht imstande ist, einer großen Nation Fesseln anzulegen, wenn einmal ihr Ausdehnungsdrang geweckt ist. Die Änderung des Regierungssystems in Rußland brachte auf die Dauer für Finnland keine Erleichterung. Die russische Gefahr war durch die Einrichtung des russischen Parlamentes nicht behoben, sondern verdoppelt. Nur anfangs hemmte die Duma die Eroberungslust des Russentums; bald wurde diese Volksvertretung durch eine Änderung des Wahlrechts zum gefügigen Werkzeug der russischen Reaktion. Daher konnte Stolypin schon 1908 eine Erneuerung der Ära Bobrikow verwirklichen: Er bestimmte da, daß der russische Ministerrat von nun an wieder über die finnischen Angelegenheiten, auch die inneren, zu entscheiden habe. Abermals traten in öffentlicher Kundgebung europäische Gelehrte, Künstler und Parlamentarier geschlossen für die Rechte des vergewaltigten Landes ein — abermals vergeblich. Abermals drangen russische Beamte und Spitzel in das Leben Finnlands ein; und unter dem Generalgouverneur Seyn war es wieder soweit wie zu Bobrikows allerschlimmsten Zeiten. Und alles das hat die russische Volksvertretung in jener Sitzung genehmigt, in der Purischkowitsch' berüchtigte Worte fielen!

So fand der Ausbruch des Weltkrieges hier ein vergewaltigtes, aber innerlich

ungebrochenes Volk vor. Gewohnt, nicht wie wir widerstandslos und gehorsam alle Initiative den Behörden zu überlassen, sondern selbst die nötigen Maßregeln zu finden und auszuführen, erkannten tatkräftige Bewohner Finnlands im Weltkrieg die letzte Gelegenheit zur Befreiung ihrer Heimat und in Deutschland die einzig mögliche Hilfe. Auf verschiedenen Wegen kamen drei tatkräftige Führer gleichzeitig dazu, die schwierige Verbindung herzustellen. Gewohnt, der rohen Gewalt des fremden Unterdrückers die eigene List und Verschwiegenheit entgegenzusetzen, brachten sie es fertig, trotz der scharfen Überwachung durch die russischen Beamten und Spione, in anderthalb Jahren nach und nach nicht weniger als fünfzehnhundert Männer aus allen Teilen Finnlands über die Grenze zu bringen — nach Deutschland, wo sie im Lockstedter Lager zum Kern des künftigen finnischen Heeres ausgebildet wurden. Und von der unterjochten Heimat her harren und Dulden gewohnt, ertrugen diese meist jungen Leute, brennend auf Befreiung des Vaterlandes, die lange Wartezeit in der Fremde, bis Ende 1917 schließlich die erlösende Stunde schlug.

Dort war mittlerweile, im März 1917, die zweite russische Revolution ausgebrochen; in Helsingfors, wo russische Truppen und Seeleute lagen, spielten sich schon damals dieselben Szenen ab, die wir in Deutschland anderthalb Jahre später, im November 1918, erlebt haben: Die russischen Soldaten tobten sich an ihren Vorgesetzten aus. Der Drang nach internationaler Verbrüderung, der 1918 einseitig deutsch war und bei den Feindvölkern keine Gegenliebe fand, artete bei den Russen in allgemeinen Taumel aus, an dem die Fremdvölker teilnahmen. In diesem Rausch gewährten die neuen Machthaber von Petersburg den Finnen die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung, und Ende März kam Kerenski selbst nach Helsingfors, um vor der begeisterten Menge der dortigen Sozialisten ihren Führer Tokoi zu umarmen und zu küssen. Noch immer gab es Politiker in Finnland, die von einem liberalen Rußland etwas anderes erwarteten als vom zaristischen. Diese hatten nun Gelegenheit, klüger zu werden. Denn bald nach der großen Verbrüderungsszene wurde eine russische „Schutzabteilung für Volksfreiheit" eingerichtet — zum großen Teil aus denselben Gendarmen und Spitzeln, die sich unter dem System Bobrikow-Seyn so bedenklich ausgezeichnet hatten! Und Kerenski erklärte am 14. April desselben Jahres, also nur vierzehn Tage nach der Umarmung, daß keine russische Regierung ein selbständiges Finnland dulden könne! Diese unverhohlene Erklärung quittierte Finnlands Studentenschaft mit der ebenso offenherzigen Kundgebung, daß ihr Ziel einzig die volle Unabhängigkeit ihrer Heimat von Rußland sein dürfe. Sie sympathisierte natürlich mit ihren Landsleuten in Deutschland und ließ Taten auf ihre Worte folgen. Da die älteren Politiker und der größere Teil der Presse dies Ziel nicht zu verfolgen oder zu verkünden wagte, gründete man neue Zeitungen und Vereine, mit dem Zweck, für die volle Unabhängigkeit zu kämpfen.

Solange nun in Rußland eine liberale, kapitalistische Regierung bestand, gingen mit Finnlands nationaler Studentenschaft die finnischen Sozialdemokraten gegen Petersburger Übergriffe Hand in Hand. Sie hatten die Mehrheit im Landtag, weil die Bürgerlichen seinerzeit zu einem Parlament von Seyns Gnaden nicht hatten wählen wollen. Doch stellten die Sozialisten ihre marxistischen Parteiforderungen stark in den Vordergrund und hielten dabei enge Fühlung mit den russischen Soldatenräten, die immer mehr dazu übergingen, auf die Bürgerlichen ungesetzlichen Druck auszuüben und sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen. Durch Gewaltmaßregeln aller Art drückten die russischen Soldaten nicht nur Lohnforderungen für die finnischen Arbeiter durch, sondern bestimmten auch Marktpreise, beschlagnahmten Lebensmittel und suchten mit Drohungen und Waffengewalt die Entschließungen finnischer Körperschaften zu beeinflussen. Tatsächlich waren sie die Machthaber in Finnland, und auch als der nun neugewählte, in der Mehrheit bürger-

liche Landtag sich selbst als Träger der höchsten Gewalt in Finnland ausrief, minderte das die fremde Gewaltherrschaft nicht im geringsten. Denn am 7. November 1917 waren die Bolschewiki in Petersburg ans Ruder gekommen, und der ohnehin schwache Widerstand der finnischen Sozialdemokraten gegen die russische Soldateska in Finnland hörte nun fast ganz auf. Unaufhaltsam glitt die Führung der finnischen Arbeitermassen in immer radikalere Hände. Nur noch einige Wochen, und eine finnische rote Garde vereinigte sich mit der russischen und besetzte am 28. Januar 1918 sämtliche öffentlichen Gebäude und Ämter in Helsingfors.

Ganz müßig war freilich der neue Landtag inzwischen nicht geblieben. Er hatte, von Svinhufvud geführt, noch im Dezember einen Beschluß gefaßt, den Hjelt und Svinhufvud in geheimen Verhandungen mit der deutschen Regierung sorgfältig vorbereitet hatten. Dieser Beschluß lautete so:

„Anläßlich der von der Regierung dem Landtag überreichten Vorlage nebst Entwurf einer neuen Staatsverfassung, die sich auf dem Grundsatz aufbaut, daß Finnland eine unabhängige Republik ist, beschließt der Landtag, als Inhaber der höchsten Gewalt im Staate, für seinen Teil diesen Grundsatz zu billigen, und billigt zugleich, daß die Regierung behufs Anerkennung der Selbständigkeit Finnlands die Maßregeln ergreift, welche die Regierung als zu diesem Zweck notwendig vorgeschlagen hat."

Auf diesen Beschluß hin vermochte Svinhufvud die Sowjetregierung zu bewegen, daß sie an der Jahreswende 1917/18, offiziell am 4. Januar 1918, die Unabhängigkeit Finnlands anerkannte. Darauf haben die skandinavischen Staaten, Deutschland, Österreich, Frankreich und England ebenfalls die Anerkennung ausgesprochen.

Man hatte somit eine Rechtsgrundlage, um gegen die roten Garden und die russische Soldateska im Lande vorzugehen. Als diese die Macht in Helsingfors an sich rissen — am 28. Januar — hatte ein Teil der bürgerlichen Regierung sich bereits nach Westfinnland, nach Wasa, begeben, woselbst Gustav Mannerheim, ehemals General der russischen Armee, in ihrem Auftrage die Organisation eines verfassungstreuen „weißen" Heeres übernommen hatte. Unter der Maske von Feuerwehren, Sportvereinen usw. hatten sich nämlich im Laufe des Sommers 1917, als die Unsicherheit infolge des russischen und roten Terrors immer ärger wurde, Tausende von jungen Leuten zu Schutzgarden zusammengefunden. Im Herbst kamen dann, mit Deutschlands Einverständnis, die ausgebildeten Jäger aus dem Lockstedter Lager in immer größerer Zahl herüber und nahmen an der Ausbildung und Führung teil. Waffen kaufte man anfangs von den Russen; die Hauptmasse wurde später von deutschen Fahrzeugen hereingebracht und von Einheimischen aller Stände geborgen — beides unter Mühsal und Abenteuern. U 57 mit seiner tapferen Besatzung unter Kapitänleutnant Wißmann ist nach Löschung der wertvollen Ladung bei einer solchen Gelegenheit zugrunde gegangen.

Die gesamten roten Truppen, ob Russen oder Finnen, unterstellte die Sowjetregierung der 42. russischen Armee und betrachtete die „Weißen" in Wasa als regelrechte Kriegführende; tatsächlich waren also die finnischen Roten nur Geschöpfe Rußlands, während die Weißen, obwohl teilweise mit deutscher Hilfe ausgebildet, militärisch unter einem Führer standen, der als früherer Ententegeneral keine besonderen Smpathien für Deutschland hegte. Damit hatte also der Freiheitskrieg gegen den Erbfeind begonnen; die ihn führten, lehnten die Bezeichnung „Bruderkrieg" oder „Bürgerkrieg" ab und sahen die Rußland unterstellten Roten finnischer Staatsangehörigkeit als Verräter an.

Dies ist die furchtbarste Lehr- und Leidenszeit Finnlands. Der südlichste, volkreichste Teil des Landes hat wochen- und monatelang eine Schreckensherrschaft erduldet, die noch bei weitem über die schlimmsten Tage der Bobrikow und Seyn hin-

ausging. Was hier der roten Seite an Greueln vorgeworfen wird, kann nicht hinweggeleugnet oder widerlegt werden; zu viele Augenzeugen leben noch für Schandtaten aller Art, und es ist festgestellt, daß mehrere Tausend Menschen ermordet worden sind, und zwar nicht nur Parteigänger der Gegenseite oder solche, die im Verdacht standen, zu den Weißen zu gehören, sondern oft auch Unschuldige, die durch irgendwelchen Besitz die Habgier reizten. Und was hier alles begangen ist, dürfte wohl kaum im entferntesten aufgewogen werden durch Taten der Vergeltung, zu denen sich die Weißen hie und da haben hinreißen lassen, wenn sie die geschändeten oder scheußlich verstümmelten Opfer roter Willkür fanden.

Das Seltsamste an dieser blutigen Periode ist aber, daß es den Bolschewisten nicht gelang, die Führer der Weißen ausfindig zu machen, die sich mit ebenso viel List wie Kühnheit mitten unter ihnen bewegten. Obwohl verfolgt und verfemt, hatten Svinhufvud, Castrén und die andern Häupter der Regierung den Mut und die Geschicklichkeit, hier im Herzen der feindlichen Bewegung zu bleiben und von Helsingfors aus unentwegt Verordnungen und Kundgebungen zu erlassen. Fürwahr, diese Männer waren durch Jahrzehnte politischer Kämpfe und Verfolgungen geschult und gestählt und daher den außergewöhnlichen Forderungen gewachsen, die der Sturm jener Wochen und Monate an sie stellte — anders als so mancher unter unsern Bureaukraten und Politikern, der da glaubt, mit Rezepten aus der wilhelminischen Friedenszeit den kranken Michel heilen zu können!

Diese Regierung organisierte den passiven Widerstand, in dessen tausend Finten und Listen man ja von den früheren Tagen der russischen Unterdrückung bewandert war. Der Beamtenapparat der Hauptstadt und des Staates wurde dadurch für die Roten unbenutzbar; sie selbst verfügten nicht über genügend geschulte Kräfte. Die Regierung richtete einen zuverlässigen Nachrichtendienst und eine geheime Zeitung ein, die in mehr als tausend Exemplaren verbreitet wurde. Sie schuf ein Schutzkorps, mitten im roten Gebiet, brachte es bis auf 2000 Mann und bewaffnete es. Und immer wenn eine solche Einrichtung von den Bolschewisten aufgedeckt und vernichtet wurde, ersann man eine neue dafür. Und stets schwebten alle Beteiligten in der Gefahr, von dem grausamen Feinde entdeckt, eingekerkert oder gar getötet zu werden.

Die größte Gefahr drohte natürlich den Führern, vor allem Svinhufvud selbst. Aber da er so mitten in der Sache stand, erkannte er auch am klarsten, was nottat. General Mannerheim, der am liebsten das Land aus eigner Kraft befreit hätte, verfügte in der günstigsten Zeit nur über 22 000 Mann, während die Roten mindestens viermal so stark waren, auch wahrscheinlich auf Verstärkungen aller Art aus Petersburg rechnen konnten. Selbst wenn er infolge der besseren Disziplin und des geeigneteren Menschenmaterials allmählich der Übermacht Herr werden konnte, waren doch unschätzbare Menschenleben und Sachwerte dem Untergange ausgesetzt. Die reichsten Provinzen und die größten Städte, Helsingfors, Abo, Tammerfors und Wiborg, waren den Roten ja völlig preisgegeben. Schnelle Befreiung war nötig, und Svinhufvud war mit den Seinen überzeugt, daß diese nur mit auswärtiger Hilfe erreicht werden könnte. Auf einem Eisbrecher mit roter Besatzung, der während der Fahrt von einem Häuflein Weißer gekapert werden mußte, begab er sich zu den Deutschen, die Reval besetzt hielten. Von da fuhr er nach Deutschland, wo es ihm und Hjelt gelang, erfolgreich zu unterhandeln. Durch den Frieden von Brest-Litowsk erlangten die Deutschen von den Sowjetvertretern die Zusicherung, daß für den Fall deutschen Eingreifens in Finnland die russische Flotte sich neutral zu verhalten habe. So suchte man im voraus der Hauptstadt eine schwere Beschießung zu ersparen, die unermeßliche Werte zerstört hätte. Auch Mannerheim stellte schließlich die Notwendigkeiten der geschaffenen Lage über seine persönlichen Ansichten und gab

seine Zustimmung zur deutschen Hilfe, wenn die deutschen Hilfstruppen seinem Kommando untergeordnet würden [5]).

Nun kam die aufregendste und blutigste Zeit, der eigentliche Feldzug. Mitte März begann Mannerheim nach Süden vorzurücken und stand Ende März vor Tammerfors, dem strategischen Zentrum der roten Armee; nach acht verlustreichen Tagen hatte er es erobert. Inzwischen, am 3. April, sind deutsche Truppen unter v. d. Goltz in Hangö, ganz im Südwesten im Rücken der roten Front, gelandet. Am 12. ziehen sie in Helsingfors ein, das befreit aufjubelt. Eine andere deutsche Abteilung unter v. Brandenstein ist weiter östlich an der Südküste, in Lovisa, an Land gegangen und unter schweren Gefechten nach Norden vorgerückt. Beide umfassen bei Lahti, gemeinsam mit Teilen der weißen Armee, starke rote Truppenmassen von drei Seiten und zwingen sie nach einer dreitägigen Schlacht zur Ergebung (vom 30. April bis 2. Mai). Da Mannerheim den Rückzug nach Rußland abgeschnitten und am 28. April Wiborg genommen hat, und schließlich der Rest der Roten am 4. Mai bei Kotka und Frederikshamn den Weißen die Waffen gestreckt haben, ist Finnland von Anfang Mai 1918 ein völlig freies Land.

Die deutsche Waffenbrüderschaft und Hilfe wird im Lande nicht so leicht vergessen werden. Um aber die Zukunft des Landes zu beurteilen, müssen wir uns die Tatsache vor Augen halten, daß dieser neue Staat den Grund zu seiner Freiheit durch eine lange Prüfungszeit und eigene Erfahrungen und Leistungen selbst gelegt und redlicher erkämpft hat als so manches andere Gemeinwesen, dem nach 1918 die Freiheit in den Schoß fiel. Zweifellos ist Finnland unter allen neuen Ostseestaaten derjenige, dessen Gesamtbevölkerung politisch am reifsten ist. Wir müssen das anerkennen, auch wenn nicht alles, was es seither auf politischem Gebiet geschaffen hat, vollkommen und erfreulich ist. Dahin gehört vor allem die Verschärfung des Sprachenstreites; sie hat die Einigkeit, zu der beide Nationen des Landes durch den Freiheitskrieg zusammengeschweißt waren, wieder gelockert. Es will den Außenstehenden manchmal bedünken, als ob wertvolle Kräfte, die in den harten Jahren so viel gewirkt haben und durch ihre Erfahrungen unersetzlich schienen, aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet oder doch in den Hintergrund gedrängt wären.

Es ist müßig, zu fragen, ob es damit besser stünde, wenn Finnland, wie es vor dem deutschen Zusammenbruch möglich schien, Monarchie geworden wäre. Der Mecklenburger, der als Herrscher in Aussicht genommen war, verzichtete bekanntlich. Doch regierte General Mannerheim als Reichsverweser auf Grund monarchischer Verfassung, bis im Juli 1919 ein neugewähltes Parlament die republikanische Staatsform beschloß und den Fortschrittsmann Kaarlo Juho Stahlberg zum Präsidenten wählte. Die verschiedenen Kabinette, die das Staatsschiff seither gesteuert haben, konnten sich keiner großen Macht rühmen; im Reichstag hat noch keine Seite die absolute Mehrheit erlangt, und die Neuwahlen von 1922 hatten die Extreme verstärkt. Die Rechte — die schwedische und die finnische Sammlungspartei — war ebenso stark geworden wie die Mitte, die aus der Kleinbauern- und der Fortschrittspartei besteht. Diesen 120 bürgerlichen stehen zusammen 80 sozialistische und kommunistische Abgeordnete gegenüber. Mit einer solchen Volksvertretung ließ sich schwer regieren. Nur wenn es gilt, die Stellung der finnischen Sprache gegenüber der schwedischen auszubauen oder den Grundbesitz zu zerschlagen (Lex Kallio), fand sich eine entschiedene Mehrheit. Im übrigen stützte sich das letzte Ministerium Kallio meist auf die geschwächte Mitte und war bald auf die Linke, bald auf die

[5]) Vgl. zu diesen Vorgängen: „Rüdiger v. d. Goltz, „Meine Sendung in Finnland und im Baltikum, Verlag v. Köhler, Leipzig" und „G. M. Törngren, Har General v. d. Goltz unders kattad Finlands egen insats i frihetskampen?" Stockholm, Albert Bonniers Föreag (vom Mannerheimschen Standpunkt).

Rechte angewiesen, bis die gesamte Linke sich, infolge der Verfolgung und Einkerkerung der Kommunisten, Ende 1923 von den Reichstagssitzungen zurückzog. Es blieb nur ein Rumpfparlament, in dem ein wesentlicher Teil des Volkes nicht mehr vertreten war. Da ließ sich die Reichstagsauflösung und die Demission des Ministeriums Kallio nicht mehr vermeiden. Bis die Neuwahlen ein parlamentarisches Kabinett wieder ermöglichen, führt ein Beamtenministerium die Geschäfte.

Uns Deutschen geht gegenwärtig eine andere Frage näher, die der außenpolitischen Einstellung. Finnlands Gegner ist und bleibt Rußland. Das ist der Erbfeind, der mit seiner Herrschaft noch die Stammesverwandten der Finnen, die Ostkarelier, schwer bedrückt, der Finnlands Freiheit stets wieder bedrohen kann. Zwar lockt den Russen dies nördliche Land mit seinen lange vereisten Häfen weniger als Estland oder gar Lettland, Litauen oder Polen, die seinem Ausdehnungsdrange lästiger im Wege liegen. Dennoch ist für Finnland die Versuchung groß, sich einem Bunde dieser Randstaaten anzuschließen, zur gemeinsamen Abwehr der Russen. Bisher haben sich die Finnen nicht dazu entschließen können, einem solchen Bündnis beizutreten, in dem Polen, Frankreichs Vasall und Deutschlands Feind, den Ton angibt; noch sind die Sympathien für die Deutschen zu stark.

Eins ist klar. Allein ist das Land nicht mächtig genug für den Widerstand, falls Rußland wieder erstarkt und sich auf seine alten Übergriffe besinnt. Deutschland hat aber mit Rußland keine Reibungsflächen mehr und ist im Zustand seiner gegenwärtigen Schwäche auch kein begehrter Bundesgenosse. Nach Blut und Sprache sind die Esten den Finnen am nächsten verwandt, aber Überlieferung, Kultur und Wirtschaft weisen am stärksten nach Schweden. Der vorige Außenminister dieses Landes ist darüber gefallen, daß er seinem Lande ein Bündnis mit den Finnen empfahl. Denn ein großer Teil der Schweden hat den Fennomanen ihre Haltung gegenüber den schwedisch sprechenden Finnländern verübelt; die schwedischen Sozialisten wiederum wollen von dem „weißen" Staate nichts wissen. Aber trotz alledem bleibt Schweden der gegebene Bundesgenosse. Bei ihm mehr als bei Deutschland liegt die Entscheidung, ob Finnland ins Lager der Germanophoben hinübergleiten oder bei denen bleiben soll, die jahrhundertelang seine Freunde gewesen sind.

Der Doppelgänger

Von

Wolfgang Goetz

Siete soddisfatto?
(Shelleys Phantom)

Jedem, der einmal seinem Doppelgänger begegnete, bleibt eine drückende und fragwürdige Erinnerung. Da wir jedoch in unsern aufgeklärten Zeiten die Einmischung ferner Mächte lächelnd nicht glauben mögen und vernunftgemäß erklären, so betrachten wir die seltsame Erscheinung als einen sonderbaren Zufall. Daß aber dennoch ein Austausch zweier Seelen auf eine recht unbegreifliche Weise sehr wohl statthaben kann, mag die folgende Geschichte erweisen, die ich vor kurzem berichten hörte.

Gebietende Umstände, wie sie heute leider des weiteren nicht auseinanderzusetzen sind, hatten dem bekannten Dichter L. nahegelegt, sich von einem Teil seiner Schätze zu trennen, die er in besseren Tagen mit Liebe und mit der in jedem

Deutschen lebendigen Tüchtigkeit eines Sekretärs zusammentragen durfte. Nicht nur der Schmerz über die erzwungene Entsagung, auch die Scheu vor den umständlichen Verkaufshandlungen bedrückten sein Herz, wie er denn als ein Beobachtender die Menschennähe sein Lebtag mied, was ihm nach und nach Unbehilflichkeit und sogar Angst im Verkehr mit den Leuten eingetragen hatte. Zudem wußte er, daß Händler, die mit jenen schwebenden Werten der Ehrfurcht ihr Geld verdienen, wohl um hohen Preis das, was sie Ware nennen, abgeben, jedoch einen Bettel auf den Tisch werfen, sobald sie selber einzuheimsen kommen.

So war es ein entschiedenes Glück, als einer von des Dichters Jüngern ihm Kenntnis gab, daß der reiche Kaufmann S. eine Liebhaberei für die Handschriften bedeutender Menschen habe, die auf einer schönen Bildung gegründet sei. Damit war mancherlei gewonnen; der Käufer könnte eine geringere Summe zahlen, als wenn er den Zwischenmann benötigt hätte, und ebenso wäre dem Dichter ein augenfälliger Gewinn sicher; vor allem dürfte der Dichter darauf rechnen, daß seine Sammlung in getreue Hände komme, was ihn mit schmerzlicher Freude erfüllte.

Da es unnötig erschien, fürs erste die gesamten Briefe und Zettel vorzulegen, wählte L. ein Buchstaben-Konvolut der sorgfältig katalogisierten Autographen, das zuoberst in dem Schranke lag. Er brauchte nicht mit Bedacht zu wählen, da jegliche Mappe größere oder geringere oder auch nur merkwürdige Stücke von ungefähr gleichem Wert barg, wie die anderen.

Ehe er vom Portal des großen Bankhauses zu dem Gemach des leitenden Mannes vordrang, ergaben sich die üblichen Demütigungen, die sich von Stufe zu Stufe aufwärts minderten, bis er endlich vom Herrn des Hauses mit lebendiger Freude begrüßt wurde und Ehrenvolles über seine Verdienste hören durfte. In kurzem war auch der Zweck seines Besuches bekannt: mit beruhigender Sicherheit lenkte der vielgewandte S. an allem Peinlichen vorüber, indem er lachend von seinen Mißerfolgen auf diesem Gebiet der Sammeltätigkeit erzählte, doch hin und wieder bescheiden seinem Dank Ausdruck gab, daß L. just an ihn gedacht habe, da er von den überflüssigen Stücken abzugeben beabsichtigte. Nachdem er höflich gefragt hatte, ob er wohl einiges von dem Mitgebrachten bewundern dürfte, wurden die Blätter nacheinander besichtigt; es ergab sich ein Rühmen und kennerisches Schätzen des einzelnen, jeglicher pries die Besonderheiten seines Besitzes, genoß und spendete angenehmen Neid. Während einige gleichgültige Handschriften rasch durchgesehen wurden, wog S. bedenklich ab, daß er wohl kaum in der Lage sei, eine solche Fülle zu bezahlen, und errechnete redlich einen ungefähren Preis, wobei er die Möglichkeiten einer gestreckten Bezahlung fragend bedachte; zugleich glitt eine Photographie aus ihrem Umschlag und legte sich störend quer.

L. griff danach und stammelte lächelnd eine Entschuldigung, derartiges gehöre nicht hierher. Das Bild trage nicht einmal eine Widmung. Mit freundlicher Bestimmtheit entwand der andere den Karton und blickte leicht verstört auf das Bildnis. Es stellte eine Frau von einer schalkhaften Anmut dar, die sie ein wenig bewußt zur Schau trug; obgleich sie in der Mode um die Jahrhundertwende gekleidet war, sah man ihr wohl an, daß sie eine Schauspielerin sein mußte.

„Das ist die Kläre Heller vom Stadttheater in B.", sagte der Kaufmann mit betretenem Staunen.

L. nickte und suchte dann mit wenig glücklichem Spott seiner selbst das Bild wieder in die Hand zu bekommen. Doch wehrte ihm S., und, nachdem der eine Weile durch das Fenster geblickt hatte, sagte er: „Ich kaufe Ihre Sammlung."

Das freue ihn, erwiderte der Dichter, er werde selbstverständlich Sorge tragen, daß solcherlei Nichtigkeiten, sofern überhaupt noch Ähnliches vorhanden wäre, ausgeschieden würden.

Der Kaufmann schüttelte den Kopf, er gedenke die Sammlung nur mit dieser Photographie oder gar nicht zu kaufen.

Mit einem Blick, der zugleich den andern zu erforschen wie um Entschuldigung zu bitten schien, kramte der Dichter die Blätter zusammen. Als ihm der Kaufmann freundlich verwundert die Hände festhielt, lächelte er hilflos und sagte, dann sei der Handel nichtig, denn mit jenem Bilde hinge eine Geschichte zusammen, die zu erzählen der allzu lang ausgedehnte Besuch unmöglich mache.

Der Hörer wurde vom Telephon gerissen, und eine ruhige Stimme befahl, jedweden Anruf zu vermeiden, bevor nicht anderslautende Weisung ergangen sei. Eine Hand lud zum Sitzen. Dann war es eine Weile still.

„Die großen Ferien meines letzten Gymnasialjahres", begann der Dichter, „verbrachten meine Eltern und ich in einem einsamen schweizerischen Kurort; ehe die Freizeit noch ganz zu Ende war, fuhren wir nach B., um uns in dieser tätigen und behäbigen Umgebung, die übrigens mancherlei künstlerische Anregung bot, langsam wieder an das Getriebe der heimischen Großstadt zu gewöhnen. Die tüchtigen Museen boten Beachtenswertes, so daß wir gut zwei Dormittage verbrachten, sie genauestens zu durchforschen, während die Nachmittage der mannigfaltigen Architektur gewidmet wurden. An den Abenden wußten wir nichts Besseres anzufangen, als das Theater zu besuchen, das durch vortreffliche und eigenartige Dorstellungen ebenfalls überraschte. Wir hätten recht wohl und ohne das bereits Gesehene zu wiederholen, noch einen Tag in B. zubringen können, allein mein Dater erklärte, er müsse sich daheim erst wieder eingewöhnen, ehe er aufs neue ins Getriebe stürze, und so bestimmte er, daß wir anderntags fahren wollten, um am Sonntag uns in Ruhe noch des Eigenen zu erfreuen. Mir war diese Absicht gleich angenehm, denn nach durchfahrenem Tag und mißmutiger Nacht sofort den erbärmlichen Quark und die häßlichen Gesichter jener Menschen, die sich Lehrer nannten, aufnehmen zu müssen, um meine sehnsüchtige Bildung wiederum mit rohen Händen zurückschrauben zu lassen, war mir aus Erfahrung als hassenswert bekannt. Die noch verbleibenden Stunden in der Fremde wurden doppelt genossen, zumal der Abend eine seltene Freude versprach; man gab die „Semele" von Schiller und Goethes „Satyros", den „wahren Urfaust", wie mein Dater zu scherzen beliebte.

Ich hatte seit früher Jugend auf den Ferienreisen mir eine Personalkenntnis der Schauspieler angeeignet, so daß ich noch heute, wiewohl ich die vierzig um ein Gutes überschritten habe, einen drolligen Ballast von Namen mit mir schleppe, ja wohl imstande wäre, die wandelbaren Geschicke eines beliebigen Mimen mit biographischen Daten ohne Schwierigkeit herunterzubeten. Man hatte in B. damals die Eigenheit, auf dem Theaterzettel nicht nur die nächste Dorstellung dem Titel nach anzuzeigen, sondern auch die Personen mit den Namen der Spieler aufzuführen, so daß ein eifriger Besucher sich jeden zweiten Abend den Groschen für das Programm sparen konnte.

Ich las an jenem Tag gewissenhaft auch die Aussichten für den folgenden Abend auf das genaueste durch, wiewohl ich wußte, daß ich dann bereits am runden Tisch zu Hause die erste Mahlzeit wieder einnehmen würde; es konnten sich ja für mein heimliches Schauspielerlexikon bisher unbekannte Namen ergeben. Ich erfuhr, daß man den „Rosenmontag" geben würde, und in der Tat waren mir einige männliche Schauspieler sowie die Dertreterin der weiblichen Rolle noch unbekannt. Diese, hatte ich zu meiner Befriedigung wohl bemerkt, würde heute abend in Goethes erhabener Tollheit die Psyche spielen. Wußte ich gleich, daß dies eine mindere Rolle des kürzesten aller Fünfakter sei, bemächtigte sich meiner eine köstliche Unruhe, die mich Schiller mißachten ließ, und die sich zu herzklopfender Spannung riesenhaft auswuchs, als der Dorhang vor der Hütte des heiteren Einsiedels aufging. Die

frechen Reden des Waldteufels machte ich mir durchaus zu eigen; hockte endlich am Brunnen und ließ mit betörender Stimme mein einsames Leid durch den Mund eines Fremden auf der Bühne künden.

Noch ehe die beiden auftretenden Mädchen mir durch die Worte ihrer Rolle zu erkennen gaben, welche die so unbegreiflich Ersehnte sei, wußte ich sofort Bescheid. Der witzige Maler, der jenes Werk ausgestattet hatte und der jetzt hochgeachtet an unserer wichtigsten Bühne wirkt, ließ die bürgerliche Partei in einer Mischtracht von Rokoko und Griechentum entsprechend erscheinen. Den beiden hübschen Geschöpfen kamen die also zwiefach erlaubten Zugeständnisse an ihre Reize auf das beste zustatten."

L. schwieg mit gesenktem Kopf. Dann langsam, mit einer unnützen Bewegung der Rechten über sein Hinterhaupt, fuhr er ruhig fort:

„Ich zitterte. Noch vermochte ich der Handlung zu folgen, ja, ich verleibte mich derart dem rousseauistischen Unhold, daß ich die brennenden Küsse zu schenken und zu empfangen schien, die er mit meiner Geliebten tauschte, daß meine Griffe in ihrer Schönheit zu wühlen schienen. Als jedoch nach der wilden Verkündung rücksichtsloser Natur das Mädchen auf eine unbeschreiblich rührende und lächerlich hingerissene Weise die Worte sprach: „Ach, wie beschwert mich schon mein Kleid", ertrank um mich alles in einem blutigen Nebel. Ich werde wohl meine Zähne aufeinandergebissen haben, um verräterischen Laut zu ersticken. Das Stück verlor jegliche Anziehung, und da von nun an die Gestalt der Psyche im großen Haufen sich verliert, konnte ich die verbleibende Zeit nützen, wieder Herr meiner selbst zu werden.

Mein Vater, aufgeräumt von dem Erlebnis dieses Abends, der ihm Seltenes anschaulich nahe gebracht hatte, bemerkte meine verbissene Schweigsamkeit erst, als meine Mutter sich zurückgezogen hatte und wir Männer noch eine Flasche Wein tranken. Mir erschien es unfaßlich, daß ich abreisen sollte, ohne das anmutige Mädchen noch einmal erblickt zu haben; ich hatte krampfhaft bedacht, wie es möglich wäre, die Unmöglichkeit eines Wiedersehns zu vernichten. Als darum mein Vater nach dem Grund meines Schweigens fragte, erklärte ich verdrießlich, daß man morgen ein Stück aufführe, dessen Kenntnis einigermaßen wichtig, zu Hause mir jedoch verwehrt wäre, da ich im Theater Mißgünstigen und Lehrern begegnen könne, die mir den Besuch übel deuten möchten. Und wahrhaftig besaß man zu jener Zeit eine seltene Enge des Urteils, die in der Tatsache eines Verhältnisses bereits Lüsternheit entdecken zu müssen glaubte; heranwachsende Jünglinge, die ihr Wissen um solche Dinge nicht verhehlten, wurden, wenn auch nicht geradezu als verdorben, doch als moralisch angekränkelt bedauert."

L. verharrte eine Weile mit geschlossenen Augen in lächelndem Schweigen.

„Ich hatte in richtigem Gefühl mit der Laune meines Vaters gerechnet", begann er wieder. „Wenn mir mehr daran läge, den „Rosenmontag" zu sehen, als noch einen geruhigen Tag vor dem Schulbeginn daheim zu verbringen, so solle ich getrost bleiben und am Sonntag den gleichen Zug benützen, mit dem er und die Mutter morgen fahren würden. Ich stellte mich zweiflerisch, erwog des längeren Für und Wider und erklärte mich dann für den weiteren Aufenthalt mit einer Miene, die ausdrückte, daß ich einer literarischen Pflicht genüge. Es mag sein, daß dieser Ernst meinen Vater belustigte; er gab mir eine Summe, die für mehrere Tage ausgereicht hätte.

Nachdem am nächsten Vormittag meine Eltern gegen elf davongefahren waren, eilte ich in das Gasthaus zurück und blätterte in dem Verzeichnis der Einwohner nach dem Namen Heller. Meine Königin wohnte in einem stillen, hübschen Vorort. Zu wiederholten Malen umschlich ich das Haus, stellte fest, daß die Be-

sitzer der Villa, nach den herabgelassenen Rolläden zu schließen, auf Reisen waren; achtete wohl auf jeden Schwung der Vorhänge an den wenigen unversorgten Fenstern. Zu klingeln traute ich mich nicht. Gegen Abend eilte ich in die Stadt, kaufte ein Blumensträußchen und legte es vor ihre Schwelle. Hinter einer Mauerecke wartete ich und sah sie endlich das Haus verlassen. Das Sträußchen blieb unbeachtet liegen; mochte es, ich schritt in furchtsamem Abstand hinter ihr drein. Bisweilen erschrak ich, denn an einem Zögern ihres Wandels oder an einer Bewegung ihrer geliebten Hand glaubte ich zu bemerken, daß sie in den einsamen Straßen den Schritt ihres Verfolgers wahrnahm, aber nicht umzublicken wage. Die Straßenbahn kam zu meinem Glück in der Sekunde, da ich die Haltestelle erreichte, denn stumm neben ihr zu verharren, wäre mir nicht gegeben gewesen; es hätte ein lächerliches und böses Aufsehen entstehen können. In dem Wagen blieb ich auf der hinteren Plattform stehen und sah sie in einem Buche lesen. Mein Neid auf den Verfasser war grenzenlos. Die Bilder der lebenden Dichter, deren Stücke durch ihre Kunst erst den eigentlichen Glanz erhielten, drängten fürchterlich an. Ich wußte wohl, daß die Schreibenden von leichten Sitten seien, daß nach einer Premiere sich die Beteiligten zu einem lustigen Gelage zusammenfänden, und trostlos erwürgte ich die Frage nach dem weiteren Verlauf der Nacht. Ich beschloß, eilends ein Stück zu schreiben und in B. zur Aufführung einzureichen. So durchflog ich die gesamte Weltgeschichte nach geeigneten Stoffen, Eleonore Prohaska, die Pompadour, Semiramis waren zur Hand, vielleicht bot der Knabe Konradin gar noch besondere Vorzüge. Es war schließlich gleichgültig, welche Fabel auszuführen sei, am besten, ich würde alle vier bewältigen, was den Vorteil mit sich brachte, daß zumindest eine das Gefallen der Theaterdirektion finden dürfte; Hauptsache war nur, daß es mir gelang, den Glanz dieser schönen Wimpern, den Adel des wiegenden Fußes auszudrücken. Nun, dieser eine Vorsatz ist mir verblieben; ihn so wenig wie die andern habe ich auszuführen vermocht.

Vor dem Theater sprang ich hastig vom Wagen; ich hätte den Blick ihrer Augen nicht ertragen, der die ganze Niedrigkeit meiner Seele enthüllen mußte.

Noch war kein Mensch im großen Hause, außer denen, die unnumerierte Plätze gekauft hatten, und die ich innig verachtete; nur Logenschließer standen grämlich herum. Mir blieb Zeit genug, in den hellerleuchteten Gängen den Zettel zu studieren, bevor man mich in den Zuschauerraum einließ. Zu meiner Genugtuung wurde für die nächsten Tage eine Wagnersche Oper angekündigt und ich brauchte nicht meine Qual an unerreichbarem Glück zu wetzen. Doch sah ich mit Schrecken, daß man hier in B. am Abend des Tages, der mich wieder auf den verhaßten Holzbänken gesehen haben würde, erstmalig den „Johannes" des Sudermann aufführen wollte. Einige Kameraden hatten mir zugetuschelt, das sei ein wildes Stück, zeige es doch im letzten Akt den Tanz der Herodestochter. Ich kann nicht mehr ermessen, welche unsägliche Mühe es mich gekostet hat, ehe meine klebenden Lippen den Diener fragten, welche Schauspielerin für die Rolle der Salome hier in Frage käme. Es wird nicht wundernehmen, daß die Antwort meinen gefürchteten Erwartungen entsprach.

Ein jäher Entschluß ging in mir hoch: vom Theater direkt zu entfliehen und mit einem Nachtzug, den ich ausfindig gemacht hatte, die Hölle dieser Stadt zu verlassen. Das war wie ein Heilmittel, das meine Seele sich selbst aus sich heraus verordnete. Dem Getümmel meiner Gedanken, dahinter ein ängstigender Zwang noch nebelhaft starrte, wehrten die nun häufiger kommenden Menschen. Sie waren mir verhaßt, je näher sie meinem Alter stehen mochten; die Weiber ließ ich hingehen, ja, ich begrüßte sie, denn sie schienen mir ahnungslose Gehilfinnen, indem sie die frechen und laut lachenden Männer ablenkten von dem, was mich aufs innigste bewegte. Der ewig wiederholte und mit dem Erscheinen jedweden Besuchers stets aufs

neue angekurbelte Kreislauf meines Hirns sänftigte sich erst, als der Vorhang emporrauschte. Ob die Leistung der Heller hohem kritischen Anspruch genügte, könnte ich in keinem Falle beantworten. Ich hörte nur ihr dunkles Lachen, und hätte ich nicht so oft nach den verfluchten Gaffern vor mir und neben mir und über mir schielen müssen, ich würde mich doch wohl nicht an ihren schlanken Regungen ersättigt haben, die denen einer Jägerin gleichkamen.

Als ich die nächtige Straße betrat, war mir dennoch zumute, als sei der Schein Wirklichkeit gewesen; ich trug tiefes Leid um die tote Käthe Heller und war beglückt über das gelöschte Sein jenes Schauspielers, der sie als junger Leutnant liebhaben und küssen durfte. Ich hielt mich lange in diesem närrischen Wesen, das eine schwere Last von mir nahm, mich mit schwerer, aber stillender Trauer sänftigte und ersättigte; erst als ich den Strom überschritt und die Spiegelbilder der Laternen im Wasser sah, die wie gleißende Lippen sich spitzend rundeten und wieder schlossen, wußte ich, daß ich umzukehren habe und mit der nächsten Straßenbahn den Vorort zu gewinnen.

In ihrem Hause brannte ein einsames Licht. Ich riß an der Klingel; eine wohlbekannte Stimme, gedunkelter noch durch den Schreck, der mir unendlich süß erschien, fragte nach dem Begehr. Ein Schrei von so entsetzlicher Verzweiflung war die Antwort, daß sich in den anliegenden Häusern Lärm erhob, Männerstimmen wurden laut —"

L. hielt inne:

„Vergeben Sie," unterbrach er, „wie damals Wirklichkeit und Schein in mir sich durchdrangen, so haben sich mir die Bedenken und die furchtsame Erwartung so versteint, daß sie als Wahrheiten erscheinen. Allein ich sehe, meine Geschichte langweilt Sie. Es ist nicht mehr viel zu berichten."

Der Kaufmann hob den Kopf, den er anscheinend teilnahmslos gesenkt hatte, und bat, auf das genaueste fortzufahren, in einem derartig gelähmten Ton, daß der andere mit gehorsamer Verwunderung der schier befehlenden Bitte nachkam.

„Ich bin wohl zu ihrem Hause gefahren," erzählte er weiter, „das Licht brannte auch hinter ihrem Fenster, das Sträußchen, entsinne ich mich, war verschwunden. Zu klingeln wagte ich jedoch wiederum nicht, da ich den Aufruhr befürchtete, dessen nie geschehener Ausbruch mich gleichwohl heute noch mit einer leichten Schwäche überfällt. Mich feige schimpfend und mein Opfer schmerzvoll preisend, das ich als ein Ritter dem Ruf des Mädchens brachte, irrte ich umher, hielt noch eine Weile Wache vor den nun geheimnisvoll dunklen Fenstern, brach in Tränen aus und stürzte die erwartungsvollen Straßen einer summenden Sommernacht entlang.

Daß etwas geschehen müsse, war mir deutlich. In wenig mehr als zehn Stunden ging mein Zug. Das Abenteuerlichste schien das Natürlichste. Ich wollte mich verdingen, gleichviel in welchem Beruf, nur um in ihrer Nähe zu bleiben, oder ich wünschte, als ein Entsagender barfuß die Welt zu durchwandern. Die Erinnerung an meine Eltern und ihre Angst um das einzige Kind warf sich vor die Entschlüsse, und etwas besonnener, glaubte ich mich fähig, der Geliebten einen Brief zu schreiben, in dem ich nur bitten wollte, mir hin und wieder ein Zeichen freundlicher Gesinnung zu gönnen. Ich konnte ja in Aussicht stellen, daß ich gesonnen sei, dramatischen Unterricht bei ihr zu nehmen, sobald nur die Schule hinter mir läge. Schon aber verzweifelte ich in dem Gedanken, mein Brief möchte keine Erhörung finden. Dann waren die Schiffe verbrannt, und die Welt war nur mehr eine einzige Öde. Denn daß je bessere Zeiten kommen werden, will die Jugend nicht einsehn, und ich frage mich oft, ob sie nicht sehr recht hat. Schweigend zu dulden und die süße Lust erhabenen Schmerzes bis auf das Letzte zu kosten, mich so als heimlicher König über die Gemeinheit und Niedertracht, über das kleinliche Gebaren meiner Nacht-

haber und unehrlichen Genossen zu schwingen, es wäre nicht meine Sache gewesen. Ich hätte — genug, im Dämmer erst fand ich meine Herberge. Seltsamerweise umschlang mich sofort ein eiserner Schlaf.

Als ich erwachte, setzte mein Hirn entschieden ein. Ich erkannte, daß nur ein törichter Stolz mich kostbare Stunden hatte vergeuden lassen. Würde ich Schmach von ihr erdulden, so war in jedem Falle gewonnen, selbst auf die Gefahr, daß mich der Schlag auch in die Wasser schleuderte.

Ich erklärte dem Aufwärter, erst am Abend reisen zu wollen. Ruhig erwartete ich die Stunde, da für diesen Tag die Läden geöffnet wurden, und kaufte dann einen Strauß. Glauben Sie mir, ich staune noch heute über meine Entschlossenheit, und ich meine, daß ich in der Tat stolz sein darf.

Der öffnenden Magd erklärte ich, unter allen Umständen das gnädige Fräulein sprechen zu müssen. Ich wurde verwundert in ein heiteres Zimmer geführt. Nach einigen Minuten trat sie ein. Ach —" der Dichter sprang auf und warf die Hände vor seine Augen; dann, errötend, setzte er sich nieder: „Sie trug eine weißseidene Bluse und einen sportlichen Rock. Pfeffer und Salz. Es ist lächerlich, dergleichen zu erwähnen, aber ihr glaubt ja nicht, wie entzückend sie war.

Sie lächelte leicht mütterlich und nahm dankend den Strauß in Empfang mit einer Überraschung, die verriet, daß ihr Ähnliches wohl schon geschehen sein mochte. In ihre Einladung, mit der sie mich zu sitzen nötigte, klang ein leichtes Seufzen. Ich spürte recht gut, daß sie das übliche Enthusiastengewäsch erwartete. So blieb ich stehen.

„Ich versäume Ihretwegen die Schule", erklärte ich rauh.

Mit der drolligen Miene eines zu Unrecht gescholtenen Kindes blickte sie auf. Keinen Augenblick hätte sie Zweifel gehabt, daß ich Student sei. Ich ließ mich nicht beruhigen. Es sei mein Wille, sie als Salome zu sehen, und wäre es, durch schmachvolle Entlassung kurz vor dem Abiturium, mein ganzes Leben zu zerstören.

„Kind, Kind! Was beginnen Sie!" fuhr sie unruhig auf.

Und nun sie mich beim rechten Namen nannte, war das erlösende Zauberwort gesprochen. Ich brach zusammen, drückte mein Gesicht auf ihre Füße und begann schluchzend meine Geschichte zu erzählen. Allgemach milderte sich der Sturm, ich spürte ihre Finger auf meinem Haar, und war glücklich, daß sie schwieg. Da ich verstummte, hob sie meinen Kopf zwischen ihre Hände. Sie müsse mir wohl schon den Gefallen tun, daß ich noch ein wenig vor ihrer Schönheit knien dürfe, lächelte sie, aber wir müßten nun auch vernünftig reden. Daß viele Männer sie liebten, wäre ihr nur zu bekannt, aber so toll wie ich habe es noch keiner getrieben, und wenn ich nicht tapfer mithilfe, könne sie auch keinen Pfad aus diesem Unheil finden. Mit tantenhaften Ermahnungen sei gar nichts gewonnen, sie könne sich schon vorstellen, daß ich den Schmerz meiner Eltern und auch die drohenden Strafen der Schulmeister in Betracht gezogen habe. Ich müsse also selber raten, was denn nun werden sollte.

Ich sei überglücklich genug, stammelte ich, und wünsche nichts mehr.

Sie drückte mich lächelnd an sich, und es schien mir, als glitte um ihren Mund ein Schlänglein."

Der Dichter sah auf, denn ihm deuchte, es wäre drüben vom Schreibtisch ein Ja herübergeächzt, doch saß der Kaufmann mit vornübergeneigtem Kopf wieder in jener teilnahmslosen Haltung, und so fuhr der Erzähler fort:

„Sie strich nachdenklich über die Stirn. Es würde das Beste sein, wir täten uns ein Gutes an, verbrächten den Tag draußen im Freien, und abends wollte sie mich an den Zug begleiten. Dann würden wir uns schreiben und, wenn ich erst ein junger Student sei, müßte ich nur ja wiederkommen, sie zu besuchen.

Die Jugend hat die Kraft, Stunden durch die Wucht des Erlebens zu Ewig-

keiten auszudehnen. Die Aussicht auf mehr als einen halben Tag reinen Glücks machte mich übermütig, ich tanzte ausgelassen im Zimmer umher, umschlang sie und küßte ihren Mund. Sie zauste mich ordentlich zur Strafe.

Wo wir gewesen sind und was wir sprachen, weiß ich nicht mehr. Ich sehe nur ein gebirgiges Tal, durch das auf reißendem Fluß Flöße schwammen. Meine Seligkeit war vollkommen. Auch gegen den Abend wußte ich die kurze Zeit noch ins Unfaßliche zu verlängern, indem ich mir die vielen Stationen vorrechnete, die noch zwischen dem Jetzt und der Abfahrt lagen: die Begleichung im Hotel, die Aufgabe des Gepäcks und das Nachtessen, für das dann immer noch zwei Stunden verblieben. Ich begrüßte es lebhaft, als sich ein kühler Wind aufmachte und wir auf ihre Bitte noch einmal nach ihrer Wohnung fuhren, einen Mantel zu holen, womit abermals ein wechselnder Aufenthalt gegeben war.

Die Magd hatte Ausgang, und so mußte meine hohe Freundin seufzend eine Weile stöbern, so daß ich einige Minuten zu lang allein blieb. Der Gedanke an den Abschied machte die Erinnerung der eben verbrausten lebendigsten Stunden rasch verdämmern. Ich sah das Entsetzen eines Daseins ohne sie. Indem trat das muntere Geschöpf, den Mantel begeisternd umgeworfen, herein und sprach unglücklicherweise die lachenden Worte: „Ich freue mich, mein Junge, daß du dies Haus froher verläßt, als du es betratest."

„Ich bin ja morgen wieder da", bebte ich.

Das Lächeln wich, sie sah erschrocken zu mir.

„Ich fahre nicht," versicherte ich, „oder ich fahre ab", trumpfte meine Jungenhaftigkeit, und schrie nun das ganze Elend, das mich erwartete, vor sie hin. Die Besorgnis in ihren Mienen wich bald der Sorge, die in Mitleid und Furcht wechselte; so schritt sie herrlich in Erregung an mir Tobendem auf und nieder. Sie schalt, sie mahnte, flehte und bettelte, sobald ich Atem schöpfte. Aber ich überraste ihre Worte mit den meinen.

„Ich kann nicht gehen", brüllte ich endlich besessen, stampfte mit den Füßen und schlug meine Fäuste gegen den Schädel.

Sie stand und biß ihre Unterlippe. „Was soll ich tun?" fragte sie vor sich hin.

„Was brauchst du es zu wissen? Weiß ich es doch", antwortete ich.

Eine Falte klomm zwischen ihren Brauen langsam hoch und zog die seidigen Bögen schmerzlich aufwärts.

„Dein Unglück willst du, dummer Junge," sagte sie hart, „und mich willst du zur Mitschuldigen machen." Sie trat an mich heran und blitzte: „Das soll dir nicht gelingen. Wenn mein Gesicht unschuldig dich verführte, nun denn, so sei der Weg vollendet. Wer schön ist, hat auch seine Pflichten."

Der Mantel schwang von ihren Schultern.

Sie senkte den Blick.

„Komm", sagte sie mit Nachdruck und warf den Kopf in den Nacken.

Am andern Morgen kam ich gerade noch zurecht, als meine Kameraden von der Morgenandacht in die Klasse stürmten. Mein Ausbleiben war nicht bemerkt worden."

Der Dichter schwieg.

„Sie werden verstehen, warum ich die Photographie nicht von mir lasse."

Undeutliches kam als Antwort.

„Wie meinten Sie?" fragte L.

„Und keiner wird je erfahren, wer das Opfer war", stöhnte es hinter dem Schreibtisch.

Das würde man wohl auch nicht, erwiderte der Erzähler unsicher.

Da fuhr plötzlich der Kaufmann hoch. Er starrte den andern an, als wäre dieser fremder Eindringling.

„Was Sie da eben erzählten, das ist, das kann unmöglich wahr sein!“ schrie eine Stimme aus dem Kaufherrn.

Des Dichters Hand wehte gelassen durch die Luft und fiel trostlos auf die Lehne des reichen Sessels. Doch, lächelte er betrübt, der Anfang sei nur allzu wahr, allein sein Vater habe sich dem Vorschlag eines verlängerten Aufenthaltes völlig abgeneigt gezeigt, und zu der ungestillten Qual habe sich der Verdruß väterlicher Grobheiten gesellt. L. erhob sich und trat an das Fenster, während der andre wieder hinter seinem Schreibtisch versank. „Wo wäre ich wohl jetzt,“ sann er laut vor sich, in den gläsern gedämpften Lärm der aufgeregten Straße hinaus, „wenn ich damals Mut gehabt hätte!“

„Hier!“ schrie es hinter ihm; als er sich wandte, stand jener neben seinem Stuhl und deutete mit dem erregten Finger auf den kaufherrlichen Thronsitz.

„Hier säßen Sie, wie ich jetzt sitze. Denn was Sie träumten, mußte ich erleben.“

Sie maßen sich Blick in Blick.

Der Dichter senkte zuerst die Augen und füllte stumm seine Mappe.

„Verzeihen Sie die Störung. Guten Morgen!“ verbeugte er sich und ging.

„Guten Morgen“, sagte der andere ruhig und griff nach dem Telephon.

Dann knirschte es hinterher: „Vielen herzlichen Dank!“

Dante und das Problem der Renaissance

Von

Konrad Burdach

(Schluß)

X

Mehrere hochverdiente Gelehrte (z. B. Utitz, Klemperer, von Martin) haben meinen Forschungen über Wesen und Ursprung der Renaissance wiederholt den Vorwurf gemacht, daß ich zu viel aus dem Mittelalter herleite und das eigentümliche Neue, das die Renaissance brachte, unterschätze. Das beruht auf einer vollkommenen Verkennung meiner Absicht und meines Standpunktes. Gerade so gut wie meine verehrten Tadler, die es verzeihen werden, wenn ich an dieser Stelle ihre kritischen Ausführungen nicht im einzelnen erörtere, suche auch ich das Neue der Renaissance, und ich schlage es gewiß nicht niedriger an als sie.

Vielleicht darf ich hier zu meinem Verteidiger Voßler bestellen. Er hält mir gerade umgekehrt einen ‘schöngeistigen Bildungsstolz’ vor, der aus ‘Überschätzung und Verschönerung des Begriffs der Renaissance komme’, und versäume, ‘die Schranken und Mängel dieser Bewegung herauszuarbeiten: den abstrakten und formalistischen Zug, der in der Kunst zur Pedanterie, zum Purismus, Illusionismus und Hedonismus geführt hat, und in der Praxis zum Machiavellismus oder besser gesagt zum Guicciardinismus und im ganzen Leben zum Relativismus und zu einer heillosen Zweideutigkeit des Gewissens’. Und auf der anderen Seite glaubt Voßler, mir gerade eine Unterschätzung des Mittelalters verübeln und mich belehren zu müssen: „Was die Romantiker am Mittelalter als volkstümlich empfanden und geliebt haben, das ist tatsächlich vorhanden; nur daß es nicht, wie sie meinten, aus dem Volke kommt.

Aber ebensowenig kommt es, wie Burdach meint, aus der Antike noch aus dem Orient, sondern aus der Geistigkeit und Innerlichkeit der erlesensten Kinder des Mittelalters selbst." Abgesehen von dem ein bißchen undeutlichen Begriff und Ausdruck des Volkstümlichen, das nicht aus dem Volke kommt, entspricht diese Charakteristik des Mittelalters durchaus meiner eigenen Auffassung: ich denke, mich darüber auch in der Schrift 'Deutsche Renaissance', gegen die sich Voßlers liebenswürdige Bedenken richteten, mehrfach deutlich bekannt zu haben, und meine älteren und jüngeren Arbeiten über Walther und Wolfram und andere Minnesänger, über das Volkstümliche Deutsche Liebeslied, über den 'Ackermann aus Böhmen' würden auch meinen allervortrefflichsten Kritiker davon überzeugen, falls er Zeit fände, sie etwas genauer durchzugehen. Schien ich ihm aber oder anderen Lesern in jener Schrift die Renaissance zu überschätzen, so mögen sie bedenken: ich mußte der maßlosen Überhebung und Unkenntnis eines wohlmeinenden teutonischen Dilettanten gegenüber, das Erlösende und Ewige des Geistes der reinen Renaissance ins Licht setzen: das Heilige und Göttliche im Wollen und Schaffen ihrer edelsten Vertreter. Ich tat das immerhin noch mit großer Milde gegen ihren Verächter. Hätte ich vorhergesehen, welch ungeheuerliche Reklame in gewissen politischen Tageszeitungen, aber auch in sonst unbefangenen Zeitschriften für die Schriften dieses wahnbetörten Vaterlandsfreundes andauernd gemacht werden würde, und daß sogar in der ältesten germanistischen Zeitschrift ein ernsthafter Fachmann seine grotesken Verirrungen und sinnlosen Beschuldigungen mit dem Schleier reservierter Zustimmung verhüllen werde, dann hätte ich andere Saiten aufgezogen.

Ich fand und finde auch heute das anachronistische Zerrbild unerträglich, das von der Renaissance in der auch heute noch herrschenden Geschichtsauffassung fortlebt, selbst, ja gerade bei vielen ihrer angeblichen Bewunderer. Unerträglich diese materialistische, wirtschaftsgeschichtliche und tendenziös parteipolitische Erklärung ihres Ursprungs und Wertung ihres Geistes. Die ästhetischen und sittlichen Schwächen der Renaissance-Entwicklung sind mir gewiß nicht weniger zuwider als irgendeinem ihrer Gegner. Freilich 'Relativismus', den Voßler aus ihr herleitet, vermag ich nicht in ihr zu entdecken. Im Gegenteil: ihr absolutes Schönheitsideal, der überspannte Begriff des Kanons, das Prinzip des idealen Stils führte zu Regelzwang und ödem Schematismus, der dann im Rationalismus und Klassizismus das künstlerische Leben knechten und lähmen sollte. Die Befreiung davon brachte in einer grundsätzlich neuen Kunsttheorie und im Zusammenhang mit einer neuen Weltauffassung erst der einsam große Vico, dessen tiefe und umfassende Würdigung durch Benedetto Croce ich in diesen Blättern vor Jahren nach Gebühr huldigend gefeiert habe („Deutsche Rundschau" 1910, Februar, 'Schillers Chordrama', Abschnitt III).

Ich darf vielleicht hier ein persönliches Bekenntnis einfließen lassen. Mein Interesse für Vico und mein Bemühen um sein historisches Verständnis liegt weit zurück. Als Richard M. Meyer 1895 in der ersten Auflage seines 'Goethe' (S. 560 f.) zwar richtig die epochemachende Bedeutung seiner nuova scienza erkannte — was damals selten war — und treffend urteilte, sie habe zuerst das Gesetz der Entwicklung in der Geschichte gelehrt, nahm ich bereits lebhaft Anstoß an seiner daran geknüpften Bemerkung, Goethe, der in seiner Italienischen Reise Vico mit Hamann vergleicht, zeuge dadurch 'nicht gerade für ein gründliches Studium Vicos'. Denn dieser Vergleich schien mir vielmehr höchst treffend: er verrät, daß Goethe, wie so oft, mit genialem Instinkt den fruchtbaren Punkt im Wirken des lange Unbeachteten bemerkt hat. Vico darf in der Tat als Vorbereiter der antirationalistischen und antiklassizistischen Gedanken Hamanns und ihres Erfüllers Herder gelten. Dies im einzelnen nachzuweisen, habe ich in meinen Hallischen Universitätsvorlesungen und Seminarübungen, wenn ich über das deutsche Volkslied und die Geschichte der Entdeckung des Begriffs 'volkstümlich', über die Entwicklung der Theorien der Sprache,

insbesondere der deutschen Grammatik zu sprechen hatte, wiederholt versucht. Aber Benedetto Croces begeisterte und eindringende Darstellung hat mich später natürlich reich belehrt und stark gefördert, und stets habe ich für diesen ausgezeichneten Forscher und Welterzieher, den Kenner und Freund deutscher Philosophie und Dichtung, den nach Gerechtigkeit strebenden Beurteiler der deutschen Wissenschaft und Kultur, der uns auch im Weltkrieg und seitdem die Treue gehalten, dieselbe Gesinnung dankbarer Verehrung gehegt. Er ist als ein scharfer Kritiker der Methode und Vortragsweise der deutschen Geschichtsschreibung aufgetreten. Mit gutem Grunde hat er mancherlei Einseitigkeit und Äußerlichkeit in ihr getadelt. Aber soweit ich seine Schriften kenne — die in und nach dem Weltkrieg in Italien oder übersetzt in der Schweiz erschienenen waren mir unerreichbar — finde ich keinen unvereinbaren Gegensatz zwischen seinem Standpunkt und dem meinigen. Denn der Leben begreifenden und Leben weckenden Geschichtswissenschaft, die das Geistige im Wollen und Tun der Menschen sieht und wertet, will er ihr Recht nicht beschränken, und neben ihr hat seine geschichtsphilosophische Betrachtung freien Raum.

Dem hohen Ziel einer solchen das Geistige suchenden Geschichtserkenntnis waren und sind meine Bemühungen zugewandt, die zeigen sollen, wie der Renaissancegeist erst allmählich aus mittelalterlichen Anschauungen herauswächst, und vor allem, wie er mittelalterliches Erbe, das viel stärker antike Elemente durchsetzen und humanistische Neigungen erfüllen, als allgemein anerkannt oder auch nur bekannt ist, zwar übernimmt, aber es mit veränderter, stärkerer oder auch schwächerer Betonung versieht oder ihm neuen Sinn eingießt und es dadurch wandelt.

Dabei suchte ich nun zweierlei von der landläufigen Geschichtsauffassung übersehene Tatsachen zur Anschauung zu bringen und dem allgemeinen Bewußtsein einzuprägen. *Erstens*: die Verehrung des römischen Altertums, in der zwar nicht das Wesen, wohl aber ein Hauptbestandteil der Renaissance beruht, ist aus dem *Imperialismus*, aus dem Glauben an den göttlichen Weltberuf Roms und des römischen Volks zur Beherrschung des Erdkreises hervorgewachsen. Dieser Imperialismus ist die eigentliche Wurzel der Renaissancegesinnung. Er war seit dem Untergang des altrömischen Kaisertums auch in der Hochflut der Völkerwanderung und der Ausbreitung des Barbarentums niemals erloschen. Er hat als eine *retrospektive* Macht die politischen Gedanken, die sittlich-religiöse Anschauung, das ästhetische Urteil immer, wenn auch in wechselndem Maß, beeinflußt. *Zweitens*: In der sogenannten Renaissance Italiens gewinnt dieser Imperialismus, der aus dem Altertum ererbte, von Konstantin und Justinian, aus der karolingischen, ottonischen, salisch-staufischen Staatsauffassung wie aus den Ambitionen der französischen Kapetinger überkommene Gedanke des Weltimperiums, zum ersten Male seit der Zeit seines Ursprungs, d. h. seit dem Ende der römischen Republik und der Gründung des Prinzipats durch Octavianus Augustus, an seiner *Geburtsstätte* Macht in einem neuen unantiken Sinne, der als Kern den Ertrag der christlich-katholischen mittelalterlichen Weltentwicklung enthält, und nun *nicht mehr retrospektiv*, sondern als Ausdruck des Lebensrechtes der Gegenwart, als Programm leidenschaftlichen Vorwärtsdringens in die gefahrenreiche Zukunft. Die italienische Renaissance zehrt von dem mittelalterlichen Gedanken des römischen Weltimperiums. Aber sie gibt ihm in ihrem Romkult eine neue Farbe: die *nationale* Farbe. Und sie betont stärker, als es jemals in den humanistischen Anläufen, in den sogenannten Vor- oder Protorenaissancen des Mittelalters geschehen war, erst das religiöse-sittliche, dann in wachsender Kraft das ästhetische, literarisch-künstlerische Element des ererbten Imperialismus. Als nach dem Untergang der Stauferherrschaft der Volksgeist Italiens erwacht und in seinen großen Führern Stimme erhält, als das Produkt der christlich-mittelalterlichen Kulturentwicklung, das *Nationalbewußtsein* mit dem aus dunklen Ahnungen sich allmählich

herausschälenden Gedanken der nationalen Individualität, einer selbständigen nationalen Bildung, mit dem Verlangen nach Selbständigkeit und Freiheit eines geeinten nationalen Staates sich entfaltet und wirksam wird, da findet der politische Trieb an den unüberwindlichen Zeitumständen eine Schranke, und die Sehnsucht nach neuem Leben in Friede, Freiheit und Schönheit, nach der Wiedergeburt aus den angestammten eigenen Kräften, aus dem heroischen Geist der nationalen Vorzeit, aus der virtus altrömischer Staatsmänner, Denker, Dichter und Helden sucht immer leidenschaftlicher und ausschließlicher, um ihren Anspruch auf Geltung und geistige Autonomie zu legitimieren, das ästhetische Gebiet, wo ja zuerst seit dem 13. Jahrhundert schon, einem Niccolò Pisano und geistesverwandten Künstlern, danach Schriftstellern und Dichtern wie Brunetto Latini und Albertino Mussato die ersten übermächtigen Phantasieeindrücke, die überragende Herrlichkeit und Vorbildlichkeit antiker Kunst und Sprachschöpfung verkündet hatten.

Der Imperialismus in dem nationalen Rom- und Italienkult[16]) Dantes war gewiß noch gerichtet auf ein politisch-kirchliches Zukunftsziel. Aber es heißt, völlig ungerecht und ungeschichtlich urteilen, wenn man ihm immer wieder vorwirft, er habe seine publizistische und dichterische Kraft einer verlorenen Sache geweiht, oder noch schärfer, er habe für ein Ideal gekämpft, dessen Zeit vorbei war und einen verwesenden Leichnam wieder beleben wollen (Voßler, S. 87, Ehrismann, S. 176). Ich muß dem Satze Voßlers 'In der Politik ist er retrospektiv' durchaus widersprechen. Natürlich knüpft er an die bestehende staatlich-kirchliche Organisation an, und da sie im Papst und Kaiser gipfelt, geht auch er von diesem einmal gegebenen Dualismus aus. Was erwartet man denn eigentlich von ihm? Sollte er mit einem Ruck Kaisertum und Papsttum verwerfen und eine italienische Republik mit einer freien italienischen Kirche oder wohl gar mit freier kirchenloser Religionsübung fordern? Nur schade, daß die eigentlichen unbestrittenen Führer der Renaissance gleichfalls weit entfernt waren von solch revolutionären Phantastereien, vielmehr mit Papsttum und Kaisertum sich als etwas Bestehendem friedlich abfanden.

Dantes Imperialismus blickt wohl zurück auf die Vergangenheit, weil er aus der Weltgeschichte lernen will, aber sein Ziel sieht er in der Zukunft. Denn er erfüllt den überlieferten Dualismus der beiden Gewalten mit einem neuen Inhalt, indem er sie vergeistigt. Er entpolitisiert den Gedanken des Imperiums aus einer herrschenden Erdenmacht zu einer leitenden Idee. Er gibt dem Imperium eine neue, transzendente Aufgabe, durch die es langsam sich in das Weltreich der menschlichen Kultur verwandelt, in den hohen Beruf der Humana Civilitas, einer übersinnlichen Einheit von Staat, Kirche und Kultur, deren vollen Sinn Fritz Kern eindringlich und scharfsichtig erläutert hat (Leipzig, K. F. Köhler, 1913). Dadurch war und wurde Dante allerdings der Bahnbrecher der folgenden Jahrhunderte. 'Ein Anachronismus' war er gewiß, aber nicht anders, als es jedes Genie ist. Wer mit Voßler (S. 88) zwar zugibt, daß Dante in seiner 'Monarchie' die weltliche Herrschaft von der päpstlichen emanzipiert, aber gleichwohl dieses Buch nicht 'in eine Entwicklungslinie setzen will mit des Lorenzo Valla historisch-kritischer Anfechtung der Konstantinischen Schenkung', weil 'die Emanzipation bei Dante eine unvollständige ist', der verkennt ein Grundgesetz der geschichtlichen Entwicklung alles geistigen Lebens: ich nannte es vor Jahren schon das Gesetz der kleinen Schritte.

XI

Bekanntlich ist Rienzos und Petrarcas Renaissancegesinnung gleichfalls erfüllt von imperialistischen Trieben. Ihre modernen Kritiker haben dabei oft ihr Schwanken

[16]) Zum Romkult Dantes s. Ed. Wechßler a. a. O. S. 17: Dante will Römer, nicht Florentiner heißen, seine Familie soll zu den aus Rom stammenden Gründern von Florenz gehören.

und ihre Unklarheit gerügt in bezug auf die Stellung zur monarchischen oder republikanischen Staatsform. Wieder haben hier die liberalen und demokratischen Tendenzen des 18. und 19. Jahrhunderts das geschichtliche Urteil, ja sogar die Feststellung geschichtlicher Tatsachen getrübt.

Irrtümlich ist vor allem die noch ziemlich allgemein herrschende Annahme, das Mittelalter sei monarchisch und imperialistisch, dagegen die Renaissance republikanisch gesinnt gewesen. Selbst Voßler erschließt, wie wir oben sahen, aus der Tatsache, daß Dante sich in Gegensatz stellt zu der republikanisch gesinnten Partei von Florenz, seine Rückständigkeit und seine Befangenheit in der mittelalterlichen Weltanschauung. In der Wirklichkeit verteilen sich aber die Gegensätze niemals so einfach schematisch, wie sie konstruierende Systematik und ganz neuerdings unsere gnostische Geschichtsphilosophie und Literaturwissenschaft gern für die gesonderten Schubfächer ihrer postulierten wesensverschiedenen Ideen gruppieren möchte. Auch im Mittelalter gab es republikanisch gesinnte Staatstheoretiker, und die Renaissance war weder dem politischen Imperialismus durchaus feindlich, noch ausschließlich oder auch nur überwiegend republikanisch gestimmt. Das zeigen außer dem oben (IV, Anm. 7) genannten Aufsatz von Friedrich von Bezold über die mittelalterliche Lehre von der Volkssouveränität jetzt z. B. bequem die gründlichen und fördernden, im einzelnen allerdings von meiner Auffassung nicht selten abweichenden Schriften Alfred von Martins über Salutati, den humanistischen Staatskanzler von Florenz, dessen Wirken zuerst Novatis ausgezeichnete, für die Kenntnis des italienischen Frühhumanismus grundlegende kritische Edition und Erläuterung seiner Briefe in helles Licht gestellt hatte.

Die Staatstheorie der gesamten Renaissance hat keine feste Entscheidung zugunsten der monarchisch-imperialistischen oder der republikanischen Regierungsart getroffen. Dante, obgleich begeisterter Monarchist, übernimmt doch aus Augustin, den gleich ihm auch der von guelfischer Auffassung beeinflußte Salutati als Autorität verehrt, den Kultus altrömischer Republikanergröße, die Verherrlichung eines Cincinnatus und Cato und all der anderen Helden des freien römischen Bürgersinns. Rienzo, der zu Pfingsten 1347 die Stadt Rom von der Willkürherrschaft der eigennützigen Barone befreite und sich zum Tribunen aufwarf, war keineswegs 'der letzte der römischen Volkstribunen', wie er seit Gibbons unsterblichem Werk über das römische Reich und Bulwers Roman selbst in ernsthaften Geschichtsbüchern immer noch genannt wird — dieser Name ist schon deshalb verfehlt, weil es auch nach Rienzos Sturz, und zwar sofort in Rom Tribunen gegeben hat — vielmehr bezeugte Rienzo schon im August des Jahres 1347 durch Annahme des Titels 'Tribunus Augustus' und seine Krönung nach einem dem antiken Imperatorischen Triumph nachgebildeten Zeremoniell, daß er nicht die römische Republik, sondern den römischen Prinzipat des Octavianus Augustus sich zum Beispiel erkoren hatte, daß ihm die potestas tribunicia der römischen Kaiser vorschwebte, die ja seit der Staatsumwälzung Octavians die eigentliche Grundlage der Regierungsgewalt des Prinzeps war.

Der Zwiespalt zwischen republikanischer und monarchischer Regierungsform durchzieht die staatstheoretische Gedankenwelt der ganzen Renaissance als Erbschaft der Aristotelischen Politik und ihrer Reflexe. Auch Machiavelli behandelt beide als gleichberechtigt. Es stimmt auch dies überein mit der Anschauung der Augusteischen Zeit. Octavians Festhalten an den Formen der republikanischen Staatsverfassung, an ihren Körperschaften, Ämtern und Titeln, ihren Festen und Riten war nicht bloß ein Akt politischer Klugheit. Vielmehr lag ihm zugrunde die allgemeine Stimmung dieses Zeitalters, das aus blutigen Bürgerkriegen und Revolutionen, aus Verwilderung und grenzenloser Korruption auftauchte und mit dem Bedürfnis nach Ordnung und fester Herrschaft auch die Sehnsucht empfand nach der Wiederkehr der alten

lateinischen Einfalt und Bürgertugend, also nach den Tugenden der republikanischen Zeit. Mit Recht hat man von der Romantik gesprochen in den Bestrebungen des Augustus, die alten Sitten und Gebräuche wieder zu beleben. Vergils vierte Ekloge und die ihr geistig verwandten geschichtsphilosophischen und prophetischen Utopien des sechsten Aeneisbuchs und anderer Augusteischer Gedichte von Horaz, Ovid, Properz offenbaren uns, wie damals am Anfang einer neuen Weltepoche die Hoffnung auf Wiedergeburt des römischen Staats und zugleich auf Befriedung des Erdkreises die Gemüter beherrschte: also Sehnsucht nach dem republikanischen Urzustand des Staats, aber auch nach dem Weltreich. Der Weltheiland soll die nationale Befestigung und Stärkung des römischen Volkes bringen, er soll zugleich aber dessen Weltberuf auf Leitung der Menschheit bewähren. Die christlichen Kirchenväter und das ganze Mittelalter haben jenen Welterretter der vierten Ekloge Vergils auf den Gottessohn Christus gedeutet, und sie haben damit seinem Gedicht ein besseres psychologisches Verständnis entgegengebracht, als die moderne philologische Interpretation jahrhundertelang es mit ihrer rein biographisch-zeitgeschichtlichen Auslegung bekundet hat.

Das Bild des ersehnten Regenerators der christlichen Welt in Kirche und Staat, den die Anhänger des Apokalyptikers Joachim von Fiore, die Spiritualen des Franziskanerordens vorausjagten, angeregt meines Erachtens möglicherweise auch durch die ähnlichen gleichzeitigen eschatologischen Zukunftsbilder jüdischer und islamischer Kreise, insbesondere die Vorstellung vom Mahdi, dem Gesandten Gottes, dessen Abkömmling der messo da Dio in Dantes 'Komödie' ist, auf den auch Petrarca und Rienzo hofften, ist aus solchen Augusteischen Gedanken hervorgegangen. Es lebt fort in der ganzen Renaissance: teils als Einheit — sei es religiös gefaßt als papa angelicus, sei es mehr staatlich als Weltkaiser — teils aber auch als ein innerlich verbündetes Paar. Ich habe das in meinen früheren Untersuchungen und Darstellungen zur Geschichte der Renaissance und über Walther von der Vogelweide, gefördert besonders durch die dort dankbar angeführten Arbeiten von Novati, Graf, Grauert, Kampers eingehend veranschaulicht und verweise deshalb hier nur darauf, namentlich auf mein Buch 'Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit' (Berlin, Weidmann 1913, Vom Mittelalter zur Reformation II, 1), sowie auf die letzte Schrift von Kampers 'Dante und die Wiedergeburt' (Mainz, Kirchheim 1921), die vielfach meinem Wege folgt. Dagegen hat der gelehrte Verfasser der höchst verdienstvollen 'Poetik der Renaissance' (Berlin 1886) Karl Borinski mit überreicher Belesenheit 'Die Weltwiedergeburtsidee' in Abhandlungen und in einer Rezension erörtert und dabei meine Auffassung mehrfach zu ergänzen und zu berichtigen unternommen. So dankenswert manche seiner Nachträge sind, die teilweise übrigens bereits in dem seit 1912 gesetzten oder im Manuskript fertigen, aber noch nicht veröffentlichten Schlußteil meines eben genannten Buches enthalten sind, ist mir doch aus den seltsam ungeordneten, und in jeder Hinsicht formlosen Auseinandersetzungen des leider kürzlich verstorbenen Verfassers sein eigener Standpunkt zum Problem der Renaissance nicht klar und nicht einmal seine Polemik im einzelnen ganz verständlich geworden.

Doßler hat in seiner von wärmster Sympathie getragenen Besprechung meines Buchs 'Deutsche Renaissance' das Bedenken geäußert, daß ich auf den auch von ihm nicht geleugneten religiösen und mystischen Ursprung der Renaissance übermäßigen Nachdruck lege. Das Wort oder Bild der Wiedergeburt stamme wohl aus mystischen Kreisen, aber seine Geschichte sei keineswegs identisch mit der Geschichte der Sache, die es bezeichnet. Es sei viel älter und anderseits wieder viel jünger als die Bewegung; denn wo und wann hätten nicht mystische Gemüter von geistigen Wiedergeburten geschwärmt! Der Nachweis, daß dieses Bild gerade im 14. Jahrhundert zum Schlagwort wurde, dürfte, meint Doßler, schwer zu führen sein und fast unmöglich werden, sobald man die Gegenprobe, nämlich den Nachweis verlangt, daß es

vorher und nachher nicht ebenso beliebt war. Hier scheint ein Versehen vorzuliegen. Die Geschichte des Worts und die Geschichte der Sache glaube ich sehr wohl unterschieden zu haben, jedenfalls entspricht es meiner eigenen Überzeugung, daß es geschehen muß. Ich will aber auch keineswegs den Gedanken der Wiedergeburt, der die Seele der Renaissancebewegung ist, allein als Einfluß mystischer Gemüter, die von ihrer geistigen Wiedergeburt schwärmen, betrachten, d. h. ihn keineswegs bloß als Erzeugnis religiöser Persönlichkeitsprozesse hinstellen. Vielmehr betonte ich überall und immer wieder, daß der Gedanke der persönlichen Erneuerung in der Renaissance sich verquickt mit der geschichtsphilosophisch begründeten, durch politisch-soziale und sittliche Bedürfnisse hervorgerufenen Erwartung einer Welterneuerung. Und ich selbst habe gerade im Gegensatz zu der bis dahin gültigen Meinung gezeigt, daß dieser doppelseitige Gedanke der Wiedergeburt nicht erst am Ende des 15. Jahrhunderts oder im 16. Jahrhundert aufkommt, sondern schon im 14. Jahrhundert beliebt ist und schon im Altertum wie im Mittelalter immer wieder auftaucht. Das Verlangen jener Gegenprobe brauche ich daher nicht zu erfüllen. Aber allerdings aus meinem Nachweis, daß auch in verschiedenen früheren Zeiten die Wiedergeburtsidee eine Rolle gespielt hat, folgt nicht, daß sie zu allen Zeiten gleich beliebt war, und erst recht nicht, daß sie zu allen Zeiten denselben Sinn hatte. Die 'schöne Seele' ist ein Schlagwort in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Soll man, weil es auch schon in der französischen und spanischen Mystik, aus der sein Begriff stammt, weithin Geltung hatte, aufhören, nach der besonderen Bedeutung zu forschen, die ihm für Goethe und dessen Zeit zukam und auf diese Bedeutung Nachdruck zu legen? Gleiches gilt vom Wort und Begriff der Reformation: in antiker, altchristlicher, mittelalterlicher Zeit oft gebraucht, ward es ein Leitwort der gesamten geistigen Bewegung doch erst in der großen Kulturwende seit Ausgang des 13. Jahrhunderts. Der Import französischer Romanstoffe nach Deutschland wiederholt sich während mehrerer Jahrhunderte. Soll man deshalb mit resignierender Gleichgültigkeit rufen: 'Wann wären nicht Romanstoffe aus Frankreich nach Deutschland gekommen!' und damit auf die geschichtliche Analyse und unterscheidende Wertung der verschiedenen Importakte nach ihren literarischen Motiven und stilistischen Formen verzichten? Das wäre der Tod jeder literargeschichtlichen, jeder geistesgeschichtlichen Forschung.

Völlig eins fühle ich mich mit Voßler in der Überzeugung, daß 'mystische Strömungen nur insofern als Renaissance-Elemente bezeichnet werden können, als sie den Menschen von kirchlicher Bevormundung befreien und seine Sinnlichkeit adeln, dagegen sobald sie zur Weltverneinung führen, der Renaissance hemmend entgegenwirken'. Ich darf hier vielleicht Sätze meiner früheren Ausführungen („Deutsche Rundschau" 1914, Februar S. 206 = Reformat. Renaiss. Humanismus S. 124) wiederholen: 'Die Umwandlung der Delirien des religiösen Gefühls aus einer lebenzerstörenden in eine lebenbejahende Kraft ist das Werk der Renaissance. In dieser Umwandlung liegt die Scheide der Epochen, hier birgt sich das Mysterium der Entstehung des Humanismus und der Renaissance.' Doch gilt auch hier ein Vorbehalt. Wer Zeit und Menschen der Renaissance als lebende Wirklichkeit in ihren individuellen Erscheinungen begreifen und darstellen will, muß fast überall ihre zwei Seelen anerkennen und hervorheben, nicht bloß bei Petrarca, Salutati, Poggio [17]). Auch Nikolaus V. und Pius II. (Enea Silvio) waren Renaissancemenschen, selbst Savonarola war es. Diesseitsdrang und Weltflucht, freie Menschlichkeit und kirchliche Beengtheit wohnten oft genug in derselben Brust.

[17]) Vgl. darüber jetzt auch die umfassende, äußerst förderliche Darstellung von Ernst Walser, Poggius Florentinus, Leipzig, Teubner, 1914.

XII

Der Aufruf Machiavellis an Lorenzo von Medici am Schluß des 'Principe' und sein Türkengedicht zeigte uns, wie auch der nach landläufiger Ansicht gegen die Einflüsse des Gefühls und der Phantasie gefeite politische Rechner derselben imperialistisch-nationalen Utopie des Augustus Tribut zollt, der die drei großen Erwecker des modernen Italiens und des nationalen Bewußtseins der europäischen Kulturländer, Dante, Rienzo, Petrarca, eine neue Prägung verliehen hatten für Gegenwart und Zukunft.

Hören wir daneben, in unerwartetem Einklang, die Stimme des geistreichsten und humanistisch gebildetsten der eigentlichen Renaissancepäpste, Enea Silvios. Er hatte, als er zum Oberhirten der Kirche erwählt war, den Namen Pius II. angenommen, bedeutsam anspielend auf das Wort und den Begriff, wodurch christliche und altrömische Religiosität nach dem Urteil seiner Zeit zusammenhing. Seit Dante hatte man unter Einfluß Vergils pius und pietas zu ständigen Beiworten altrömischer Helden, altrömischer virtus und des römischen Volkes erhoben. Pius II. hat diese Frömmigkeit seines erlauchten Namensvetters Aeneas auch vom ersten Augenblick seines Pontifikats bewährt, indem er sich unablässig mit voller Hingabe für die beiden größten Anliegen der bedrängten europäischen Kultur einsetzte: für die von allen religiösen Gemütern seit Dantes Tagen immer inniger, ja leidenschaftlicher ersehnte Reformation des kirchlichen Lebens und für die Abwehr und Überwindung der Türkeninvasion, die durch die Eroberung Konstantinopels (1453) dem ganzen östlichen Europa, ja selbst Italien Gefahr brachte. Wie sein humanistischer Vorgänger Nikolaus V., tief erschreckt, damals sofort die gesamte Christenheit, alle Könige, Fürsten und Machthaber aufgerufen hatte, unter sich einen allgemeinen Frieden zu schließen zur Bezwingung des furchtbaren Feindes und den Kampf gegen ihn mit vereinten Kräften aufzunehmen, so proklamierte Enea Silvio gleich am Tage seiner Wahl den Glaubenskrieg gegen die Zerstörer der griechischen Kultur und lud alle Fürsten Europas ein, auf einem Kongreß in Mantua den allgemeinen Frieden herzustellen als notwendige Vorbedingung eines siegreichen Vorgehens gegen den mächtigen Eroberer. Der Kongreß endete kläglich ohne jeden Erfolg. Die alten nationalen und politischen Feindschaften der Fürsten und Völker, ihre äußeren und inneren Kriege, ihre Selbstsucht und ihr Mißtrauen waren stärker als die dringendsten Mahnungen und feurigsten Reden. Da versuchte der Papst, während Massen byzantinischer Flüchtlinge in Rom zusammenströmten, mit erstaunlicher Kühnheit ein völlig entgegengesetztes Mittel, um die immer näher rückende Flut islamischer Fremdherrschaft abzuwenden.

Er richtete (1461) in einem Schreiben an den gefürchteten Gegner, den Osmanen-Sultan Muhamed II., die eindringliche Mahnung, selbst zum Christentum überzutreten. Weder an der Echtheit dieser Kundgebung noch an der Aufrichtigkeit ihres Verfassers darf gezweifelt werden. Das Schriftstück selbst, eine vollkommene Abhandlung über die Wahrheit und Tiefe der christlichen Religion und ihren Vorrang vor den Lehren des Islams, wird von den Geschichtsschreibern des Humanismus meist nur flüchtig und mit allerlei spöttischem Zweifel oder gar nicht erwähnt. Gehört es doch zu jenen Zügen der Renaissance, die man befangen in dem herkömmlichen Vorurteil von ihrem unchristlichen Charakter so gern eliminiert. Es ist aber eine der wichtigsten und klarsten Urkunden über die Seele dieses edlen Menschen. In glänzendem Latein, dessen flüssige Klarheit und eindrucksvolle Rhetorik den Leser auch heute noch gefangen nimmt, begründet er seine überraschende Aufforderung teils durch eine umfassende, tief empfundene Darlegung des Hauptinhalts und der ewigen Werte des Christentums, vielfach im engen, oft wörtlichen Anschluß an die Schrift des Enea Silvio nahestehenden Kardinals Nikolaus von Cusa wider den

Koran, teils durch geschichtliche Hinweise und geschichtsphilosophische Betrachtung voll Wissen und Geist. Er warnt den Sultan, sich von Schmeichlern verleiten zu lassen, die ihm die Eroberung Italiens als leicht darstellen, weil es einst Justinian durch seinen Feldherrn Belisar und ein nur kleines Heer in seine Gewalt gebracht habe. Das waren Barbaren, Goten, die jener besiegte, und er erwarb Italien nicht neu, sondern er gewann nur das vor kurzem verlorene wieder zurück, er gewann es von dem Barbarenvolk der Goten, nicht von den Italienern, in deren Herzen vielmehr die Liebe zum imperium Romanum noch nicht erkaltet war, unter denen niemand das Joch der Barbaren mit Gleichmut trug, die selbst alle mit Hochsinn (magnis animis!) für das Imperium und für das Vaterland die Waffen ergriffen. Darum solle er abstehen von einem unmöglichen Unterfangen und lieber die Irrtümer des Korans, die göttliche Wahrheit des Christentums erkennen und die Taufe zu empfangen sich entschließen. 'Wenn das geschieht,' so verkündet dieser humanistische Papst, 'werden wir dich den Imperator der Griechen und des Orients nennen (Nos te Graecorum et orientis Imperatorem appellabimus) und was du soeben durch Gewalt eroberst und zu Unrecht fest hältst, wirst du dann durch das Recht besitzen.' Dann werden sich auch andere, benachbarte christliche Völker dem Sultan unterwerfen (Ungarn, Bosnien, ganz Griechenland, Dalmatien, Böhmen usw.). Und wie einst die Päpste ihren Schützern Pippin und Karl dem Großen durch Übertragung von den Griechen (translatio imperii) das Kaisertum verliehen, so werde auch er als Papst sich erkenntlich erweisen, habe ja doch unlängst die römische Kirche auch dem Litauerfürsten Litold Macht und dem Polenherrscher Kasimir die Königskrone verschafft. 'O, wie groß wäre dann die Fülle des Friedens!, o, wie groß des christlichen Volkes Frohlocken!, wie groß der Jubel auf der ganzen Erde! Wiederkehren würde des Augustus Zeit und davon die Dichter reden, das goldene Alter sich erneuen (Redirent Augusti tempora et quae poetae vocant aurea saecula renovarentur) und es würde wohnen der Pardel zusammen mit dem Lamm, das Kälbchen mit dem Löwen, die Schwerter würden umgewandelt werden in Sicheln, in die Gestalt von Pflugscharen und Hacken würde zurückkehren alles Eisen, bebauen würde man die Äcker, ausreißen das wilde Gestrüpp, die Erde würde prangen, die Dörfer und Städte würden wiederhergestellt werden. O, welch großes Glück fiele dir zu, der in des ewigen Hirten Hürde alle Schafe heimführen würde!' Den Stifter des allgemeinen Friedens werde alle Welt verehren und rühmen. Zurückkehren werde dann endlich der selige Zustand des Friedens, der zur Zeit der Geburt des Heilands auf Erden herrschte.

Man hat sich vielfach bemüht, diese Hoffnungen und Wünsche, die im Munde eines weltkundigen Politikers, zumal nachdem er vorher so oft mit heftigen Worten seinen Abscheu und seine kriegerische Gesinnung gegen die Osmanen bekundet hatte, unbegreiflich schienen, aus irgendeiner versteckten Berechnung oder aus einem augenblicklichen Anfall von Verzweiflung über das drohende Scheitern des Kreuzzugs gegen die Türken zu erklären. Es liegt mir fern, alle Motive und Absichten des Papstes, die hier mit im Spiel gewesen sein mögen, entschleiern zu wollen. Möglich aber war dieser Schritt nur und eine psychologische Wirkung ausüben auf die abendländischen, untereinander sich bekämpfenden, gegen die Türkengefahr blinden Völker und Fürsten wie auf die Osmanen selbst und ihren Herrscher konnte er nur dadurch, daß — niemand hat es meines Wissens bisher bemerkt — hier ja die Gedanken und Sehnsüchte wieder erklingen, die Dante und auf seiner Bahn Petrarca, Rienzo beseelten: die Idee des Weltbefrieders und der Wiederkehr des goldenen Zeitalters, das sibyllinisch-apokalyptisch mit messianischen Farben (nach Micha 4, 3; Jesaia 11, 6) gemalt wird. Es sind immer wieder die alten Töne aus der vierten Ekloge Vergils, aus dem neu auf die Gegenwart angewendeten alten Lied von der Wiedergeburt der

Welt in ihrer ursprünglichen Einfalt und Unschuld. Dante erwartete, wie Bassermann gezeigt hat, im Einklang mit wunderlichen Gerüchten über den mächtigen, dem Christentum zugetanen Großchan der Tataren, in denen die mittelalterlichen Sagen vom christlichen Priesterkönig Johannes im fernen Orient sich fortspannen, dereinst in ihm oder seinem Nachfolger den Weltheiland und Weltreformator, den Besieger der Wölfin Habgier und den Bringer des Weltfriedens. Und diese wunderlichen Hoffnungen wurden immer wieder genährt durch die oft sich erneuenden Nachrichten über die Sympathie der großen mongolischen und türkischen Eroberer für die Christen und ihre Religion. Wurde dergleichen doch gerade auch dem Sultan Muhammed II. nachgesagt und behauptet, er sei irre geworden an dem Glauben seiner Väter. Überdies hatten eben erst (im Jahre 1460) Gesandtschaften der griechischen Patriarchen und des Fürsten von Karaman, des Kaisers von Trapezunt, des Perserkönigs, der Herrscher von Georgien und Armenien dem Papste den Wunsch der genannten orientalischen Machthaber übermittelt, vom türkischen Joch befreit zu werden und der Union der griechischen und römischen katholischen Kirche beizutreten. Das Manifest des päpstlichen Humanitätsverkünders an den Eroberer Konstantinopels und Zertrümmerer der letzten Reste des griechischen Kaisertums der Paläologen kann man begreifen nur aus seinem ganz unmodernen, aber dennoch echt renaissancemäßigen Enthusiasmus für die apostolische Urzeit des Christentums, aus seiner Ehrfurcht vor der Reliquie, die der vom Türkensultan entthronte, aus dem Peloponnes flüchtige letzte Paläologenherrscher, Thomas 'der Despot von Morea', soeben ihm hilfeflehend übergeben hatte: es war das angebliche Haupt des Apostels Andreas, ein religiöses Palladium von dynastisch-politischer Bedeutung, das nun Pius II. als ein Symbol auch der in der Apostelzeit entstandenen Weltherrschaft Christi und seiner Vertreter, der Nachfolger Petri, als einen 'Anwalt, Gnadenbringer und Schützer für die heilige Stadt Rom und das Römervolk' in der Osterwoche 1462 einholte und in großartigster Prozession durch Rom nach der Peterskirche brachte, unter Tränenerguß und Jubel, feierlichsten Begrüßungsreden, Kerzenglanz und geistlicher Musik, während die Straßen, Paläste, Kirchen prächtig geschmückt waren und eine ungeheure Menschenmenge, auch Tausende von Pilgern aus Italien und fremden Ländern, zusammengeströmt war. In Enea Silvios Manifest an den Sultan lebt der politische und religiöse Grundgedanke Dantes: sein, modernem Geist so fremdartiger, aus Augustin übernommener Glaube an den göttlichen Weltherrschaftsberuf des römischen Volkes und an dessen erste Erfüllung in der einzigen vom Weltfrieden beglückten Zeit, der schönsten Zeit der Menschheitsgeschichte, da Kaiser Augustus regierte und der Heiland geboren wurde. Echt renaissancemäßig ist und außer von Dante auch von Petrarca und Rienzo befruchtet die starke Betonung der Einheit des italischen Volks, seines einheitlichen nationalen Charakters im Gegensatz zu den nordischen Barbaren, den Goten, und seines Vorrangs vor diesen, nicht minder aber auch seiner politisch-territorialen Unabhängigkeit. Die ganze Renaissance von Bonifaz VIII. und Dante an war ein leidenschaftlicher, dunkler, tastender Drang nach Entfaltung der angeborenen und durch die Geschichte geformten Volksnatur, nach geistiger und politischer Autonomie des Vaterlandes.

Man hält den wahren und großen Patrioten Rienzo für einen 'Toren', phantastischen Schwärmer oder gar Geisteskranken, weil man ihn nach den sinnlos entstellten Texten seiner Briefe und Manifeste, die man allein kannte, beurteilt hat, aber leider auch heute noch selbst in ernsthaften wissenschaftlichen Schriften beurteilt, elf Jahre nachdem meine und Piurs Ausgabe sie auf Grund alter, fast gleichzeitiger Handschriften in ihrer reinen Gestalt hergestellt und mit Erläuterungen dem Verständnis nahegebracht hat [18]).

[18]) Diese von mir unternommene Ausgabe, die Frucht jahrelanger Arbeit, hat ver-

Der modernen, angeblich voraussetzungslosen Geschichtswissenschaft besonders anstößig war und ist in Rienzos Kundgebungen ein Element, das man eine Art politischen Chiliasmus nennen könnte: er schreibt im Frühsommer des Jahres 1350 dem deutschen König Karl IV., dessen Kaiserkrönung wünschend, Gott wolle eine allgemeine Reformation der Welt (universalem reformationem), besonders der Kirche, das Reich des heiligen Geistes sei nahe, dafür seien der Kaiser und als sein Gehilfe der pastor angelicus erwählt, ein Gottestempel werde errichtet werden, der Jerusalem heißen solle und in den zu christlichem Gebet sogar die Muslims aus Ägypten kommen würden, er selbst wolle des Kaisers Vorläufer sein, um in Rom alles zu rüsten für die nach Ablauf der vierzig Jahre des Avignonischen Exils im Jubeljahr 1350 zu erwartende Rückkehr des Papstes und die dann eintretende Krönung der Romana civitas mit dem Diadem des Papstes und des Augustus (Briefwechsel Rienzos Nr. 49, Zeile 46—87); er rühmt sich bald nachher in einem zweiten Brief an Karl IV., sein Tribunat und seine neue unerhörte Reformation der Stadt Rom habe fast in ganz Italien Anerkennung gefunden und sei durch Gesandtschaften und Huldigungen des Kaisers von Byzanz, des Königs von England, der Königin Johanna von Neapel, des Königs Ludwig von Ungarn geehrt, ja selbst der Sultan von Babylon (Ägypten) sei dadurch in Schrecken gesetzt worden; er schildert dann, wie seine Tat in Italien auf unerhörte Art Frieden und Sicherheit der Straßen hergestellt habe (Briefwechsel Nr. 50, Zeile 291—313). Kein Geringerer als Petrarca hatte diese Befreiung Roms von der Herrschaft der Barone, der Orsini und Colonna, deren fremdländische Abkunft er verhöhnt, und die von Rienzo hervorgehobenen politischen Erwartungen, die sich daran knüpften, noch überschwenglicher mit messianischen Zügen beschrieben (Briefwechsel Rienzos Nr. 23. 24. 26. 34). Was Papst Pius II. in seinem Brief an den Sultan Muhammed erhoffte, setzt die alten utopischen Wünsche Dantes und der übrigen Bahnbrecher der Renaissance fort und paßt sie der Zeitlage an. Es ist ein Pazifismus aus dem Geiste des neuen Humanitätsideals und des nationalen Imperialismus der Renaissance. Man mag diese utopische Politik grotesk nennen. Eine mittelalterliche Versteinerung war sie keinesfalls. Die Renaissance hat sie aus mittelalterlicher Tradition überkommen, aber ihr durch Zurückgreifen auf ihre antike Grundlage einen neuen zeitgemäßen Stempel aufgeprägt, und so hat sie von Dante bis Savonarola und weiter in die Spätrenaissance hinein ohne Unterbrechung gedauert, wiederholt mit neuem philosophischen Geiste erfüllt.

Enea Silvio hatte sich in der ersten Zeit seiner politischen Laufbahn zu der Theorie des Baseler Konzils bekannt, die den Papst einem allgemeinen Konzil der Gesamtkirche unterstellte. Damals also verfocht er ein demokratisches Prinzip in der Kirche. Später, und zwar bereits viele Jahre vor seinem Pontifikat, hat er diese Ansicht aufgegeben und mit großer Entschiedenheit die absolute Souveränität des Papstes vertreten, sich also in einen kirchlichen Monarchisten verwandelt. In den daran sich knüpfenden literarischen Fehden haben ihn seine Gegner, unter denen Gregor von Heimburg, ein national gesinnter deutscher Humanist, hervorragt, Apostat gescholten. Und dieser Vorwurf ist auch in den meisten modernen Geschichtsdarstellungen an ihm haften geblieben. Er war es so wenig, als Rienzo, Petrarca und Machiavelli es gewesen sind, die in ihrer Staatstheorie zwischen republikanischer und

hängnisvoll gelitten infolge des geringen Interesses, das sie in Deutschland gefunden — die meisten deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften haben sie totgeschwiegen oder mit kühlster Kürze besprochen, in den einschlägigen Untersuchungen und Darstellungen bleibt sie mit seltenen Ausnahmen unbeachtet —, noch mehr durch die Störungen des Weltkrieges und zuletzt durch die völlige Einstellung des Drucks wissenschaftlicher Bücher. Die Fortführung und Vollendung der im Druck bereits weit fortgeschrittenen oder im Manuskript fertigen oder wenigstens vorbereiteten Teile werde ich, falls nicht unerwartete Hilfe kommt, schwerlich erleben.

monarchischer Gesinnung schwankten, und so wenig man Goethe des Wankelmuts zeihen wird, weil seine politischen und seine künstlerischen Überzeugungen sich mit seiner geistigen Entwicklung veränderten.

Das Papsttum war — vom modernen und protestantischen Standpunkt aus verkennt man es leicht — nicht bloß eine Institution von universalem Charakter. Es war seit jeher im eminenten Sinne und wurde im Laufe der Jahrhunderte immer ausgesprochener eine nationale Macht. Um hier von allen älteren Päpsten abzusehen, will ich nur auf Innocenz III. und Gregor IX. hinweisen, die das italienische Nationalbewußtsein schon sehr geschickt als Waffen ihrer kirchlichen Politik zu benutzen verstanden. Die Renaissance verstärkte das zu einem theoretisch begründeten festen Prinzip. Und seit Bonifaz VIII. und Dante, den politischen Antipoden, wird Rom als Residenz der weit überwiegend und seit dem 16. Jahrhundert ausschließlich aus italienischen Kardinälen hervorgehenden Päpste der ideale Mittelpunkt der geistigen nationalen Einheit Italiens und seiner universalen geistigen Hegemonie. So kommt es, daß mehr und mehr das römische Papsttum die Führerrolle der Renaissancebewegung an sich riß. Die großen Renaissancepäpste Martin V., Nikolaus V., Paul II., Julius II., Leo X. sind durch ihre Ehrfurcht vor der Civilitas humana, vor der Menschheitskultur, durch ihre Hochschätzung der antiken Reste Roms, durch ihre glanzvollen künstlerischen Neubauten, ihre Förderung aller Künste und Wissenschaften, ihre großartigen Sammlungen von Büchern und Kunstwerken die Erfüller der Ahnungen Dantes, der Forderungen Petrarcas und Rienzos, die Roms Wiedergeburt aus seinen Ruinen zu neuer Größe zum Ziel hatten. Sie alle folgten der Leuchte des alten Sehnsuchtswortes von der Wiederkehr der Saturnischen Zeit und des goldenen Alters, und z. B. Leo X. betrachtete sich mit Stolz als dessen Vollstrecker. Und bis zu einem gewissen Grade versuchte Enea Silvio als Papst auch jene von Dante und Rienzo erhoffte Reformation der Kirche durchzuführen, indem er sich auf so große und freie Geister wie den Platoniker Kardinal Bessarion und den tiefsinnigen Kardinal Nikolaus von Cusa stützte.

Sein Schreiben an den Sultan Muhammed II. ist ein religiöses Kulturdenkmal ersten Ranges und hat in der Geschichte des ideellen Pazifismus, der ja, wie sich im Weltkrieg und nachher gezeigt, auch heute noch eine politische Macht ist, nicht seinesgleichen. Wenn darin der Eingang des Johannesevangeliums gefeiert wird ob des Einklangs mit der Lehre der Platoniker, wenn über das höchste Gut die einzelnen antiken Philosophen befragt werden, und dann für die christliche Auffassung, daß es im Himmlischen zu suchen sei, jener oben (IX) erwähnte Gedanke aus der Rede des Ulixes (Inferno XXVI, 118 ff.) durch ein Ovid-Zitat (Metam. 1, 83 ff.) bekräftigt wird, so gehört das zu den Lieblingsvorstellungen des edelsten Humanismus und ist das schönste Erbe aus dem geistigen Vermächtnis Dantes.

XIII

Auch im Innersten der freien literarisch-ästhetischen Bewegung des Humanismus regt sich fort und fort als geheimer Impuls der nationale Imperialismus, dem zuerst Dante die Anwendung auf das Geistige, auf die nationale Bildung und Sprache, auf die Menschheitskultur gegeben hat. Lorenzo Valla, ein Matador der Geschichtslegende von der frevelhaften Renaissance, der zwar die Konstantinische Schenkung als Fälschung erwies und dadurch dem mittelalterlichen Kurialismus eine bis dahin allgemein anerkannte, wenn auch vielfach, z. B. auch von Dante beklagte Stütze entzog, aber keineswegs jener Priester der Lüste und gottlose Verächter des Christentums war, als der er der herkömmlichen Schulmeinung gilt [19]), hat seinen berühmten

[19]) Vgl. darüber jetzt auch als Bestätigung für Vahlens kluges Urteil die Schrift von Ernst Maier, Die Willensfreiheit bei L. Valla und bei Pomponatius, Bonn, Hanstein, 1914, S. 6 ff.

sechs Büchern über die Eleganz der lateinischen Sprache, dem Grundbuch des Humanismus auf lange Zeit, eine Vorrede beigefügt, worin er die vom Humanismus errungene Weltverbreitung und Weltgeltung der lateinischen Sprache unmittelbar der einstigen römischen Weltherrschaft an die Seite stellt und als eine Art Ersatz für jene auffaßt: 'Wir verloren Rom, wir verloren die Herrschaft über Italien, wir verloren das Weltreich. Aber durch das jetzige glänzendere Reich herrschen wir auch heute noch über einen großen Teil des Erdkreises. Denn dort ist das Römische Imperium, wo die römische Sprache regiert.'

Die Renaissance ist ein Kind des Humanismus, und der Humanismus ist eine weltgeschichtliche Kulturbewegung, deren Ursprung weit zurückreicht über die Epoche Dantes, auch über Mittelalter und christliche Antike [20]). Seine Quelle liegt in der Zeit, da die Römische Republik nach dem dritten Punischen Krieg die Bahn der Weltherrschaft betrat. Damals ging in ihren führenden Geistern römisches Wesen und römische Tradition, d. h. Staatsgesinnung und Machtwille, Lebensenergie und vernünftige Klarheit, alles, wodurch Rom groß geworden war, einen Bund ein mit hellenischer Wissenschaft und Kunst, mit dem hellenischen Gedanken der Menschlichkeit. Ein innerlich widerspruchsvoller Bund! Der jüngere Scipio, mit dem Beinamen Aemilianus, und sein Freundeskreis, zu dem außer C. Laelius, L. Mummius, dem Bruder des Zerstörers von Korinth, auch die Dichter Terenz und Lucilius und die beiden Griechen, der Geschichtsschreiber Polybios und der Stoiker Panaitios, gehörten, waren die Träger dieser neuen Gesinnung. Der Sohn des Siegers von Pydna, der selbst als Jüngling in dieser Schlacht durch unermüdliche Verfolgung des geschlagenen Feindes sich in Gefahr gebracht hatte, der unbeirrbare und unerbittliche Zerstörer der Stadt und des ganzen Volkes der Karthager, der grausame Vernichter Numantias, hat bekanntlich, wie als Augenzeuge Polybios erzählte, angesichts der in siebzehntägigem Brande furchtbar zugrunde gehenden eroberten Stadt Karthago Tränen vergossen und nach längerem Sinnen über den Untergang ganzer Städte, Völker und Reiche, Trojas, der Weltmonarchien Assyriens, Mediens, Persiens, zuletzt des mazedonischen Reiches, wie über den Wechsel des Glücks im Leben der einzelnen Menschen dann die Iliasverse (VI, 448) gesprochen: 'Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs.' Und auf des Polybios Frage hat er offen bekannt, an des eigenen Vaterlandes Zukunft dabei gedacht zu haben. Es steckt hierin ein *sentimentalischer* Zug. Dieser Imperialist, den der Volkstribun Asellus anklagte, den Zorn der Götter und die Heimsuchung Roms durch eine Seuche verschuldet zu haben, weil er als Zensor die alte Gebetsformel des Sühnopfers: 'Mögen die unsterblichen Götter den Besitz des römischen Volkes unversehrt *erhalten*' eigenmächtig verändert habe in den Wunsch: 'Mögen die unsterblichen Götter den Besitz des römischen Volkes verbessern und *vergrößern*' (Cicero De oratore II, § 268), vertrat zweifellos in seinen Anschauungen und Taten jenen Annexionismus, den diese Anklage, mag sie den

[20]) Beachtung verdienen *Josef Nadlers* weltgeschichtliche Betrachtungen über Renaissance und Romantik: Berliner Romantik, Berlin, Erich Reiß, 1921, S. 1—46; Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, 2. Aufl., Regensburg, Jos. Habbel, 1923, 1. Band, S. 1—10. Seiner, in letzterem, groß angelegtem Werk nicht ohne Willkür durchgeführten Theorie und Methode stehe ich mit manchen Vorbehalten gegenüber. Seine allzu rege Phantasie und ein Hang zu Übertreibung und Generalisieren ist ihm gefährlich. Aber seine umfassende, historische Bildung, seine außerordentliche Fähigkeit im Aufspüren und Bewältigen gewaltiger, auch entlegener Stoffmassen, seine hervorragende Gestaltungskraft und der großzügige Wagemut seiner Forschung sichern ihm unter den lebenden Literarhistorikern einen Ehrenplatz. Bedauerlich, daß er in der französischen Schweiz, isoliert von deutscher Wissenschaft, an die konfessionelle Universität Freiburg während der besten Jahre seines Lebens geschmiedet bleibt: erst im Zusammenwirken mit der deutschen Gelehrtenwelt könnte sein ungewöhnliches Talent voll sich klären und reifen.

Vorfall selbst richtig darstellen oder nicht, ihm vorwarf. Er, der uneigennützige Patriot, der strenge Sittenwächter, der bemüht war, die Zucht der altrömischen Zeit wiederherzustellen, beklagte die grausame Härte der Fortuna, aber er stellte sich doch in deren Dienst, er betrachtete sich als Vollstrecker des Schicksals, das Roms Weltherrschaft über Hekatomben von Menschenopfern und Bergen rauchender Trümmer heraufführte. Und er, der Freund Catos, der Hüter altrömischer Ideale und der nationalen Eigenart, als Politiker und Redner das Haupt der römischen Senatspartei und der römischen Aristokratie, öffnete dennoch der kosmopolitischen Bildung von Hellas die Pforten.

Dieser innere Widerspruch ist allen Römern, die jenes Ideal humaner Bildung auf hellenischer Grundlage vertreten haben, geblieben, auch nachdem ihm Cicero unter dem Einfluß des Poseidonios und der Rhodischen Rhetorenschule einen reicheren philosophischen Gehalt und die glänzendere Kunst der Rede errungen hatte, und auch dann, als in der Augusteischen Zeit unter dem Hinüberwirken der in Rhodus blühenden grammatischen Studien und des in ihrem Gefolge nun auch in Rom einziehenden Prinzips der schriftsprachlichen Korrektheit und vor allem des Prinzips der Nachahmung guter Sprach- und Stilmuster, die große Ernte hellenischer Geisteskultur aus ihrer als politische und nationale Erscheinung versinkenden Heimat auswanderte in das gebietende Rom, das mit seiner Staats- und Kriegskunst wie mit seiner Sprache das neue und größte Weltreich erschuf und durchdrang.

Griechische Emigranten also waren es, die als Bewahrer des unsterblichen Geistes der Vergangenheit und als Propheten der μίμησις, der Nachahmung vorbildlicher sprachlicher und rhetorischer Muster, den Herren der Welt jene Geschmacksrichtung, wo nicht zugetragen, so doch verstärkt haben, die aus Ciceros philosophisch-rhetorischem Schaffen hervorleuchtet und im Augusteischen Zeitalter sich zum Begriff der reinen und strengen Form, den man Attizismus oder Klassizismus nennen kann, gesteigert hat. Es ist kein Zufall, sondern hat seinen inneren geschichtlichen Grund, daß auch die Anfänge der italienischen Renaissance, die zukunftheischend und mit nationalem Willem an die Tendenzen jenes altrömischen humanistischen Klassizismus in gewisser Hinsicht anknüpfte, von Emigrantenstimmung, wie sie besonders in Dante und Petrarca zeugend wirkte, erfüllt waren. Eines der Häupter jener von römischem Patriotismus geleiteten griechischen Emigranten, Dionys von Halikarnaß, konnte die Meinung hegen, daß die römischen Machthaber die Urheber des neuen normativen Sprach- und Redeideals, des künstlerischen Klassizismus gewesen sind. Blieb doch noch im 4. Jahrhundert n. Chr. der göttliche Weltherrschafts- und Kulturberuf Roms bei gebildeten Griechen ein fester Glaubenssatz: damals prägte der kaiserliche Offizier und Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, der, obgleich aus vornehmer griechischer Familie Antiochias stammend, sein Werk lateinisch verfaßte, mit Bezug auf die Annahme der griechischen Kalenderreform durch Augustus das lapidare Wort von der in allen Jahrhunderten siegreichen, durch den Beistand des göttlichen Willens geleiteten Roma (XXVI, 1, 14). Hier also erscheinen die Hellenen als die Bringer der geistigen Bereicherung, die Römer als Empfänger und Verbreiter. Und das ist auch ganz richtig. Denn in Wirklichkeit haben, um eine Formulierung zu wiederholen, die v. Wilamowitz in einer weitblickenden, geistvollen Abhandlung über 'Asianismus und Attizismus' (Hermes 1900, Bd. 35, S. 45. 50) gebraucht hat, auch 'nicht die Römer den Griechen beigebracht, wer ihre Klassiker waren, sondern die Griechen haben in Rom sich auf ihre Klassiker besonnen, die Macht, die ihnen einzig noch blieb'; 'die griechischen Lehrer der Wissenschaft und der Sprache haben in Rom die klassizistische Reaktion inauguriert. Die Weltstellung Roms hat ihr in der Welt Geltung verschafft.' Die höchsten künstlerischen Schöpfungen der Augusteischen Zeit, das Augustusforum und die Ara pacis,

die Aeneis, die Lieder des Horaz atmen — um Worte, die v. Wilamowitz gebraucht hat, zu wiederholen — diesen Geist eines edeln, freien Klassizismus, der Pietät gegen die edele Formstrenge und Schönheit der Athenischen Meisterwerke, 'ohne das Stigma der öden Nachahmung'. Auch in der Politik des Augustus steckt ein gut Teil dieses Geistes 'der griechischen Väter des Klassizismus, die sich in das Reich des fernen Ideals geflüchtet, zu der ewigen Schönheit und dem ewigen Ruhme der Ahnen, teils aus Ekel an dem Chaos der Revolution, das die Welt zu verschlingen drohte, teils um den Rest des hellenischen Wesens zu retten'. Jetzt schien der Ordner des Chaos erstanden. 'Man jubelte ihm als dem Heiland zu, glaubte wirklich an die Zeit der Welterneuerung, und die von klassischer griechischer Kultur gesättigten Römer trauten sich zu, im Anschluß an die Klassiker Klassisches zu schaffen.'

Es war daher ein richtiger geschichtlicher Instinkt und nicht mittelalterliche Befangenheit, wie Voßler meinte, der Dante bewog, in der Errichtung des römischen Kaisertums, die mit dem Anfange des Christentums ungefähr zusammenfiel, den Höhepunkt der Menschheitsgeschichte, die Quelle des römischen Weltberufs, das Vorbild der von ihm erhofften Wiedergeburt Italiens und der Welt zu sehen. Und es hat seinen guten Grund, daß einer der geschichtskundigsten Führer des gereiften Humanismus, Enea Silvio, wie wir sahen (oben XII), in jenem Schreiben an den Sultan Muhammed Dantes Auffassung sich aneignet.

XIV

Die Welterneuerung des Augustus hielt nicht stand: die utopische Hoffnung der vierten Ekloge Vergils erfüllte sich nicht. Das römische Weltreich und die ideale Form der Kunst, der Poesie, der Rede wurden allmählich aufgerieben von den Kräften der geschichtlichen Flut. Immer wieder aber erscholl in Zeiten, wo die kaiserliche Macht sich neu konsolidierte und die äußeren Gefahren durch Siege über die Barbaren für eine weitere Frist gebannt war, das Stichwort der Wiedergeburt, der aurea Roma renascens.

Auch das Christentum übernahm diese Wiedergeburtshoffnung: in dem denkwürdigen literarischen Streit um den Altar der Victoria in der Kurie des römischen Senats haben sowohl Symmachus, der Vertreter der heidnischen Senatsmajorität, der gegen die Entfernung des Heiligtums nicht zwar als Heide, sondern als religiös toleranter Skeptiker und das alte Herkommen im Staatsinteresse schützender Patriot protestierte, wie auch Ambrosius und Prudentius, die als Christen die Beseitigung rechtfertigten, Rom in eigener Person redend auftreten lassen, und da läßt Prudentius in einem Gedicht die redend eingeführte Roma im Hinblick auf die unter dem Zeichen Christi jüngst erfochtenen Siege des Stilicho über die Goten die triumphierenden Worte sprechen: 'Alle Greisenhaftigkeit legte ich wiedergeboren (renascens) ab und sah mein Haar wieder blond werden.'

Ähnlich führt auch Claudian in mehreren Gedichten die Roma redend in Person ein, bald vor Hungersnot gealtert infolge des Abfalls von Afrika, bald stolzierend in Jugendfrische über die errungenen Siege, und verbindet damit das alte Phönix-bild der Wiederverjüngung (Bellum Gildon, V. 28; De VI. consulatu Honorii, V. 366; De consulatu Stilichonis l. II, V. 269 ff., 408 ff.).

Man hat neuerdings vielfach auch hingewiesen auf Verse des heidnischen Nachzüglers Rutilius Claudius Namatianus aus dem Jahre 416, die der Weltstadt Rom die Kraft nachrühmen, aus dem Tode einst wieder zum Leben zu erstehen, gleich dem Phönix. Aber sein Gedicht war dem ganzen Mittelalter und den ersten beiden Jahrhunderten der Renaissance unbekannt, es wurde erst 1493 im Kloster Bobbio wieder aufgefunden und 1495 abschriftlich nach Rom gebracht. Es kann also auf die grundlegenden Gedanken der älteren Renaissance in keiner Weise

gewirkt und jedenfalls die in ihr sich ausdrückende Vorstellung der Wiedergeburt nicht gefördert haben.

Wohl aber trifft diese Annahme zu auf die Ekloge eines karolingischen, unter dem Poetennamen Naso sich bergenden Dichters, der, ein Schüler Alcuins und Mitglied der kaiserlichen Kapelle, Karls des Großen Kaisertum feierte als noua Roma, mit dem Titel also, den sich die Konstantinstadt am Bosporus beilegte, und als Imperium, dessen Gebieter alle Reiche im Triumph sich unterworfen sieht, die Rückkehr der wechselnden Jahrhunderte zu den alten Sitten erschaut und in dem die goldene erneuerte Roma wiederum dem Erdkreis wiedergeboren wird [21]).

Dieser eine Wiedergeburt Roms erhoffende oder sich einbildende Imperialismus lebt fort im mittelalterlichen Kaisertum der Ottonen und Salier, Barbarossas, Heinrichs VI. und Friedrichs II. Er treibt schon früher und gleichzeitig im Kaisertum der Byzantiner, die sich Rhomäer nannten und dadurch ihre Abkunft von Rom bekundeten, seine Schößlinge. Nie hat es im Abendlande an Kennern und Freunden der antiken Autoren gefehlt. Der Kampf zwischen Philosophen und Rhetoren, der das ganze Altertum durchzieht, dauert in neuem Gewand während des Mittelalters fort als Gegensatz zwischen dem Studium der Dialektik und der Auctores. Eduard Nordens Geschichte der antiken Kunstprosa, ein für die Vorgeschichte und das Verständnis der Renaissance und des Humanismus höchst aufschlußreiches Buch, das man leider nur selten in der historischen Literatur über die Renaissance benutzt findet, gibt von diesen Streitigkeiten und den wechselnden Strömungen innerhalb der einzelnen mittelalterlichen Länder und Schulen teilweise auf Grund der ausgezeichneten Arbeiten französischer Forscher, wie Thurot, Delisle, Valois u. a., ein anschauliches Bild.

Eine gewisse Kontinuität der humanistischen Bewegung bleibt seit den Tagen Ciceros bestehen. Über ein Jahrtausend hinweg reichen sich Petrarca und Augustin die Hände in der Verehrung Ciceros, des Lehrers der Weisheit, Tugend und der Kunst der Rede, im Enthusiasmus für seinen, Petrarca und uns heute nur noch in Fragmenten erhaltenen 'Hortensius' zumal, der wie kein anderes Buch den in Ciceros Schriften am sinnfälligsten, ja hinreißend verkörperten Geist edler menschlicher Bildung und Sprache zum Ausdruck bringt. Und die römische 'Rhetorik' für den Plebejer Herennius aus der Epoche des Marius, die hellenistische Lehre bester Zeit in der Rhodischen Umformung, vor allem eine treffliche Stilkunst enthält, hat seit der Zeit des Augustin und Hieronymus für ein Werk Ciceros geltend, als Schulbuch humanistischem Interesse gedient: erst den karolingischen Altertumsfreunden, dann im 11. und 12. Jahrhundert den Förderern der neuen Ars dictandi, die den altrömischen Satzrhythmus, altrömische Würde und Fülle des Ausdrucks bereits nachbildete.

Auch Dante und Petrarca haben das Herenniusbuch benutzt, und die ganze Renaissance hat es zusammen mit dem ihm innerlich vielfach verwandten, weil aus der nämlichen Rhodischen Schule stammenden Zwilling, Ciceros Jugendschrift 'De inventione' als Schöpfung des göttlichen Tullius verehrt; Lorenzo Vallas Zweifel an der Verfasserschaft Ciceros ist lange Zeit nicht durchgedrungen.

Nichts ist irriger, als das Wesen der Renaissance zu suchen in der stofflichen Entdeckung der Antike. Zwar sind gewiß wichtigste und wertvollste, im Mittelalter vergessene oder verdunkelte antike Schriften erst vom Humanismus des 14. und 15. Jahrhunderts wieder ans Licht gezogen worden. Aber schon das Mittelalter hatte eine stoffliche Kenntnis der antiken römischen Autoren von großem Umfang

[21]) Vgl. dazu E. Dümmler, Zeitschr. f. dtsch. Altertum, 1875, Bd. 18, S. 60, V. 24—27; Poetae aevi Carolini. I 1, Berlin 1880, S. 385; A. Ebert, Allg. Gesch. d. Lit. d. Mitt. II 66 (I 169 f., 277 ff.; II 696); E. Norden, Antike Kunstprosa, S. 696, Anm. u. Nachtr. S. 9.

und nicht selten auch von starkem Eindringen. Doch war die Stellung des Mittelalters zur Antike stets retrospektiv. Es kam niemals hinaus über die Restauration oder Imitation von einzelnen antiken Zügen.

Das Neue und Befreiende der Renaissance aber war, daß hier zum ersten Male ein liebevolles und bewunderndes Verhältnis zum römischen Altertum von Italien aus weithin wirksam wird, und zwar zum ersten Male in einer Form, die mehr und etwas ganz anderes ist als Imitation. Es ist das, was in der Tat Dantes zuerst greifbar sich vor Augen stellte als ragende Säulenvorhalle einer herrlichen Zukunft: das nationale Erwachen im Anschauen der heimatlichen Vergangenheit, die Erkenntnis der Formkraft und Seelenschönheit der künstlerisch gestalteten und an dem Beispiel der lateinischen Ahnherrin geläuterten Muttersprache, die Wiedergeburt des Geistes der Einzelnen und des Volksgeistes in dem Verjüngungsbad alter angestammter Schöpferkraft, der alten virtus Romana.

Der Weg, den Dante wies, sollte zur nationalen Befreiung und Läuterung führen, sollte befähigen für den Aufflug zu den Sternen, deren Kreisen die ewige göttliche Liebe lenkt. Seines Schülers Rienzo kühner Versuch, Rom und Italien in einer nationalen Einheit zusammenzufassen und neu zu gestalten, scheiterte auf tragische Weise. Ebenso die in manchem damit verwandten politischen Reformpläne der beiden wesensungleichen Florentiner Savonarola und Machiavelli. Die weitere Entwicklung der Renaissance hat dann mehr und mehr die Wiedergeburt der Nation im Künstlerischen gesucht: in der schöpferischen Neugestaltung künstlerisch behandelter Wissenschaft, in der eigentlichen, bildenden und redenden Kunst. Während — wenn ich eine von Fritz Saxl lichtvoll und geistreich, ja geradezu glänzend durchgeführte, aber meines Erachtens gewisser Vorbehalte bedürfende fruchtbare Beobachtung Warburgs (Vorträge der Bibliothek Warburg 1921—1922, Leipzig, Teubner 1923, S. 1—10) etwas einschränkend wiedergeben darf — die Frührenaissance noch viel dionysische Elemente enthielt infolge ihrer Anknüpfung an die Ausläufer der Antike und deren Synkretismus, rang sich die Hochrenaissance zum Apollinischen Stil hindurch. Der Reformator der Kirche, den Dante ersehnte, den Rienzo nahe glaubte, als den sich Savonarola durch göttliche Sendung bestimmt glaubte, kam aus dem Lande der 'Barbaren', zerriß die Kirche und schuf neue Persönlichkeitswerte, die Grundlage einer von der Renaissance abführenden geistigen Entwicklung.

Erst das 19. und 20. Jahrhundert hat nach jenem Apollinischen Imperium der Renaissance auch die politischen Träume Dantes, Rienzos, Machiavellis erfüllt: Italien ist frei und geeint durch das Risorgimento, durch den modernen Messo da Dio Garibaldi, durch den Beistand von Preußen und Deutschland. Aber sogleich ist auch wieder der alte Imperialismus, aus dem einst die italienische Renaissance sich entfaltete, hervorgebrochen. Bei Beginn und während des Krieges gegen Tripolis konnte man in Italien oft selbst von Ungebildeten hören: 'Da drüben haben wir einst gesessen, das ist unser Land!' Und in den letzten Jahren haben wir ja zur Genüge erlebt, wie sich in Italien wieder der imperialistische Annexions- und Expansionsdrang regt. Gabriele d'Annunzio hat sich seinen Dichternamen: 'Engel der Verkündigung' doch wohl auch beigelegt, weil er so etwas sein wollte wie ein künstlerischer, aber auch politischer 'Messo da Dio' oder Papa angelico.

In diesem neu erwachten Imperialismus zeigt sich die alte Schranke der Renaissance und ihre geheime Antinomie. Es ist ja eigentlich ein Widerspruch, eine Sinnlosigkeit, daß die freie Entfaltung einer geeinten Nation andere Nationen und vollends alle Nationen durch ein Imperium politisch und gar auch kulturell beherrschen will. Die Idee der Humanität, der Kern des Humanismus, wandelt sich in ihr Widerspiel, wenn sie sich durchsetzen soll, indem ein einziges Volk beansprucht, die Menschheit und Menschlichkeit zu verkörpern. Es ist das aber der alte Grundgedanke des antik-römischen Imperiums.

Die romanischen Länder und auch England haben sich von ihm noch nicht befreit. Und doch zeigte schon Dante selbst und Giambattista Vico den Weg dazu durch die Enthüllung des Rechts der nationalen Individualität. Deutschland hat durch seine großen Geister des 18. und 19. Jahrhunderts den politischen wie den kulturellen Imperialismus als absurde Vergewaltigung erwiesen. Dieses Vermächtnis der nationalen Toleranz wollen wir auch heute, in der Nacht der Schande und Ohnmacht, bewahren. Wir wollen dadurch die Einseitigkeit und Enge des Renaissancegedankens berichtigen und ergänzen. Aber wir danken diesem Renaissancegedanken und seinem erhabenen ersten modernen Verkünder doch auch den Ansporn und die Hoffnung einer Wiedergeburt der eigenen schöpferischen Kräfte aus dem ererbten und angeeigneten Besitz unserer alten großen deutschen Kultur.

Dante war — sein Leben und sein Schaffen bezeugt es — ein großer Erwecker. So wirkte er auf sein Jahrhundert und die Folgezeit, so wirkt er noch heute. Nicht also ist er der künstlerische Totengräber abgestorbener mittelalterlicher Ideale. Vielmehr der unvergleichliche Gestalter der geistigen Ernte der Menschheit zum Besten ihrer Zukunft.

Diese Zukunft sah er, den sein Leben lang das Schicksal verfolgte, mitten im Chaos einer, wie die heutige, zerrütteten Welt dennoch mit siegesgewisser Hoffnung als eine Läuterung und Erneuerung der sittlichen Kräfte, als einen Aufstieg zum göttlichen Licht. Diese Zukunft erwartete er aus der nationalen Wiedergeburt seines Vaterlandes und seiner Muttersprache. Für diese nationale Wiedergeburt aber forderte er mit einer Wucht und Größe, Strenge und Heiligkeit, die erschüttern und rühren, die sittlich-religiöse Erneuerung des einzelnen Menschen. Ebenso mächtig als politischer Denker und Dichter wie als Kenner und Kündiger des Herzens, hat er, der gewaltigste Warner, der je gelebt, die Hölle menschlicher Sünden und Frevel, vor allem der Habgier, Tücke, Grausamkeit mit furchtbarer Lebendigkeit und Klarheit gezeigt, hat er die sittliche und politische Verderbnis seines Vaterlandes Italien mit Peitschenhieben zorniger Liebe gezüchtigt.

„Geknechtetes Italien, Haus der Schmerzen,
Schiff ohne Steuermann in großem Sturme —"

ergreifen uns diese Worte nicht, als wären sie zu uns gesprochen? Und trifft seine höhnische Anrede an Florenz nicht uns heute bis ins Mark?:

„. . . du erläßt so pfiffige Gebote,
Daß nicht zur Hälfte des Novembers vorhält,
Was während des Oktobers du gesponnen.
Wie oft schon, seit ich denke, hast Gesetze,
Hast Münzen, Ämter, Sitten du gewechselt!"

In tiefer Nacht der Wirrnisse und der politischen Ohnmacht rief er sein Land auf die steile, mühevolle, langwierige Bahn des neuen Lebens, im Aufblick und im Aufflug zu den ewigen Sternen der Gerechtigkeit und der Liebe.

Mögen uns in der tiefen Nacht der Schande und der Bedrückung diese Sterne wieder leuchten und sein erhabenes Beispiel uns den Mut und die Kraft stärken zum neuen Leben, zu der sittlichen Wiedergeburt, die uns allein retten kann.

Die Verwendung der deutschen Hochseeflotte im Weltkriege

Von

H. von Zwehl

General der Infanterie a. D.

I

Die schnelle Entwicklung der deutschen Seemacht zu Ende des vorigen und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts ist für das In- und Ausland eine Überraschung gewesen. Unsere Marine wurde bald das Lieblingskind der überwiegenden Masse des deutschen Volkes. Der Wandertrieb, der uns nun einmal innewohnende romantische Sinn, nicht minder aber eine dies ausnutzende, sehr rührige, geschickte Propaganda hatten, wenn auch hier und da nach einigen Kämpfen, unsere Volksvertretung zu großen materiellen Opfern für den Flottenbau gefügig gemacht. Hinzu kam, daß der starke Bevölkerungszuwachs Deutschlands, der fast gebieterisch auf einen Abfluß in außereuropäische Gebiete hinwies, auch widerstrebenden Geistern den Flottenbau nötig erscheinen ließ. Den aus der Heimat abwandernden Volksgenossen durch eine starke Flotte im Auslande eine Stütze zu gewähren, schien selbstverständliche Pflicht für eine Regierung, die nicht kurzsichtig vor dem Heute das Morgen übersah. — Ob es sich empfahl, für die Zwecke des Handels den Flottenausbau mehr als geschehen auf schnelle Kreuzer zu beschränken, von der Schaffung einer Hochseekampfflotte, Dreadnoughts, großen Stils abzusehen, zu Verteidigungszwecken den Torpedobootsbau und die U-Boote noch stärker zu begünstigen, ist eine mehr seetechnische Frage, ein fachmännisches Reservat.

Allerdings sind in der Vorkriegszeit hier und da ernste Bedenken aufgetaucht, ob es schon angezeigt wäre, Deutschland die schwere Last einer Rüstung zu Lande und zu Wasser aufzuerlegen. Ganz abgesehen von den sich aus der Flottenpolitik ergebenden weiteren Schwierigkeiten.

Johannes Haller, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen, schreibt in seinem Buche „Die Ära Bülow“ [1]: „Braucht es noch gesagt zu werden, welches diese Politik (des Deutschen Reiches) war? Mit lautem Schall und klangvollem Namen ist sie zu ihrer Zeit angekündigt worden: Weltpolitik hieß sie, zur Weltmacht sollte das Deutsche Reich erhoben werden. Der Weg dahin führte über das Weltmeer, das Mittel sollte eine starke Kriegsflotte sein. Mit Stolz hat sich der Staatsmann, unter dessen amtlicher Verantwortung das unternommen wurde, dazu bekannt, als schon das Bild die blutig-finstere Kehrseite zu zeigen anfing und das Scheitern sich ankündigte: Leitgedanke seiner Politik sei der Flottenbau und die Erhebung Deutschlands zur Seegroßmacht gewesen. — Es war mehr, als die deutsche Nation leisten konnte, und es war etwas anderes, als was sie wollte. Nur

[1]) Johannes Haller: Die Ära Bülow, eine historisch-politische Studie. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin 1922.

ein Kampf mit den letzten Mitteln konnte sie zu wirklicher Weltmacht führen, ein solcher Kampf war ganz und gar nicht nach ihrem Sinn. Auch ohne Kampf, auf dem Wege friedlicher Entwicklung, wähnte sie ans Ziel zu gelangen. Weltpolitik und kein Krieg — das war die Losung. Man wollte den Zweck und scheute das Mittel. Daran ist das Reich zugrunde gegangen. Daß sein Zusammenbruch gerade auf der Flotte den Anfang nahm, erscheint wie eine Symbolik von grausamster Ironie" (Vorwort, S. VI). Und an einer anderen Stelle sagt Haller: „Die wahre Wurzel der englischen Feindschaft gegen uns ist auch nichts anderes gewesen, als der Bau der deutschen Schlachtflotte"; auch wird aus einem Bericht des Botschafters Graf Wolf Metternich von 1906 die Stelle angeführt: „Der wesentliche Grund der politischen Spannung zwischen England und Deutschland liegt in neuerer Zeit nicht in den Handelsbeziehungen, sondern in der wachsenden Bedeutung unserer Kriegsmarine, die in England gefürchtet wird" (S. 49).

Die Kritik Hallers über unsere mit Hochdruck betriebene Flottenpolitik ist eingehend und *schneidend*. Man braucht sich mit *allen* Ausführungen nicht bedingungslos einverstanden zu erklären. Namentlich ist uns doch vieles von dem, was er sagt, erst später in voller Klarheit zum Bewußtsein gekommen. Wenn auch nicht gerade ein Seher, so doch nur ein staatsmännisches Genie ersten Ranges konnte alles früh genug sicher einschätzen, was *jetzt* fast selbstverständlich erscheint. Trotzdem verdienen seine Schlüsse ernste Beachtung, wenn man aus der Geschichte Belehrung sucht. — Zum Schüren der englischen Eifersucht trugen weiter allerlei deutsche Kundgebungen und Flottenausstellungen bei. Die Welt wurde geradezu mit der Nase auf das schnelle bedrohliche Wachstum der deutschen Flotte gestoßen; eigentlich ist alles geschehen, um der Welt Gefahren vorzuspiegeln, zu Gegenmaßregeln herauszufordern, der blöden Masse des Auslandes den Gedanken einzuhämmern, Deutschland erstrebe auf Kosten anderer Mächte eine Vorherrschaft zur See und wolle sie nicht in friedlichem Wettbewerb, sondern durch einen Krieg erringen. Das oft gehörte Schlagwort, namentlich in Marinekreisen als ein Dogma betrachtete: „Ohne Seegeltung keine Weltgeltung", oder: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" usw. war geeignet, unsere Ziele zu verdächtigen, gegen uns bei den Neutralen wie den offenen Gegnern Stimmung zu machen. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir in zaghafter Leisetreterei in Rüstungsfragen von den Wünschen anderer uns abhängig machen mußten, aber es kann schwerlich als politisch klug angesehen werden, auf unsere aufstrebende Seemacht in einer parvenuartigen Form geflissentlich aufmerksam zu machen. Wenn man das aber für nützlich hielt, so hätte man auch bei einigem Scharfsinn sich sagen können, daß dadurch feindlichen Mächten die Notwendigkeit vor Augen geführt wurde, gegen Deutschland auch den Kampf zu Lande aufzunehmen, daß also für die *Landarmee*, da bei ihr sicher zuerst, wahrscheinlich auch zuletzt, die Entscheidung lag, alles nur Mögliche geschehen mußte, um einen Zwei-Fronten-Krieg erfolgreich durchzuführen. Das ist unterblieben. Die Flotte ist auf Kosten des Landheeres so schnell und so stark entwickelt. Das wird zwar hier und da bestritten, aber dennoch trifft es zu, es braucht nur an den verhängnisvollen Einfluß des Reichsschatzamtes erinnert zu werden: „Keine Ausgabe ohne Deckung."

In der Not unserer Jetztzeit ist zwar jedem klar geworden, daß trotz der Aufwendungen für die Flotte mehr Geld für das Landheer hätte aufgewendet werden *können*, allerdings nicht ohne stärkeres Anziehen der Steuerschraube vor dem Kriege. Das war nur durch einen Kampf mit dem Parlament, den die Regierung scheute, möglich. Aber der Gedanke an einen Weltkrieg um den Bestand des Vaterlandes wurde zu verscheuchen gesucht, mindestens die Gefahren nicht mit der nötigen Schärfe betont. Wenn man die Verhandlungen des Reichstages namentlich aus den

Jahren 1911 und 1912/13 verfolgt, wird es schlagend bewiesen. Wir schufen ohne schwere innere Kämpfe eine achtunggebietende Großkampfflotte.

Trotz zahlreicher ehrenvoller Taten im Kreuzerkriege, trotz aller Hingebung der tapferen U-Boot-Kommandanten, ihrer Offiziere und Mannschaften hat sie keinen entscheidenden Einfluß auf den Gang des Krieges gewinnen können. Die Hochseeflotte hat keinen großen Schlag gegen die Engländer geführt, und schließlich ist sie nicht eben ehrenvoll dem Feinde ausgeliefert worden, nachdem ihre Mannschaft den Stein des Umsturzes ins Rollen gebracht hatte. Bei einer kurzen Betrachtung dieses geschichtlich wie politisch lehrreichen Hergangs kann es sich weder um eine herbe Kritik noch um Vorschläge, wie es hätte besser gemacht werden können und müssen, handeln, sondern um einen Rückblick, wie sich dem Laien, der allerdings bisweilen dienstlich verpflichtet war, sich in Ost und West mit Marinefragen zu beschäftigen, der Gang der Ereignisse dargestellt hat.

II

Bei der Schaffung der deutschen Marine hatte der Gedanke eine wichtige Rolle gespielt, sie müsse so stark sein, daß es für England ein Risiko bedeute, mit uns kriegerische Verwicklungen herbeizuführen. Wie danach der Seekrieg deutscherseits zu führen, im besonderen, wie die Hauptkampfkraft die Hochseeflotte zu verwenden wäre, darüber gibt das sonst sehr ins einzelne gehende deutsche Admiralstabswerk keinen präzisen Operationsplan [2]). Die Darstellung fließt in dem Abschnitt „Überlegungen zum Operationsbefehl" in behaglicher Breite dahin, läßt aber nicht erkennen, daß in ähnlicher Weise ein Operationsentwurf gefertigt wäre, wie er für den Krieg zu Lande die Regel bildet. Der dem Chef der Hochseeflotte für den Nordseekriegsschauplatz erteilte Operationsbefehl enthielt in der Hauptsache die Weisung, die englische Flotte durch offensive Vorstöße gegen die Bewachungs- oder Blockadestreitkräfte, sowie durch eine bis an die britische Küste getragene, rücksichtslose Minen- und, wenn möglich, U-Boot-Offensive zu schädigen. Erst nachdem dies gelungen, sollte versucht werden, „unsere Flotte unter günstigen Umständen zur Schlacht einzusetzen. Bietet sich schon vorher günstige Gelegenheit zum Schlagen — so hieß es — so muß diese ausgenutzt werden." Eine allerdings allgemeine, den verschiedensten Möglichkeiten freie Hand lassende Richtlinie. Sie schob, für sich allein betrachtet, die Verantwortung ganz dem Hochseeflottenchef zu. Man kann sogar den Eindruck gewinnen, als ob dieser Befehl das Kompromiß zwischen widerstreitenden Ansichten gewesen wäre, der durch die ihm aufgesetzten Offenstvtöne verschiedenen Wünschen gerecht werden wollte. Allemal und unter allen Verhältnissen eine zu Lande und zu Wasser gefährliche Art der Befehlsführung. Sie hat nur den Vorteil, daß, wenn Erfolg ausbleibt, die befehlende Stelle von vornherein sagen kann, sie sei daran schuldlos. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß dieser Gedanke bei Erteilung des Befehls bestimmend gewesen wäre.

Der Chef des Admiralstabes hatte sein Augenmerk vermutlich auf höhere Weisung hin mehr auf die Ostsee gerichtet; er hatte noch am 25. Juli 1914 die Möglichkeit im Auge, England könne neutral bleiben; er wollte es nicht reizen, und befürwortete, „zunächst mit Rußland völlig aufzuräumen", um so mehr, als „ein sichtbarer Erfolg nur in der Ostsee zu erreichen wäre". Als sich diese Hoffnung auf eine englische Neutralität irrig erwies, erging für den Ostseekriegsschauplatz ein rein defensiver Auftrag: Störung einer russischen Offensive, Schädigung des feindlichen Handels, Sicherung der Kieler Bucht, Minenunternehmungen, „die vorübergehende

[2]) Der Krieg zur See 1914/18. Herausgegeben vom Marinearchiv. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)

Entsendung von Teilen der Hochseeflotte zur Führung eines Schlages gegen die russische Flotte blieb vorbehalten".

Um die Verwendung der Hochseeflotte gegen England hat sich während der ersten Kriegsmonate bei den maßgebenden Marinedienststellen ein scharfer Kampf der Meinungen entsponnen, der im Admiralstabswerk, Band I, und namentlich Band II, eine eingehende Darstellung erfährt. Daraus geht hervor, daß der Chef des Admiralstabes, Admiral v. Pohl, und der Chef des Marinekabinetts, Admiral v. Müller, ausgesprochene Gegner des — wie es nicht anders sein konnte — mit Gefahren verbundenen, den großen Entscheidungskampf suchenden Auslaufens der Flotte waren. Diese Ansicht fand auch lebhafte Unterstützung durch den in Marinefragen sehr einflußreichen Herrn Ballin, Leiter der Hamburg-Amerika-Linie. Über den Gefahren, der Unsicherheit des Erfolges, trat dabei der Gedanke in den Vordergrund, England würde um so fester am Kriege als Verbündeter der Alliierten festhalten, um so rücksichtsloser auf die Vernichtung Deutschlands bedacht sein, wenn es eine Schlappe zur See erlitte. Jeder kriegerische Vorgang, der in den Augen der Welt die unbedingte englische Vorherrschaft zur See in Frage stellen könnte, würde zu um so hartnäckigerem Widerstandleisten führen, während das deutsche Streben vorherrschen müsse, mit England sich Verhandlungsmöglichkeiten offen zu halten. Besonders bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Stelle aus einem Briefe des Admirals v. Müller an Ballin vom 7. Oktober 1914, in dem es heißt: „Ihre Ansicht über das Einsetzen der Flotte teile ich vollkommen. Es wäre ein großer militärischer und politischer Fehler, eine Schlacht zu suchen, nur um mit der Flotte als Kampfinstrument in die Erscheinung zu treten. Diese Auffassung besteht auch bei allen älteren Seeoffizieren." Es muß überraschen, daß nicht nur ein hoher Seeoffizier, sondern auch ein mit den englischen Verhältnissen vertrauter Leiter der größten deutschen Schiffahrtsgesellschaft ihr politisches Denken so irrig einstellen konnten.

Bei dem überragenden Einfluß des Admirals v. Müller an Allerhöchster Stelle wirkte seine Ansicht um so nachhaltiger, als sie sich, wie als bekannt vorausgesetzt werden kann, mit derjenigen des Reichskanzlers v. Bethmann in der gleichen Richtung bewegte. Wie den Reichskanzler schon die Kriegserklärung Englands schwer überrascht hatte, so hielt er auch noch immer an dem Gedanken einer möglichen Verständigung auf annehmbarer Grundlage fest.

Gegen diese Ansichten aufzukommen, sich durchzusetzen, war für die Anhänger eines Flotteneinsatzes um so schwieriger, als die Repräsentanten nicht die ihrer dienstlichen Stellung nach in erster Linie für die Kampftätigkeit der Marine Verantwortlichen waren, nämlich der Staatssekretär Großadmiral von Tirpitz und der stellvertretende Chef des Admiralstabes, Konteradmiral Behnke.

In einem Schreiben an den Admiral von Pohl vom 16. September 1914 sind die Ansichten des Großadmirals klar zum Ausdruck gebracht. Darin wird betont, daß das Ziel des gesamten militärischen und administrativen Vorgehens seit zwanzig Jahren die Schlacht gewesen sei. Deshalb hätten wir in der Schlacht relativ stets die besten Chancen. Mit Rücksicht auf unsere zahlenmäßige Unterlegenheit müßten wir indes anstreben, sie nicht zu weit von Helgoland zu schlagen, höchstens 100 Seemeilen entfernt davon. Unsere beste Chance für eine erfolgreiche Schlacht wäre in den ersten zwei bis drei Wochen nach der Kriegserklärung gewesen. Die Chancen wurden in der weiteren Zukunft nicht besser, sondern schlechter, weil die englische Flotte einen erheblich größeren Zuwachs an Neubauten erhielte und in voller Übung bliebe. Hinzu käme, daß der anfangs glänzende Geist unserer Flotte heruntergehen müsse durch die Aussichtslosigkeit zum Schlagen zu kommen. „Es kommt darauf an — so schrieb der Großadmiral — daß man das Vertrauen zu unsrer Flotte hat, daß

die englische Flotte in einer Schlacht mit der unsrigen mehr oder mindestens ebensoviel Einbuße erleiden wird als wir. Ich persönlich habe dies Vertrauen. Die letzte Entscheidung (soll heißen die Wahl des Augenblicks für das Auslaufen zur Schlacht) kann meines Erachtens nur derjenige Mann treffen, der die Verantwortung dafür hat, das ist der Hochseechef. Er muß das Vertrauen zu sich selbst dafür haben, den Genius des Sieges in seinem Herzen tragen. Fast immer in der Weltgeschichte haben kleinere Flotten die größeren geschlagen. — Den Nutzen des Intakthaltens der Flotte bis zum Friedensschluß vermag ich nicht einzusehen. — Wenn wir nach einem so furchtbaren Kriege, wie dem von 1914, zum Friedensschluß kommen, ohne daß die Flotte geblutet und geleistet hat, so werden wir nichts mehr für die Flotte bekommen. Alles überhaupt vorhandene, recht spärliche Geld wird in die Armee gehen, und der große Versuch Seiner Majestät des Kaisers, Deutschland zur Seemacht zu erheben, wird vergebens gewesen sein. — In der nächsten Zeit muß indessen mit der Schlacht noch gewartet werden, bis die Türkei definitiv losgeschlagen hat und bis die Entscheidung im Westen gefallen ist." Unter dem 25. September 1914 wies der Großadmiral noch schärfer darauf hin, daß die Selbsttätigkeit des Hochseeflottenchefs nicht eingeengt werden dürfe, es müsse ihm überlassen bleiben, was er unter den vorliegenden Verhältnissen zu tun für möglich und richtig hielte. Er dürfe auch nicht gehalten sein, vor entscheidenden Entschlüssen anzufragen, da dies eine Lähmung seiner Selbsttätigkeit bedeute. Außerdem betonte der Großadmiral schon damals, daß ein Verharren der Flotte in ihrer bisherigen Zurückhaltung notwendigerweise eine Verminderung ihrer moralischen Stärke und Schlagkraft mit nicht absehbaren Folgen zur Folge haben müsse.

Die allgemeine politische Einstellung des Reichskanzlers England gegenüber ist bekannt und schon oben angedeutet. Er betont in seinen Erinnerungen aber ausdrücklich, daß er die operative Verwendung der Flotte, abgesehen von dem U-Bootskriege, mit seinen wichtigen Folgen für die politische Leitung, nach keiner Richtung beeinflußt hätte. Seine dann mehr persönliche Ansicht würde er danach nicht amtlich betont haben. Er kann aber mit Recht darauf hinweisen, daß wenn maßgebende Seeoffiziere den Kampf der Hochseeflotte bestimmt verlangt hätten, eine Entscheidung darüber vor dem Kriegsherrn hätte zum Austrag, wie Bethmann sagt „zum Schwur" gebracht werden müssen. Von dem Kapitän zur See von Waldeyer-Hartz ist darauf hingewiesen („Kreuzzeitung" Nr. 266 vom 12. 6. 23), „der Kreis derer um Bethmann Hollweg war in erheblichem Maße von der Auffassung durchdrungen, es würde ein schwerer politischer Fehler bedeuten, wollte man England auf See empfindlich treffen. Und es war die Wurzel allen Übels, daß diese schwächliche Politik auf Entgegenkommen bei der Kriegsleitung des Großen Hauptquartiers stieß. Hierdurch entfiel für Bethmann Hollweg von vornherein die Notwendigkeit, seinen Einfluß auf die operative Verwendung der Hochseeflotte durch ein ähnliches Vorgehen, wie im U-Boot-Handelskrieg, in die Erscheinung treten zu lassen und urkundlich festzulegen."

Ob diese Annahme zutreffend ist, oder ob man der bestimmten Versicherung Bethmanns in seinen Erinnerungen größere Bedeutung beimessen will, mag dahingestellt bleiben.

Von entscheidender Bedeutung ist, wie der Chef der Hochseeflotte selbst sich zu einem Einsatz seiner Kräfte in einer Großschlacht stellte.

Bei Kriegsbeginn war das Kräfteverhältnis zwischen der deutschen und der englischen Marine wie 1 : 1,8, die Engländer waren also fast doppelt so stark wie die Deutschen. Trotz dieser Überlegenheit will der Großadmiral von Tirpitz einen großen Erfolg der Deutschen für durchaus möglich halten, da „fast immer in der Weltgeschichte kleinere Flotten die größeren geschlagen" hätten.

Diese Ansicht läßt sich nicht mit wenigen Worten widerlegen, da ein Exkurs in die Seekriegsgeschichte nicht allein Prüfung aller Nebenumstände und Zufälligkeiten, sondern auch seetechnische Kenntnisse, über die ich nicht verfüge, erfordern würde. Immerhin erscheint beachtenswert, daß die im Seekampf erfahrenen Engländer von diesem Grundsatz wenig hielten, denn sie haben den sogenannten Zwei-Mächte-Standard, d. h. daß sie mindestens zur See ebenso mächtig sein müßten, wie zwei Kontinentalmächte, als Leitmotiv ihrer Flottenpolitik betrachtet und stets mit großer Bestimmtheit vertreten. Ganz England ist von der Weisheit dieses Grundsatzes überzeugt gewesen. — Noch mehr, die Engländer wurden schon bedenklich, als Deutschland mit der Flottenrüstung ein etwas lebhafteres Tempo annahm. Ferner ist nicht bekannt geworden, daß in Marinekreisen aus der Vorkriegszeit der „Risikogedanke" als Grundsatz des deutschen Flottenplanes verlassen wäre. Der Kapitän von Waldeyer-Hartz spricht deshalb auch in dem angemerkten Aufsatz in der „Kreuzzeitung" offen aus: „Dieser Risikogedanke, der anfänglich, als die Flotte noch schwach war, auch militärisch den Nagel auf den Kopf traf, er wurde mit dem Erstarken der Flotte zu ihrem Verhängnis. Denn die Seekriegsleitung vermochte sich, als Mars die Stunde regierte, strategisch nicht von ihm frei zu machen." — In Kriegsspielen und militärischen Übungsreisen des Landheeres während der Tätigkeit des Feldmarschalls Graf Schlieffen haben gelegentlich Führer der französischen Partei dadurch den Sieg an ihre Fahne fesseln wollen, daß sie ihre Armeen hinter der Festungsfront an der französischen Ostgrenze aufmarschieren ließen und zurückzogen, um die Deutschen hinter sich her zu locken und dann über sie her zu fallen. Schlieffen hat dieses Kunststück stets als einen abwegigen Plan bezeichnet, namentlich deshalb, weil man eine auf den Angriff angewiesene Armee, der man ihn immer gepredigt hätte und die Elsaß-Lothringen wiedererobern wolle, nicht in den Gedanken einer strategischen Offensive fesseln dürfe, es auch nicht wolle. Ähnlich, im umgekehrten Sinne, kann es nicht überraschen, daß einer Flotte, die Jahrzehnte hindurch auf den „Risikogedanken" eingestellt war, die nur kleinere Offensivunternehmen machen sollte, auch erst nachdem der Gegner einige Verluste erlitten hätte, nun plötzlich der Gedanke des Einsatzes ihrer ganzen Kraft zu einem großen Schlage geläufig würde. Um das zu erkennen, bedarf es keiner seemännischen Kenntnisse. Es liegt in der Natur der Menschen. Deshalb hat auch die Ansicht des Admirals von Müller in seinem Briefe an Ballin (s. oben), alle älteren Seeoffiziere wären nicht für das Suchen einer großen Entscheidung, hohen Grad von einer Wahrscheinlichkeit und Berechtigung. Es hätte, um eine Umstellung des ganzen kriegerischen Geistes der Flottenleitung gleich in den ersten Kriegsmonaten zu bewirken, stärkerer Töne bedurft, als sie damals hörbar geworden sind.

Der Chef der Hochseeflotte, Admiral von Ingenohl, scheint durch den Hinweis auf große Erfolge einer Minderheit über eine Mehrheit nicht überzeugt zu sein. Er hat sich über die beiderseitigen Kräfteverhältnisse und die Erfolgaussichten folgendermaßen geäußert:

„Die stolze alte Tradition der englischen Marine, das gute seemännische Können und die durch die lange Dienstzeit erleichterte gründliche Ausbildung des Personals, besonders im Schießen, die von jeher als tapfer und zähe bekannte Natur des englischen Volkes und schließlich die als fähig und tüchtig bewährte Führung verboten jede Unterschätzung des Feindes, so daß jedenfalls trotz höchster Einschätzung des eigenen Personals eine besondere Überlegenheit unsererseits — abgesehen vielleicht von der gründlicheren Ausbildung der Flotte in der Gefechtslinie und bei schweren Gefechtsstörungen und der besseren Schulung unseres Torpedopersonals — bei Beginn des Krieges nicht vorausgesetzt werden durfte."

Diese Ansicht ist zwar erst im Januar 1918 niedergeschrieben, sie muß aber mit

Recht schon in den ersten Kriegsmonaten für den Admiral von Ingenohl maßgebend gewesen sein. —

In dem Admiralstabswerk wird die Meinung vertreten, der Operationsbefehl habe dem Admiral alle Freiheit gelassen, mit der Flotte größere oder kleinere Offensivstöße zu machen und dadurch eine günstige Gelegenheit zum Schlagen auch gegen die ganze feindliche Flotte herbeizuführen. Alle diejenigen, die der Überzeugung sind, daß ein größerer Erfolg, mindestens kein Mißerfolg des Schwächeren gegen den zahlenmäßig Überlegenen zu erwarten gewesen wäre, daß zu Wasser nicht, wie zu Lande, der Erfolg zumeist „der Gott der Schlachten mit den stärksten Bataillonen ist", machen dem Hochseeflottenchef einen Vorwurf daraus, ja sie knüpfen an sein Verhalten einen wichtigen Grund für den Verlust des Krieges überhaupt. Der Admiral von Ingenohl kann demgegenüber darauf hinweisen, daß er schon Mitte September bei dem dafür zuständigen Admiralstabschef zur Weitergabe an den obersten Kriegsherrn vorstellig geworden wäre, den Operationsbefehl abzuändern und ihm größere Handlungsfreiheit auch für Vorstöße außerhalb der deutschen Bucht zu überlassen. Das Ergebnis war eine Ablehnung. In mehreren schriftlichen Äußerungen hat der Flottenchef die Entscheidung erhalten, daß sich der Kaiser den Befehl zum Einsatz der Hochseeflotte vorbehalte. In einer ausführlichen Schrift („Marinerundschau", Heft 1 für 1923) hat Admiral von Ingenohl sich über die ihm nach den verschiedensten Richtungen in dem Seekriegswerk über sein Verhalten gemachten Vorwürfe und Anschuldigungen geäußert. Formell weist er nicht mit Unrecht die bisweilen mit persönlichen Spitzen gegen ihn gerichteten Bemängelungen zurück. Es scheint, man solle sie, wenn angängig, vermeiden, so erklärlich es auch sein mag, diejenigen scharf anzufassen, in denen man die Schuldigen für schweres Unglück, für den Ausfall der Hochseeflotte bei dem Kampfe um Leben und Tod, für die spätere schmachvolle Zersetzung der Mannschaften gefunden zu haben glaubt. Ob aber ein Grund vorliegt, hinsichtlich der Flottenverwendung während der ersten Kriegsmonate dafür den Admiral von Ingenohl anzusprechen, will doch nicht einleuchten. Die Frage läßt sich ohne jede seetechnische Kenntnis lediglich nach allgemeinen militärischen Grundsätzen beurteilen. Ingenohl kann in seiner Schrift mit vollem Recht darauf hinweisen, daß er Anstand nehmen mußte, gegen den ausdrücklichen Befehl des Obersten Kriegsherrn die Flotte zur Schlacht einzusetzen, deren Ausgang niemand voraussehen konnte. — Es ist zwar eine bei taktischen Übungsaufgaben beliebte Methode, den Bearbeitenden vor eine Lage zu stellen, in der er gegen einen bestimmten Befehl handeln muß. Diese Theorie hat aber nur da einen Sinn, wo sich eine Lage entwickelt hat, die der Befehlende nicht übersehen konnte, die der Ausführende aber als nicht im Einklang mit den sich ihm bietenden Umständen erkennt. Es ist doch ein Unding und schließt jede vernünftige Führung aus, wenn nach Belieben der Untergebene, sei es auch in bester Absicht, handelt, wie es ihm jeweils richtiger oder vorteilhafter erscheint. Ingenohl war weder über die allgemeine Kriegslage im großen, noch die Absichten der Leitung unterrichtet, besonders günstige, rasch zu erfassende Gelegenheiten zum Schlagen hatten sich nicht geboten; es ist unbillig, ihn angesichts der bestimmten, ihm gegebenen Befehle des Mangels an Wagemut und Entschlußkraft zu beschuldigen. Mit Recht hat er gesagt, gegen den Willen und Befehl des Obersten Kriegsherrn konnte er die Flotte nicht zur Schlacht einsetzen, deren Ausgang kein Mensch mit einiger Sicherheit voraussagen konnte; er mußte im Gegenteil nach seinen Weisungen bestrebt sein, alle zur Schlacht wertvollen Schiffe intakt zu halten, bis der Augenblick gekommen wäre, die Flotte an den Feind zu führen. Dieser Moment war ihm auch in Aussicht gestellt. — Geradezu unverständlich ist es aber, wenn ihm im Admiralstabswerk ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er sein Amt nicht niedergelegt hat, als ihm die Er-

mächtigung zur völligen Freiheit des Handelns versagt wurde. Wer kommandierte die verschiedenen Teile der Wehrmacht, von der die Hochseeflotte ein Bruchteil war? Wer hatte also die Verantwortung für die Entschließungen? Doch nicht der Admiral von Ingenohl, sondern der Kriegsherr mit seinen selbsterwählten Beratern. An anderer Stelle des Admiralstabswerkes wird Ingenohl der Vorwurf gemacht, er sei nicht gewohnt gewesen, in offenem Gegensatz zu einer Allerhöchsten Willensmeinung, seine Stellung und Verantwortung im Interesse des Vaterlandes in die Wagschale zu werfen. Auch hier scheinen doch staatsrechtliche Verantwortlichkeiten mit solchen der Kommandoführung verwechselt zu werden. Minister, Staatssekretäre sind verpflichtet, solche Konsequenzen zu ziehen, nicht aber Truppen- (Marine-) Befehlshaber vor dem Feinde. Ingenohl hatte seine Anträge gestellt und war nicht durchgedrungen, damit hatte er getan, was man billigerweise von ihm fordern kann. Man hört oft von Leuten, die in der Kriegsgeschichte nicht sehr gründlich unterrichtet sind, den Hinweis auf den General Yorck im Jahre 1812. Einmal sind Personen von Eigenschaften des eisernen Yorck militärische Seltenheiten ersten Ranges. Aber weiter: Glaubt ein Mensch, daß Yorck die Konvention von Tauroggen abgeschlossen hätte, wenn ihm ein bis zwei Tage vorher ein königlicher Befehl zugegangen wäre, es beileibe nicht zu tun? Ingenohl sagt mit Recht, Einreichung seines Abschiedsgesuches wäre ihm als Fahnenflucht erschienen. Während des Krieges hat gewiß mancher höhere Führer vor der Wahl gestanden, ob er einen Befehl ausführen müsse oder sich lieber krank melden und abgehen solle, von solchen Schritten aber bei der Überlegung: Macht es ein anderer besser?, davon abgesehen. Kleinlicher Trotz hat im Kriege keinen Platz und ist verwerflich.

Die Frage, welche Erfolge uns durch Nichteinsatz der Hochseeflotte in den ersten Kriegsmonaten entgangen sind, wird sich niemals mit auch nur einiger Sicherheit beantworten lassen. In dem Kampf der Meinungen zwischen den Admiralen von Müller und von Pohl einerseits, dem Großadmiral von Tirpitz mit dem Konteradmiral Behnke andererseits — wenn man deren gelegentliche Äußerungen als Kampf bezeichnen darf — behielt, wie es bei schwerwiegenden Entschlüssen die Regel bildet, die vorsichtigere Partei die Oberhand. — Inwieweit das ein Unglück war, ist deshalb nachträglich unmöglich glaubhaft zu machen. Der von dem Großadmiral (s. oben) angeführte Grund zum Einsatz der Hochseeflotte, daß nur dann unter Zurückstellung der Bedürfnisse des Landheeres nach dem Kriege für die Marine größere Mittel flüssig gemacht werden würden, wenn sie „nicht geblutet, nichts geleistet hätte", bedarf kaum der näheren Erörterung. Das Admiralstabswerk bemerkt auch, diese Begründung hätte später keine Rolle mehr gespielt. Das war gegeben, denn sie fiel doch in bedenklicher Weise aus dem Rahmen der operativen Überlegungen heraus. Etats- und Geldbewilligungsrücksichten in diesen Zeiten höchster Spannung erscheinen doch recht bedenklich, beleuchten aber die gefährliche Rivalität zwischen den Flottenbaukosten und den, wie heute wohl nicht zu bestreiten, weit wichtigeren Aufwendungen zur Entwicklung der Kräfte des Landheeres für einen Zweifrontenkrieg. Wünsche auf Verwirklichung von weitgehenden Flottenplänen waren in diesen Zeiten, wo wir schwer um unsere Stellungen im Osten und Westen rangen, unangebracht. Um das zu erkennen, braucht man kein einseitig auf den Landkrieg eingestellter Armeeoffizier zu sein.

In dem Admiralstabswerk ist die Meinung vertreten, daß bis Ende Oktober 1914 die deutsche Flotte mit ziemlicher Sicherheit an jedem Tage, den sie wählte, die Schlacht auf der Linie Horns Riff—Terschelling hätte haben können. Der Admiral von Ingenohl zieht es in Zweifel und meint, schon der Umstand, daß sich der Engländer vorwiegend mit den Hauptkräften im nördlichen Teil der Nordsee, sogar an der nordwestlichen Küste Großbritanniens aufgehalten habe, spreche dagegen. Im

allgemeinen aber kann wohl als erwiesen gelten, daß die englischen Seestreitkräfte sich zurückhielten und, wenn sie auch nicht gerade den Großkampf ängstlich vermieden, so doch keinen Wert darauf legten, ihn zu suchen, nach dem Grundsatz „fleet in being"; die Flotte sollte schon durch ihr Vorhandensein wirken.

Als besonders geeigneten Zeitpunkt, die deutschen Hochseestreitkräfte zu einer entscheidenden Tat einzusetzen, wird in Marinekreisen der Herbst 1914, als die schweren Landkämpfe an der Yser, auf dem rechten Flügel des deutschen Heeres ausgefochten wurden, angesehen. Sicher wäre es von einigem Vorteil gewesen, wenn die auf dem linken Flügel der Entente fechtenden Engländer in irgendeiner Form um ihre Verbindungen mit der Heimat hätten besorgt gemacht werden können. Es hätte aber nur durch einen Sieg, einen ausgesprochenen Erfolg über die Engländer zur See, der sie wenigstens vorübergehend in ihre Häfen zurücktrieb, soweit sie nicht vernichtet würden, geschehen können. Aus dem Umstande, daß der Chef des Generalstabes des Feldheeres, General von Falkenhayn, im Herbst 1914 nicht bestimmt den Einsatz der Flotte verlangt hat, um durch sie die Landkämpfe zu unterstützen, hat man ihm einen Vorwurf gemacht.

Allgemein ist zuzugeben, daß von einer planvollen Zusammenarbeit zwischen Heer und Flotte in dieser Periode des Krieges nichts zu bemerken ist. Es wäre nützlich gewesen, hierüber sich schon vor dem Kriege klar zu werden und bestimmte Richtlinien festzulegen. Das mag schwierig gewesen sein, sind doch viel näher liegende Fragen, z. B. was zur Abwehr der Blockade geschehen könne, wie sie sich verhängnisvoll auswirken würde und wie ihr zu begegnen sei, nicht genügend oder gar nicht behandelt. Daß Feststellungen, wie lange beim Aufhören jeder Auslandszufuhr Deutschland leben könnte, unterblieben, ist auf Lässigkeiten im Reichsamt des Innern zurückzuführen, wie der General v. Wriesberg [3]) klar nachweist. Die Blockadefrage als solche dürfte aber in erster Linie zum Ressort des Reichsmarineamts gehören und mußte bei der Verwendungsform der Flotte von wesentlicher Bedeutung sein. Ob und was in dieser Hinsicht geschehen ist, darüber fehlen Angaben. Wenn nichts geschehen ist, so war das auch eine natürliche Folge der „Risikoflotte", die eine Blockade mit der Unmöglichkeit, sie zu brechen, hinnahm. — Wem die Verantwortung, daß zwischen Landheer und Flotte keine planvolle Zusammenarbeit vorbereitet worden ist, zufällt, von welcher Seite dazu die Anregung hätte ausgehen müssen, sofern sie nicht der oberste Kriegsherr befahl, ist nicht leicht zu sagen. Beim Landheer bestand wohl wenig Neigung dazu, aus Gründen, die hier nicht zur Erörterung stehen. Aber der, wie man gelegentlich hören kann, an Falkenhayn gerichtete Vorwurf scheint gänzlich grundlos. Während sich in der Marine zwei entgegengesetzte Meinungen über die Verwendung der Flotte gegenüberstanden, konnte er doch kaum damit rechnen, so geschickt er auch seine überaus schwierige Stellung beim Kriegsherrn wahrnahm, mit seinen Ansichten durchzudringen. Er sagt darüber [4]), das Seegefecht von Helgoland am 29. August hätte deutlich gezeigt, daß von der Marine im Herbst 1914 vorläufig keine wirksame Behinderung des englischen Seeverkehrs gefordert werden konnte. „Einen Einsatz der Flotte zur Entscheidung mit einer Offensive in den feindlichen Gewässern — so schreibt Falkenhayn — lehnte die Seekriegsleitung ab. Bei ungünstigem Ausgang, den sie in Anbetracht des Stärkeverhältnisses als wahrscheinlich annahm, glaubte sie, die Sicherheit der deutschen Küsten nicht mehr gewährleisten zu können." Es ist also nicht recht einzusehen, wie gerade im Herbst 1914 Falkenhayn eine Zusammenarbeit mit

[3]) v. Wrisberg, Heer und Heimat 1914/18. (K. F. Köhler, Leipzig.)
[4]) v. Falkenhayn, Die Oberste Heeresleitung in ihren wichtigsten Entschließungen. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)

der Flotte hätte durchführen können, eine Zusammenarbeit, die greifbare kriegerische Erfolge in Aussicht stellte.

Der Einsatz der Hochseeflotte zu einem großen Waffengange hat sich aus all diesen Gründen bis in das Frühjahr 1916 verzögert. In der Schlacht am Skagerrak am 31. Mai hat die deutsche Flotte mit Geschick, Glück und voller Hingebung sich vollauf bewährt, das deutsche Material eine glänzende Probe seiner Güte abgelegt. Die deutschen Verluste betrugen 60 730 Tonnen Schiffsraum gegen 117 750 der Engländer, 3000 Offiziere und Mannschaften gegen 6800 auf der Gegenseite. Es wird von sachkundiger Seite betont, daß der Sieg in erster Linie der alle Erwartungen übertreffenden Widerstandsfähigkeit der deutschen Großkampfschiffe, sowie der vernichtenden Wirkung ihrer Panzersprenggranaten, ferner der guten Schießausbildung und dem hervorragenden taktischen Zusammenarbeiten aller Schiffsklassen zu verdanken gewesen sei [6]). Mit Recht ist der Schlachterfolg in Deutschland ebenso bejubelt worden, wie der fehlende englische Triumph in Großbritannien niederschmetternd gewirkt hat. Erst allmählich ist es den Engländern gelungen, aber auch nicht vollständig, die Skagerrakschlacht zu einem Siege für das meerbeherrschende Albion umzudeuten. Von einem wirklichen, den Gegner vernichtenden Schlage war allerdings der deutsche Erfolg weit entfernt, denn die große Lage blieb unverändert; weder konnte die Blockade, auch nicht vorübergehend, durchbrochen noch die Verbindung über den Kanal zwischen Frankreich und England gestört noch endlich Amerika in seinen Materialtransporten, Zufuhren und später in den Truppenheranführungen nennenswert behindert werden. Nun sind ja große entscheidende Schläge, die, wenn nicht ganze Kriege, so doch Feldzugsabschnitte bilden, seltene und deshalb viel bewunderte Erscheinungen in der Weltgeschichte: Leipzig, Königgrätz, Sedan, Tannenberg, zur See Trafalgar. Skagerrak war nur gewöhnlicher Seekrieg — höchstens. — Auch die sonst Seesiegen nachgerühmte starke Rückwirkung auf die allgemeine Weltlage blieb deshalb aus, der Organismus des englischen Staates litt nicht darunter, wenn auch der „Manchester Guardian" in der Besorgnis, es könnten Wiederholungen großer Seeschlachten bevorstehen, klagte: „Müssen wir uns noch einmal der fürchterlichen Gefahr unterziehen, aus der wir durch Gottes Vorsehung gerettet worden sind?" Es gab auch in England Heulweiber, auf die das Wort Mephistos zutrifft: „Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht, Stellt es sich gleich das Ende vor."

Will man aber den deutschen Erfolg am Skagerrak als einen ungefähren Gradmesser für das halten, was wir von dem Einsatz der Hochseeflotte überhaupt erwarten durften, so ist das nicht gerade ermutigend. Selbst wenn in den ersten Kriegsmonaten ein ähnlicher, ja noch etwas größerer Erfolg der deutschen Flotte beschieden gewesen wäre, wie am Skagerrak, so ist nicht einzusehen, welchen Einfluß das auf den Gang des Krieges im großen gehabt haben sollte. Konnte es dann gelingen, die englische Herrschaft zur See wenigstens vorübergehend, vor allem die Blockade und den Nachschub, zu unterbrechen? Dazu hätte es einer Reihe glücklicher Schläge oder einer Vernichtungsschlacht, an die kaum zu denken war, bedurft. Auch wenn im Herbst 1914 England 200 000 Tonnen der Kriegsflotte, Deutschland nur die Hälfte verlor, hätte das etwas Nachhaltiges bedeutet? England war imstande, die erlittenen Verluste in kürzerer Zeit wieder auszugleichen als Deutschland, und die fast doppelte Überlegenheit des Gegners wäre nicht beseitigt worden. — Man hört nun zur Bewertung eines solchen Erfolges oft den Einwurf, das maritime Ansehen Englands, sein Prestige, würde dadurch einen verhängnis-

[6]) Korvettenkapitän Otto Groos in „Der große Krieg 1914—1918". Band 4. Von M. Schwarte. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1922.

vollen Stoß erhalten haben. Zugegeben, der englische Nationalstolz hätte mächtig darunter gelitten, vielleicht hätten auch einzelne Neutrale dem Engländer vorübergehend die kalte Schulter gezeigt. Aber es kann doch kaum jemand glauben, daß dadurch die Dominions zum Abfall, das Mutterland zum Friedensschluß verleitet worden wären. Im Gegenteil, eine offensichtliche Niederlage hätte den Willen zum Durchhalten — wenn dies noch möglich war — nur noch verschärft. Es ist eine alltägliche Erscheinung, mit abstrakten, theoretischen Gründen zu operieren, wenn die realen Beweismittel versagen. Ruhige Beurteilung darf sich dadurch nicht beirren lassen, das scheint auch hier zuzutreffen. Es ging im Weltkriege um alles, hüben und drüben, die rauheste Wirklichkeit regierte, keine wechselnden Gefühle, am allerwenigsten in dem vor den Schrecken des Landkrieges damals noch ganz sicheren britischen Inselreich. Auch ist behauptet, daß schon nach der kleinen Schlappe vor Coronel dem englischen Handel der „Atem gestockt hätte". Inwieweit das zutrifft, ist kaum nachzuprüfen. Der Einfluß dürfte sich auf die südamerikanische Westküste beschränkt haben. Sicher hat indessen die Stockung nicht lange angehalten, und schnell trat wieder business as usual in seine Rechte. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß ein deutscher größerer Erfolg bei Kriegsbeginn, wenn er keine volle Entscheidung brachte, nur eine ähnliche Wirkung geäußert hätte. —

Zusammenstöße großen Stils haben nach der Skagerrakschlacht nicht mehr stattgefunden. Der größte Ansatz dazu, Ende Oktober 1918, kam unter dem zersetzenden Einfluß des Umsturzes mit den Meutereien der Mannschaften nicht zur Ausführung. Welche strategischen Absichten die befohlene Versammlung auf der Schilligreede verfolgte, ist nach den bis jetzt verfügbaren Veröffentlichungen noch nicht erkennbar. Daß ein Vorstoß der Flotte die wankende deutsche Front in Frankreich (Korvettenkapitän Groos a. a. O.) nicht stützen konnte, ist so augenfällig, daß darüber Betrachtungen sich erübrigen.

Die Ostsee war, wie aus dem angeführten Operationsbefehl ersichtlich, als Nebenkriegsschauplatz betrachtet. Getreu dem zu Lande wie Wasser gültigen Grundsatze, auf der entscheidenden Front so stark wie nur möglich aufzutreten, blieben für die Ostsee nur sehr spärliche Kräfte verfügbar. — Von modernen Fahrzeugen waren es zwei Kleine Kreuzer und drei Torpedoboote, außerdem traten hinzu sechs ältere Schiffe, nämlich in Ostseehäfen in Reserve befindliche Kleine Kreuzer und im Tenderdienste verwendete ältere Torpedoboote. Im ganzen eine Seemacht, die der russischen Ostseeflotte, bestehend aus vier Linienschiffen, sechs Panzerkreuzern, vier geschützten Kreuzern, fünf Kanonenbooten, etwa zwanzig modernen Torpedobootszerstörern, dreißig großen Torpedobooten und etwa zwölf Unterseebooten, sehr unterlegen, auch dann noch unterlegen, als im Laufe der nächsten Monate nach Kriegsbeginn ein alter Panzerkreuzer und einige Hilfskriegsfahrzeuge der deutschen Ostseeflotte zugeführt wurden. Die Gegenüberstellung der beiderseitigen Kräfte läßt nicht nur die russische Überlegenheit erkennen, sondern auch die Gefahren für die deutsche Ostseeküste, wenn bei dem von einzelnen Personen befürworteten Einsatz der Hochseeflotte gegen England sie eine wesentliche Verminderung ihrer Kampfkraft erlitten hätte. Gerade in Marinekreisen ist mit der Möglichkeit, ja der Gefahr für die preußische und die pommersche Küste durch eine russische Landung stark gerechnet worden. Oft wird betont, daß durch das Bestehen der deutschen Flotte diese Gefahr beseitigt worden wäre. Sie kann verschieden beurteilt werden. Ich glaube, sie war gering, unter der vom Herbst 1914 an während des ganzen wechselvollen Krieges bestehenden Lage so gut wie ausgeschlossen. Die Russen hätten wohl Regimenter, vielleicht eine Division auf Schiffe setzen können, ob bei den Wasserverhältnissen, den wenigen Landungsstellen, die doch einigen Artillerieschutz besaßen, auf das Festland bringen, ist schon zweifelhaft. Aber

eine, wenn auch kleine Armee von etwa fünf bis sechs Divisionen zu transportieren, wären sie mangels an Schiffsraum, der doch großenteils erst von der Entente hätte geliefert werden müssen, außerstande gewesen, ganz abgesehen davon, daß sie an der Kampffront zu Lande an guten Truppen trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit keinen Überfluß hatten. Ein Landungsunternehmen von größeren Ausmaßen hätte niemals verheimlicht werden können und genügend Zeit zu Gegenmaßregeln gelassen. Wir hatten ein Oberkommando der Küstenverteidigung; daß es sich mit den verschiedenen Möglichkeiten beschäftigte, war seine Pflicht, aber ernstlich wird niemand diese Gefahren hoch eingeschätzt haben.

Einen guten Anhalt für die bei Landungen größerer Truppenmassen zu überwältigenden Schwierigkeiten bietet die Operation gegen die Inseln Oesel, Moon und Dagoe im Herbst 1917, geleitet vom Armeeoberkommando 8 unter dem General v. Hutier. Es wurde dazu das III. und IV. Geschwader der Hochseeflotte herangezogen. Die Seestreitkräfte bestanden aus zehn Großkampfschiffen, zwei Aufklärungsgruppen mit acht Kreuzern, fünf Torpedobootsflottillen, einer U-Boots-Flottille zu sechs U-Booten, mehreren Minenräumdivisionen und Minensuchflottillen, Minenschiffen, Sperrbrechern, Luftschiffen, Flugzeugen usw. Für den Truppentransport wurden in vier Gruppen 113 000 Tonnen Schiffsraum der Handelsmarine bereitgestellt. Im ganzen sollten in zwei Staffeln rund 24 000 Mann, 8400 Pferde, 2500 Fahrzeuge, 40 Geschütze, 224 Maschinengewehre, 84 Minenwerfer sowie Verpflegung für 30 Tage, Munition, Pioniergerät usw., übergesetzt werden. Die Angriffstruppe stellte nur eine verstärkte Division dar gegen eine Insel, besetzt von drei Infanterie-Regimentern, verteidigt durch eine geringe Zahl teilweise veralteter Geschütze bei einem Anmarsch von etwa 200 Kilometern über die Ostsee, ohne Ebbe und Flut. Ein mächtiges Aufgebot gegen einen recht schwachen Feind, der rechtzeitige Unterstützung von rückwärts nicht erhalten konnte und durch Revolution und Soldatenräte zermürbt war. Und doch gilt das Unternehmen gegen Oesel mit Recht als kühn und nur durch tadelloses Zusammenwirken von Landheer und Flotte gelungen. — Die Engländer haben in der Nordsee nichts Ähnliches versucht. Aus guten Gründen, weil sie die seetechnischen Schwierigkeiten als Kundige richtig einschätzten. Wenn sie sich Vorteile davon versprochen hätten, würden sie weder die Neutralität Hollands, noch die Anwesenheit der deutschen Flotte davon abgehalten haben. Um die deutsche Front in Flandern aus den Angeln zu heben, aus dem jahrelauernden Grabenkriege herauszukommen, würden sie wohl einen Landungsversuch in Seeisch-Flandern oder auf Walcheren gemacht haben, wenn die maritimen Schwierigkeiten ihnen nicht zu groß erschienen wären. Die holländischen Küstenverteidigungsmittel waren mangelhaft, veraltet, und ob das neutrale Holland ernstliche Abwehrversuche unternommen hätte, mindestens zweifelhaft. Die Möglichkeit, daß England Landungspläne verfolgen könnte, hat die deutsche Oberste Heeresleitung natürlich niemals aus dem Auge verloren und Gegenmaßregeln dafür vorgesehen, sie haben sich als überflüssig erwiesen. Gerade in sachverständigen Marinekreisen hielt man in den verschiedensten Stadien des Krieges englische Landungen für geplant, ja nahe bevorstehend. Mit der Beschießung von Antwerpen aus der Scheldemündung durch weittragende Geschütze auf flachgehenden Monitoren hat man den dort befehligenden Gouverneur mehrfach versucht zu beeindrucken. Wenn auch keineswegs behauptet werden soll, daß bei etwaigen englischen Unternehmungen die deutsche Flotte außer Betracht geblieben ist, so dürften doch die allgemein seetechnischen Landungsschwierigkeiten die größere Bedeutung beansprucht haben. — Der Hinweis auf das Ententeunternehmen gegen Gallipoli scheint für andere Ansichten wenig beweiskräftig aus den verschiedensten Gründen, vor allem, weil die Türkei ein wenig leistungsfähiger Gegner war. Aber auch dieser hat genügt, um das Unternehmen zum Scheitern zu

bringen. So kläglich es auslief, es hat dem englischen Prestige — auch dies ist bezeichnend, s. oben — nicht geschadet.

Diese kurzen Bemerkungen scheinen hier am Platze, um anzudeuten, mit welchen außerordentlichen Schwierigkeiten Landungsversuche an Meeresküsten zu kämpfen haben, und daß die Beherrschung des Meeres nur eine der notwendigen Vorbedingungen des Erfolges ist. Wie sich wenigstens nachträglich herausgestellt hat — ob es vorauszusehen war, bleibt dahingestellt — hat es sich namentlich in der Ostsee für die deutsche Flotte weniger um Abwehr feindlicher Landungsversuche, als um Sicherung der Verbindung mit Skandinavien gehandelt. Das war bedeutungsvoll für die Zufuhr, namentlich an Erzen. Es ist dank der Passivität der russischen Flotte mit schwachen Kräften gelungen, da die Engländer Anstand nahmen, ihren Bundesgenossen im Ostseegebiet zu unterstützen.

III

Die Leistungen der deutschen Flotte im Kreuzer- wie im Unterseebootskrieg sind ein glänzendes Ruhmesblatt in ihrer Geschichte. Mit größter Hingebung und nie versagendem Wagemut konnte die Flotte in den Gang des Weltkrieges eingreifen. Um so schmerzlicher hat sie es empfunden, daß ihr keine entscheidende Tat im Großkampf gelang, denn so ruhmvoll der Tag von Skagerrak in ihrer Geschichte auch leuchtet, für den Verlauf und den Ausgang des Krieges war er ohne erhebliche Bedeutung. Das empfindet die Marine in erster Linie. Von der Sonne höchster Gunst ganz besonders umstrahlt, trug das Offizierkorps ein nicht unberechtigtes, aber auch scharf betontes Selbstvertrauen zur Schau. Dessen bedarf der Seeoffizier wohl, wenn es auch manchmal peinlich berührt, selbst wenn der jüngere, schon frühzeitig, in Jahren, wo der Offizier des Landheeres noch in der großen Masse steckt, häufig an selbständiger, verantwortungsvoller Stelle steht. Nun sind die großen Hoffnungen, in denen sich die Marine wiegte, im Weltkriege nicht verwirklicht worden. — Hinsichtlich des Mißlingens des U-Boot-Krieges richtet sich der Vorwurf ganz besonders gegen den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, der durch seine wechselnde Politik eine zielbewußte, klare Linie in der Verwendung dieses wichtigen Kampfmittels bis Anfang 1917 nicht aufkommen ließ. Wir dürfen aber doch nicht vergessen, daß sich noch um die Jahreswende 1916/17 die Marineleitung in umfangreichen Denkschriften zu Voraussagen über die Wirkung dieses Kampfmittels erging, die vor den Tatsachen nicht die Probe bestanden haben. Die Angaben waren, wie der Hergang bewiesen hat, auf falschen Voraussetzungen, namentlich über den bei Feinden und Neutralen vorhandenen Schiffsraum und den möglichen Ersatz, aufgebaut. Hinsichtlich der Störung des Anmarsches der Amerikaner hat der U-Boot-Krieg ganz versagt. Auch die von Sachverständigen ersten Ranges in Deutschland über die Bedeutung des U-Boots in Wort und Schrift verbreiteten Ansichten haben erhebliche Irrtümer enthalten. Gelegentliche Äußerungen auch fremder Staatsmänner, daß Deutschland nahe daran gewesen wäre, durch den Unterwasserkrieg England zu vernichten, dürfen nicht irreführen; man müßte jeweils den bei solchen Äußerungen verfolgten Zweck prüfen. — Für die geringe Wirksamkeit der Hochseeflotte wird die nähere Umgebung des Kaisers, der Chef des Admiralstabes, vielleicht auch der Admiral v. Ingenohl, verantwortlich gemacht. Daß diese Ansicht anfechtbar ist, daß im Gegenteil ganz besonders der Admiral v. Ingenohl im großen kaum anders handeln konnte, als er tat — über kleinere Unternehmungen, die nur der Seeoffizier fachmännisch beurteilen kann, sei jedes Urteil zurückgehalten — war der eine Zweck dieser Ausführungen. Es könnte angebracht erscheinen, daß sich in der Verwendung der Hochseeflotte in ihren möglichen Erfolgen auch einmal ein

Offizier des Landheeres zum Wort meldet, der nicht ausschließlich die Interessen der Marine vertritt, sondern die allgemeinen militärischen Gesichtspunkte ins Auge zu fassen versucht. Es kann nicht verwundern, daß ein Seeoffizier, der den Nichteinsatz der Hochseeflotte zu einer großen Entscheidung entschuldigen oder gar als in der Lage begründet ansehen wollte, heute auf offenem Markte gesteinigt werden würde. Der Hauptgrund für diesen Aufsatz war aber die bisweilen in Marinekreisen hervorgekehrte Ansicht, daß eigentlich die Oberste Heeresleitung während der ersten Kriegsmonate, also namentlich Falkenhayn, in völliger Unkenntnis von „Seegeltung und Weltgeltung", einseitig auf den Landkrieg eingestellt, es versäumt habe, den Einsatz der Flotte dringend zu fordern. Hätte er es getan, dann wäre alles ganz anders gekommen, so sagt man. Diese Ansicht scheint abwegig. Es gilt, diese Vorwürfe abzuwehren von dem Landheere, das schon mit mehr Bemängelungen bedacht wird, als sein heldenhaftes Tun verdient.

Von geschätzter Seite ist angedeutet, daß die hier behandelten Fragen einem Offizier des Landheeres „ferner liegen"; es fehlte nur noch der Hinweis auf den lateinischen Spruch: „Nec sutor ultra crepidam!" Die vorgetragenen Ansichten sind aber keine Exkurse in die Geheimnisse maritimer Schwarzkunst, sondern einfache, mit einem militärisch geschulten Urteil faßbare Dinge. Verlangte man doch auch von Falkenhayn darüber ein Urteil. Außerdem haben mich Ansichtsäußerungen kompetenter, hoher Seeoffiziere über Operationen des Landheeres ermutigt. Ist doch wiederholt der Obersten Heeresleitung und indirekt den zuständigen Armeen der Vorwurf gemacht, nicht schon im August oder Anfang September 1914 die flandrische Küste mit Dünkirchen und Calais besetzt zu haben. Dieser kapitale Fehler, der Großadmiral v. Tirpitz betont das scharf, hätte sich bitter gerächt. Dabei wird ganz übersehen, daß wir einen ungeschlagenen, zahlenmäßig stark überlegenen Gegner dicht vor uns hatten. Der Gedanke eines Abmarsches an die Küste, wenn auch nur mit Teilen, ist ganz abwegig. So gern es das Landheer getan hätte, es konnte der Flotte keine für den Seekrieg am Kanal günstigeren Stützpunkte als Zeebrügge und Ostende schaffen. Wenn es gelungen wäre, bis an den unteren Lauf der Somme die deutsche Front vorzutragen, würde auch die Verwendung der Flotte bessere Vorbedingungen gefunden haben[6]). Ob sich daraus große Erfolge ergeben hätten, bleibt bei unserer Unterlegenheit zur See eine offene Frage. — Ein scheinbar sehr wichtiger Faktor der deutschen Wehrkraft ist ungenützt verrostet, das schmerzt vor allem diejenigen, die von bestem Willen beseelt waren, große Hoffnungen auf ihn setzten, und die das Ende unserer Flotte mit bitterer Wehmut empfinden. Wenn man aber der Wahrheit möglichst nahe kommen möchte, ist doch die Meinung nicht unberechtigt, daß durch die Schaffung der Kampfflotte die englische Eifersucht stark gefördert wurde, und daß schließlich die Aussichten, mit der Flotte entscheidend in den Krieg einzugreifen, gering waren. Die Verhältnisse waren stärker als die Menschen. — —

[6]) In der „Marine-Rundschau", Heft 1, 1923, hat Major Geyer diese Frage eingehend behandelt.

Die Energiequellen des Kosmos und der Erde im Dienste des Menschen*)

Von

Wilhelm Büsselberg

III. Arbeitsökonomik (Fortsetzung)

b) Technik und Hygiene der Arbeit

Die Quelle allen Fortschrittes und des dauernden Glückes der Menschheit ist die Arbeit: die schöpferische Tätigkeit der großen Führer zeichnet die Richtlinien, aber auch die gemeine Handarbeit des Kulis liefert Bausteine und mittelbar selbst der an sich unfruchtbare Sport; die Befriedigung des Pflichtgefühls, die Ausscheidung der Stoffwechselprodukte und darüber hinaus die Freude an dem fertigen Werk sind die Grundlagen von Gesundheit und Glück. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß Millionen Menschenleben durch Überarbeitung ein vorzeitiges Ende gefunden haben, und daß die Arbeit in der Hand und unter dem Zwange törichter und kurzsichtiger Gewalthaber nicht selten zum Zerstörer menschlicher Kultur geworden ist. Aber diese Tatsachen mahnen zur Erforschung der Arbeit und stellen uns die Aufgabe, die Arbeit wirtschaftlich zu gestalten. Die ungeheuerliche Verschwendung menschlicher Arbeitskraft, die auch heute noch an der Tagesordnung ist, ist kaum zu begreifen. Erst seit drei Jahrzehnten ist die wissenschaftliche Betriebsführung durch den Amerikaner Taylor in die Wirtschaft eingeführt worden: der Weiterverbreitung setzte sich die gesamte Arbeiterschaft Europas entgegen, und erst nach dem Kriege haben die Arbeiterführer Deutschlands und Rußlands die Einführung der Taylorschen Grundsätze empfohlen. Taylors Gedanken wurden zunächst wohl allgemein mißverstanden; man befürchtete von seiner Betriebsführung eine Verödung des Geisteslebens und auch, wie früher bei der Einführung neuer Maschinen, eine Verringerung des Arbeitsangebotes, Arbeitslosigkeit und Ausbeutung des Arbeiters. Nichts lag Taylor ferner; er wollte gerade den Arbeiter entlasten und ihn müheloser in verkürzter Arbeitszeit mehr leisten und verdienen lassen. Allerdings auch den Unternehmer; mechanische Arbeit sollte in das Unterbewußtsein verlegt werden. Taylor bestritt, eine neue Entdeckung gemacht zu haben; zu allen Zeiten habe es Leute mit „gesundem Menschenverstand" gegeben, die ähnliche Verfahren angewendet hätten. In der Tat haben sich bei Berufsarbeitern rein instinktiv Gewohnheiten herausgebildet, die sie scheinbar mit ihrer Arbeit spielen lassen, während ungeübte Leute bei größter Anstrengung nur einen Bruchteil der Arbeitsleistung des Berufsarbeiters erreichen. Taylors planmäßigen Bemühungen ist es gelungen, diese Zufallstreffer ganz erheblich zu steigern. Mit Recht lehnte er die Bezeichnung „System" für seine Arbeitsmethode ab; er wollte keine starre Festlegung. Auf Grund seiner Forschungen konnte man gerade mit veralteten und erstarrten Systemen auf-

*) Vgl. „Deutsche Rundschau", 50, 4, S. 1 ff.; 5, S. 155 ff.

räumen, die Entwicklung fördern und Entdeckungen und Erfahrungen schnell und bewußt verallgemeinern.

Der Fortschritt bei dem alten Arbeitssystem lag mehr in zufälligen Erfindungen und zufällig erkannten Methoden. An Aufsicht und Kontrolle fehlte es in der Regel nicht; Betriebsingenieure, Werkmeister und Vorarbeiter waren genügend vorhanden, aber einem einzelnen lag die Versorgung einer Gruppe von Arbeitern ob: die Verteilung des Materials, der Spezialarbeiten, der Beaufsichtigung usw. Nun ist es schon eine alte Erfahrung, daß sich das Interesse eines Mannes in der Regel einseitig auf einen oder einzelne Vorgänge beschränkt, und daß er gleichzeitig kaum mehrere Vorgänge übersehen und kontrollieren kann; wie oft entwickelte sich ein Zweig eines Unternehmens nach der Einstellung einer besonderen Persönlichkeit, die sich auf das betreffende Gebiet konzentrierte.

In der Staatsverwaltung wie in der Privatwirtschaft wird nicht selten überlasteten Beamten noch ein Nebenamt aufgehängt. Dadurch kommt es nicht allein zu einer Vernachlässigung des Nebenamtes, infolge starker Anspannung und Ermüdung des Beamten ergeben sich auch Fehler im Hauptamte.

Der Hauptfehler der ungeteilten Arbeitsaufsicht lag darin, daß man sich im wesentlichen lediglich auf eine Aufsicht beschränkte und damit wohl auch bei gleichgültigen Arbeitern genug zu tun hatte. Die eigentliche Aufgabe des Führers, nämlich die des spiritus rector, wurde vergessen. Taylor erkannte, daß die Leistungssteigerung viel weniger durch Kontrolle und Aufpassen gefördert werden konnte, als durch eine bewußte und planmäßige Verbesserung der Arbeitsmethoden, durch die dem Arbeiter die Arbeit erleichtert wurde; übermüdete Arbeiter bringt weder der Zehn-Stunden-Tag noch das Akkordsystem zur Höchstleistung. Bleiben die Kräfte dagegen frisch, vermeidet man jede überflüssige Ermüdung, wird das Interesse des Arbeiters gesteigert und, anstatt durch Geräusche abgelenkt, auf die Arbeit konzentriert, so hebt sich die Leistung von selbst. Wie Henry Ford in seinen Unternehmungen bewiesen hat, kann man dann auch an Aufsicht sparen. Die Disziplin geschulter und geistig gehobener Arbeiter und ihr Ehrgefühl ist erfahrungsgemäß viel größer als bei ungebildeten Leuten, und diese Erkenntnis sollte man den Unternehmungen zugute kommen lassen.

Taylor sah seine Aufgabe in der Eignungsprüfung und planmäßigen Aus- und Weiterbildung der Arbeiter, Zerlegung der Arbeitsvorgänge in ihre elementaren Bestandteile, Feststellung der günstigsten Fertigungsbedingungen (Arbeitsverteilungsbureau), Prüfung der Notwendigkeit und Verbesserungsmöglichkeit, des Zeitbedarfs, auch der Ansprüche an den Arbeiter und in der planmäßigen und rationellen Zusammenfassung der Einzelvorgänge, also Analyse, Studium der Elemente und Kombination. Taylor ersetzte einen Werkmeister durch ein halbes Dutzend planmäßig forschender „Funktionsmeister", die den Arbeiter nicht in seiner Gesamttätigkeit leiteten, sondern von denen jeder einzelne Bewegungen, das Verhältnis einzelner Sinne oder Glieder des Arbeiters zu den Arbeitsvorgängen usw. zu studieren und zu kontrollieren hat.

Zur Kennzeichnung des Erfolges nur wenige Beispiele: Taylor stellte fest, daß bei einer Trägerkolonne von 75 Mann der Bethlehem Steel Co. durchschnittlich der Mann im Akkord und in elfstündiger Arbeit 14½ Tonnen pro Tag verlud; ein einzelner leistete im Akkord bei äußerster Anspannung 18 Tonnen. Nach der Umstellung durch Taylor wurde eine Leistung von 47½ Tonnen in achtstündiger Arbeit erreicht. Dabei mußte der Arbeiter 57 Prozent des Arbeitstages unbelastet bleiben und durfte nur 43 Prozent der Zeit arbeiten. Der Lohn stieg um 60 Prozent, und die Ersparnis des Werkes war ganz erheblich.

120 Tagelöhnerinnen der Seymour-Rolling-Company wurden mit der Sortierung

fehlerhafter Kugeln für Kugellager beschäftigt. Nach der Einführung von Taylors Methode waren zu der Arbeit nur noch 35 nötig. Statt 10½ Stunden wurden nur noch 8½ Stunden gearbeitet, und das Einkommen stieg von 4,05 bis 4,75 auf 6,75 bis 8,75 Dollars in der Woche.

In der Automobilfabrik von Ford wurde mit der Stoppuhr festgestellt, daß bei einem neunstündigen Arbeitstag in einer Abteilung vier Stunden mit Hin- und Hergehen vergingen, um Material heranzuholen und das fertige Stück beiseite zu legen; nachdem die Arbeit anders verteilt worden war, verrichtete jedermann nur noch den dritten Teil der Handgriffe; dabei brauchte er sich nicht mehr hin- und herzubewegen. Die Rekordtagesleistung in Höhe von 175 Stück, zu der bisher 28 Mann nötig gewesen waren, stieg auf 2600 Stück, zu der jetzt sieben Mann genügten.

Es ist bezeichnend, daß die wissenschaftliche Betriebsführung fast in allen Fabriken eine Herabsetzung der Arbeitszeit auf den Acht-Stunden-Tag zur Folge gehabt hat. Fords Behauptung: „Die Unfähigkeit der Geschäftsführung wird auf die Arbeiter abgewälzt" deckt sich mit einem alten deutschen Volkswort: „Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben." Die wenigen Beispiele geben Zeugnis von einer Verschwendung an Arbeitskraft und Zeit, wie sie denkende Menschen, die sich mit diesen Dingen befaßt haben, kaum für möglich halten; vor allem stelle man sich die Auswirkung einer planmäßigen Anwendung Taylorscher Grundsätze in allen Wirtschaftsbetrieben und auch in den alltäglichen Geschäften des Haushaltes vor. Auch mit den Aufgaben der Hausfrau beschäftigen sich in diesem Sinne einige Schriften aus den letzten Jahren.

Die Eigenart der verschiedenen Aufgaben, die keine Schematisierung zulassen, verbietet uns ein tieferes Eingehen auf die Probleme Taylors und beschränkt uns an dieser Stelle auf die Anregungen. Bedauerlicherweise sind in den vorhandenen Schriften, meistens Übersetzungen aus dem Englischen, die Ergebnisse in den Vordergrund gerückt, ohne daß die Einzelheiten des Studiums gebracht werden.

Zur schnellen Einführung der Taylorschen Grundsätze ist es erwünscht, daß die Forscher und Pioniere auf dem Gebiete ihre Erfahrungen veröffentlichen, um auf diese Weise Anregungen auch für andersgeartete Betriebe zu geben und dadurch der Entwicklung des Menschen viele Irrwege und Sorgen zu ersparen. Die Hauptsache ist allerdings, daß fähige Köpfe, die, mit der Materie des umzuformenden Betriebs vertraut sind, vor allem genügende Kombinationsgabe besitzen, sich der Aufgaben ihres Berufes annehmen und sie nach Taylorschen Grundsätzen erforschen.

Welche ungeheure Entwicklung kann die Landwirtschaft nehmen, in der heute an menschlicher und tierischer Kraft so viel nutzlos verloren geht; der Ersatz der Pferde durch mechanische Kraft könnte in Deutschland die Getreidenahrung eines großen Teils der Bevölkerung sparen. Freilich wird gerade der Weg zur Landwirtschaft, zum Verstand und zum Herzen des Landwirtes, mühsam und beschwerlich sein; von einer planmäßigen Erforschung der Tätigkeit des Landarbeiters kann heute noch gar nicht die Rede sein. In Deutschland habe ich zunächst auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Betriebsführung für die Landarbeit hingewiesen, dann hat sich Prof. Dr. Seedorf mit dieser Frage befaßt und Anregungen gegeben; auch eine Abteilung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft beschäftigt sich neuerdings damit.

Bis zu brauchbaren Ergebnissen werden tüchtige Betriebsforscher jahrelange Untersuchungen nötig haben; die Umstellung einzelner Fabriken in den Vereinigten Staaten erforderte nicht selten fünf bis sechs Jahre. So sehr man aus Sparsamkeitsrücksichten den Beamtenabbau begrüßen kann, so muß man gerade wieder aus Sparsamkeitsgrundsätzen fordern, daß fruchtbare und erfolgreiche Forschertätigkeit unterstützt wird und staatliche Mittel mehr als bisher dafür zur Verfügung gestellt werden.

Die Voraussetzung für den Erfolg einer Tätigkeit, sei sie geistig oder scheinbar

rein manuell, ist die Sammlung des Geistes und der Sinne, die Konzentration. Nur wenige Arbeiter sind sich klar darüber, wie außerordentlich wichtig die Umgebung, die Einrichtungen, die Hygiene ihrer Arbeitsstätte für die Leistung sind: in einer amerikanischen Fabrik behaupteten sämtliche Arbeiter, das Klingeln einer kleinen Förderungsbahn im Arbeitsraum störe sie nicht. Nach Entfernung der Bahn aber und ohne weitere Veränderungen stieg die Arbeitsleistung der reinen Handarbeiter um 25 Prozent. Die der Kontrolle wegen gewählten großen Bureausäle werden mehr und mehr zugunsten kleiner Räume wieder aufgegeben; die vorwiegend mit geistiger Arbeit beschäftigten Beamten in solchen großen Bureausälen werden außerordentlich stark durch die Geräusche der Mitarbeiter gehemmt, ohne daß sich wohl die meisten dessen bewußt werden, bis eines Tages Gesundheit und Nerven zusammenbrechen (Bank-, dann besonders Telephonbeamte). Will man eine Kontrolle ausüben, und kann man nicht durch andere Mittel die Disziplin und Arbeitsfreudigkeit erreichen, so sollte man durch Anbringung von Fenstern die Aufsicht in den einzelnen Räumen möglich machen. Besser noch ist eine scharfe Kontrolle der Leistung. Vor allem aber sollte man planmäßig sämtliche Mitarbeiter zum Nachdenken über bessere Arbeitsmethoden heranziehen; zufällig gefundene oder planmäßig erforschte Neuerungen müssen an eine Zentralstelle mitgeteilt werden, wo sie zu prüfen und gegebenenfalls alsbald einzuführen sind.

Der Verein Deutscher Ingenieure ist in Deutschland zu einer Zentralstelle der Arbeitsmethoden Taylors geworden. Auf seine Anregung und unter seiner Mitarbeit haben eine Reihe Industrien Forschungsstätten eingerichtet; bedauerlicherweise legten die schwierigen finanziellen Verhältnisse des V. D. J. nach dem Kriege ihm Beschränkung in seinen Forschungen auf, die Regierung aber erkannte nicht, daß anderweitig verschwendete Staatsmittel hier außerordentlich segensreich hätten angelegt werden können. Gewisse Kreise haben Taylors Forschungsmethode in Deutschland zu einer Arbeitsphysiologie und zu einer Arbeitspsychologie ausgearbeitet. Gegen Ende des Krieges sollen durch Auslese der Kraftwagen- und Flugzeugführer die Unglücksfälle auf ein Minimum herabgesetzt sein. Neuerdings untersucht man besonders Eisenbahnbeamte, Straßenbahnführer, Stenotypistinnen u. a. m. mit gutem Erfolge auf die Eignung in ihrem Beruf.

Dagegen scheint nach den Erfahrungen die Begabtenprüfung in geistiger Hinsicht nicht so günstige Ergebnisse zu zeigen; sie führt gegenüber der Zensurmethode zu keinem wesentlich anderen Ergebnis; die verhältnismäßig kurzen Prüfungen haben sogar den Nachteil, daß einseitige Schlagfertigkeit höher gewertet wird, als die ruhige Überlegung und schöpferisches Denken. Der geistige Rationalismus stellt den Journalisten, den oberflächlichen modernen Politiker und den geistreichen Schwätzer in den Vordergrund; deren Eigenschaften entsprechen nicht deutschem Wesen, und die Gefahr der Überfremdung unserer geistigen Führerschaft wird durch solche Begabtenprüfung erschreckend groß.

Schon die Übereinstimmung der Ergebnisse der Begabtenprüfung mit den Gutachten der Lehrer muß uns nachdenklich machen; es ist eine anerkannte Tatsache, daß der „Primus" der Mittelschule im Leben selten Hervorragendes leistet und der normale Lehrer eine instinktive Abneigung gegen jede „Persönlichkeit" unter seinen Schülern hat, deren Entfaltung und Suchen nach eigenen Wegen ihm unbequem ist. In dem Buch „Schülerjahre. Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen" kommt die Schule nur bei den Philosophen und Philologen einigermaßen gut davon, während Künstler, freie Schriftsteller und Wirtschaftsführer scharfe Anklagen gegen sie erheben. Es ist bekannt, daß die führenden Männer und besonders die bahnbrechenden Führer der verschiedensten Geistesgebiete selten zu den guten Schülern gehörten. Die vernichtende Kritik unserer Schulerziehungsmethoden würde voraussichtlich noch all-

gemeiner sein und zu einer Empörung auf der ganzen Linie führen, wenn nicht die Geistes- und Wirtschaftshelden trotz der Schule sich durchgesetzt hätten und sie Zeit fänden, den verhängnisvollen Einfluß der Schule auf das Geistes-, Wirtschafts- und Kulturleben nachdrücklich zu erforschen, zu erkennen und dazu Stellung zu nehmen. Besonders die Mittelschule, das Gymnasium in jeder Gestalt, zeichnet sich in dieser Richtung aus, und das ist besonders bedauerlich, weil sie die Vorschule des Führernachwuchses bildet; die Volksschulen, besonders die auf dem Lande, sind weit besser daran, schon weil sehr viele Volksschullehrer vom Lande stammen, der Natur noch näher stehen und sich den gesunden Menschenverstand bewahrt haben. Die Hochschulen endlich, besonders die Universitäten, lassen dem Lernenden eine starke selbständige Entwicklung und damit die beste Methode der Ausbildung und Erziehung; freilich ist an den Technischen Hochschulen noch manches verbesserungsbedürftig.

Unsere Geistesgrößen haben alle scharfe Kritik an der Schule geübt. Goethe sagt: „Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies." Der ungünstige Einfluß der Schule ist schon in den ersten Schuljahren zu beobachten. Warum? Durch den geistigen Drill stört man die ursprüngliche Entwicklung des Kindes; anstatt dem Kinde als Führer zur Seite zu gehen und der Entwicklung seiner Individualität freien Lauf zu lassen, stellt sich ihm in dem Lehrer ein fremdes Wesen in den Weg und setzt ihm Widerstände entgegen. Gute Pädagogen sind Künstlernaturen und äußerst selten. Ihr Erfolg ist auf die eigene innere Veranlagung zurückzuführen und nicht auf das Wissen, das sie von außen aufgenommen haben. Pestalozzi führte seine pädagogischen Erfolge darauf zurück, daß er 30 Jahre lang nichts Fremdes gelesen habe.

Das beste Mittel zur Erziehung des Geistes ist sicher das individuelle Gewährenlassen, nicht das Überfüttern mit Wissen, nicht das Auswendiglernen, sondern die Entwicklung des Charakters und die Übung der Sinne und des Geistes, das „studieren lernen", wie mit richtigem Gefühl der nordwestdeutsche Bauer sagt. Die Konzentration, d. h. die Sammlung der Kräfte, ist dem gesunden Kinde von Natur eigen. Fortschritt und Erfolg hängen von der Konzentrationsfähigkeit des Menschen ab. Nichts ist erfreulicher, als wenn sich ein Kind stundenlang mit sich allein beschäftigen kann und sich im Spiel konzentriert. Von ihm ist zu erwarten, daß es sich mit solchem Eifer im reiferen Alter auch der Arbeit hingeben wird. Keine größere Gefahr gibt es für die Konzentration, als mechanisches Lernen.

Die Gesetzgeber der großen orientalischen Religionsgemeinschaften haben erkannt, daß die Sammlung des inneren Menschen, der Sinne und des Geistes, daß die Konzentration die Voraussetzung für körperliche und geistige Gesundheit und für die größten Leistungen ist. Das innerliche Gebet (nicht das geplapperte), das Fasten und das bewußte Atmen wurden von ihnen verordnet, um die Sammlung und Konzentration zu unterstützen. Weil man die Schwäche der Menschen und ihre Abhängigkeit von der nächsten Umgebung erkannt hatte, wurden Pilgerfahrten eingerichtet, die besonders in den morgenländischen weiten Ebenen und Wüsten geeignet waren, den innerlichen Menschen mit sich selbst zu beschäftigen, ihn auf die bevorstehenden Religionsübungen vorzubereiten und dafür aufnahmefähig zu machen. Ebenso tragen Zeiten der Not zu inneren Sammlungen bei.

Gerade die großen Religionsstifter haben die Abhängigkeit des inneren Menschen und der geistigen Arbeit von der Hygiene und der Physiologie der Ernährung erkannt, haben Atmungslehren ausgebildet, wodurch am besten der Kohlensäurevergiftung vorgebeugt wird, haben Waschungen und Fastenperioden, jährliche, wöchentliche und tägliche verordnet, weil sie erkannt hatten, daß gerade die geistige Arbeit unter der Überernährung leidet und der gesunde Geist von einem gesunden Körper abhängig ist.

Die Gesetzesbücher sämtlicher Religionsgemeinschaften enthalten ja alle uralte Weisheit, deren Grundzüge niemals ganz verlorengehen können, die aber wohl Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch Bestrebungen Platz machen muß, die eine einseitige krankhafte Entwicklung einem Volke und oft auch der ganzen Menschheit aufzwingen. Es mag für die meisten Menschen schwer sein, sich der Hast zu entziehen, die der Kapitalismus, die Neid- und Habgier, unserer Zeit auferlegt haben. Nur die wenigen, die sich unabhängig gemacht haben von der Herrschaft und der Meinung der Masse, unabhängig von vorübergehenden Gebräuchen und Meinungen, obwohl sie zur Zeit der Inhalt der Lebensphilosophie der Menschheit scheinen, nur diese wenigen Unabhängigen wurzeln fest auf der Erde, und kein Schicksalsschlag vermag ihr inneres und äußeres Gleichgewicht zu stören. Nur wer sich selbst in sich selbst findet, gehört sich ganz; ein anderer kann schwer zu diesem Wege erziehen, und es ist das Verhängnis unserer Erziehungsmethoden, daß wir mit ihnen zu viel unmittelbaren Erfolg bei unseren Schülern erwarten, daß wir ihnen zu wenig Eigenart und Selbstbewußtsein zu ihrer Entwicklung lassen.

In den neuerdings eingerichteten „freien Schulen" wird zwar der Schüler unter weitestgehender Berücksichtigung individueller Eigenart unterrichtet, und die Jugendorganisationen aller Richtungen pflegen die Fortentwicklung der persönlichen Eigenart und die Vervollkommnung der individuellen Anlagen (daher wohl die Zersplitterung in immer kleinere Gruppen), aber man bevorzugt traditionell die wissenschaftliche Befähigung, ohne die Zusammenfassung der großen Aufgaben eines Volkes und seiner Disziplin genügend zu beachten; man verfällt in den Fehler des Gegenteils, ohne gleichzeitig die Ein- und Unterordnung nach dem alten menschlichen Prinzip der Genossenschaft genügend in den Vordergrund zu rücken und der letzten Entwicklungsstufe des Individualismus, der Anarchie, vorzubeugen. Die Außerachtlassung dieses staatspolitischen Gesichtspunktes ist gerade für den Deutschen, und zwar für das Volk wie für den einzelnen, außerordentlich gefährlich, so befruchtend das stark individuelle Gepräge der einzelnen Charaktere für das Ganze sein kann. Der Mangel an Einheitlichkeit und die staatsrechtliche und politische Zersplitterung sind dem deutschen Volke, das bis zum Kriege an die Bevormundung durch die zentrale Leitung gewöhnt worden war, verhängnisvoll geworden. Die schwierige Belehrung der besitzenden selbständigen Landbevölkerung, die Verbreitung von Erfahrungen unter ihr ist besonders bezeichnend für diese Veranlagung, allerdings auch die Anpassungsfähigkeit an die Wünsche des Weltmarktes, die aber nicht immer rationelle Arbeit zur Folge hat, weil sich dann Mangel an Einheitlichkeit in der Erzeugung bemerkbar macht.

Der Rationalismus, die Wirtschaftlichkeit zeichnet viel mehr den Nordamerikaner aus als den Deutschen, und auch der Jude ist wohl ein größerer Rationalist, allerdings mehr auf die Höhe des Kapitalzinses als auf die Ökonomik der Arbeitsmethoden bedacht. Merkwürdig jedoch ist es, daß das Prinzip der Wirtschaftlichkeit im Laufe der Wirtschaftsgeschichte immer wieder aufgegeben und eigentlich niemals bis zum Äußersten durchgeführt worden ist; es ist nicht zu verstehen, daß immer nur von vereinzelten Theoretikern die Hebung der Berufsfreudigkeit des Arbeitnehmers durch Erweckung und Erziehung eines Arbeitsethos (religiös, national, sozial) gefordert worden ist und im übrigen in der Regel nur dort durchgeführt wurde, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer in persönlichem, patriarchalischem Verhältnis standen.

Arbeitsökonomisch handelten die Sklavenhalter, die die Kraft ihrer Arbeiter kaufen mußten und auf ihre Erhaltung bedacht waren, auch die Grundherren des Mittelalters, die befürchten mußten, früh abgewirtschaftete Leibeigene und Hörige jahrelang ohne Gegenleistung unterhalten zu müssen. Die freie Wirtschaft kennt nicht

allein die restlose Ausbeutung des in Zeit- oder Akkordlohn gedingten Arbeiters, auch die Unternehmer werden von dem Fieber erfaßt, das die Spannung in ihnen erzeugt, und mit ihnen werden fast alle Berufskreise in den Strudel gezogen; sie alle hängen ja mehr oder weniger von der Lebenshaltung und dem Einkommen des Arbeiters ab und müssen sich anpassen. Dabei bedenke man, welch ungeheurer Leerlauf, welche Verwüstung bester Lebenskräfte und des besten Kapitals der Menschheit: der Kraft des gelernten Arbeiters, noch immer geduldet wird. Wir können die Natur nicht verbessern, die in der ihr eigenen Verschwendung die Lebenskraft und Lebenszeit des Menschen begrenzt und ihn höchstens das Doppelte seiner Entwicklungszeit für die Anwendung des Gelernten übrig läßt; ja den geistigen Berufen verbleiben oft nur wenige Jahre zur Verwertung des Gelernten. Aber wir könnten wohl haushälterischer umgehen mit den Kräften, die uns zur Verfügung stehen. Welch großer Erfolg ist, daß wir innerhalb der letzten Jahrzehnte infolge gesteigerter Hygiene das durchschnittliche Lebensalter des Menschen um mehrere Jahre hinaufsetzen konnten, auch ohne Berücksichtigung der Verminderung der Kindersterblichkeiten. Gelingt es uns, durch Verminderung der täglichen Arbeitszeit, durch Einschaltung der kleinen Pausen innerhalb der Arbeitsvorgänge, wie es Taylor gelehrt hat, zur „Entspannung" beizutragen, so merken wir nicht allein an einer größeren Arbeitsfrische und geringeren Ermüdung, infolgedessen der Verminderung von Fehlern, den Fortschritt der Wirtschaftlichkeit, sondern vor allem wohl auch darin, daß wir um Jahre, vielleicht um ein Jahrzehnt, den gelernten Arbeiter und seine Erfahrungen länger dem Berufe erhalten können. Welche Vorteile für den einzelnen Arbeiter und seine Familie und deren Erziehung, welche Vorteile vor allem für den Arbeitgeber und die Volksgemeinschaft, die gerade in den letzten Jahren die Bedeutung des Übergewichts des älteren gelernten Arbeiters über die unreifen jugendlichen erkannt haben. Aus diesem Grunde müssen wir so bald wie möglich den Grundsatz der Bevorzugung des gelernten und qualifizierten Arbeiters gegenüber der Arbeit des ungelernten Arbeiters in der Lohnpolitik durchführen; der Zeitlohn muß zur Hebung der Produktion wieder durch den Stücklohn ersetzt werden, oder besser noch durch die ethisch höhere Stufe Taylors.

Die Schonung der Kinder und Frauen bei der Arbeit haben schon die soziale Gesetzgebung und Fürsorge des 19. Jahrhunderts anerkannt, und sie haben auch die Arbeitszeit der männlichen Arbeiter begrenzt. Freilich muß man auch Hand in Hand mit der Beschränkung der Arbeitszeit den Arbeitern für ihre freien Stunden geistige und körperliche Erholung bieten (Sport und Schrebergärten), wo sie Gelegenheit finden, die einseitige Tätigkeit und den einseitigen Aufenthalt in geschlossenen Fabriken zu ergänzen; daß Licht und Luft, zweckmäßige Sitzgelegenheit und Stellung zu den Maschinen, Waschgelegenheit usw. Voraussetzung für die ökonomische Erhaltung der Kraft des Arbeiters ist, hat auch die Gewerbehygiene anerkannt. Der Rhythmus der Arbeit und seine Bedeutung für die Leistung ist zwar schon lange erkannt worden, aber erst seit wenigen Jahren haben amerikanische Industrielle die Vorteile aus der Anregung der Musik gezogen, indem sie während der Erholungspausen den Arbeitern Konzerte geben lassen.

Die Wirtschaftlichkeit der Arbeit kann ferner durch eine vorausschauende Siedlungs- und Wohnungspolitik beeinflußt werden. Im Kreise Bitterfeld wurde auf Veranlassung des Kreisausschusses im November 1921 eine Erhebung über die Wohnungsverhältnisse der Industriearbeiter der gewerblichen Unternehmungen des Kreises gemacht; die Statistik ergab, daß von 29 386 Arbeitern 8341 am Sitz des Betriebes, 2414 in Baracken, fast 6000 bis fünf Kilometer vom Arbeitsort entfernt, 2700 bis 10 Kilometer und mehr als 9000, also fast ein Drittel, über 30 Kilometer, ja ein Teil über 50 Kilometer vom Arbeitsort entfernt wohnten. In Belgien und

Holland ist eine tägliche Reise zum Arbeitsort auf zwei bis drei Stunden Entfernung nichts Außergewöhnliches; auch die Bedeutung der Verkehrswege, besonders der Eisenbahnen und des billigen Automobils, ist danach ohne weiteres erkennbar und von Henry Ford für die Vereinigten Staaten in kaum 15 Jahren bewiesen worden.

Unwirtschaftlich und gleichzeitig tragisch ist der verschwenderische Verbrauch der Familien, die in die Städte abgewandert sind und den Zusammenhang mit dem Boden verloren haben. Selten leben diese Familien über die dritte und vierte Generation hinaus; Mißbrauch der Arbeit, Mißbrauch der Lebenskraft, Überschätzung des Reichtums (Zwei-Kinder-System) sind in der Regel die Ursachen für das Verschwinden der führenden Familien. Das ist um so bedauerlicher, als eine gute Erziehung innerhalb einer Generation kaum wieder eingeholt werden kann und gesicherte Familienverhältnisse zur Weiterbildung befähigter Köpfe dienen können.

National Lehrreiches aus dem Burgenland

Von

Robert Sieger, Graz

Als mein im September geschriebener Aufsatz „Vom Burgenland" im Dezemberheft der „Deutschen Rundschau" erschien, hatte sich im Lande manches vollzogen oder war hervorgetreten, was vom nationalen Standpunkte aus bemerkenswert erscheint. Ich meine insbesondere die Wirkungen der Wahlbewegung und die Ergebnisse der Wahlen.

War es unvermeidlich, daß im Herbst 1923 die Nationalratswahlen stattfanden, so darf man es als eine unnötige Beunruhigung des Volkes bezeichnen, daß der erst ein Jahr lang bestehende Landtag sich auflöste und beschloß, zugleich mit der Wahl in den Nationalrat am 21. Oktober auch die in den burgenländischen Landtag nach einem neuen Wahlgesetz vornehmen zu lassen. Örtliche Wahlen bringen naturgemäß eine größere Erregung mit sich, aber es sind großenteils auch Vorgänge im gesamten Bunde gewesen, die auf das Burgenland besonders stark zurückwirkten, wie z. B. das unklare Verhältnis zwischen Bauernbündlern und großdeutscher Volkspartei, die sich gerade hier besonders eng zusammengeschlossen hatten, aber im letzten Augenblick auseinandergingen und sich leidenschaftlich bekämpften. Überhaupt erreichte der Wahlkampf eine besondere Heftigkeit, und das mag, in Verbindung mit der durch die unklaren Parteibezeichnungen hervorgerufenen Verwirrung und dem Verlangen des Volks nach ruhiger Arbeit, die außerordentlich geringe Wahlbeteiligung von durchschnittlich 70 v. H. erklären. Trotzdem hat der Wahlkampf das Land stark aufgewühlt und sein Ausgang die Spannung und die heiße Parteigegnerschaft länger lebendig erhalten, als bei einfacheren Verhältnissen. Vom völkischen Standpunkt sind drei Tatsachen besonders beachtenswert: das Hervortreten von Vorwürfen gegen Regierung und Parteien, die von den im Trüben fischenden Anhängern der Vergangenheit zur Herabsetzung Österreichs benützt werden konnten, die aus dem Wahlergebnis hervorgehenden Rechtsstreitigkeiten, welche die widernatürlichen Einrichtungen des modernen Parteienstaats grell beleuchten, und der Versuch, eine kroatische Nationalpartei ins Leben zu rufen.

Die Hitze des Parteikampfs hat gelegentlich zu Angriffen gegen die „landfremden" Beamten und zu einer gehässigen Kritik gegen die gegenwärtigen Zustände geführt, die von österreichfeindlicher Seite leicht aufgegriffen und übertrieben werden kann. Wenn man die vielen Klagen in der burgenländischen Presse über schlechte Weg- und Postverhältnisse, über die unbefriedigende Entlohnung der Lehrer, der Gemeinde- und Kreissekretäre u. dgl. einseitig ins Auge faßt, könnte man in der Tat leicht zu gering von den bisherigen Leistungen der Verwaltung denken. Aber dem stehen ebenso zahlreiche Meldungen über den Ernst entgegen, mit dem man die Folgen der langen Vernachlässigung des Landes zu beheben sucht. Unter reger Mitarbeit der Gemeinden gehen Land und Bund an die Ausgestaltung und Verbesserung der von Natur aus recht schlechten Straßen und Wege, an Flußregulierungen und Meliorationen, an eine großzügige Versorgung des Landes mit elektrischen Licht- und Kraftanlagen u. dgl. m.[1]). Manches ist bereits vollbracht, vieles im Werden, umfassende Pläne in Ausarbeitung. Freilich ist zu viel zu bessern und die Mittel zu beschränkt, um rasch zum angestrebten Ziel zu kommen. Das sequestrierte Österreich ist auch hier durch Sparsamkeitsrücksichten arg behindert, und in Wien mag man diese weiter treiben, als unbedingt nötig. So haben die von Ungarn zu leistenden Entschädigungen für die von seinen Freischaren angerichteten Schäden nicht rasch genug den Weg zu den Betroffenen gefunden, und in Wien besteht die Neigung, den Großteil dieser Summen als an den Staat gefallen zu betrachten. Die Organisation der Geschädigten wird aber hoffentlich diese Auffassung des Finanzministeriums überwinden. Auch die rasche Verlegung der Regierung nach Eisenstadt, die Schaffung einer wirklichen Landeshauptstadt, wird durch das Eingreifen des Ersparungskommissärs kaum beschleunigt, ja es droht die Gefahr, daß sie aus Ersparnisgründen ganz unterbleibt! Im Burgenland knausern ist aber ein grober politischer Fehler, und die Magyaronen nützen ihn aus. Zwar ist ihre Eisenstädter Zeitung zeitweise eingegangen, und was an Burgenlandsblättern in Ödenburg und — Wien in magyarischem Sinne tätig ist, hat zu deutlich den Stempel des Landfremden aufgeprägt, um viel zu wirken. Aber man beunruhigt die Bevölkerung durch allerlei ausgesprengte Gerüchte um so stärker. Da heißt es bald, die südburgenländische Bahn solle aus Ersparungsrücksichten nach dem Muster der Seewinkelbahn in die Verwaltung einer ungarischen Gesellschaft gegeben werden, bald wieder, die Grenze an der unteren Pinka solle durch Neuregulierung erträglich gemacht, in den Grenzgemeinden eine Volksabstimmung durchgeführt werden, wobei die Leute natürlich an das berüchtigte Vorbild der Ödenburger Schwindelabstimmung denken usw.[2]). Von ungarischer Seite geschieht alles Mögliche, um den Österreichern das Überschreiten der Grenze mit noch so richtigen Pässen oder Übertrittscheinen durch allerlei Plackereien zu verleiden. In einem wichtigen Grenzort, über den die Verbindungsstraße zwischen österreichischen Orten geht und der ursprünglich Österreich zugefallen war, schaltet und waltet ein ehemaliger Freischarenführer, und auch von anderwärts werden mancherlei „Zwischenfälle" berichtet. Dagegen hat das sparsame Österreich „mit Rücksicht auf die korrekten Beziehungen zu Ungarn" die Grenzpolizei vermindert. Wenn nun auch den Magyaren die Absicht, der Bevölkerung die Zugehörigkeit zu Österreich zu verekeln, durch derlei Mittel nicht gelingen, vielmehr das Gegenteil erreicht werden wird, so entstehen dadurch doch immer wieder neue Besorgnisse und Ängstlichkeiten. Wenn unter solchen Umständen im Wahlkampf durch unbedachte, grundlose Angriffe das Vertrauen erschüttert wird, so kann daraus schwerer nationaler Schaden ent-

[1]) Daß auch die wirtschaftliche Erschließung vorwärts geht, mag u. a. daraus erhellen, daß die Braunkohlenförderung im August 1923 bereits 385 000 Doppelzentner betrug, mehr als in jedem anderen Bundesland, außer der Steiermark.

[2]) Vgl. zu all diesen Fragen das Dezemberheft, S. 273 bis 279.

stehen. Auch die Heftigkeit des Parteikampfes an sich muß den ruhigen Bauern abschrecken [3]).

Daß die landfremde Erregung und der importierte Geist des heftigen Parteikampfes nach dem Wahltag nicht so bald zur Ruhe kam, dafür sorgte ein aus dem System der Parteilisten hervorgehender Rechtsstreit, der nur kurz erwähnt sei. Die Bauernpartei mit dem ihr verbundenen Teil der Großdeutschen ging in die Wahl unter dem Namen „Landbund für Österreich — Burgenländischer Bauernbund", der selbständige Teil der Großdeutschen unter der Bezeichnung „Verband der Großdeutschen und des Landbundes", die aus der Zeit der Vereinigung stammte. Während jene einen geringen Erfolg aufwies, fiel dieser ganz durch, damit auch einer der verdientesten Männer aus der Zeit der Anschlußwirren, Wollinger. Nun aber stellte sich heraus, daß der Wahlvorschlag der Bauernpartei für den Nationalrat nicht genug echte Unterschriften aufwies. Während man die slovenische Liste in Kärnten ohne die volle vorgeschriebene Zahl von Unterschriften zugelassen hatte, erklärte hier die Kreiswahlbehörde alle auf den Landbund entfallenen Stimmen für ungültig. Der Verfassungsgerichtshof hob dann nach vielen Wochen fortgehender Aufregung diese Entscheidung auf. Somit entsendet das Burgenland in den Nationalrat 3 Sozialdemokraten, 3 Christlichsoziale und 1 Landbündler. Das achte Mandat wurde zu den Reststimmenmandaten des Wahlverbandes Kärnten-Steiermark-Burgenland gewiesen, und nun entstand die Frage, ob die Bezeichnungen „Landbund für Österreich — Steirischer Bauernbund" und „Landbund für Österreich — Burgenländischer Bauernbund" eine oder zwei Parteien bezeichnen, die Stimmen also zusammengerechnet oder getrennt werden sollen. Die Wahlbehörde entschied sich für das zweite, also zuungunsten des Landbundes. Die von diesem angerufene Entscheidung des Verfassungsgerichtshofes steht derzeit (Mitte Januar) noch aus. Obwohl diese Wahl keine rein burgenländische Sache mehr ist, hält die Erwartung des Urteils doch noch die parteipolitische Erregung wach. Im Bundesrat erhielt jede der drei Parteien einen Vertreter, die aus der Mitte des Landtags gewählt wurden.

Das Ergebnis der Landtagswahl, die das Land näher angeht, war unbestritten: 13 Christlichsoziale, 12 Sozialdemokraten, 7 Landbündler, darunter der bisherige Landeshauptmann Walheim. Aber man konnte sich lange über die Bildung der neuen Landesregierung nicht einigen. Sollte sie wieder eine „Konzentrationsregierung" aller Parteien werden, wie die bisherige, oder eine „Koalitionsregierung" zweier von ihnen (und welcher)? Die erste Sitzung des Landtags am 13. November war nur formal, weil man sich nicht hatte einigen können. Erst in der zweiten, am 4. Januar, brachte man die Wahl einer Regierung zustande, die sich wesentlich aus Christlichsozialen und Sozialdemokraten zusammensetzt. Auf jene entfällt der Landeshauptmann Rauhofer, ein erprobter Verwaltungsbeamter, sein zweiter Stellvertreter und zwei Landesräte. Sozialdemokraten sind der erste Landeshauptmannstellvertreter und zwei Landesräte. Eine Landesratsstelle überließ man einem Bauernbündler. Man hat also die reine Koalitionsregierung vermieden, aber die beiden großen Parteien haben sich zusammengeschlossen, und der Landbund tritt als Opposition auf. Das ist eine ganz andere Parteigruppierung, als sie im Sommer bestand, und somit ist das Burgenland in die Schwankungen österreichischer Parteipolitik eingetreten. Die gegenwärtige „Koalition" im Lande steht übrigens im Gegensatz zu der im Bunde, in dem Christlichsoziale und Großdeutsche die Regierungsparteien bilden.

[3]) Bezeichnend ist noch immer eine Äußerung bald nach der Besetzung, die mir ein Freund mitteilte: „Wie können wir gern bei euch sein, wenn ihr alle Gauner seid?" Auf die erstaunte Gegenfrage antwortete der alte Bauer: „Jede Woche kommt ein anderer Redner, um uns von der Schlechtigkeit der einen oder anderen Partei zu warnen. Könnt ihr euch wundern, wenn wir ihnen allen glauben?"

Neben diesen Kämpfen kaum beachtet, vollzog sich der Versuch, die burgenländischen Kroaten im Wahlkampf zu sammeln — jene Kroaten, von denen vor einigen Jahren als Zwischenglied zwischen Tschechen und Slovenen im angestrebten „slavischen Korridor" so viel gesprochen worden war. Über ihre Verbreitung habe ich in der „Deutschen Rundschau" CXCVII, S. 273 f. gehandelt. Die Wahl ergab, daß auf die kroatischen Bewerber 2454 von 120 542 gültigen Stimmen für den Nationalrat (130 463 für den Landtag) entfielen. Das macht — selbst wenn ich einer anderen Zeitungsmeldung die etwas höhere Zahl von 2557 entnehme — weniger als ein Vierzigstel der Stimmen aus, während die Kroaten mindestens ein Siebentel der Bevölkerung betragen. Es entfielen nur in drei Gemeinden die relativen Mehrheiten (Frankenau, Groß- und Klein-Warasdorf) und in vier anderen (Nikitsch, Unterpullendorf, Kroatisch-Gerersdorf, Mönchmeierhof) verhältnismäßig hohe Zahlen auf die kroatischen Wahlwerber, nur in Frankenau die absolute Mehrheit (und zwar eine sehr hohe). In vielen rein und überwiegend kroatischen Gemeinden dagegen bekamen sie wenig oder gar keine Stimmen. Das bestätigt unsere bisherigen Anschauungen über das gute Einvernehmen dieses Volkes mit den Deutschen und seine Zufriedenheit mit Österreich. Selbstverständlich ist es im neuen Landtag nicht unvertreten; je zwei Kroaten sind auf Grund des christlichsozialen und des sozialdemokratischen Wahlvorschlags gewählt. Dieses Verhältnis (4 von 32 Abgeordneten) entspricht ziemlich genau dem ziffermäßigen Verhältnis zwischen beiden Völkern.

Immerhin ist der so gründlich mißlungene Versuch, eine nichtdeutsche Nationalpartei in den Landtag zu bringen, recht beachtenswert. Einmal mit Rücksicht auf die geographische Lage der Gemeinden, in denen er eine merkliche Wirkung gehabt hat. Während die Wasserkroaten, die kroatischen Minderheiten des Seewinkels und eigentlichen Heidebodens und die unteren Kroaten — also die des Nord- und Südburgenlandes zusammen — nur 489 Stimmen den nationalen Wahlwerbern zuwandten, erzielten diese im Mittelland 1965 Stimmen, die sich auf 10 von dessen 66 Gemeinden verteilen. Alle obengenannten Orte, mit Ausnahme des kleinen südburgenländischen Mönchmeierhof, gehören in das Gebiet der oberen Kroaten, die sich südlich von Ödenburg an der heutigen Grenze ausdehnen. Gerade auf sie scheint sich also die Agitation konzentriert zu haben. Wenn sich das auch wesentlich aus örtlichen Beziehungen des Führers erklären soll, so ist es doch nicht gleichgültig im Hinblick auf die Machenschaften der Magyaren. Das abgeschlossene Mittelland als Verbindung zwischen dem eng mit Niederösterreich verbundenen Nordburgenland und dem von der Steiermark aus besser erreichbaren Südland, und seine Ostgrenze ist zweifellos ein strategisch gut gewählter Ausgangspunkt für eine Sonderbewegung, die den Zusammenhang des Burgenlandes nicht gerade bedrohen, aber doch lockern könnte. Die starke deutsche Mehrheit auch in diesem Landesteil verhindert eine wirkliche Gefahr, aber eine „kroatische Frage" gerade hier — wo überdies auch magyaronische Einflüsse nicht fehlen [1]) — gäbe mehr zu denken, als an einer anderen Stelle. Zudem kam Ende Dezember aus slovenischer Quelle die an sich nicht sehr glaubwürdige Nachricht, man plane in Belgrad eine entschiedene Vorstellung wegen der Minderheitenrechte der Slovenen und Kroaten in Österreich. Diese Nachricht zeigt jedenfalls an, was man

[1]) Ob auch „Magyaronen" gewählt wurden, wie man von großdeutscher Seite den Christlichsozialen vorwirft, ist ohne gründliche Landes- und Personenkenntnis schwer zu beurteilen. Dagegen berichtete gegen Ende Januar ein Wiener Magyarenblatt ausführlich über Propaganda und Putschvorbereitungen der „Erwachenden Ungarn", von denen 5000 als Landarbeiter im Burgenland untergebracht seien. Daß diese offenbar übertreibende Meldung des wahren Kerns nicht ganz entbehrt, scheint mir daraus hervorzugehen, daß sich kürzlich die magyarische Presse über angebliche österreichische Wühlereien in Ödenburg ereiferte. Beiderlei Meldungen sollen übrigens wohl vor allem die Burgenländer einschüchtern.

in Laibach wünscht, und somit ist es nicht ganz bedeutungslos, daß nun zum erstenmal bei solchen Ausführungen auch von Kroaten die Rede ist. Es sei nochmals gesagt, die Kroaten, für deren Schulen man eben eigene Lehrbücher ausarbeitet, haben allen Grund, mit den bestehenden Verhältnissen — nicht nur im Vergleich mit der früheren ungarischen Herrschaft — zufrieden zu sein und sind es auch, wie gerade das Wahlergebnis bewiesen hat. Aber man soll auch entfernten Gefahren klar ins Auge sehen.

Ich hielt es für notwendig, diese Vorgänge ausführlich darzustellen, nicht nur um meine früheren Darlegungen weiterzuführen und zu ergänzen, sondern auch wegen der lehrreichen Warnung, die in ihnen liegt. Nirgends ist eine Spaltung durch leidenschaftliche Parteikämpfe verhängnisvoller, als im Grenz- und Auslanddeutschtum, und diejenigen, die in seine Gebiete leichtherzig die Zerrissenheit des Binnendeutschtums hineintragen, laden eine schwere Verantwortung vor dem Gesamtvolk und der Geschichte auf sich. Es besteht aber die Hoffnung, daß der gesunde Sinn der Burgenländer zum Durchbruch kommt und hier, wie hoffentlich auch in andern deutschen Landen, das Parteiwesen an die Stelle zurückdrängt, die ihm innerhalb der Volksgemeinschaft gebührt. Das Land braucht Arbeit, nicht Parteikämpfe, und es ist ein Glück, daß nun wenigstens die „Wahlbewegungen" für eine Zeitlang von der Bildfläche verschwinden.

Das dritte Reich des Paracelsus

Roman

von

E. G. Kolbenheyer

(Schluß)

Stadt um Stadt, Region um Region. Das Fähnlein hatte sich gewendet. Paracelsus war, von Sterzingen noch zu unfreundlichem Auszuge genötigt, in Meran zu Ehren und gutem Gelde gekommen. Und weiter: der Fürstabt Russinger hatte ihn nach Pfäffers berufen, ein Libell über das Bad zu schreiben und ihm selber Heilung zu bringen. Der Arm des Kirchherren reichte weit, Innsbruck und er hatten Fühlung. Die königliche Kammer beschied, daß Seine Majestät Ferdinandus die Dedikation einer Wundarznei zu Gnaden nehmen werde. Das evangelische Nürnberg hatte sie verschmäht.

Und Paracelsus war wieder an die deutschen Druckerstätten bergab gezogen. In Ulm hatte er der Offizin des Hans Varnier, die sein chirurgisches Hauptwerk zu verpfuschen drohte, den Drucksatz umgestoßen und war mit dem Manuskripte nach Augsburg durchgegangen. Dort lebte, ein Physikus der Stadt, der Arzneidoktor Wolfgang Thalhauser, mit dem er an der Universität Ferrara des berühmten Leoniceno und Manardo von allem barbarischen Latein purgierten Galen gehört hatte.

Ein großes Sterben war jüngst auf der goldschweren Reichsstadt gelegen, und die Ärzte standen noch in Ansehen. Paracelsus ritt auf einer Fuchsstute durch das Schwibbogentor ein. Sein Wams war damasten, mit Marder ausgenäht, und er trug samtene Hosen. Hinter ihm trieben zwei Knechte auf ihren Maultieren die Fahrnis nach. Über dem Bauche spannte sich ihm eine pralle Geldkatze, und die Türen der Herbergen standen weit offen. Alle Sorglichkeiten der Doktoren und Meister hatte der Jugend-

genosse Thalhauser gestillt. Allein Paracelsus wußte, daß ihm nur eine Gastfrist gewährt sei. Sie brachten ihm alle die Freundlichkeit entgegen, die Tage und Wochen abzählt, auf den Termin gesetzt ist, und verkniffen unter günstigen Mienen, daß der berühmte Mann von den Häusern der Fugger, der Imhof, Rem, Ilsung, Rechlinger und anderer Geschlechter begehrt wurde, also auch bei den geringeren Bürgern, die auf sich hielten, zu Konsilien gelangte; man übersah es, daß eines Fremden Taschen trotz merklichen Aufwandes täglich voller wurden. Aber je glatter, desto schneller; man hatte Acht, daß die Offizin des Heinrich Stayner eifrig am Werke blieb. Paracelsus fand sich gefördert, so hoch er immer nur wünschen konnte. In zwei Monaten waren die beiden Bücher der Wundarznei gesetzt und gedruckt, zugleich auch eine Prognostikation auf vierunddreißig Jahr zukünftig, die deutsch und lateinisch ans Licht kam. Er wurde zu Gast geladen, ein Schwarm von Schülern begleitete ihn, die Fuggersche Kanzlei erholte seinen Rat, denn ihr war wohlbekannt, daß der bergerfahrene Mann wachen Auges ganz Europa durchzogen hatte. Und über alledem: er hatte das Wort wieder, darum er noch in Beratzhausen bitter gelitten hatte. Und doch fiel ihm alles nicht herzbewegender zu als ein lachender Himmel nach Regen; wer aber des Wanderns gewohnt ist, der weiß seinen Sturm und Schauer zu nehmen. War er dem steten Drange und Kampfe so tief anheimgegeben, daß ihn die heitere Augsburger Sonne fast erschlaffte? Vielleicht auch waren die Brücken, die Thalhauser und er in die Jugend zurückschlugen, allzu ungleich geworden, so daß er ahnungsvoll seine Prädestinaz erwog. Was konnte ihm noch zugemessen sein?

Paracelsus hatte das erste Buch der Wundarznei mit einem Briefe an den Jugendgenossen eröffnet und auch die Antwort des hochgeachteten Mannes in den Satz getan. Beide wiesen auf das Unvermögen der Ärzte vor der Kunst der Chirurgie, und Thalhauser beteuerte, sich freimütig zur Kundschaft dessen zu erbieten, daß der hochberühmte, vielerfahrene Herr Theophrastus von Hohenheim als erster begonnen habe, das henkerische Martern der Chirurgen anzutasten: „Euch als einem zu solchem nützlichen Handel von Gott erwählet, billigs Lob verjähen und geneigtesten günstigen Willen erzeigen . . .“ schrieb der Physikus von Augsburg, allein — als griffe er doch nach einer Stütze, die seinem Freimute beglaubigten Halt bieten sollte — er wies zugleich auf den teuren, lobwürdigen Johannes Manardus von Ferrar hin, der schon um gemeinen Nutz der Arzenei halben sich bemüht, die Irrtumb auszureuten. Und man wußte zu Augsburg, daß er und der hochberühmte Fremde Schüler des Manardus gewesen waren. Nur war des Italieners Kampf ein Kampf gegen verderbtes Latein und Irrtum gewesen, der aus den verschweinten Texten geflossen war. Des Paracelsus Strauß aber ging um eine neue Kunst aus dem Lichte der Natur gegen allen Irrtum, auch den der textgereinigeten Autoritäten. Thalhauser bekannte sich zu ihm, und hatte seinem Werke, wie es kaum ein andrer getan hätte, trefflich in die Wiege geholfen, und doch verleugnete er des fahrenden Freundes, der heute eine Fuchsstute ritt, Sammethosen antrug, morgen aber kaum in Elendherbergen unterkam, wahre Monarchie. Er verleugnete sie, mußte sie verleugnen, denn er war einmal mit ihm gleich und gleich gewesen, in Tübingen, in Ferrar. Nichts kommt den Geistmenschen härter an, als den Genossen über das eigene Maß hinausgewachsen zu sehen.

An dem Tage, da Paracelsus dem Freunde sein Werk gebracht hatte, saßen sie im stillsten Winkel einer Wirtschaft hinter dem Perlach, die ein berühmter Koch und Kellner führte. Paracelsus hatte ein Edelmannsessen bestellt und hatte die besten Weine herauszulocken verstanden. Sie waren beide Kenner eines Bissens und Trunks.

Von dem verschwiegenen Gelage waren ihre Köpfe gerötet und die Augen satt und blank. Paracelsus floß von seines Lebens jagendem Umtriebe bitterschäumend und polternd über, und der seßhafte Thalhauser — leicht vorgebeugt, mit einem Arme auf den Tisch gelehnt, etwas abgewandt und nur von Zeit zu Zeit aus seinem Glase

saugend — wurde stiller und stiller. Bald hörte er nur mehr mit halbem Ohre hin, ein duselndes Lächeln umspielte seinen Mund. Behagen sank ihm in die schmächtigen Glieder. Wie war das liebe Leben sonst friedsam eingetan! Laß schütten, laß trommeln! Mochten die Butzen vom Hagel klappern, der irgendeinem draußen das Fell gerbte! Freundlich knackte das braune Getäfel der Zimmerwand zu eines Buches höflichem Satzgefüge, das den Herrn Physikus für eine Stunde auf sanften Kissen der Gelehrsamkeit trug, und die warmen geräumigen Kacheln von der Ecke her taten wohl. Es gab ja etlichen Hader und Ärger, hie und da, ein wenig Neid auch, ein bißchen Scheelsucht, einen Brocken Dummheit, der widerspenstig durch den Schlund drückte, aber gemeinhin ging man gemächlichen Schrittes durch heimische Gassen, trat in ansehnliche Häuser, gebeten, geehrt, auch von Hochmögenden vertraulich aufgenommen, und konnte es sich leisten, auf Mangel an Kunst und Geschick der andern gelassen herabzusehen. Konnte auch einen Mann, dessen Ruhm flackernde Schatten warf, mit Freimut empfangen und fördern, wo andere um ihren Ruf hätten bedacht sein müssen. Im übrigen waren die Wachteln dieses Abends köstlich gewesen und die Forellen auf der Zunge zerfallen, dazu ein Reinval und jetzt der Muskatell-Malvasier. Ein Bissen Marzipan hob die edle Würze.

Paracelsus rumorte inzwischen in der Alchimie.

„. . . so von der Arznei tund, das nit Arznei ist . . . jetzund sehend, was Alchimia vor ein Kunst sei . . . das Unnütz vom Nützlichen tun und bringen das in sein letzt Materiam und Wesen . . .“ Er schnipfte mit dem Finger und hielt den Zeiger hoch. „Experientia! Ganget hin, suchet, leset im Buch der Natur! . . . Was tund ihr, Bankritter, Hosenwetzer Birenbrater . . . stecket eure Nasen immerhin in die papieren Welt und klaubet Buchstaben! Seind in Pergament bunden!“ Er kicherte in sich hinein. „Tintenbücher, so keine Kunst inn' haben, allein Sudelns und Kudelns durcheinander. Machend alsdann den Schwaderlappen, daß die Säu lieber Dreck fressen, dann ihr Gekochs! Und darum, daß solich Schwaderlappen, so die Säu nit mögen, nichts sollen,“ er schlug auf den Tisch, „darumb ist Alchimia von Gott gesatzt! Ei, schau, wie ein hübsch Kunst in denen Tintenbücheren steckt und in den erdichteten Arzten! Solich ein Bladerwerk, das ist ihr Kunst.“

Fast traurig sank die Stimme des Paracelsus in sich zusammen. Und Thalhauser lächelte verschmitzt, er nickte leise und streckte die Beine. Gut, gut. Welch ein Eifer! Wie er die Backen vollblies, als hätte er Kraut und Rüben zu derben Klößen gegessen und suche seines Magens Schwere zu lockern. Der wußte nichts mehr von dem köstlichen Nußgeschmack der Forellen, von dem subtilen Fleischarom der fetten, knusprigen Wachteln. Der schluckte den Malvasier, als schlappe er Röhrenwasser. Ein melancholischer Phantast! Red' weiter, vomier dein Herz!

Die beiden Unschlittkerzen schwalchten und tränten. Thalhauser tappte nach der Schere und schneuzte sie glücklich nach einigen Versuchen, die er selber beschmunzelte.

Da hielt Paracelsus plötzlich mitten im Gedankenzuge ein. Beider Männer Augen ruhten starr ineinander. Thalhauser ließ den Arm mit der Putzschere auf die Tischplatte fallen, daß es klirrte, aber sie zuckten beide nicht mit den Wimpern, Auge in Auge.

„Thalhuser, Thälhüserli,“ quarrte die Stimme heiser herüber, „was hastu wellen mit dem Manardo? Was soll derselb Manardus neben mir! — Thalhuser, deine Jahr seind kurz gewest und meine lang, lang . . . ich han ein zehendfachs Leben gelebt unde du eins allein! Du hast dein Frieden unter den Einlebigen. — Thalhuser, was muß ein Mensch tun, der zehen Leben hat hinter ihm? Er muß in die nüe Region und in die ferner und wieder in die ferner — ad ultimam regionem! Was soll ein Methusalem des Lebens unter den Einlebigen? Er muß hindurch durch das Leben der Einlebigen. Was willtu mit dem Manardo, deinem Lehrmeister zu Ferrar, neben mir? Derselb ist vor dich von gestern her, und dein Weg führet zu ihm ein Dutzend Schritt, als

über die Straß, nit weiter. Vor mich ist er hundert Jahr und mehr gestorben. Und langest du us deim Fenster in den Luft der Nacht, du künntest Ferrar noch greifen mit deinen Händen, so nahe, den Kortilpalas . . . den Rigobellturn. — Mir ist das längst versunken. Wann ists gewest? An hundert Jahr und meh . . ."

Er lachte gläsern, trüb und fern. Und Thalhauser, der während dieser seltsamen Rede in den Augen des Paracelsus gelegen war, so daß er kaum zu atmen wagte, fiel ab wie ein schwerer Tropfen. Er versuchte auch zu lachen, aber er brachte es nur zu einer zuckenden Bewegung der Lippen, und flüsterte vor sich hin:

„. . . optime, optime, optime . . ."

Der Wirt, der seine Kunst reifen sah, brachte ein sauer duftendes Gericht. Es waren Früchte, die in gezuckertem Essig mit Nägelein und Zimt gekocht waren und in Eis gekühlt aufgetragen wurden, so daß die Zinnschüssel betaut schimmerte. Davon aßen sie nun schweigend, und weckten den schlummernden Geschmack für einen Sekt, der ihnen als letzte Gaumenfreude vorbehalten war.

* * *

Er wußte noch einen am Wege, den er nicht vergessen konnte. Da ihn der Erbmarschall von Böhmen, Johannes von Leipnik, nach dem mährischen Kromau ans Krankenbett berief, nahm er die Fahrt donauabwärts nach Linz, hier und dort von Kranken, in Passau von eigener Leibesbeschwer aufgehalten, so daß ein Jahr neu ergrünte, als ihn der Gaul von Linz durch das sanftbewegte Land nach Eferdingen trug, jenem geneigten Manne zu.

Das Geläute des Ostertages verschwebte aus der hellen Gasse in die Lenzbläue. Auf dem Hofe der Herberge standen gesattelte Pferde mit nachgelassenen Gurten an ihren Krippen, und draußen vor den Bretterbuden des Marktes, farbenlustig wie der ausgebreitete Kram, ermunterte den Ausschauenden, dem noch die Steifheit des Morgenrittes in den Knien saß, ein regsames Gedränge, Stadt- und Landvolk, das, seiner täglichen Sorge entbunden, dem Zufalle freundlicher Begegnung hingegeben war, im Bewußtsein eines gediegenen Feierkleides, behäbig. Weitaufgebreitet standen die Torflügel der Kirche, und durch sie hallte, von einigen Instrumenten begleitet, die mehrstimmige Vokalmusik. Allein die Leute schienen dem Hochamte Gesang, Feierlichkeit und den im winterlichen Gemäuer erkalteten Weihrauchduft zu lassen, sie hatten sich beim Läuten der Glocken vor der Kirche gesammelt, aber sie blieben unter dem heiterdurchsonnten Himmel.

Paracelsus trat in den großen, kühlen Bau ein, um Herrn Hansen vom Brandt, den Kirchherren von Eferdingen, zu finden. Das Schiff lag leer, im Chore knieten und standen etliche Reihen kaum so dicht, daß die zelebrierende Geistlichkeit vor dem behutsamen Besucher verdeckt worden wäre. Er schlich seitlich näher und erkannte in dem wohlbeleibten, mäßiggroßen Manne, der von Kaplan, Frühmetter und zwei Meßnern umgeben, das Hochamt las, den Freund. Über ein Dutzend Jahre waren seit jenem vertraulichen Regentage vergangen . . . Der Kirchherr wandte sich langsam der Gemeinde zu, breitete die Hände. Sein Gesicht schien voller geworden, die stark aufgeworfenen, beinahe wülstigen Lippen öffneten sich nur träge, und die schweren Lider über den vorgewölbten Augäpfeln blieben gesenkt, das Haar — ergraut, aber immer noch dicht — fiel zu beiden Seiten der Wangen über die Ohren bis an den Hals nieder, wo es rund um den Kopf gleichgeschnitten war. Er trug ein weißsamtenes, goldgesticktes Meßgewand.

Ein warmes Lächeln huschte über das Gesicht des Paracelsus, und er verließ, lautlos und unbemerkt, das Chor. Er wollte zunächst auf sein Quartier: ruhen und etwas genießen, um dem Kirchherren nicht unversehens in Küche und Keller zu fallen. Aber

während er aß, stellten sich die Gedanken wieder ein, die ihn auf seinem Ritte von Linz herüber begleitet hatten. Er schrieb an einem Buche über tartarische Krankheiten, Sand- und Steinleiden, vielleicht deshalb, weil ihn die eigene Galle gequält hatte, als er schmerzliche Winterwochen zu Passau lag. Und es blieb nicht bei einem aufgenommenen Gedankenspiele. Er beendete den Imbiß schnell; es belästigte ihn der schwirrendvolle, wirbelnde Gastraum. In seiner Kammer schrieb er lange, und als der Impuls ausgestaltet und verebbt war, wies das Zeigerwerk des Eferdinger Turmes eine Stunde, in der er nicht mehr zu fürchten brauchte, einen Festtisch zu überrumpeln.

Man führte ihn auf dem Pfarrhofe vor eine Tür, er pochte, trat ein. Herr Hans vom Brandt saß unter dem Fenster und hatte gelesen. Er starrte den Besucher tief erschrocken, fast entgeistert, an. Paracelsus stutzte. Der Kirchherr war totblaß geworden, mühsam erhob er sich, stand einen Augenblick regungslos, und dann streckte er die Hand vor, beide Mittelfinger aneinandergepreßt, den kleinen Finger abgespreizt, Zeiger und Daumen zu einem Ring geschlossen, so daß sich ihre Spitzen berührten. Und die Hand bebte.

Paracelsus erkannte die Geste, er trat einen Schritt näher und hob beruhigend die Arme.

„Alle gueten Geist zu Gottes Lob und Preis", flüsterte der Kirchherr. „Jesus, Maria und Josef, stehnd mir bei, so seid Ihr's, Fleisch und Blut, von Hohenheim, oder etwan . . ."

Er schlug ein Kreuz.

„Der bin ich und leiblich, Ehrwürdig. Han ich Euch us so schwerem Bsinnen ufgerottlet, daß Ihr ein anders meinet?"

Da kam ihm der vom Brandt feierlich entgegen und umfing seine Hand mit beiden Händen, drückte sie mehrmals und führte ihn an die Fensterbank, gab die Hand nicht frei. Sie saßen eine Zeitlang schweigend nebeneinander. Paracelsus ließ den Hochatmenden Sammlung finden.

„Da ich auf diesen Morgen die Meß gelesen und mich zum andern Mal gen die Tabern kehret umb von der Gmein, ist mir auf dem vergüldten Türl Euer Kopf erscheinen, nit leiblich, gleich eim Bildnus, allein nit glatzet, sundern an Haupthaar wohlbestellt und umb etlichs fülliger, dann Ihr jetzund seid." Er suchte noch nach Worten. „Ich han die Jahr her — es ist etlich ein Läng — von Euch ghört. Erstlich durch Herrn Paulsen Stadler, Dumbherr zu Salzburg, mein' Freund, und hinwiederumb aus Straßburg, da ist der Leopold Taferner auf ein Zeit gewest, item aus Nürmberg. — Was ist Euer Nam weit worden und fruchtbar über deutschem Land! — Als auch von denen zu Innsbruck ghört. Euer gleichwohl allweg in Freundschaft gedenket, so wunderlich fast unterweilen die Red ist gangen. Niemalen so oft Euch zugewandt im Sinne, dann in verggngner Winterszeit. Und Fürgestern Euch hoch erwünschet, dann es liegt mir ein Liebes krank hie, und die Arzt wissend nit. — Indem ich auf diesem Morgen mich wieder zum Ciborí' kehrt auf dem Altar, und mir Euer Haupt ist erscheinen, müßt mir sein, als hätt mir Gott den Arzet angezeigt. Als han ich mich bsunnen, wie ich Euch möcht erreichen in geschickter Eil. Nun sitzend Ihr hier, und ich halt Euer Händ . . ."

Paracelsus senkte den Kopf. Der Kirchherr wußte nicht, daß er für eine kurze Weile im Chor gestanden war. Es mochte sein, daß ihn Brandt während der heiligen Handlung mit halbem Blicke gestreift, aber seiner nicht wissend geworden war, nur darum schon, weil er ihn nicht gewärtigte, wiewohl er ihn herbeigewünscht hatte. Und aus dem gleichsam unempfangenen Bilde der leiblichen Augen mochte die Imagination erwachsen sein, die alle Züge des Erinnerungsbildes trug. Aber es blieb seltsam und bewegte den grübelnden Arzt: der vom Brandt hatte diesen Winter hin öfter seiner gedacht, als er schon auf dem Wege nach Eferdingen war, und vorvergangenen Tags, da ihn der Kirchherr herbeigewünscht, hatte er den letzten Ritt auf Linz zu getan. Sie waren,

einander ahnend, begegnet. Der geheimnisvolle Schauder faßte auch Paracelsus. Wundersam der Wirklichkeit entrückt, saßen die beiden Männer. Nach einem langen Schweigen fiel es trocken, daß er selbst aufhorchte, von den Lippen Theophrasts von Hohenheim:

„Ich will auf Kromau, dahin ich von dem Erbmarschalk bin beruft sider verwichnen Herbstzit. Sider und auch ich Euer zum Dickermal gedacht, und was ein Verlangen in mir, Euch heimzesuchen, Herr Doktor. So dünket es mir dupplet gschickt, daß es auf ein Zeit möcht beschechen, da ich Euch nit allein kunnt sehen, sundern glichermaßen dienstlich sein."

Mit augenfällig ungewohnter, tappender Belebtheit richtete sich der Kirchherr auf, tat einige Schritte in das Zimmer, winkte mit den Armen, schüttelte den Kopf, blieb dann mit geneigter Stirn zu seinem Gast gewandt stehen und sammelte die Fingerspitzen seiner Rechten vor dem Munde. Sein Gesicht war jetzt gerötet und erhellt.

„Man spricht mannigerlei dem Paracelso nach," brach es aus ihm. „Wunderlichs gnug. Daß Ihr ein Magus seiet, wohlan, ich hans zur Stund erfahrn, und schlotternd mir fast die Knie. Allein Euer Aug . . ." und hier stockte er, wurde ernst und leiser, . . . wiewohl eins Lebens voll, das nit jedermans ist, hat noch den frummen Schein in der Tiefen."

Er breitete ihm beide Hände entgegen und kam auf ihn zu.

„Paracelsus, Magus, verzeihet mir, daß ich Euch nit nach Gebühr und wie ein' bösen Geist schier hab empfangen. Seid also willkummen!"

Da wurde auch des vielgewandten, umgetriebnen Mannes Gemüt weit. Und die beiden Männer umarmten einander wie Brüder.

„Ein schlechter Hauswirt, der Brandt zu Eferdingen! Gstiefelet und gspornt, als ich seh! Wo steht der Gaul?"

„Ich han mein Logiment ze Linz und ein Knecht dort bei dem Gut, auch krank Leut angenommen für ein paar Täg. Als gedacht ich allein diese Nacht hie ze bleiben, und stellet das Roß drüben ein."

Der Kirchherr winkte lebhaft ab und eilte ohne weiters zur Tür, rief in den hallenden Gang hinaus, da aber keine Antwort kam, ging er, um nach dem Rechten zu sehen, und ließ die Tür angelweit offen.

Paracelsus lauschte, von dem seltsamen Empfange bewegt, in das Haus, durch das die freudige Stimme klang. Ihm war, als löse sich sein Leibwesen, das ihn sonst wie eine wehrhafte, schutz- und trutzbereite Mauer umhegte und selbstbefangen hielt; es löste sich wie in einem Bade und tiefer noch — wie in jenen geheimnisvollen Minuten, darin Mensch und Welt zu Schlaf sinkt. Er lehnte den Kopf an das Wandkissen zurück, schmiegte sich in die Bankecke und schloß die Augen. Eine lächelnde Müdigkeit schimmerte aus dem faltigen, frühgealterten Gesichte des Peregrinus, und er wäre beinahe eingeschlafen. Die hallenden Schritte des Kirchherren ermunterten ihn.

Pferd, Sattel und seine Taschen, die er nie zurückließ, denn er kannte den Fürwitz und die Untreue seiner Knechte, wurden eingeholt, bald stand ein wohlbesetzter Tisch vor den beiden Männern, und Paracelsus ließ sich die gute Stunde gefallen, während der Kirchherr, an dem aufgetanen, sprudelnden Geiste seines Gastes froh gesammelt, nur hie und da unterbrach, um zu Speise und Wein zu nötigen.

Bald aber drängte Paracelsus selbst, und Brandt führte ihn zu des Peter Parzners Hausfrau, deren Kinder sich vertraulich an den Kirchherren hingen. Die Frau und die Kinder zeigten dieselben vollen Lippen und dieselben breiten Züge. — Paracelsus erkannte, daß eine tiefsitzende häutige Bräune das junge Weib in Fieberhitzen auf das Lager geworfen hatte. Er ordnete die Trennung von den Kindern an, um Kontagion zu verhüten, und mischte eine Flüssigkeit, die er mit einer stumpfgeschnittenen Federfahne in den Hals der Kranken pinselte. Er bereitete auch ein Gurgelwasser, ordnete

ein schweißtreibendes Hausmittel an und versprach, am nächsten Tage wiederzukommen, er hoffe, das Übel bereits in seinem Sitze gelöst zu finden.

„Ich hab in Dänemarken, da es gen die feste Stadt Stockholma ging, und ich ein Medicus des Regiments gewest, ein' Ort gesehn," meinte er auf dem Rückwege, „do seind die Lüt daran gelegen in jedem Hus, alt und jung, und was ein groß Sterben. Jedannocht mannigeim geholfen, der wohl noch heunt sein Leben darvon hat. Ihr müget sein unbesorgt. In zween Tägen so ist die Frau vom Fieber frei."

Sie blieben den Tagesrest im chimischen Keller der Pfarre. Der weißhaarige Frühmetter, Christof Püchler, war mit ihnen. Kirchherr und Kunstgenosse brachten etliche Versuche, die ihnen bedeutsam schienen, nach ihren Aufzeichnungen vor den berühmten Gast. Und was sie auch sagten und von ihren Präparaten herbeitrugen, es geschah mit so hingebungsvollem Eifer und einer fast ehrfürchtigen Lernfreudigkeit, daß Paracelsus seit langem wieder das Glück empfand, unangefochten von Neid und Gier der andern, aus reichem Herzen und frohem Geiste schenken zu können. An einem kurzen Experimente, bei geschäftig zugerüsteten Feuern, erwies er ihnen, daß ein Prozeß, der sie zu kühnen Vermutungen verleitet hatte, dadurch ins Stocken geraten war, weil der Grad des Feuers beim Ausgange der Fixation, die der Exaltatio vorläuft, verfehlt worden war, und als er ihnen vollends zeigte, daß der Prozeß, richtig gefördert, ein wohlbekanntes Ergebnis brachte, lächelten sie beide freimütig und voll dankbarer Anerkennung. Sie wiesen in einem Bande des großen Glossarium cum Concordantiis eine Stelle, die auf ihren Versuch Bezug hatte und offenbar einen Irrtum enth'elt, und korrigierten nach seinen Weisungen. Die große, heiligende Liebe einer Kunst schuf den drei Männern glückliche Stunden. Es wurde spät, und sie griffen nur mehr nach einem raschen Trunk und Bissen, ehe sie sich trennten.

So ruhte er in einem duftigreinen, geräumigen Himmelbette. Er hatte die Gardinen offen gelassen. Die durchlichtete Nacht füllte das Zimmer mit einem friedvollen Dämmern. Er genoß den Segen dieses Tages nach und war so dankerfüllt, daß er nicht schlafen konnte. Als werde er von sanfter Wolkenfülle getragen. Pulswelle auf Pulswelle. Sein belauschtes Herz.

Da fühlte er, wie das glückhafte Lächeln auf seinem Gesichte stand, es erstarrte ihm zu einer Maske und fiel von ihm ab. Seine Pulse jagten auf.

Weshalb hat er davon geschwiegen, daß er am Morgen schon gekommen und in der Kirche gewesen war? Konnte das magische Band, das Mensch an Menschen schloß, das ihn hatte seinen Weg über Linz nehmen und den Freund in langen, schweigenden Jahren immer wieder hatte seiner gedenken lassen, nicht geheimnisvoll genug sein?

Und er wußte, daß er auch ferner schweigen werde, mit einer ängstlichen Untreue, als fürchte er, durch das ernüchternde Wort ein seltenes Glück zu stören, das ihm die freudige Erschlossenheit eines wunderberührten, reinen Herzens gewährte.

Er seufzte tief.

Peregrinus, Fremdling, eilenden Fußes nimm auch den Unschuldslaut der Quelle, die deinen Durst stillt, mit dir, nimm auch Duft und Fächeln des Baumes, in dessen Schatten du geruht hast, mit dir, nimm, stiehl dir den fürchtigen Glauben einer Menschenseele, die dich eine Stunde in Frieden gewiegt hat! An fremden Feuern mußt du deine eigne Flamme nähren, denn sie brennt über dich hinaus. Gleich einem Diebe in der Nacht schleichst du dem Glück nach.

Und dennoch fühlte Paracelsus keine Reue. War das Lächeln von seinem Gesichte geglitten, so war er selber doch, wie der kalte Guß aus Wolkenhöhen, in sein eigenes steiniges Rinnsal zurückgestürzt, wieder seiner selbst geworden. Das brachte ihm den Schlaf.

Als sie des anderen Morgens an den Hinzenberg gingen, um nach der Arbeit in dem Weingärtl zu sehen, war auch die Brust des Kirchherren von schwellendem Ver-

langen voll. Er pries das Leben des Freundes, der seine Schwingen breiten konnte, wohin das kunsterfüllte Gemüt trieb, ganz Europa mochte er sein Eigen nennen.

„Ihr habet recht," meinte Paracelsus trocken, „die Kunst hat kein Statt nit und treibet ein umb. Allein der Mensch sucht ein Statt. Es zehrt am Leben, so einer muß dessen gewohnt werden, daß seine Heimat überall und nindert liegt. Ihn geruhigt kein Haus, kein Tal, und er muß des Hungers schweigen lernen, der umb ander Leut Gemüet anstehet, daß ihm ein Hilf und Frieden werd, wider das eigen Herz. Ich kunnt nindert meh sein noch bleiben. Eh bevor hab ich gemeint, die Leut wellend nit, do ich viel Widerpart und Schmach erfahrn. Das ist nit. Es liegt an mir, der ich bin einer Kunst, das ist des schaffenden Gottes ein Knecht, da ich muß Anfang sein und Monarcha. Die nach mir kummend und us mir sind, mein Aug wird sie nit sehen. Soll keiner darnach hangen, dann es ist keins Willens Ziel und kann nit ergriffen werden wie ein Stück Brots oder ein Becher Weins. Ist einer so gar der Kunst und intan, er braucht nit zu begehrn die Fern und die Weiten und den Weg und das Elend. Dann er hat's in ihm."

Darnach schwiegen sie beide lang.

Dem Kirchherren war auch zugetragen worden, daß Paracelsus unter den Gottessuchern gelebt und gelehrt hatte. Das neue Glaubenswesen bedrängte Hans vom Brandt, er mußte fürchten, daß es in Eferdingen mit Kirche und Glauben nicht anders gehen werde als irgend sonst in deutschem Land. Die Gemeinde zerrann ihm unter den Augen. Er hätte gerne darüber Wort und Aufschluß gefunden. Nun aber schwieg er, und er wußte, daß er darüber schweigen werde. Wie ein Siegel legte sich die Rede des Freundes auf seinen Mund.

Noch am selben Tage wußten sie, daß des Peter Parzner Hausfrau ärztlicher Hilfe nicht mehr bedürfe, und gegen Abend trieb es Paracelsus zu den Kranken nach Linz.

Der Kirchherr ließ den Schimmel vorausführen. Sie gingen ein Stück Wegs gegen das Donaukloster Wilhering miteinander. Auf der Höhe einer Straßenwelle, von der man den Turm der Eferdinger Kirche noch sah, wartete der Knecht. Er war nicht dorthin bestellt, und doch schien beiden Zeit und Ort gerecht. Ihre Hände und Blicke wuchsen ineinander. Da der Knecht den Sattelgurt anzog und mit den Bügeln klapperte, fanden sie auch ein Wort, einen Segen, Dank und Gruß.

Er saß auf und ritt im Schritt davon. Nach einer Weile sah er sich um. Hans vom Brandt stand noch auf der Höhe. Sie winkten. Dann gab er die Sporen.

* * *

Paracelsus kam von Sankt Veit her dem Ossiacher See entlang, und als er gegen Abend den schattenden Bergstock des Dobratsch über der Villacher Alp sah, hämmerte es vor Schmerz und Freude in seiner Brust. Er wußte seit Sankt Veit, daß er den Vater nicht mehr finden werde.

Er ritt über die Draubrücke und nahm die Zügel straffer, als müsse er das Pferd vor den ausgefahrenen Pfosten hüten.

Das untere Tor — die untere Maut — und er wurde über den langgestreckten Marktplatz getragen, der einer breiten, leicht ansteigenden Straße glich. Er ließ die Zügel fallen, hob sein Schwert quer über den Sattelknauf. Die Augen wurden ihm trocken, alles schien ihm klämmer, kleiner, stiller geworden: die Gewölbtore, die Fensterreihen, die geraden Blendgiebel mit ihren Wasserspeiern, dort wo hinter den flachen Fronten die Nachbardächer zusammenstießen.

Das Pferd ging langsam weiter; als es des unteren Brunnens gewahr wurde, zog es hinüber und trank. Paracelsus ließ es geschehen. Er sah hinauf zu dem andern Brunnen, auf dessen Säule der verwitterte Sankt Jörg mit seinem Eisenspieße stand, und dort war auch das Haus . . .

Dann wandte er sich im Sattel um. Gegenüber der Maut, vom Markte weg, zweigte die Lederergass' ab, er war vorübergeritten. Die Seigermeisterschul — bestand sie noch? Nach ihm — nach dem Vater? Vielleicht hatte er sie längst schon aufgegeben, war zu alt geworden, zu schwach für die Hitze der Öfen und den Dampf der Metalle. Wie alt war er geworden? Vier Jahre sollte es her sein, und als sie von der Teufelsbruck kamen, stand der Vater inmitten der Vierziger. Er mußte an die achtzig gewesen sein. Sein Leben war hoch gekommen. Ein Leben des Friedens, der Milde, geruhig.

Eine Magd hatte ihre Wasserbutte an den Brunnen gebracht. Während das Gefäß vollief, sah sie den fremden, sinnenden Reiter fragend an, dessen Gaul schon getrunken hatte und leise, erwartungsvoll schnob. Auch etliche Straßenjungen standen nicht weit von ihm und warteten. Paracelsus sammelte sein Pferd. Er mußte eine lähmende Trägheit überwinden, aber am Widerstande wurde er wacher. In der nächsten Herberge stellte er ein.

Ohne zu rasten, als triebe er auf einem schleichenden Strome, ging er das kurze Stück weiter bis zum oberen Brunnen und trat in das Tor. Es war ein Kaufmannshaus mit einem geräumigen Leggadem, der fast leer stand; in der Tiefe nur einige Ballen. Es roch noch immer nach Leder. Paracelsus blieb eine Weile stehen und sog den juftenden Duft ein, stieg dann die knarrende, ausgetretene Holzsteige hinauf, tat etliche Schritte über den dunklen Söller der Tür zu und hielt an, lauschend, mit vorgeneigtem Kopfe. Das Haus war ganz still. Und er wandte sich wieder, streckte den linken Arm gegen die Wand, während er das Schwert mit der Rechten gegen die Brust hob. Seine Augen schwammen. Er tastete Schritt für Schritt zurück, die Steige hinunter.

Etwas weiter oben drosselte das Chor der Sankt Jakobspfarre den Markt ab. Mit seinen hohen, schmalen Spitzbogenfenstern stand es fremd, abgewandt, auf dem ummauerten Kirchberg, und es schnitt nüchtern in den leuchtenden Himmel. Der Turm ragte mit Gesims und schlankem Helm über die Giebel der Markthäuser hinweg. Alles nahe und drückend eng. Paracelsus ging rascher über den Platz zu der Steintreppe hinüber, die auf den Kirchhof führte, wo auch die Wohnung des Meßners lag.

Dort trat er ein, und aus der Küche quoll ihm der Geruch einer Pfanne entgegen, auf der die Frau des Meßners etwas briet. Er erkannte sie. Sie war klein und dick, hatte die stechenden Augen und den breiten eingekniffenen Mund behalten, ihre Haarsträhne waren dunkel geblieben und klebten fettglänzend, wie aus der Stirne gestrichen, um die Ohren.

„Ist der Meßner daheim, Meßnerin?"

Sie stellte die Pfanne auf den Stein.

„Was willt Euer Gnaden vom Meßner?"

„Vor etlich Jahren vier ist der Herr Wilhelm Bombast von Hohenheim hie verschieden und lieget etwan auf diesem Friedhof begraben. Es soll mir der Ort gewiesen werden, Meßnerin."

Er reichte ihr ein Geldstück. Sie warf den Hader fort, mit dem sie den Pfannenstiel gehalten hatte, wischte die Hände an ihren Schurz und nahm das Geld, murmelte etwas und schlappte voraus, indem sie den Zipfel ihrer schmutzigen Schürze in den Bund steckte. Sie ging rasch um das Chor und an der Südseite der Kirche hin. Gegen die obere Kirchgasse an der Mauer des Friedhofes lag eine Reihe eingesunkener Grabhügel von gemeinsamer dichter Rasendecke überwachsen. Die Meßnerin wies mit einer ausfahrenden Handbewegung über die ganze Reihe hin.

Paracelsus hatte den Scheitel entblößt, langsam näherte er sich zwischen den Gräbern.

„Welchs ist das Grab . . . hat er kein' Stein nit?"

„Er hat kein Verwandts nit ghätt, Euer Gnaden. Es mueß das dritt oder viert sein, etwan das fünft."

Er sah die Frau unter halbgesenkten Lidern an, seine Stirn gekräuselt, seine Lippen kummervoll eingesogen, und der Blick der Frau verfing sich in seinem Blick, ihre breiten, niedrigen Züge glitten auseinander, sie wich etwas zurück, fingerte an ihrem Schurzbande, ihre Lippen bewegten sich fast ohne Laut.

„. . . das viert, es möcht wohl das viert sein, Euer Gnaden . . ."

Er winkte mit der Hand, die den Hut hielt; sie ging eilig davon.

Als er allein war, kniete er nieder und tastete mit gespreizten Fingern durch die feinen Gräser hindurch auf die Erde. Die Gräser zitterten zwischen seinen Fingern. Er stützte sich nicht auf, fühlte nur wie durch ein dichtes Haar, das feucht vom kalten Schweiße ist. Nicht lange blieb er so. An seinem Schwerte richtete er sich auf und stand dann, ein wenig eingesunken, die Hände über dem Knauf gefaltet.

Er betete nicht, und er weinte auch nicht. Ihm war leer wie einem Übermüdeten, der an das sehnsüchtig gehegte Ziel kommt, und das Ziel ist nicht mehr. Seines Lebens Fahrt, einem langen, oftgeknoteten, weitausgeschwungenen Bande gleich — hier unten zu seinen Füßen wurzelte es, aber das andere Ende, er selbst in seiner lebendigen Minute, flatterte im Endlosen.

Wilhelm Bombast war nicht. Nicht hier, noch anderswo, wohin Füße tragen konnten. Der Leichnam, der zu Erde verwitterte und versickerte, war Wilhelm Bombast nicht, war Wilhelm Bombast nie gewesen. Ein jeder Becher, an dem seine Lippen getrunken hatten, ein jedes Buch, in dem seine Finger geblättert hatten, über dessen Zeilen seine Augen geglitten waren, trug mehr von seinem Wesen, immer noch mehr als diese Erde, die den Leichnam auffog. Und er, Theophrastus, war er nicht das Lebendigste, das Reichste von allem, was über Wilhelm Bombast hinaus wesentlich im Element blieb? Ein andres, das einmal den Vaternamen getragen hatte, es lebte in limbo aeterno, war nicht Element noch Stern, war nicht mehr Teil, war eins geworden, ewig eins.

Da fühlte Theophrast von Hohenheim, daß seines Lebens Weg, den er stets sehnsuchtsvoll vor sich gesehen hatte, von einer sanften Hand in seine eigene Brust zurückgeleitet wurde. Er, der des Wegs gelebt, der sich Monarcha, das ist ein Anfang und kein Ziel, genannt hatte, wußte nun, daß er auch End und Ziel gewesen sei, Ziel aller seines Stammes, deren Element und Stern zerfallen war, ihrer aller letztes, äußerstes Leben auf Erden.

Ein namenloser Friede, die Ruhe dessen, der getragen ist, indem er trägt, überkam ihn. Er wandte sich langsam von den eingesunkenen Gräbern, über die eine dichte Rasendecke gebreitet lag. Den Hut noch in der Hand und das Schwert mit festem Griffe erhoben, ging er tiefgesenkten Hauptes durch die Hügelreihen hindurch, am Chore vorbei. Es lag ein leises Lächeln auf seinem Gesichte.

Als er an die Staffel kam, die auf den Markt niederführte, blieb er stehen.

Da Jesus Christ vor Petri Haus Kranke geheilt hatte, wurde ihm des Volkes zu viel. Er hieß die Jünger, über den See fahren. Aber auch auf dem andern Ufer liefen sie herbei und wollten heil werden. Ein Schriftgelehrter, von den sichtbaren Zeichen übernommen, trat zu ihm. „Meister, ich will dir folgen." Ihn warnte Christus: „Der Fuchs hat sein' Gruben, der Vogel hat sein Nest, der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege." An diesen Worten wurde einer unter den Jüngern bang, daß er rief: „Herr, laß mich gehn und ehebevor meinen Vater begraben!" Diesem sagte Jesus: „Folge mir nach, und laß die Toten ihre Toten begraben." —

Paracelsus hob seinen Kopf. Das Blut strömte ihm zu Herzen, er war blaß.

Er konnte den Villacher Marktplatz überblicken, und nun sah er auch, daß der Platz voll Leben war. Der Abend kam, es mochte nicht weit mehr zur Feuerglocke sein. Eilig, eilig mußte der Tagesrest eingebracht werden.

Er stieg hinunter in das Leben, das sein Vater noch vor wenigen Jahren mit ihnen allen geteilt hatte. Es war ihm, als sei auch für ihn ein Heimatshauch zurückgeblieben.

Sie pflanzten ein Bäumchen

Seit Theophrastus von Hohenheim am Grab des Vaters sein Ziel tief in der eigenen Brust gefunden hatte — er selbst des Lebens Sinn und Zweck, weither in die Praedestinaz eines alten Geschlechtes von Gott gesetzt — war auch der Unfriede still geworden, der ihn sonst durch die Jahreszeiten getrieben hatte. Wenn es grünte, war sein Trost auf den Herbst gestellt gewesen, da er irgendwo Halt und Schutz vor dem Winter suchen werde, ein Bleiben, ein Ruhen — durch Lenz und Sommer mußte er hindurch. Und wenn den Wegbereiten irgendwo Herbst und naher Winter stocken ließ, da ihn Schnee und Eis in den Mauern gefangen hielten, hatte er sich nur auf den Frühling vertrösten können, der das flache Land und das Gebirg auftut. Seit jenem Abend aber, als er einen Abschied suchte und keinen fand, als er ein Ziel verloren glaubte und ihm das einzige und letzte wie ein Erwachen gewiß wurde, sah er den Weg nicht mehr an, den Menschen sonst Elend hießen, und die Jahreszeiten zogen neben ihm her wie Spielleute, die manchmal eine liebliche, manchmal eine räße Weise bringen.

Er hatte den Kampf gebraucht, der durch die andern hindurch zum Eigentume führt, und hatte so den Schild gebraucht, auf dem die harten Worte standen: sei keines andern Knecht, so du bestehen kannst in dir. Nun wußte er, daß Schildworte dem Stabe eines Blinden gleichen, der durch seine Finsternis tastet. Hätte ein Uneigener diesen Spruch unter sein Wappen geschrieben? O devisamenta, symbola heroica, Reguln alle und Satz! Was seind ihr mehr, dann erste Form primae materiae und des Wesens selber ein Zeichen, das noch in der Matrix gärt! Er hatte Kampf gebraucht, sein Artificalfeuer, und all sein Lebenlang nur sich erlebt auch in ihnen, die ihm widerstrebten.

Von den Kärntner Landständen waren etliche Schriften ehrenvoll empfangen und gedruckt worden. Er hatte das Lavanttal für die Augsburger Fugger nach Gold durchspürt, war einem Münchner Rufe gefolgt, dann einem nach Augsburg, schlesische Kranke hatten ihn gebeten, er war auch in Breslau gewesen und dann südwärts gegen Wien gezogen, wieder in Wien geblieben, wo er schon einen Winter verzehrt hatte, ehe er nach Kärnten kam. Dreimal war der Schnee zerronnen und den blumigen Wiesen gewichen. Im dritten Lenz trieb ihn sein Steinleiden, das Ischler Bad zu versuchen. Doch es hielt ihn nicht lange in dem Waldtale. Weitergetrieben mußte er am Fuschlsee, von den heftigsten Schmerzen niedergeworfen, eine Weile rasten, und dort entdeckte er, daß ihm die Leber wucherte. Sie war geschwollen, und er fühlte harte Knoten.

Bergsucht? Cancer? Noch kannte er den Feind nicht. Holten ihn seine Kunstfeuer ein? War das giftige Chaos der Metalle mächtig an ihm geworden? Theophraste, erweis' deine Kunst an dir! Ein Same wuchs in ihm, feindlich gesät aus dem Mercur und Sal der Metalle, die von ihm Zeit seines Lebens in sublime Reifegrade getrieben worden waren. Rächte sich der träge Wille des Elements, das er mit Flammenzungen gepeitscht, purifiziert, zum Quintum Esse gezwungen hatte?

Es wuchsen die Schmerzen rasch, und sein Laudanum stand ihm bei, ein dunkler, beschattender Freund, der den Warnruf der Natur sanft übertönte und schweigen machte. Allein in der Einsamkeit eines Bergseeufers wollte er den Kampf nicht ausfechten, er wußte, daß er bitter und schwer sein werde. Er wollte unter Menschen, von denen er sich nicht allzu lästiger Härte versah. So kam er nach Salzburg, das er im Jahre des Bauernzornes verlassen hatte.

Sein Diener hieß Klaus Frachmair, er war in Ischl zu ihm gestoßen, ein schmächtiges Männlein, nicht unerfahren vor den Ösen, mit einem wohlgeformten, schon spärlich behaarten Kopf, der eben noch jene letzte Durchbildung vermissen ließ, die Menschen hohen Blutes zeigen. Etwas Vorreifes und darum früh Gewelktes sprach aus den altklugen Zügen, und mit sorgfältiger, eigensinniger Dienstwilligkeit versuchte der den Herren und Meister, vielleicht gerade deshalb, weil er fühlte, daß er ihn

nicht voll begriff, in einer äußerlichen Ordnung einzufangen, von deren Wichtigkeit er eine hohe Überzeugung trug.

Sie fanden enthalb der Brucken in einem Eckhause auf dem Platzl eine Herberge, die aus zwei Kammern und einem Vorraume bestand. Die Fenster waren gegen den Salzachfluß gerichtet, die Stadt mit Türmen und Dächern, Hohensalzburg und der Mönchsberg lagen vor ihnen, denn die Wohnung befand sich im obersten Stockwerke. Und dieses Logiment richtete Klaus Frachmair ein. Über der schmalen Bettlade erbaute er das Gerüst eines Himmels und bezog es mit Decke und bunten Gardinen. Auf die Regale stellte er silberne Becher und etliche Instrumente. Neben das Schreibpult in handlicher Nähe reihte er Bücher auf einer Truhe, und eine andre Truhe war sorgfältig mit Papierstößen und Schreibgerät belegt. Büchsen, Pulverskatulae, Fläschchen und Tiegel standen auf einem langen, schmalen Wandbrette wie in einer Apotheke. Und in der Ecke neben der Tür war das Holzmodell eines Schöpfwerkes, wie man eines in Bergwerken zum Wasserheben braucht, bis zur Decke aufgebaut. An einer langen Stange vom Fußende des Bettes gegen das Fenster hin hing die Kleidung des Paracelsus, der Jahreszeit und Witterung entsprechend und ihrer Dignität nach säuberlich aufgereiht, darunter standen die Stiefel und lagen Reitpulgen, Satteltaschen, Sporen und Zaumzeug im Glied. Paracelsus mußte sich wohl oder übel in die Liebhaberei eines Dieners schicken, zuweilen erzürnt, weil Klaus nicht bei der einmal zugegebenen Ordnung blieb, sondern für Änderungen stets neue Gesichtspunkte gesteigerter Subtilität fand und wortreich verteidigte, so daß Paracelsus immer wieder genötigt war, nach griffgewohnten Dingen zu suchen, weil sie ihren Ort im neuen Systeme hatten ändern müssen. Nur im Vorraume vermochte der Heilmeister seinen Willen zu behaupten. Dort hatte Klaus verständnisvoll, fast ohne besondere Weisungen, einen chimischen Herd mit breiter Platte aus rotem Marmor errichtet. Der Raum war Räucherkammer gewesen, die Wände waren von duftendem, glänzendem Ruße geschwärzt.

Eines Morgens erwachte Paracelsus aus dem dumpfen, narkotischen Schlafe. Er fühlte den Schmerz gelindert und verlangte, seinen Tag zu beginnen. Ein Klirren — er lupfte den Bettvorhang und hielt noch eine Weile zurück, um Klaus Frachmair zuzusehen, der leise sein Spiel trieb. Die Heilmittel, die zum Morgentrunke genommen wurden, standen beim Imbiß auf einem Brettchen säuberlich geordnet neben dem Bette.

Klaus Frachmair wollte, auf den Zehen schleichend, mit der ausgebrannten Zinnlampe in den Vorraum, dessen Tür offen stand, und gewahrte die ruhigen Blicke seines Herren. Er flüsterte seinen Gruß, stellte die Lampe nieder, zog die Gardinen zurück und knüpfte sie auf. Und er machte sich sogleich daran, die Medikamente in den Wein zu mischen.

„Willtu mein Leben einfangen, du seßhaft Gemüet? Es liegt eine Magia verborgen in denen täglichen Dingen, die spüreſt du wohl. Allein du möchtist weitaus greifen, so du mich wellteſt ganz und gar mit meines Lebens Husrat umbhegen."

Klaus Frachmair schmunzelte befriedigt. Er hielt den Trunk bereit. Paracelsus nahm ihn, langsam schlürfend, und streckte sich noch eine Weile in die Kissen zurück.

„Es liegend so Bücher als Scripta meiner eigen Hand und in die Hand meiner Knecht diktiert, allenthalben fern in Kiste und Koffer, als auch in den Truchen miner Fründ. Ze Kolmar im Elsatz, ze Wil bi Sant Gallen an dem See, ze Nürnberg, Augsburg, ze Breslen und Kromau und andern Orts. Überall do steckt ein Zaunpfahl Klaus. Min Leben, das ist usbreit', weihin gesät. Als ein Schlang aus ihrer Haut schlüpft, so sie ist ze eng worden und klamm, hab ich sie hintanglassen, Bücher, Gschrift und viel Husrat, Kleidung dem Wirt, dem Fründ, vertan, verschenkt . . . Du sollt mich lassen frembt sein, Klaus, und ohn ein Vaterland, dann min Wesen hat sein Frieden in der Unruh, und die Magia der täglichen Ding ist an ihm verlorn."

„Verlaub, Herr Doktor, es mueß ein Ruh sein und ein Fried wern. Bsinnt Enk auf Enkere Wehtäg. Die Unruh, sel kummt nacher, erst gsund wern. Als beim Strobl beim Fuschlsee, da händ mir kein aurum potabile mehr ghätt und kein culinam, daß Ihr eins gmacht hät't. Halt's ab, Euer Gnaden Herr Doktor, halt's ab, es mueß sein."

Paracelsus lächelte. Mit einem mühsamen Ruck richtete er sich auf. Und er sah, daß über Nacht seine Füße angelaufen waren. Ober den Knöcheln versuchte er die Geschwulst; die Drucktelle blieb. Er kräuselte leicht die Stirn.

„Hydrops. Wir müssend umb etlich Grad schärfer werden in unserer Kur. — Es ist ein Kranker, und ich muß ihn annehmen. Bleibet mir einmal der Trost nit, daß der Krank ist von denen Winkelblaseren und Sudelkramern verdorben."

*

Als Paracelsus nach Salzburg gekommen war, mußte er sich zwei Tage im Bette erholen. Der Ritt hatte seine Kräfte übernommen. Er lag zur Herberge in der Krone. Am gleichen Abend noch wurde seine Ankunft bekannt, und Tags darauf besuchten ihn manche, die sich des weitberühmten Mannes von jenem Winter her gerne erinnerten. Vor allem der Gerichtsschreiber Setznagel und Meister Lienhard, der Maler, auch Hans Rapl, der Bader. Und sie vermochten kaum die Befangenheit hinter ihren guten, überlauten Worten zu verstecken. In dem Bette lag ein Greis, kahlköpfig, am spärlichen Schläfen- und Nackenhaare fast gänzlich ergraut. Sein Mund war blaß und eingefallen, seine mageren Wangen tief durchfurcht, das Antlitz gelb wie altes Pergament, nur die Augen ruhten in einem lebensvollen Lichte, klar und dankbar zugleich für die freundliche Gewalt, die sich geneigte Menschen taten, um ihn nichts merken zu lassen. Als er aber dann wieder durch ihre Straßen ging, mit einer gewissen ruhevollen Würde, die ihm sein Leiden aufzwang, und sonst stattlich angetan, gewöhnten sie sich rasch an sein Aussehen und ein Gehaben, das dem Rufe seines Namens besser entsprach als jenes fahrige, ausbrechende Wesen von dazumal.

Ab und zu erteilte er eine Ordination bei den Raplbadern, auch in den übrigen Stuben, und es war besonders der Badermeister Andree Wendel enthalb der Ach am Platzl, der ihm eifrig anhing, so daß er von Paracelsus manchmal an die Krankenbetten mitgenommen wurde. Der Zulauf wuchs rasch, und bald war ihm das laute Treppauf-Treppab in seiner Bstandherberg lästig. Er konnte manche Tage das Bett nicht verlassen, mußte sich Ruhe schaffen. Da mietete er, als der Sommer drückend wurde, im Wirtshause „Zum weißen Roß" am Kai ein kleines, kühl gelegenes Stüblein, wo er sich zu fester Stunde einstellte, um seine Patienten zu finden; dort konnte ihn auch Meister Wendel bei kundigen Krankheitsfällen vertreten, wenn er selbst den kurzen Weg über die Bruck und Steige zu scheuen hatte. Nicht zu häufig kam dies vor. Er führte seine schärfste Klinge gegen den Feind im Leibe, und es gelang ihm, der Wassersucht immer wieder Herr zu werden.

Unter den Salzburger Gottesfreunden ging eine Abendmahlsschrift des Paracelsus von Hand zu Hand.

Sie kamen nicht mehr in der Wohnung des Gerichtsschreibers zusammen. Der Bischof Matthäus Lang war bald nach dem Bauernrumor streng gegen die Stillsten im Lande vorgegangen, und auch sein Nachfolger, der Herzog Ernst von Bayern, der Paracelsus vor wenigen Jahren noch in Passau zu Rat gezogen hatte, hielt ein waches Auge auf suspekte Heimlichkeiten. Doch trafen sie einander an Orten außerhalb der Stadt, und Paracelsus kam so oft er konnte. Er lauschte ruhig der frommen Unterhaltung, die Setznagel leitete, hielt zurück, selten nur ließ er ein Wort fallen. Dann aber fühlte er, daß sie ihn voll Achtung hörten. Und es war wieder der sanfte Meister Lienhard, der ihn, wann er nur eine Spur von Bereitwilligkeit witterte, und er hatte eine feine Empfindung dafür, mit Fragen anging. Doch lag dabei in

Stimme und Ausdruck gerade dieses geneigtesten Mannes so viel Schonung und rührende Bedachtsamkeit, daß Paracelsus scheu in sich befangen blieb.

Manchmal aber stieg es in ihm wie eine Qual auf, härter als sein Leiden: starb seine Liebe, seine Menschenliebe? Sie war der edle Kern des Eifers, der Hast, der rauhen, ingrimmigen Art seines Kampfes um Kunst und Wahrheit gewesen. Nun konnte er Meinungen gelassen hören, auch wenn sie im Irrtume tappten, er konnte schweigen, auch wenn er wußte, daß Widerspruch vonnöten war, um die Erkenntnis weiter zu führen. Sie rührten ihn nicht auf, ließen ihn kühl. Und je besser er den Menschen zu behagen schien, desto tiefer fühlte er, daß sie mit ihm nichts mehr gemein hatten. Das quälte, denn er wußte, daß dabei etwas starb, wovon er hoch über allem Leben getragen worden war. — Als könne er sich loskaufen, überlieferte er dem frommen Lienhard nach und nach alle theologischen Scripta, die ihm zur Hand lagen. Sie wurden von den Gottesfreunden eifriger genommen, als hätte er ihnen von Aug zu Aug gelehrt; ihn aber belastete der Buchstabe, den er wie eine schlechte Münze gab, während er das lebendige Wort und die Magie der Persönlichkeit zurückhielt. Er konnte sich nicht mehr geben und hatte sich nie gespart. War das der Tod?

Sie saßen am Abend eines drückend heißen Tages vor dem Steintore im Baumgarten eines Wirtshauses beisammen, es war der Abend nach Christi Verklärung. Von dem Wunder auf dem Berge Tabor schweifte die Rede auf das Wesen der Dreifaltigkeit ab. Sie gerieten in großen Eifer und verwickelten sich immer tiefer in die Widersprüche der Einheit und der Menschwerdung, der Göttlichkeit und des leiblichen Todes Christi. Obwohl nun Meister Lienhard seine fragenden Augen oft an Paracelsus wandte, und auch sonst manches Wort an ihn gerichtet schien, ein peinigendes Gefühl der Fremdheit und Leere legte sich zwischen ihn und die andern. Es war kaum ein einziger Gedanke laut geworden, der eine Brücke von ihrer Welt zu der seinen hätte stützen können. Lähmend drückte es sein Bewußtsein: du gehörst nicht zu ihnen. Und wieder wie ein Schrecken jagte es ihn auf: du gehörst nicht mehr zu ihnen! Er schützte Schmerzen vor und wollte das kurze Stück Weges allein nach Hause finden. Lienhard begleitete ihn. Er hing am Arme des Malers, sie gingen schweigend. Paracelsus war so sehr beunruhigt, daß er manchmal, ohne es selbst zu fühlen, schwerer in den Arm des Freundes sank. Lienhard nahm es für ein Zeichen des Leidens, er sah voll Sorge auf den gebeugten Mann nieder. Und mit belegter Stimme, fast schroff, forderte Paracelsus den Maler auf, in die Wohnung mitzukommen. Dort brachte er Wein, griff zwei Silberbecher vom Gesims und füllte sie. Ein letztes Tageslicht verhüllte die Dinge mehr, als es sie erkennen ließ. Paracelsus lag zurückgesunken in einem Polsterstuhle.

Lienhard glaubte, daß der Kranke in seinem Schmerze nur eines Menschen Nähe fühlen wolle, darum blieb er schweigsam und sah durch das offene Fenster in den Himmel.

„Ihr tragt eine Kunst in Euch, Lienhard", begann Paracelsus mit einer fernen Stimme, die den Maler abhielt, seine Augen ihm zuzuwenden. „Ihr tragt eine Kunst in Euch, darumb so versteht Ihr zu schweigen, und darumb kann ich zu Euch reden . . . Ihr seid der letzte Mensch . . ."

Die Augen des Malers huschten hinüber. Paracelsus hob die Hand und ließ sie erst wieder fallen, als er den späten Gast beruhigt wußte.

„Ich hab kein' Schmerz zur Stund, es möcht dann ein Schmerz genennt sein, so ein Mensch wird dessen gewahr, daß ihn der Tod absundert von den andern."

Lienhard wollte sprechen, aber das Gesicht des Paracelsus war von einer unbewegten, versteinerten Ruhe, die ein anderes Wort verwehrte.

„Ich han viel Leut sterben g'sehn. Was ist's, das die Menschen schröckt am Tod? Der do stirbet, ist ihr Bruder g'sein und ein Mensch als sie, do tuet sich ein unsichtiger Mantel umb ihn, und ein' Mauer baut sich auf umb den. Kann keiner

nit meh hindurch zu ihm. Der do stirbet, saugt seine Sphär ein, darmit er sunst der andern Sphär durchdrungen und umbschlossen hat. Er wird abwendig. So meinend die andern, ihm müsset das gröβ.st Leid beschechen. Das ist nit. Der do stirbet ist einiger, dann sie. Das gröβist Leid ist aber Entzweiung, Riß und Kluft im selbsteigenen Wesen. Nit der Tod ist die Qual. Die Qual ist, wo der Tod hebt an. Da noch ein Drang lebt, einzutauchen die Sphär in des Bruders Sphär . . . allein die Mauer wächst, und der Mantel zeucht sich umb ein zusammen, do kein anderer mehr hindurch kann. — Ich will künftig nit zuo denen Brüderen gehn, bitt Euch also, lieben Meister Lienhard, des wohl zu geschweigen, dann es beschicht nit us eim andern oder hoffärtigen Grund. Was mir vor Augen liegt, klar und b'schlossen, das sie nimmer sehen möchtind mit ihren Augen . . . ich kunnt's nit mehr in das Wort fassen, welichs ihnen zu Herzen geht . . . es ist als der Bom, der sein Laub hat von ihm geworfen und zeucht sein Saft in ihm selbs zurück."

Der Maler breitete die Hände aus, seine Augen waren weit, und seine Lippen zitterten, aber Paracelsus blieb so ruhig, daß Lienhard in stürmischer Ergriffenheit erblaßte und kaum den Atem meistern konnte.

„Sehet an die göttlich Trinitas, lieber Meister Lienhard! Was vor ein Reden und Deuten unter denen Brüdern, als sei die Dreieinigkeit gescheiden von den Menschen und ein Ding außenthalben. Darumb die Frag, was an dem Suhn seie Mensch gewest und was Gott. Wie kunnt der sterblich Christus materialisch gewest sein! Der Leib Christi ist nit materialisch gewest, allein empfindlich. Es ist empfindlich gestorben für die Menschen limbi Adae und hat am Kreuz mehr gelitten, dann ein Mensch kunnt leiden, des Tod die Empfindung nimbt von ihm. Was vor ein Fragen! Ist äußerlich. — All Ding seind drei und eins. Do ist allen Salz, Schwefel und Liquor in Kraft des Elements geben. Und dò ist Vater, Suhn und Geist in Kraft des einigen Gottes ewiglich. Und das Element in ihm hat drei natürlich Wirkungen, als hat Gott in ihm drei göttlich. Das Sal gleichet der Schöpfung und dem alten Bunde, das Feurig aber dem Suhn, so den Adam läutert in seim Füer, der Liquor gleichet dem lebendigen Geist, der do macht, daß Sal und Füer ein Leben händ. So seind unser irdisch Ding ein Schatten des Himmlischen, als ein Schein im Spiegel. Und ist ein Unterscheid allein: das Himmlisch, als Vater, Suhn, Geist, beruhend in einander und seind Eins, das Irdisch aber treibt Sal, Sulphur und Liquor nebeneinander, do ist noch ein Kampf, do ist noch ein Tod, do muß es erst Eins werden. — Und so dies ist beschechen, werdend all Ding auferstehen, gleichwie das Wesen primae materiae auferstehet us den Kunstfüern im Quinto Esse. Do werdind all Ding gescheiden sein in Gut und Bös und dannocht eins sein mit Gott in Himmel und Höllen. Und es wird der Kampf aus sein, und es wird getrennt sein Schlacken und Edel, und es wird die Schöpfung sein erschöpfet in ihrem treibenden Wesen. Dann das Wort Fiat war im Anfang und seine Kraft wehret bis an das Gericht."

Die Stimme des Paracelsus war immer matter geworden. Nun war sie verhaucht. Seine Augen ruhten müde und abgewandt in den Höhlen. Die Hände lagen gefaltet im Schoße. Und der Maler saß vorgebeugt, er trank das Bild dieses Ureigenen ein, wie eine Abendröte, die den Blick nicht freigibt, ehe sie erlischt. Dann aber schreckte er auf und riß sich von der schuldhaften Bildbefangenheit los: er war dem Geiste des Paracelsus kaum mehr gefolgt. Ein letztes, fast übermenschliches Erkennen, das Gott und Welt in unerhörter Einheit zusammenschloß, war ihm offenbart worden, er aber hatte sich nur tragen lassen wie in einem Kahne auf einem tiefen Strome, und sein Auge und Herz war, menschlicher Sorgfalt voll, an einen Menschen verloren gewesen, aus dem die ferne Erkenntnis verlautete. Er stammelte:

„Was sagt Ihr . . . Doktor, warumb habet Ihr nit so zu den Brüdern gesagt!"

„Zu Abbazell in den Bergen hab ich's über die Menschen vermocht. Do war

meine Sphär gewaltig einer ganzen Stuben voll. Nun aber ist die Zeit kummen, do ich's kaum über den letzten Menschen vermag. Ich will das zu Wort und Schrift bringen, so könnt Ihr es finden. Lasset ihm gut sein, lieber Meister Lienhard, vor diesen Tag. Ruft mir den Frachmair, der soll mir anzünden."

*

Wenige Tage nach diesem Abend waren seine Beine steif geschwollen. Er ließ sich vom Bürgerspital ein Reisbettl holen, auf dem ihn Klaus und ein Knecht der Badstuben enthalb der Ach in das Weiße Roß hinübertrugen. Er wollte, solange sein Geist willfährig blieb, die Kranken nicht versäumen. Und sie drängten sich zu ihm, als dürften sie keinen Tropfen einer versiegenden Heilquelle verloren gehen lassen. Besonders von Lande her war der Zulauf groß.

Bald aber mußte er, um sich zu erleichtern und den Atem frei zu halten, von Hans Rapl und dem Meister Andree Wendel Beine und Unterleib öffnen lassen. Seine stärksten Mittel versagten. Doch blieb er eines klaren, fast freudigen Gemütes. Die peinigenden Schmerzen der Leber waren seit einiger Zeit verstummt. Und kaum von der lästigen Beschwer des Wassers erleichtert, fühlte er seine Lebensfeuer so rege, daß er den Klaus Frachmair zum Schreibpulte rief.

Der machte Umstände und Einwände, doch fruchteten sie nur so viel, daß Paracelsus, ehe er diktierte, eine Stärkung zu sich nahm. Dann floß es ihm frei von den Lippen, nicht anders als in seinen besten Tagen:

„. . . so wisset, daß die materia nutrimenti sein Straßen lauft durch den Körper, und wird ihr im Laufen das Nutriment uszogen . . . darus dann folget, daß in allen Aderlin, so in der Leber seind, der Harn hindurch muß und das Nutriment . . . so nun der Harn nit schnell ist im Durchlauf, oder schnell und die Hütz der Däuung zu trucken und zu gäch, so behalt die Leber den Tartarum darinnen . . . ist ihr gleich, als wär es an der Sunn ustrücknet . . . dadurch nun in denselbigen Aderen der Leber zu wissen ist, daß sie da auch verstopfen und dolores hepatis machend. Als ist die Leber der Ursprung vieler Krankheit, und ist ein edles Glied, das vielen Gliedern dienet und fast allen. So sie leidet, so ist es nit ein klein Leiden, sundern ein groß. Darumb so ist do ein sundere Geburt der Wassersucht, ein sundere des Kaltenwehe, ein sundere der Leibersucht. — Es wär der Profession der Arzet viel nützer gewest, sie hättend die Brillen ufgsteckt und etwas von diesem Tartaro besechen, eh dann sie beschrieben händ den Ursprung der Wassersucht und derglichen ander mehr Krankheiten, die sie us der Leber setzen . . . Mich wundert, wie sie einander die roten Doktorhütlin uffsatzen künnen und seind doch so blind — ich mein, sie tasten den andern mit den Fingern, wo ihn' der Kopf steht . . ."

Er schloß die Augen, ein feines Lächeln spielte um seinen Mund. Da Paracelsus schwieg, wandte sich Klaus Frachmair langsam um und sah das Lächeln. Rasch las er den letzten Satz noch einmal, verstand und zog sein welkes Gesicht in hundert heitere Falten. Dann wurde er plötzlich ernst und blinzelte wieder hinüber. Er glaubte seines Herren Augen fest geschlossen und wiegte langsam den Kopf.

„Derwundert's dich als auch, Frachmair?"

Klaus errötete, er meinte schnell:

„Es brauchet kein Brillen aufsteckn, Euer Gnaden Herr Doktor. Es sehet's noch allweil durch die Augendeckel durch, wo der Kopf den andern steht."

„Allweil noch . . . noch ein Weil, Cläui, ein kurz Weil. Die soll mir nit zu kurz werden. Nu gib der Feder valet. Gang hinüber zum Notari Hansen Kalbsohr, dem solltu mein Gruß b'stelln, und daß er kumm morgenden Tags umb Mittag, do mich die kranken Lüt nit mehr im Rößl suchend. Und soll ins Rößl kommen uf min Stübl, dann ich will mein Testament machen. Gang desgleichen zem Setznagl, zem Hans Mühlberger, Ruprecht Strobl und Bastian Groß, die wohnend hart bi, daß sie

mir ein Zügenschaft tätend. Auch solltu den edel, fest Melchior Schuch, Stadtrichter zum Hallein, und den Stefan Waginger ersuchen, die seind als auch nit weit. Ich hoff, die werden's mir nit versagen, sie seind mir wohl geneigt . . . Ist gut, ist gut, Cläui, laß gut sin . . . ich will schlafen . . . nu beschweret mich das Wasser nit mehr. — Gang, bestell din Sach wohl."

Klaus Frachmair rückte behutsam die Pölster zurecht und zog die Vorhänge zu. Er schlich bekümmert hinaus.

*

Das Stübl im Weißen Roß war voll von den Leuten. Paracelsus hatte jeden freundlich empfangen und von jedem gehört, daß keiner daran glaube, er hätte Testierens oder dergleichen not. Paracelsus saß auf dem Tragbett und wünschte die Sache getan. Aber der Notar Kalbsohr konnte nicht so ohne weiteres umhin, und das war gut. Als endlich Papier, Tinte und Feder in Ordnung lagen, hielt er eine Ansprache.

„In Gottes Namen. Amen. Ich, Hans Kalbsohr, ein beheirater Klerik Salzburger Bistumbs, aus kaiserlicher Gewalt offener Notari, als auch ihr, Edel, Fest, Ehrbar, als Zeugen sonderlich erfordert und erbeten, seind hie zugegen und persönlich erschienen, daß wir ein offen Instrument machend. Indem der würdig, hochgelehrt Herr, Theophrastus von Hohenheim, der freien Künst und Arzenei Doktor, ohn Testament und Ordnung seiner zeitlichen Güter von dieser Welt net abscheiden will. Als sehnd wir ihn persönlich, auf diesem Reisbettl sitzend, wiewohl schwachen Leibs, aber der Vernunft, Sinne und Gemüts ganz aufrichtig. Indem so und wir dies offen Instrument verfassen, sei allen und jeden, die es ansehen, lesen oder hören sollen, kund, wissen und offenbar, daß es geschehen sei nach Christi unsres lieben Herren Geburt tausend fünfhundert und im einundvierzigsten Jahr der vierzehnten Indiktion, an Sant Mattheustag, des heiligen Zwölfbotens, den einundzweinzigsten des Monats Septembris, Mittags Zeit, als regieret der allerheiligest in Gott Vater und Herrn, Herr Paulus, aus göttlicher Fürsehung der dritt Papst des Namens, im siebenden Jahr."

Er hielt ein und sah sich im Kreise um. Alle standen ernst und feierlich. Einem jeden schienen die Worte gerecht und bedeutsam. Auch Paracelsus nickte zustimmend. Sie waren des drückenden Gefühles entkleidet. Aus einem letzten Willen, der bebend in die Zeit hinübergreift, da jeder Wille schweigt, war ein Instrument geworden, befreiend in seiner Sachlichkeit und Kälte. Und da der Notar ihres Beifalles gewiß war, setzte er sich nieder und schrieb den Kopf des Testamentes. Dann bat er um die Punkte.

„Min Seel sige dem barmherzigen Gott us Gnad des Leidens, Marter und Absterbens des eingebornen Suhns empfohlen. Min Bstandherberg ist enthalb der Brucken, muß demnach min Begräbnus desglichen sin. Allein nit zu Sant Andrae. Ich bin mins Lebens die größist Zit ußenthalben der Ringmauren gewest, das soll auch im Tod sin. — Do ist die Sant Sebastiani Pfarr und der Freidhof vom Bruderhus der Sant Sebastianipfleg. Dort soll's sein."

Hans Kapln setzte er den Lidlohn reichlich an, und Meister Wendel sollte die Arzneien und das Instrument bekommen, dann gedachte er seiner Einsiedeler Sippe mit einem Legat.

„Mins Hab und Gut sunt will ich zu Erben bekennen all arm, elend und düftig Leut, denen ich bin ein Gnoß und Bruder gewest."

Eine Bewegung ging durch die Zeugen. Man wußte, daß Paracelsus nicht ohne Mittel schied, es mußte ein ansehnliches Almosen sein. Aber der Notar vermochte das aufbrechende Gefühl klug zu beschatten. Er führte Pfründen und Almosen an, die schon bestanden, und man beschränkte die Erbgabe des Paracelsus auf Arme, die

solcher Wohltat entbehrten. Es wurden noch die beiden Testamentarien bestimmt, die das Inventar aufzunehmen und den Willen zu vollstrecken gebeten werden sollten. Und Hans Kalbsohr, der Notar, faßte das alles in einen ausladenden, jedes Vorbehaltes und Einwandes wohlbedachten Stil. Er las das fertige Instrument mit einer sonoren, gleichmütigen Stimme vor. Man unterschrieb, reichte dem Kranken die Hand, fand leichter die Worte einer tröstlichen Gewißheit und eines guten Mutes. Paracelsus war der ehrsamen Männer, die ihm würdig und gelassen über eine bange Stunde hinweg geholfen hatten, dankbar froh. Befriedigt ließ er sich von seinem Klaus Frachmair höher betten. Und dann trugen sie ihn über die Brücke zurück.

Er sah die Salzach hinauf und hinunter. Der Herbst war schon zu spüren. Im Herbste hatte er sonst um sein Winterlogiment Sorge getragen. Gott meinte es gut mit ihm, wäre es treibender Lenz gewesen, er möchte nicht so ruhig geblieben sein.

Als sie ihn vor dem Hause absetzen und auf die Arme nehmen wollten, sagte er: „Traget mich noch ein Stück vors Tor."

Klaus Frachmair wußte, was sein Herr wollte.

Der Kirchhof des Sant Sebastiani-Bruderhauses lag etwas tiefer als die Straße, er war, sowie die ganze Pflege, von einer Mauer umgeben, durch die eine spitzbogige Pforte führte. Gleich von der Pforte aus gingen die Staffeln nieder.

Er ließ sich unter dem Bogen abstellen und sah über das Geviert des Totenackers hin, in dessen Mitte eine kleine Kapelle stand. Die Kronen etlicher Bäume, schon etwas angegilbt, ragten über die Mauer herein.

Klaus Frachmair, dem das Herz bis an den Hals schlug, schielte auf das Antlitz seines Herrn nieder, aber er gewahrte keine Erschütterung. Langsam schweiften die müden Augen über den niedrigen Hügeln, immer wieder, als grüßten sie jeden der schlafenden Brüder. Dann blickte er auf. Und als er es in den Augen seines Dieners schimmern sah, meinte er lächelnd:

„Ein Peregrinus muß seins Winters Logiment wohl besechen. Die Leut hie seind friedlich. — Nu tragend mich heim."

*

Ehe sie ihn zu Bett brachten, saß er eine Weile im Vorraume vor dem chimischen Herde. Er nahm etliches Instrument in die Hand, betrachtete es und stellte es wieder an seinen Platz. Inzwischen bereitete Klaus das Bett. Auch ein neues Glaskölbchen voll aurum potabile stand für ihn auf der Steinplatte. Er ließ es sich von dem Badknechte reichen, und als Klaus Frachmair wieder in den Vorraum kam, um ihn zu holen, hielt Paracelsus das Fläschchen gegen das Licht und schüttelte es.

„Sieh, Cläui, ein Arkanum, gewaltig, des ich in meinem Leben oft genossen und mich berühmet, darmit hundert Jahr und meh ze werden. Laß dir sagen, das ist wahr und ist beschechen. Dann miner zeitlichen Jahr zählet eins drei und mehr. Ich kunnt min Prädestinaz nit vor gering achten."

Er setzte das Fläschchen auf die Steinplatte. Vielleicht war seine Hand zu schwach geworden, sie stieß das Kölblein um, und das Arkanum ergoß sich in die Asche. Klaus sprang zu und wollte noch etliche Tropfen retten, aber seines Herren Hand legte sich auf die seine und drückte sie leicht an das umgestürzte Gefäß.

Sie hatten ihn kaum entkleidet und sorgfältig gebettet, da sank er in einen tiefen Schlaf. Erst am folgenden Tage lockerte sich der Schlaf zu einem Dämmerzustande auf, der ihn jedoch nicht in die Klarheit des Bewußtseins zurückgelangen ließ.

Es war der Gerichtsschreiber Setznagel dagewesen, Meister Wendel und andere. Der Maler Lienhard wollte die nächste Nacht bleiben, daß Klaus Frachmair schlafen könne. Sie hatten oft versucht, ihm Milch und Wein einzuflößen, aber er nahm keine Nahrung mehr.

Am dritten Morgen bald nach Sonnenaufgang sammelte sich seine Seele. Ihr

war, als werde er, auf dem Rücken liegend, hoch über rauschende Fluten eines Landes mit Schneegebirgen getragen. Er sah nur einen Himmel voller Dunkelheit über sich, das Land und die Ströme wußte er unter sich, er sah sie nicht. Er glitt unendlich leicht und befreit immer schneller dahin. Und er fühlte, daß die Bahn sich senke, aber in gleichem Maße versank auch Wasser und Feste unter ihm.

Da schlug er die Augen auf. Alles war überhell. Die Butzenscheiben blinkten, und die Becher und Büchsen am Wandborde funkelten. Licht, Glanz, Farben. Ein Aufjauchzen und Verklingen. Denn durch die Farben, den Glanz und das Licht quoll ein immer tiefer verdunkelndes Blau, das alle Form zu ewiger Nacht auflöste.

* * *

In derselben Stunde noch flog es durch die Gassen, daß der Parcelsi gestorben war.

Seine fürstliche Gnaden der Erzbischof Ernst von Bayern saß beim Frühstück. Der Vorschneider kredenzte ihm mit einem Rebhuhne die Neuigkeit, er brachte sie aus der Küche mit.

Der Erzbischof hatte seine Messe am frühen Morgen gelesen. Es war Sankt Rupertitag; ein großer Zulauf, Prozessionen, Brüderschaften mit Fahnen, Kerzenqualm, Dunst und Gesang, weit vom Lande herein, stand den Kirchen bevor, und Herzog Ernst liebte es nicht, allzuhäufig vor allem Volke zu zelebrieren.

Eine Weile stutzte der hohe Herr, dann stieg ihm der Duft des Leibgerichts in die Nase. Er griff zu und, während er den Bissen zum Munde führte, befahl er:

„Den Dumbherrn Cajetan!"

Der Sekretär erschien nach einer guten Weile, etwas erhitzt und schnaufend, seine runde Glatze war mit Schweißperlen besetzt.

„Eine ungewohnte Stunde", meinte der Erzbischof lächelnd.

Der beleibte Domherr flüsterte einige Entschuldigungen über den Tisch hinüber.

„Lieber Doktor, Ihr habt es vielleicht schon gehört, der Paracelsus ist gestorben. Es ist gut, daß wir davon frühe Nachricht erhalten. Wir müssen versuchen, etwaige Manuskripte an uns zu bringen. Jetzt werden die Drucker aufmerksam werden."

„Es gehen deren länger schon von Hand zu Hand, Euer Fürstliche Gnaden. Ein Maler Lienhard ist der Vermittler."

„Um so besser, wenn Ihr den Ort wißt, wo man zugreifen kann. — Er war sehr gefährlich. Jetzt ist er tot. Wir wollen — soweit es geht — verhindern, daß er nach dem Tode gefährlicher werde. Die medizinischen Fakultäten haben ihn nicht zu nehmen verstanden. Sie haben ihn gereizt, und er war eine vulkanische Natur. Hier ist er ziemlich zurückhaltend gewesen."

„Seine Krankheit, Euer Fürstliche Gnaden", flüsterte der Sekretär. „Er ist schon mit dem Tode im Leibe in die Stadt gekommen."

„Ihr mögt recht haben. Wir wollen nun trachten möglichst viel in die Hände zu bekommen. — Ich habe übrigens noch zwei seiner ausgezeichneten Pillen. Auch davon sollte man etliche erreichen. Er hat sie in seinem Schwertknopf bei sich getragen."

Der Domherr verbeugte sich.

„Und etwas . . . es wird gut sein, wenn man ihn feierlich begräbt. Er ist berühmt und ist ein Sohn der Kirche gewesen. Sorgt dafür, lieber Doktor, ehe man uns zuvorkommt. Es könnten letzte Bestimmungen vorhanden sein."

Der Fürsterzbischof sah an dem Gesichtsausdrucke des Doktor Cajetan, daß es in dessen Schädel bereits arbeitete. Er reichte ihm mit eigener Hand drei von den kandierten Pflaumen, er kannte die Vorliebe seines Sekretärs für Süßigkeiten. Und Doktor Cajetanus bedankte sich tief für das Geschenk, das zugleich eine Auszeichnung bedeuten sollte.

*

Als gegen Abend die feiertäglich geputzten Leute aus dem sonnigen Herbsttage wieder dem Steintore zu wollten, es war kaum mehr eine Stunde vor Torschluß, da sammelten sie sich im Vorübergehen noch für eine Weile auf den Stufen des Sankt-Sebastian-Friedhofes. Dicht bei dem Kapellchen, inmitten, standen Geistliche in goldgesticktem Ornat, eine Reihe Kuttenmänner und etliche ansehnliche Bürger bei anderen ärmeren um das Grab. Die Weihrauchwolken kräuselten sich in der Luft, und die Gesänge und Gebete schwebten feierlich herüber. Langsam wurden die Leute auf den Stufen von denen, die hinzutraten, tiefer in den Kirchhof hineingedrängt. Man hörte immer wieder seinen Namen flüstern: das C, S und I.

Dann kam Bewegung unter die Kleriker und Bürger am Grabe. Die drei Geistlichen in den goldgestickten Ornaten lösten sich aus dem Häuflein Menschen, ihnen folgten die Ministranten, und die in den Kutten schlossen sich paarweise an. Die Stiege und Friedhofspforte mußte freigegeben werden.

So strömte der aufgestaute Spaziergängerschwarm zurück und setzte seinen Weg zum Tore fort.

Auf dem Sebastians-Friedhofe waren bei dem Totengräber nur noch der Maler Lienhard und Klaus Frachmair geblieben. Klaus schaufelte mit dem Totengräber das Grab zu. Lienhard saß auf der Stufe des Kapellchens, und als aus dem Grabe der kleine Hügel wachsen wollte, holte er einen jungen Sambukus, den er am Nachmittage in seinem Garten ausgegraben und hinter der Friedhofskapelle geborgen hatte.

Sie pflanzten das Bäumchen zu Häupten des Paracelsus.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Völkerbundregierung an der Saar

Die Saarbevölkerung und die Röchlings

Das Saargebiet wurde durch den Versailler Vertrag geschaffen, um Frankreich die ungehinderte Ausbeutung der Saargruben zu sichern als Ersatz für im Krieg erlittene Verluste in den nordfranzösischen Kohlenfeldern. So lautete die offizielle Begründung, auf welche die großen Vier in Paris sich einigten. Seine Grundlage bildet das Saarstatut. Nach Artikel 46 des Versailler Vertrages wurde es aber nicht nur im Interesse von Frankreichs Grubenrechten, sondern auch „zur Sicherung der Rechte und der Wohlfahrt der Saarbevölkerung" erlassen. Das Saarstatut schuf eine Regierungskommission des Saargebietes, welche aus einem Saarländer, einem Franzosen und drei Mitgliedern, die anderen Ländern als Deutschland und Frankreich angehören, besteht. Sie bildet „gleichsam die Verkörperung der hohen Prinzipien, welche die Gründung des Völkerbundes veranlaßt haben und die sein Werk der Begründung des Friedens und methodischer Ordnung leiten sollen". Diese großen Worte liest man mit ehrfurchtsvollem Schauer in einer Entschließung des Völkerbundrates vom 13. Februar 1920. Welches sind diese Prinzipien? Wir finden sie an der Spitze des Versailler Vertrages bei der Begründung der Satzung des Völkerbundes: man solle fortan:

„in aller Öffentlichkeit auf Gerechtigkeit und Ehre gegründete internationale Beziehungen unterhalten" und

„die Gerechtigkeit herrschen lassen".

„Der Völkerbundrat", so fährt diese vorgenannte Entschließung vom 13. Februar

1920 fort, „will hierbei einen positiven Beweis für die praktische Anwendung der Rechte liefern, mit denen der Völkerbund durch die verschiedenen Verträge ausgestattet ist."

Dem Franzosen und dem Saarländer in der Regierungskommission waren besondere Stellungen von Anfang an zugedacht. Der eine sollte die Interessen der französischen Grubenverwaltung vertreten, der andere jedoch (gegenüber den übrigen Mitgliedern der Regierungskommission, die als Ausländer die Wesensart der Bevölkerung nicht hinreichend genug kennen können) deren Wünsche und Nöte mitteilen und ihnen Geltung verschaffen. Daß außer dem Franzosen und dem Saarländer noch drei Angehörige von Ländern, die am Schicksal des Saargebietes nicht unmittelbar interessiert sind, zu Mitgliedern der Regierungskommission gemacht wurden, geschah nur, damit sie die Unparteilichkeit der Verwaltung sicherstellen sollten. Denn für die Verwaltung eines so kleinen Gebietes wären sie an sich nicht notwendig gewesen. Vielmehr sollten möglichst viele Staaten für die Unparteilichkeit mitverantwortlich gemacht werden; das geht aus dem Schreiben der alliierten und assoziierten Mächte an die deutsche Delegation in Versailles (19. Juni 1919) und aus der Instruktion des Völkerbundrates an die Regierungskommission des Saargebietes klar hervor. Die Regierungskommission als solche hatte nur eine Aufgabe: für das Wohlbefinden und die Rechte der Bevölkerung zu sorgen und durch eine örtliche Gendarmerie Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Vertrauensvolle Zusammenarbeit von Regierung und Regierten war die Grundlage. Die Regierung sollte ohne Befragung der gewählten Vertreter der Bevölkerung weder Gesetze noch Verordnungen ändern, noch neue Steuern erheben dürfen. Die Unantastbarkeit der Staatsangehörigkeit, der örtlichen Selbstverwaltung, der Kirche, Schule und Sprache, der Freizügigkeit, der Gerichtsbarkeit und der sozialen Rechte war im Saarstatut klar festgelegt. Ja sogar, um gegen jeden Mißbrauch der der Regierungskommission anvertrauten Macht auszuschließen, wurde die Regierungskommission gegenüber dem Völkerbunde als verantwortlich erklärt.

Vier Jahre sind seither vergangen, und man fragt, wie sich diese ideale Verfassung bewährt hat. Die Praxis sieht nun leider — wenn man es milde ausdrücken will — viel weniger ideal aus.

Mit schwerwiegenden Irrtümern in der Personenauswahl begann das Unglück. Sehr zum Mißfallen ganz Englands, das dies in der berühmten Saardebatte im Unterhause am 10. Mai 1923 unzweideutig aussprach, wurde das französische Mitglied der Saarregierung, Herr Rault, zum Präsidenten der Regierungskommission gewählt, der frühere Präfekt von Lyon. Das war aber erst recht vom saarländischen und damit auch vom deutschen Standpunkt aus ein arger Fehler. Präsident hätte ein wahrhaft Neutraler sein sollen, und nicht ein Mann, der als Vertreter eines landhungrigen Nachbarstaates und als Schützer der französischen Grubeninteressen unmöglich unparteiisch sein konnte. Doch hätte diese Ernennung noch nicht genügt, um dem Unheil ein solches Ausmaß zukommen zu lassen; es mußte noch anderes dazukommen. Zum saarländischen Mitglied wurde nämlich vom Völkerbundrat Herr Hektor ernannt, eine Kreatur der Franzosen, welche nicht das Vertrauen der Saarbevölkerung, wohl aber das des Herrn Rault besaß. Wie sich die Saarbevölkerung gegen ihn gewehrt hat, ist an dieser Stelle im Aprilheft 1923 geschildert worden. Sein Nachfolger, Herr Land, ist nicht besser; seine Stimme ist nichts als eine Zusatzstimme für die Franzosen. „Die übrigen Mitglieder", so sagte Sir John Simon im englischen Unterhause, „sind: ein Belgier, der selbstverständlich auf seiten der Franzosen steht, ein Däne, der fast immer in Paris gelebt hat und dort wohl bekannt ist und der noch nie anderer Meinung war, als der französische Präsident der Kommission. Das fünfte Mitglied ist ein Herr aus Kanada, Mr. Waugh, ein

vortrefflicher Mann, der im besten Rufe steht, sowohl bei seinen Kollegen wie bei der Saarbevölkerung . . ." Diese Charakteristik ist völlig zutreffend. Wir brauchen ihr nichts hinzuzusetzen und nur nachzutragen, daß Herr Waugh leider inzwischen ausschied. Die Folge dieser grotesken Zusammensetzung der Regierungskommission, in der die Franzosen praktisch vier Stimmen haben und Herr Waugh daher seinen Einfluß nicht durchsetzen konnte, war, daß alle maßgebenden Stellen in der Regierung Franzosen „anvertraut" wurden. Das Generalsekretariat der Regierungskommission, die oberste Verwaltungsinstanz, durch welche sämtliche Angelegenheiten laufen müssen, besteht nur aus Franzosen, welche so alle Angelegenheiten von Bedeutung im französischen Interesse bearbeiten. Die Abteilung des Innern, die wichtigste jeder Verwaltung, wird von einem Franzosen geführt, der entscheidenden Einfluß nicht nur auf die staatlichen Behörden, sondern auch auf die gesamten Kommunen ausübt. Die Finanzverwaltung, die gesamte Verwaltungskontrolle, die Personalzusammenstellung und die Presse ist hier Franzosen überlassen. Der Direktor der Obersten Polizeiverwaltung, sein Stellvertreter und Generalsekretär, ja sogar der Leiter des Landjägerkorps sind Franzosen. Die Leitung der wirtschaftlichen Abteilungen, des Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesens, liegt in den Händen von Franzosen. Auch der stellvertretende Direktor der Justiz-, Kirchen- und Schulabteilung ist Franzose.

So beherrscht der französische Präsident der Regierungskommission, dem die Abteilungen des Innern und des Äußeren unterstehen, die gesamten Machtmittel des Saargebietes. Ihm steht auch das französische Militär zur Verfügung. Die französischen Beamten aller Kategorien, vom höchsten Regierungsbeamten bis zum Schreibmaschinenfräulein herab, werden wesentlich höher bezahlt, als die in ähnlichen Stellungen befindlichen deutschen Beamten, und erhalten bei ihrem Ausscheiden auch noch 25 Prozent des während ihrer gesamten Dienstzeit erhaltenen Gehaltes aus den Mitteln des Saargebietes. Von 40 saarfremden ausländischen Beamten in den Zentralverwaltungen sind 27 Franzosen und 13 andere Fremde. Von diesen sind allein sechs in der Justizverwaltung untergebracht. Sechs Nichtfranzosen sind ausgesprochen Deutschfeinde (Polen, Tschechen, Belgier und verwelschte Luxemburger).

Die Folgen einer solchen Personalbesetzung waren unausbleiblich. Im Saargebiet wird nicht völkerbundlich, sondern französisch regiert. Die Interessen der Saarbevölkerung werden täglich mit Füßen getreten, eben von jenen französischen Beamten, die ja dem französischen Staate in erster Linie die Treue geschworen haben. Übrigens leiden nicht nur die Saarländer darunter. Auch das schon genannte frühere Mitglied der Regierungskommission, der kanadische Minister Waugh, hat sich darüber beklagt, daß man ihm die Berichte der Regierungskommission nicht einmal vorgelegt hätte, ehe sie an den Hohen Rat des Völkerbundes gerichtet wurden! Ist es dann verwunderlich, daß bei einer derartigen Rücksichtslosigkeit die Saarbevölkerung auf ihre Eingaben an die Regierungskommission einer Antwort nicht gewürdigt wird? Die Antworten der Regierungskommission auf Beschwerden der Bevölkerung an den Hohen Rat des Völkerbundes erfährt sie erst nach Monaten, und zwar durch die Veröffentlichungen des Völkerbundes!!

In folgendem sollen aus dem sehr reichen Material der Beschwerden der Saarbevölkerung nur einige Beispiele herausgegriffen werden. Das völkerbundlich-saarländische Oberbergamt stellt sich offenkundig in den Dienst französischer Privatinteressen, indem es Auskünfte über saarländische Firmen an französische Interessenten vermittelt. Zur Erlangung dieser Auskünfte richtet es Briefe in französischer Sprache an deutsche Firmen, obwohl im § 28 des Saarstatuts den Einwohnern ihre deutsche Sprache gewährleistet ist. (Auch andere Regierungsstellen

wie der Direktor der Justizverwaltung, schreiben an Saareinwohner auf Französisch.) Das neu geschaffene Privatinstitut für Bodenkredit, welches französischen Hütten und Banken gehört, wird von der französisch geleiteten Abteilung für Handel und Gewerbe mit den Mitteln des Saargebietes unterstützt. Die Überschüsse der Finanzverwaltung, aus den Steuereingängen des Saargebietes, die Guthaben von Post und Eisenbahn werden in großen Frankenbeträgen nur bei französischen Banken angelegt und . . . entwertet.

Die Wohnungszuteilung wird zur politischen Angelegenheit. Die Regierungskommission behält die Hälfte aller frei werdenden Wohnungen für das französische Militär und ihre eigenen Beamten; erst kürzlich wurde ein großes mehrstöckiges Haus für ein kinderloses französisches Offiziersehepaar beschlagnahmt, während die Wohnungsnot in Saarbrücken entsetzlich ist. Dadurch, daß man jahrelang die Mieten künstlich niedrig, auf weniger als 1 Prozent der Friedensmiete hielt, wurde ein großer Teil von Grund und Boden, der wertvollste Besitz der deutschen Saarbevölkerung, Franzosen zugeschanzt, wie dies auch bei den Gruben und dem größten Teile der Industrie bereits der Fall ist. Selbstverständlich wird der französischen Bergverwaltung auch für diese neuerworbenen Häuser insofern eine Ausnahmestellung eingeräumt, als sie ohne weiteres die bisherigen Bewohner auf die Straße setzen darf.

Noch heute stehen 4000 französische Soldaten gegen jedes Recht im Saargebiet. Das hat zu zahllosen Beschwerden an den Völkerbund geführt. Man erkannte in Genf die Rechtsverletzungen an und befahl Herrn Rault in unzweideutigen Verordnungen, das Militär zu vermindern. Jedoch wurde es im letzten Jahre verdoppelt. Der Völkerbundrat mußte durch wiederholte Befehle die Regierungskommission zwingen, die vorgeschriebene örtliche Gendarmerie zu entwickeln. Die Regierungskommission sabotierte. Sie erklärte 4000 Mann für notwendig, während 1000 längst genügen würden. In dem Lohnkampf zwischen der französischen Bergverwaltung und der landsässigen Arbeiterschaft nahm die Regierung, statt mit der Bevölkerung zusammenzuarbeiten und eine Lösung des hunderttägigen Kampfes zu suchen, einheitlich für die Grubenverwaltung Partei. Vergeblich versuchte sie, den Streik mit französischem Militär niederzuschlagen. Sie hob das Recht des Streikpostenstehens auf und erließ jene in der ganzen Welt berüchtigte Notverordnung, welche jeglicher Freiheit ein Ende machen sollte. Erst die aufsehenerregenden Verhandlungen im englischen Parlament und die Befehle des Völkerbundrates führten zur Aufhebung dieser brutalen Befehle. Obwohl das Saarstatut das Koalitionsrecht für Arbeitnehmer und Arbeitgeber festgelegt hatte, drohte der Präsident der Regierungskommission mit Auflösung der Gewerkschaften und Beschlagnahme ihrer Kassen und verhinderte die Einführung des Schlichtungsverfahrens für Arbeiterstreitigkeiten.

Es widerspricht dem Sinne des Vertrages von Versailles, daß vom französischen Militärfiskus im Saargebiet Munitionswagen gebaut und der französischen Rheinarmee zugeführt werden, wie dies mehrfach geschah. Daß das „Garnisonkommando" in Saarbrücken als Arbeitermeldestelle für die französisch-belgische Eisenbahnregie im besetzten Gebiet dient, kennzeichnet die wirkliche Rolle, die diese sogenannte „Saartruppe" ausübt.

Der Schutz der Interessen der Bewohner des Saargebietes im Auslande wurde von der Regierungskommission — es ist fast ein Witz — in die Hände Frankreichs gelegt. Denn fast alle Streitigkeiten, welche eine energische Wahrung saarländischer Interessen forderten, traten mit Frankreich ein, wobei die von der Saarregierung geschaffene Auslandvertretung natürlich prompt versagte, z. B. bei dem drakonischen Urteil französischer Militärgerichte in den Fällen Burger und Sakraschinsky, oder

als die französische Militärbehörde jede Entschädigung für die Tötung der saarländischen Bürger Walter und Jennewein durch schuldhaftes Verhalten des französischen Militärs ablehnte. Ebenso untätig war die Auslandvertretung bei den zahlreichen Interessengegensätzen zwischen dem Saargebiet und der französischen Zollverwaltung, bzw. der interalliierten Rheinlandzollverwaltung, die aus den Eingriffen Frankreichs in die deutsche Zollverwaltung entstanden ist.

Die Saarregierung ärgert sich am meisten darüber, daß das Saarstatut eine Vertretung der Bevölkerung (Landesrat) vorsieht, und rächt sich an dieser dadurch, daß sie den Gutachten des ihr unbequemen Landesrats keinerlei Beachtung schenkt, ihn dagegen durch Nadelstiche und erwürgende Sonderbestimmungen willfährig zu machen versucht, als da sind: Beschränkung der Wählbarkeit, Ernennung des Präsidenten, Erlaß einer unwürdigen Geschäftsordnung, Versagung selbstverständlicher Rechte, wie des Petitionsrechtes, des Interpellationsrechtes, der Abgeordnetenimmunität usw. Bei wichtigen Angelegenheiten, wie bei der berüchtigten Notverordnung und der Streikpostenverordnung, fragte die Saarregierung den Landesrat vorsichtshalber gar nicht erst.

Nur so konnte es dazu kommen, daß die völkerbundliche Polizeiverwaltung die Saarbewohner fast schrankenlos tyrannisieren darf. Sie verfolgt unbescholtene Bürger bei Tag und Nacht durch Spitzel, die noch dazu aus einem für derartige Zwecke hochdotierten Fonds des Saarlandes bezahlt werden. Aus nichtigen Gründen hielt man Haussuchungen bei sehr angesehenen Personen, ja sogar Geistlichen beider Konfessionen, ab. Mit allen Mitteln versuchte man, die dauernde Seßhaftigkeit von Deutschen und damit den Erwerb der Saareinwohnereigenschaft zu erschweren. Während der Erwerb der Saareinwohnereigenschaft in der ursprünglichen Verordnung, die von der gesamten Regierungskommission beschlossen war, an keine dauernde Aufenthaltserlaubnis gebunden war, hat der französische Präsident ohne Beschluß der Regierungskommission am 21. Januar 1923 Ergänzungsbestimmungen, die daher als rechtsungültig erklärt werden müßten, herausgegeben: sie machen eine dauernde Aufenthaltserlaubnis für den Erwerb der Saareinwohnerschaft zur Bedingung. Mit Hinblick darauf, daß die Saarbevölkerung in zehn Jahren abstimmen wird, versucht man sie durch Polizeimittel vom geistigen Leben Deutschlands abzuschnüren und Frankreich anzupassen. Deutschen Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern, die Vorträge halten wollen, werden Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in den Weg gelegt und die Einreiseerlaubnis versagt. Der Bezug vieler deutscher Zeitungen wird verboten. Die Oberste Polizeiverwaltung verbietet der saarländischen Jugend*) sogar, bei Festen vaterländische Lieder zu singen, wie „Was ist des Deutschen Vaterland?" Das französische Militär hingegen kann mit klingendem Spiel durch die Straßen ziehen. Ängstlich werden sogar Konzertprogramme nach deutschen vaterländischen Liedern durchsucht. Als 4000 Saarturner vom Turnfest in München zurückkehrten, da untersagte die Polizeiverwaltung den herkömmlichen Empfang. Die Turner waren überhaupt Gegenstand einer planvollen Verfolgung. Die saarländisch-völkerbundliche Polizeiverwaltung forderte im Namen des Präsidenten der Regierungskommission, Rault, am 4. Juli 1923 den Präsidenten der Interalliierten Rheinlandkommission in Koblenz auf, die Reise der Turner nach

*) Die Regierungskommission duldet, daß die saarländischen Kinder unter Anwendung argen wirtschaftlichen Druckes in die französischen Schulen gezwungen werden. Als Lockmittel dient den französischen Schulen die kostenlose Gestellung aller Lehr- und Lernmittel. Den saarländischen Gemeinden aber wird von der Regierungskommission verboten, ihren Schülern die gleiche Vergünstigung zuteil werden zu lassen. Sie hat sich sogar nicht gescheut, bei dem päpstlichen Stuhl dahin vorstellig zu werden, daß die Verwaltung der katholischen Kirchen des Saargebietes den angestammten Diözesen Trier und Speyer entzogen werde.

München zu erschweren. Dieser Versuch der Saarregierung, der Saarbevölkerung auf dem Umwege über die Interalliierte Rheinlandkommission ihre klarsten Grundrechte zu rauben, ist wohl einer der krassesten Fälle der Rechtsbeugung. Er steht nicht vereinzelt da; es ist leicht zu erkennen, daß System dahinter steht.

Die Rechtslage ist folgende: Eine Anlage des Versailler Vertrages besagt, daß Personen, Güter, Schiffe, Eisenbahnwagen, Fahrzeuge und Postsendungen im Verkehr aus und nach dem Saargebiet alle Rechte und Vorteile genießen sollen, die für den Durchgangsverkehr und die Beförderung in den Bestimmungen des Teils XII (Häfen, Wasserstraßen und Eisenbahnen) des Vertrages im einzelnen aufgeführt sind. Freier Durchgang von und aus dem Saargebiet soll nach Art. 321 des Versailler Vertrages auf allen Verkehrsstraßen des besetzten und unbesetzten Gebietes und bei dessen Durchquerung von und nach dem unbesetzten Deutschland bestehen ohne Durchgangszölle, ohne unnötige Beschränkungen. Diese klaren Bestimmungen werden nicht nur durch die oben geschilderten saarländischen Polizeischikanen, sondern auch durch völlige Behinderung des saarländischen Durchgangsverkehrs seitens des interalliierten (sprich französischen) Zolldienstes und der französischen Besatzungstruppen im besetzten Gebiet verletzt. Fünf hervorragende englische Juristen, Frederick Pollock, Roland E. L. Vaighan Williams, W. R. Bisschop, J. H. Morgan, Arnold D. McNair, arbeiteten kürzlich (1. Dezember 1923) ein sehr sorgfältiges Gutachten aus, in dem sie zu dem Ergebnis kamen, daß das saarländische Recht der Freizügigkeit ein völkerrechtliches Servitut sei, das die Franzosen nicht nach Belieben ausschalten dürften. Neben diesem Servitut zugunsten der Saareinwohner gäbe gewißlich der Versailler Vertrag der Rheinlandkommission (sc. welche sich immer darauf beruft!) das Recht zu Maßnahmen zur Gewährleistung des Unterhaltes, der Sicherheit und der Bedürfnisse der Besatzungstruppen. „Diese beiden Rechte", so heißt es aber im Gutachten weiter, „bestehen gleichzeitig und sind begrifflich nicht unvereinbar. Sie entspringen aus der gleichen Rechtsquelle und sind daher als einander gleichgeordnet anzusehen." Für den Fall eines Konfliktes bei Ausübung der genannten Rechte müsse daher eine Lösung etwa entsprechend dem Abkommen zwischen Deutschland, Polen und der Stadt Danzig, bzw. den Abmachungen für die Eisenbahn Raeren—Kalterherberg (privilegierte Züge, die plombiert werden, und Befreiung von allen Zoll- und Paßförmlichkeiten) gefunden werden. Solche Abmachungen hätten zwischen der Interalliierten Rheinlandkommission und der Regierungskommission des Saargebietes getroffen werden müssen. Sollten solche Verhandlungen zu keinem Ziele führen, so müsse die Frage von der Saarregierung vor den Völkerbund gebracht werden (nicht aber durch das Deutsche Reich, das ja durch Art. 49 die Regierung des Saargebietes abgetreten habe; vielmehr sei der Völkerbund als Treuhänder für die Saarregierung verantwortlich).

Das ist natürlich nicht geschehen. Tatsache ist vielmehr, daß die Franzosen ihre dreifache Machtstellung in Frankreich, im Saargebiet und im besetzten Rheinland dazu benutzen, mißliebige Saarländer dadurch praktisch im Saargebiet zu internieren, daß der französische Präsident in Koblenz, Tirard, ihnen kurzerhand das Betreten des besetzten Gebietes verbietet. So geschah es im Fall Röchling. Tirard ließ durch die völkerbundliche Polizeiverwaltung in Saarbrücken dem saarländischen Großindustriellen und Abgeordneten Hermann Röchling eröffnen: ihm sei das Betreten und der Aufenthalt im besetzten Gebiet verboten; er würde sofort ausgewiesen werden, falls ihn die Besatzungsbehörde ergriffe *). Auf seine Beschwerde, welche die obengenannten Bestimmungen des Versailler Vertrages heranzog, erklärte Tirard am 31. Mai höhnisch: Diese könnten in keiner Weise die Polizeirechte

*) Nach bisher unbestätigten Zeitungsmeldungen sollen die Franzosen aus Furcht vor der Verhandlung am 10. März in der Öffentlichkeit des Völkerbundes das Verbot zurückgezogen haben. Die Schriftleitung.

der Oberkommission einschränken, weil sie sogar Angehörige der interalliierten Mächte ausweisen dürfe. (Wie wenig stichhaltig diese Argumente sind, geht gerade aus dieser Begründung hervor. Denn es handelt sich hier nicht um eine Gleichstellung der Saarländer mit Angehörigen der interalliierten Mächte, sondern um die Vorzugsrechte der Saarländer, die der Versailler Vertrag ja ausdrücklich diesen und nicht etwa Angehörigen der interalliierten Mächte eingeräumt hat.) Da der französische Präsident der Saarregierung nicht im entferntesten daran denkt, die Rechte der ihm anvertrauten Bevölkerung gegen Herrn Tirard, mit dem er unter einer Decke steckt, zu schützen, ist die Bevölkerung praktisch rechtlos. So will man sie kirre machen.

„Die Mißbräuche sind", so sagte eine Denkschrift der Saarparteien an den Völkerbund vom 24. November 1923, „eine Folge der Häufung der gesamten politischen und wirtschaftlichen Macht in den Händen der französischen Beamten der Saarregierung." In einer anderen Eingabe vom 2. Juli 1923 hieß es: „Eine tiefe Kluft ist aufgerissen zwischen Regierung und Bevölkerung. Alle guten Elemente der Bevölkerung werden durch die Methoden der Regierungskommission abgestoßen. Durch Engherzigkeit und Nichtachtung verbriefter Rechte, durch Verständnislosigkeit für die Bedürfnisse der Bevölkerung und durch Mißbrauch der ihr anvertrauten Gewalt hat die Regierungskommission es in so kurzer Zeit erreichen können, daß sie jegliches Vertrauen in der gesamten Bevölkerung verloren hat."

Das ist eine ungeschminkte Kennzeichnung der Lage, die nur noch durch die Feststellung ergänzt werden muß, daß die Franzosen zwar viele Vorteile für ihr Land, aber keinerlei ideellen Gewinn erzielt haben. Ihr Regiment in der Völkerbundregierung des Saargebiets ist aufs tiefste verhaßt. Nur moralisch minderwertige Menschen haben sich durch ihr Geld oder gleichwertige Vorteile von ihnen kaufen lassen.

Soll man vom allgemein deutschen Standpunkt aus dies völlige Versagen der Völkerbundregierung an der Saar beklagen oder nicht? Diese Frage, die sich jedem aufdrängt, mag er Völkerbundfreund sein oder nicht, ist nicht einfach zu beantworten. Vom saarländischen Standpunkt aus ist die Antwort leichter. Sie lautet: Dies Versagen ist bedauerlich; denn die Quälereien und Rechtsbrüche, mit denen die Saarregierung die ihr anvertraute Bevölkerung verfolgt, dürfen aus Gründen der Humanität nicht länger geduldet werden. Alle Völkerbundfreunde in Deutschland oder irgendwo in der Welt werden ebenso denken und den schweren Schaden beklagen, den der Völkerbundgedanke durch das Fiasko an der Saar erlitten hat, als er zum ersten Male die „erhabenen Grundsätze seiner Gründer" in die Tat umsetzen wollte. Im März 1924 wird der Genfer Völkerbund sich wieder mit Saarfragen befassen. Dann wird er vor allem zeigen müssen, ob es ihm mit dem Schutze der Rechte der Saarbevölkerung ernst ist, ob er die Freizügigkeit usw. wiederherstellen will oder nicht. Die öffentliche Meinung der Welt wird seine Verhandlungen verfolgen und sich dann aus Anlaß dieser praktischen Probe ein Urteil über den Völkerbund selbst bilden. Der saarländische Standpunkt und der der Völkerbundfreunde sind für den allgemein deutschen indessen völlig bestimmend. Die Deutschen haben im allgemeinen, wenn man Gutes und Böses abwägt, fast nichts dem Völkerbunde zugute zu schreiben, und viel mehr Gründe, ihn zu belasten. Wäre die Völkerbundregierung an der Saar einwandfrei, so würde der Beitritt zum Völkerbunde nicht so leidenschaftlich bekämpft werden; ferner aber würde, falls die Völkerbundregierung gerecht werden würde, möglicherweise der feste Zusammenhalt zwischen den Deutschen, die ja äußerlich durch die Pariser Verträge auf 13 Staaten aufgeteilt sind, innerlich schwächer werden. Eine Erweichung unseres Zusammengehörigkeitsgefühls wäre sehr bedenklich.

An der Saar hat sie jedenfalls noch nicht stattgefunden. Jeder fremde Beobachter, der dorthin kommt, ist von dem festen Zusammenhalten der Bevölkerung und deutschen Gesinnung trotz der Parteigegensätze, trotz aller sozialen und wirtschaftlichen Kämpfe überrascht, und wofern er Sinn für nationale Würde auch anderer Völker hat, sympathisch berührt. Woher kommt dies Zusammenhalten? In erster Linie ist es wohl eine Folge der Mißregierung — aber noch anderes spricht mit. Ein englischer Journalist schrieb kürzlich aus dem Saargebiet, ihm habe am meisten Eindruck gemacht, daß hier ein moderner Großindustrieller, Hermann Röchling, von alt und jung, von arm und reich als der Führer angesehen werde. Er habe so etwas in einem Industriegebiet nie für möglich gehalten. Und in der Tat, es ist so. Und es ist gut, freilich aber auch erstaunlich, daß dem so ist. Leben wir Deutschen von 1924 doch eine Zeit durch, in der wir sonst in keinem Gebiete anerkannte Führer, ja überhaupt keine allgemein anerkannten Persönlichkeiten mehr besitzen. Der Gegensatz der Parteien, der Weltanschauungen, der Wirtschaftsgruppen und der Lebensalter hat dies verhindert, nicht nur im Binnendeutschtum, wo landläufig Politik und parteipolitische Selbstzerfleischung der Nation gleichgesetzt werden. Aber sogar wenige Grenzlande haben trotz ihrer Versöhnlichkeit heischenden Not anerkannte Führer hervorgebracht, denen alles Volk Vertrauen entgegenbringt. Ausnahmen zugegeben.

Woraus ist Hermann Röchlings Prestigestellung im Saargebiet erwachsen? Sicherlich nicht allein aus dem Reichtum, der Unternehmungslust und der Solidität seiner Familie. Wirtschaftliche Führer werden in unseren Tagen als Unternehmer, als „Kapitalisten" meist von der Arbeiterschaft mit Mißtrauen betrachtet. Daß die Firma Röchling als einzige die Beteiligung von französischem Kapital ablehnte, während alle anderen Großindustriellen der Saar dieses „Schutzes" nicht entraten zu können und ihm, als ein starker Druck auf sie ausgeübt wurde, nachgeben zu müssen glaubten, wäre auch nicht entscheidend. Die Persönlichkeit, von deren Vorzügen hier aber nur Weniges gesagt sein soll, war entscheidend. Hermann Röchling ist Parteimann, wie das in der Familie Tradition ist; aber weil er es nicht im Sinne eines engstirnigen Parteipatriotismus ist, sondern weil er seines Hauses Interessen denen der Saar und ihrer Bevölkerung unterordnete, weil er seine Persönlichkeit ganz einsetzte und nirgendwo auf halbem Wege stehen blieb, ward er der Führer, trotz seines Reichtums, trotz seiner Unternehmerstellung, trotzdem er Parteimann ist.

Dazu kommen noch die ungerechten persönlichen und wirtschaftlichen Verfolgungen durch die Franzosen, denen er und seine Familie seit Jahren ausgesetzt sind. Am 23. Dezember 1918 verurteilte ein französisches Kriegsgericht zu Amiens ihn und seinen Bruder Robert Röchling zu je zehn Jahren Zuchthaus, zehn Millionen Franken und fünfzehn Jahren Landesverweisung. Robert Röchling wurde unmittelbar nach dem Waffenstillstand im November 1918 auf seinem Werke in Diedenhofen verhaftet und vor Gericht gestellt. Er schmachtete jahrelang im Kerker. Hermann Röchling wurde in Abwesenheit (in contumaciam) verurteilt. Beiden wurde vorgeworfen, aus Fabriken im Norden und Osten Frankreichs Maschinen, Rohstoffe und Schrott durch Einbruchsdiebstahl (zu mehreren) gestohlen und Gebäude usw. mutwillig zerstört zu haben. Robert Röchling sollte diese Verbrechen als Offizier im Felde und als Direktor der Karlshütte, Hermann Röchling als Industrieller und Vorsitzender des Deutschen Stahlwerksverbandes (der nicht er, sondern Louis Röchling war) begangen haben. Die ganze Anklage und das auf sie aufgebaute Urteil war eine Entstellung, aufgebaut auf Vorgänge bei dem ordnungsmäßig durch die deutsche Militärverwaltung befohlenen Abbau französischer Werke zwecks Durchführung des deutschen Heeresrüstungsprogrammes. Wer sich die Mühe macht, das Urteil zu studieren, dem wird die Leichtfertigkeit der Begründung auffallen. Man

machte sich die Sache sehr einfach, indem man den systematischen Abbau der Fabriken durch die deutsche Heeresmacht für völkerrechtswidrig erklärte und seine militärische Notwendigkeit bestritt. Dann war der Rest ein Kinderspiel. Denn nun folgerte man, daß die Vernichtung der Konkurrenzwerke in Frankreich, also Eigennutz die Triebfeder der Röchlings gewesen seien, welche sowohl als Ratgeber, aber auch als Ausführende und „Komplicen des delinquierenden (deutschen) Staates" verantwortlich waren. Daß die Röchlings auf „Befehl" gehandelt hatten, wurde ebensowenig anerkannt, wie die Tatsache, daß die Röchlings alles ihnen von der Requisitionsbehörde Zugewiesene bezahlt hatten. Das Gegenteil aller dieser und auch anderer Behauptungen des Kriegsgerichts„urteils" von Amiens ist inzwischen erwiesen worden. (Einzelheiten lese man in der Aktenveröffentlichung nach: „Der Röchlingprozeß, eine zusammenfassende Darstellung" von Rechtsanwalt Dr. Grimm, Essen, Druck von W. Girardet, Essen.) Robert Röchling mußte Jahre im Zuchthaus verbringen, bis er eines Tages ohne Angabe von Gründen vorzeitig entlassen wurde, was ein grelles Licht auf die französische Justiz überhaupt wirft. Hermann Röchling war, als die Verhaftung Robert Röchlings erfolgte, gerade im unbesetzten Deutschland und entging so den französischen Gefängnissen. Aber er konnte erst nach Jahren in seine Heimat zurückkehren und wird nun durch die schon geschilderte Kooperation des Saarpräsidenten, Rault, und des Präsidenten der Interalliierten Rheinlandkommission, Tirard, praktisch im Saargebiet interniert. Das ist die Rache der Franzosen an einem Manne, der sich ihnen nicht beugen will und in dem sie die Seele des Widerstandes wittern. Dafür hat aber unser Volk trotz aller innerer Gegensätze ein lebhaftes Gefühl: es dankt den Röchlings ihre mannhafte Haltung mit jenem Vertrauen, das ein Führer braucht.

Sylvanus.

Literarische Rundschau

Aeltere deutsche Literatur

In der Sammlung von Büchern deutscher Mystik „Der Dom" (Leipzig, Insel-Verlag) sind als neuer Band Heinrich Seuses Deutsche Schriften erschienen, ausgewählt und übertragen von Anton Gabele. Der Herausgeber hat sich mit Erfolg bemüht, in Wortgebung und Rechtschreibung so deutlich vorzugehen, daß ein unmittelbares Verständnis möglich ist. Um 1295 geboren, trat Seuse schon als 13jähriger Knabe in das Dominikanerkloster Konstanz ein. Unter Meister Eckharts Einfluß schloß er sich der strengeren Richtung des Ordens an. Infolgedessen wurde ihm bei Überwiegen der laxen Richtung im Orden der Aufenthalt beim Generalstudium des Ordens in Köln unmöglich gemacht. Nach kurzem Arbeiten in Konstanz und Ulm begann er sein Wanderleben als Prediger und Seelsorger, das ihm die für ihn entscheidende Bekanntschaft mit seiner Seelenfreundin Elsbeth Stagel zu Töß bei Winterthur vermittelte. Ihr verdanken wir, daß überhaupt Aufzeichnungen seiner Predigten zu Papier gebracht wurden. Gabele hat aufgenommen: Des Dieners Leben; Das Büchlein der Ewigen Weisheit; Das Büchlein der Wahrheit; Das Briefbüchlein. Der Zugang zu Seuses Verständnis wird dadurch erleichtert, daß er ein Dichter war und es ihn daher drängte, seine Visionen zu gestalten und er so vor dem fast willenlosen Treiben auf einem uferlosen Bildermeer bewahrt blieb.

Aus Meister Eckharts Schriften traf Wilhelm Willige eine Auswahl seiner Aussprüche „Schau und Werk" (Rudolstadt, Greifen-Verlag), die in ihrer Zusammenstellung die Sicherheit des Kundigen verraten und durch ihre Wiedergabe im

Deutsch unserer Tage hoffentlich vielen den Zugang zu der unerschöpflichen Tiefe dieser deutschen Seele öffnen werden.

In dem ausgezeichneten Einband von Hugo Steiner, Prag, wirkt die Sonderausgabe von Jean Pauls Siebenkäs (Berlin, Propyläen-Verlag) besonders erfreulich. Den Text besorgte Eduard Berend nach der 2. Auflage von 1817. In der großen, gleichfalls von Berend betreuten Ausgabe von Jean Pauls gesammelten Werken entspricht der 1. Teil des IV. Bandes dieser Sonderausgabe. Das Verständnis für den Dichter ist entschieden gewachsen, und immer mehr Leser finden den Weg durch alle krausen Abirrungen und Gestrüppe zu dem Edelkern. Für ihn warben gerade in jüngster Zeit einige der befähigsten Literarhistoriker. Sonderausgaben wie diese vom „Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel" sind die besten Wegbereiter für das Eindringen ins Gesamtwerk.

Im gleichen Verlage erschien in zwei Bänden, die man schon ihrer Ausstattung und des Einbands halber mit Genuß zur Hand nimmt, eine Veröffentlichung von hohem literarischen Wert: Friedrich Hebbels Persönlichkeit. Die Zusammenstellung der Gespräche, Urteile, Erinnerungen von und mit Zeitgenossen über den Dichter hat mit großer Genauigkeit Paul Bornstein bewirkt. Er setzte eine umfangreiche, sehr gescheite Einführung den Bänden vor, die Grundsätzliches enthält, aber in ihrer Ausdehnung auf eine Auseinandersetzung mit Gundolf den eigentlichen Sinn der Arbeit etwas stark belastet. Aus der bunten Vielfältigkeit der Einzelurteile, die Weiß neben Schwarz unter Schwarzweiß setzen, wird wie bei andern ähnlichen Arbeiten, wie sie für Dichter und Musiker schon vorlagen, mit Deutlichkeit klar, daß jedes Urteil über einen Menschen mit nachdenklichstem Skeptizismus zu bewerten ist, und daß jede Lebensbeschreibung ein fragwürdiges Unternehmen bleibt. Die biologische Erfahrung, daß jeder Einzelne seine eigene Umwelt, die ihn von andern, andere von ihm unüberbrückbar abschließt, als ein Gewölbe um sich trägt, sollte endlich jedem Biographen Richtschnur sein. Hebbels Bild in seiner Wesenheit wird durch die vielen Brechungen der Einzelurteile unbarmherzig klar, und das Gefühl der Ablehnung wächst, statt sich zu mildern.

Der Verlag Ernst Guenther in Freiburg hat eine Anzahl kleiner Büchlein in hübscher Ausstattung und mit Illustrationen von Eigenwert herausgebracht, die ihm ein ernstes Wollen, eine bei deutschen Verlegern nicht gerade häufige feine Geistigkeit und sicheren Geschmack bescheinigen, so daß die Bücher des Verlags bei der höheren Leserwelt Aufmerksamkeit finden sollten. Die von den Brüdern Grimm übersetzten Irischen Elfenmärchen sind ohne den Exkurs über Schottische Elfenmärchen nach der Ausgabe von 1826 wiedergegeben und bedeuten gerade jetzt bei der Enge unserer Beziehungen zum kämpfenden Irland eine wertvolle Ergänzung zur Kenntnis der Seele des einzigartigen Volkes. Die beigegebenen Original-Lithographien von Torsten Hecht treffen in glücklichster Weise den Eigenton der Märchen. Der Droste starke Erzählung „Die Judenbuche" erscheint in schmalem Bändchen mit Illustrationen von Johannes Thiel, während Hauffs „Die Karawane" mit einem Nachwort von L. Schwenger-Cords durch Tuschzeichnungen von Kinderhand eine besondere Note erhält. Das Spiel, das die verständliche Freude eines kleinen Kreises bildet, wird auch Fernerstehende interessieren.

(Neben der Pflege der älteren Literatur läßt der Verlag sich auch die Förderung lebender Erzähler angelegen sein, von denen jedes Büchlein uns etwas zu sagen hat. Wir nennen die in wundervoller Form fließende Erzählung von L. Schwenger-Cords „Vom Leben und Sterben des Giorgone", der zwei Bilder des Meisters die künstlerische Vision gaben, und das ungewöhnlich begabte Buch „Das versunkene Abendland" von W. Franke, das drei abenteuerliche Liebes-

geschichten enthält und den Verfasser auf einer Ebene barocker Geistigkeit und des Wissens um verborgene Dinge in deren sicherer Beherrschung zeigt, die neuartig anmutet und Beachtung für sein weiteres Schaffen heischt. Die Illustrationen sind wiederum von Torsten Hecht. Endlich sei noch der aufschlußreichen Schrift von Alice Panin gedacht: F. M. Dostojewski als Darsteller von Menschenleiden.) D. R.

Löns und Hamsun

Von beiden Dichtern erscheinen Gesamtausgaben jetzt: Hermann Löns' sämtliche Werke liegen in 8 Bänden vor (Leipzig, Hesse & Becker), von Knud Hamsuns gesammelten Werken (München, Albert Langen), die auf 12 Bände geplant sind, kamen bisher die fünf ersten heraus.

Löns' Werke gibt Fr. Castelle in sorgfältigster Arbeit, die fast Verschollenes erfaßte und Ungedrucktes hinzufügte, heraus und stellte ihnen ein Geleitwort und eine Einführung voraus, die so fein und eindringend von Verständnis wie voll von Liebe zu dem vielgeliebten Dichter und dem so furchtbar einsamen Menschen ist.

Über Löns' Schaffen braucht hier nichts gesagt zu werden: es wird dauern und heiße Herzen zu sich zwingen, solange im Frühling die Sehnsucht und das Drängen des Saftes durch Natur und Kreatur ziehen, solange in glutheißen Sommertagen Pans Geheimnis Menschen verwirrt und ängstet, solange die Melancholie des braunen Herbstes die Herzen traurig und frei zugleich macht, solange die weiße Freude und der weiße Tod des Winters die Welt in Banden schlagen. Solange Mannesart und wilde Kraft, Stolz und Trotz noch gelten. Solange noch die Heimat auch den Ärmsten mit Liebe hält.

Nur zu sagen ist, daß in seiner Gesamtheit das Werk an Tönen und Farben noch reicher ist, als die Einzelstücke enthüllten, und daß jede Zeile von Lönscher Art ist.

Aber mit erschütternder Stärke erwächst das Bild des Mannes vor und über das Werk. Es ist ein tragisches Bild. Wenn in niedersächsischem, schwerem, besinnlichem Bauernblut der Tropfen kreist, der es zur Dämonie aufpeitscht, dann gibt es hinter der zähen Gelassenheit des äußeren Gehabens eine nicht zu bändigende, unruhige Kraft voll tollen Wagemuts, neben der wunderbaren Trockenheit des Humors die letzte Traurigkeit, hinter starren Zügen ein heißes, weiches, verwundbares Herz. So war Hermann Löns.

Den Dichter der Natur, den weidgerechten Jäger werden viele lieben, der Mann gehört uns Norddeutschen allein.

Der Verlag hat sich neuen Anspruch auf Dankbarkeit erworben, daß er trotz aller Ungunst diese acht hübschen Bände, deren letztem ein alphabetisches Verzeichnis aller Werke beigegeben ist, herausbrachte.

* * *

Zwischen Löns und Hamsun laufen Fäden, die freilich unterschiedliche Ebenen verbinden. Sehnsucht, Ungelöstheit, die Kraft einer unerschöpflichen Seele neben fast schwächlicher Haltlosigkeit, harte Ursprünglichkeit und verträumte Zartheit, die quellende Buntheit des Abenteuers und feinste Stille: jede Saite tönt im Werk des Norwegers.

Mit einem gewissen Bangen greift man nach Büchern, die der eindrucksfähigen Jugend Erlebnisse wurden, mit verstärktem Bangen, weil einige Dramen befremdet hatten. Aber jede Besorgnis schwindet, man steht wieder im alten Bann. Und spürt

wieder den Wunsch, mit Hamsuns Menschen weiterzuleben, und das Bedauern, wenn das Buch zu Ende ist.

Man muß von ihm erneut sprechen, wenn das gesammelte Werk vorliegt. Die jetzt erschienenen 5 Bände enthalten von den Romanen: Hunger, Mysterien; Redakteur Lynge, Neue Erde; Pan, Viktoria, Schwärmer; Benoni, Rosa; Unter Herbststernen, Gedämpftes Saitenspiel, Die letzte Freude. Band 6 bis 9 sollen die weiteren Romane, Band 10 die Novellen, Band 11 bis 12 die Dramen enthalten. R. P.

Politisches Handwörterbuch *)

Den Maßstab, nach dem man die Güte eines solchen Handwörterbuches beurteilen kann, wird man gewinnen durch Prüfung der wissenschaftlichen Grundlage und Objektivität, der Vollständigkeit und, da es sich um ein politisches Buch handelt, des Taktes der Bearbeiter. Um es von vornherein zu sagen: den Forderungen auf Wissenschaftlichkeit und Takt ist vollständig, der nach Vollständigkeit so weit Genüge geschehen, wie es bei einem in Fluß befindlichen Stoffe überhaupt möglich ist. Die beiden starken Bände mit rund 5000 Beiträgen stellen eine achtunggebietende Leistung dar, die wir mit Zustimmung begrüßen. Ein solches Nachschlagewerk ist eine Notwendigkeit, und sowohl dem Herausgeber für seine mühevolle Arbeit wie dem Verlag für den Mut zu dem großen Unternehmen, in schwierigster Zeit geleistet, gebühren Dank und Anerkennung.

Zweckmäßigerweise ist das Werk nach lexikalischen Grundsätzen angeordnet, jedoch so, daß die wichtigeren Gegenstände in Form von abgerundeten Aufsätzen behandelt werden. Besonders zu begrüßen sind die Abhandlungen über den politischen und wirtschaftlichen Bau der Staaten, die nicht ohne weiteres zugängliches Material für die Umwälzungen und Neubildungen sorgfältig berücksichtigt haben. Reichhaltiges und gutes statistisches Material ist beigegeben, an farbigen Karten mangelt es nicht. Im Vordergrund stehen die deutschen Verhältnisse, aber auch für das Ausland ist Ausreichendes geboten.

Das Handwörterbuch versucht, auch politische Persönlichkeiten und Organisationen zu behandeln. Auf diesen Gebieten könnte später wohl Vermehrung eintreten, für den gegenwärtigen Zeitpunkt ist das Mögliche getan. Hingegen ist die Berücksichtigung der deutschen Zeitschriften dürftig und ungenügend. Ein zureichender Grund dafür ist nicht einzusehen, da das Material leicht zu beschaffen war.

Das Buch verdient größtmögliche Verbreitung, da es in besonderer Weise geeignet ist, die Lücken der politischen Bildung und des notwendigen Wissens, an dem es gerade in politischen Kreisen in Deutschland bedenklich mangelt, sachkundig auszufüllen. Es kommt hinzu, daß der Druck auf holzfreiem Papier klar und übersichtlich, die inhaltsreichen Bände handlich sind. R. P.

*) Unter redaktioneller Mitwirkung von Kurt Jagow herausgegeben von Paul Herre. Zwei Bände. Leipzig 1923, K. F. Koehler.

Hermann Horn, Meer und Matrosen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Hübsche Geschichten, in denen eine gesunde Salzluft weht. Der Sprache wäre etwas mehr Glättung zu wünschen; es ist nicht schön, wenn ein Baum seine Wurzeln „verankert" hat. Die beste Erzählung ist die vom „verwundeten Knaben". Eine gute Fragestellung wird aber leider uninteressant durch einen schuldlosen Tod beantwortet.

Wolfgang Goetz.

Politische Rundschau

Der estländische Außenminister, Dr. Ackel, sagte einem deutschen Berichterstatter vor einigen Wochen, daß die Weltpolitik des Jahres 1924 durch eine Einstellung auf Sowjetrußland gekennzeichnet sein werde. Er versprach sich davon eine Normalisierung der politischen Verhältnisse im Osten Europas. Die Unruhe und der Eifer, womit sich die Russen Ende des vorigen Jahres um ihre Anerkennung bei den anderen Regierungen bemühten, scheinen danach doch auf richtiger Witterung beruht zu haben. Aus Rußland kommen immer neue Nachrichten darüber, wie schwer der innere Zwiespalt in den Sowjets zwischen den entschiedenen und den opportunistisch gesinnten Mitgliedern der Partei ist. Allerdings behauptet die Gruppe der Opportunisten bisher das Übergewicht. Sie hat zunächst bei den Erörterungen über die Wirtschaftspolitik einen so unbedingten Erfolg davongetragen, daß die Gegner den Kampf aufgegeben und ihre Anträge zurückgezogen haben dürften. Trotzdem bleibt es beachtenswert, daß gerade jetzt die Weltmächte allgemein zu Rußland hindrängen. Vielleicht hält das Kapital die Abwehr der Entschiedenen für ein letztes Zucken des echten Bolschewismus und richtet sich darauf ein, daß sich Rußland dem kapitalistischen System schon wieder angepaßt hat und sich ihm einzuordnen bereit ist. Ende Januar entwickelte sich ein regelrechtes Wettrennen zwischen England und Italien, um zuerst mit Moskau ins Einvernehmen zu kommen. Ramsay Macdonald trug dabei den Sieg davon. Er hatte nur einfach die Anerkennung der Sowjetregierung durch die englische Regierung ausgesprochen. Mussolini dagegen verhandelte mit den Russen über den Handelsvertrag und war deshalb vom guten Willen der Russen abhängig. Sie zogen es vor, den Italiener an zweiter Stelle durchs Ziel gehen zu lassen. Es war nach außen hin eine Gebärde des Anstands. Die sozialistische Regierung Englands wurde höflicher als die fascistische Italiens bewillkommnet. In Wahrheit bergen sich hinter der englischen Maske sehr viel ausgeprägtere kapitalistische Gesinnungen und sehr viel stärkere kapitalistische Kräfte als hinter der italienischen Maske.

Im übrigen hat es den Anschein, als ob England und Italien sich nicht überall als Nebenbuhler betrachten. In Südosteuropa und im Bereiche des alten Österreich-Ungarn arbeiten sie Hand in Hand. Darauf deuten gewisse Anzeichen sowohl in Rumänien wie in Bulgarien und Deutschösterreich. In Moskau haben sie Frankreich, das über Prag dorthin zu gelangen sucht, weit hinter sich gelassen. An der Donau drängen sie langsam mit vereinigten Kräften den französischen Einfluß zurück. Ohne ihr Zutun hat Frankreich in Griechenland einen empfindlichen Mißerfolg durch die unerwartete schwere Erkrankung Venizelos' zu verzeichnen. Er mußte in dem Augenblicke, da er die Hand nach der unbedingten Herrschaft über Griechenland ausstreckte, aus dem politischen Leben ausscheiden. Wie sich nun das Verhältnis der Parteien zueinander in dem schwer geprüften Lande entwickeln wird, läßt sich nicht mehr übersehen. Der Volksentscheid darüber, ob Griechenland Republik werden soll, wird erst um den 1. April herum erfolgen. Die Kammer hat sich aber schon vertagt, damit die Abgeordneten mit der Bearbeitung der Wählerschaft, die zum größeren Teil wohl gern das Königtum fortbestehen ließe, beginnen können.

Unter dem Druck der großmächtlichen Einstellung auf Rußland ist das Verhältnis zu Rußland auch die Hauptsorge für die Politiker der Randstaaten geworden. Selbst immerwährend in Unruhe, zu klein, als daß sie nicht immer wieder das Opfer privater Eifersüchteleien und schiebender Bestrebungen würden, fühlen sie von Monat zu Monat deutlicher das natürliche Übergewicht Moskaus über sie wirksam werden. Halt dagegen könnte ihnen nur ein starkes und wirtschaftlich gesundetes Reich bieten. Sie haben aber weder den Mut, sich diese Notwendigkeit einzugestehen, noch zieht es die Mehrzahl der mit Kriegsausgang hochgekommenen Politiker zu Deutschland hin. Unsere Nation hätte wohl allen Grund, sich klar zu machen, von wem sie zur Zeit im Randstaatengebiet und auch in Südosteuropa vertreten wird. Ob ihr die Herren Nadolny in Stockholm, Köster in Riga, Rauscher in Warschau, Pfeiffer in Wien wirklich das Vertrauen einflößen, daß sie in diesem für Osteuropa so wichtigen Jahre die rechten Männer auf dem rechten Platze sind? Man brauchte nur einmal die vier Namen neben dem Herrn Seipels zu nennen, des unermüdlichen, ebenso klugen wie seiner selbst sicheren Sachwalters der Interessen Österreichs, um zu erkennen, wie schlimm es dort um unsere Sache steht.

Im westlichen Europa sucht der neue englische Ministerpräsident, wie nicht anders zu erwarten war, mit Herrn Poincaré in ein gutes Verhältnis zu kommen. Er macht ihm dabei offenbar noch allerlei Zumutungen, auf die sich Poincaré noch nicht einlassen will. Als Vermittler sind Jaspar und Benesch tätig, die beide mehr auf französischer als englischer Seite stehen. Für Frankreich ist das Entscheidende, daß England nun wieder pazifistisch und demokratisch regiert wird und obendrein nicht einmal mehr Seitensprünge wie zur Zeit Lloyd Georges befürchtet zu werden brauchen. Poincarés einzige Sorge wird sein, daß die Regierung Macdonalds wieder ein Ende nimmt, ehe er sie genügend für Frankreich ausnutzen konnte. Er bemüht sich darum zu einer Verständigung zu gelangen, ehe zu viel Zeit vergeht, und ohne daß er doch etwas nachgibt, was vielleicht nicht nachgegeben werden muß. Am Rhein stand im Vordergrund der Ereignisse das Ringen zwischen den Separatisten und der bodenständigen Bevölkerung der Pfalz und die Abschnürung des von den Engländern besetzten Gebietes durch die Regie vom Verkehr. Hier hat im wesentlichen England nachgegeben, und dort zog sich Frankreich — wenigstens für eine Weile — ein wenig tiefer in den Hintergrund zurück. Macdonald möchte vor allen Dingen den Widerstand Frankreichs gegen unsere Aufnahme in den Völkerbund überwinden. Warum sollte nicht Frankreich ihm nach einigem Zögern darin willfahren? Das Land, bei dem der Völkerbund zu Gaste ist, die Schweiz, wagt ja heute bei dem Streite mit Frankreich über die Genfer Zonenabkommen den Völkerbund, zu dem sie selbst gehört, nicht anzurufen.

Die längste Zeit hindurch haben im Berichtsmonat die beiden Sachverständigenausschüsse in Berlin getagt, um sich dort die ihnen erwünschten Unterlagen für den Zustand unserer Finanzen und unserer Wirtschaft zu beschaffen. Es soll Mitte März werden, bis sie Bericht erstatten. Seit dem Zusammentritt der beiden Ausschüsse hat bei uns jede außenpolitische Regung aufgehört. Auch dem erfahrensten Zeitungsleser wird es kaum noch möglich sein, sich darüber Rechenschaft zu geben, ob unsere Regierung wegen der Ruhr und des Rheins etwas tut oder nicht, und ob sie sonst noch irgendetwas vorgenommen hat. In einem Notenwechsel haben Herr Hagen in Köln und die Regierung in dem Ton, in dem zwei befreundete Mächte miteinander verkehren, einander mitgeteilt, daß Herr Hagen auf seine rheinisch-westfälische Goldnotenbank vorerst verzichtet. Die öffentliche Meinung hat angenommen, daß er sich damit dem Willen der deutschen Regierung fügte. Welche Unterlagen besitzt die öffentliche Meinung für diese Annahme? Auf Grund der Arbeit der Sachverständigenausschüsse ist eine Goldnotenbank im Entstehen, deren Vorsitzender ein

Deutscher sein soll, deren Verwaltungsrat aber aus Nichtdeutschen gebildet sein wird, und deren Depositen im Auslande untergebracht werden. Das Kapital wird zur Hälfte von Deutschland, zur Hälfte vom Auslande eingezahlt werden. Welches Interesse hat das internationale Kapital daran, daß daneben noch eine rheinisch-westfälische Goldnotenbank errichtet wird! Wir halten mit unserem Urteil über das, was sich gegenwärtig in der Stille unter der Leitung von Herrn Stresemann, unter der Verantwortung von Herrn Marx, und mit dem Segen von Herrn Litwin entwickelt, noch zurück. Nicht zu früh möchten wir, was hier geschieht, unserem Vaterlande zuungunsten ausdeuten. Daß wir mit Beklemmung verfolgen, wie sich da unsere Zukunft gestaltet, haben wir mit allen denen gemein, die seit dem Ausgang des Krieges auf die allmähliche Ablösung der Staatsführung durch die Wirtschaftsführung achteten.

Der englische Ministerpräsident wird es um so schwerer haben, sich in dem Bunde, den er mit Poincaré eingehen möchte, zu behaupten, als die Lage im Orient für England schon wieder schwieriger wird. In Ägypten haben Wahlen stattgefunden, die mit einem überwältigenden Erfolge Zaghlul-Paschas endigten. Wohl hat sich Zaghlul-Pascha, ehe ihn die Engländer nach Ägypten zurückkehren ließen, mit ihnen ausgesprochen. Aber so vollständig wie jetzt sein Sieg ist, wird er sein Land um ein gutes Stück weiter von dem Gefüge des britischen Weltreiches loslösen müssen. In Indien haben es die Engländer für gut befunden, Gandhi aus dem Gefängnisse zu entlassen. Er ist sofort wieder tätig geworden und arbeitet daran, die Hindus und die Mohammedaner, zwischen denen die englische Politik neuerdings Zwietracht gesät hatte, aufs neue zusammenzubringen. Selbst der Teil der einheimischen Bevölkerung, der mit England zusammenzuarbeiten bereit ist, hat jetzt die Entlassung weiterer politischer Gefangener gefordert. Die indische Regierung verweigert die Entlassung, weil diesen Gefangenen die Verbindung mit Rußland nachgewiesen worden sei. In Arabien macht die Verständigungsbewegung unter den arabischen Stämmen beständig Fortschritte.

In Japan hat das neue Ministerium es nicht auf eine Stellungnahme des Parlaments über die Regierungsbildung ankommen lassen, sondern das Parlament aufgelöst. Die ganze Schwere der innenpolitischen Krisis Japans, die sich schon so lange hinschleppt, tritt darin zutage. Pertinacior.

Literarisches Zentralblatt für Deutschland

Die von Friedrich Zarncke begründete, in der wissenschaftlichen wie literarischen Welt berechtigtes Ansehen genießende Zeitschrift begann am 1. Januar ihren 75. Jahrgang. Ihre Jahrgänge sind angefüllt mit Ergebnissen eingehender, sachkundiger Kritik und bieten einen sicheren Führer durch die Neuerscheinungen der letzten 75 Jahre.

Ihre Lebendigkeit erweist die Zeitschrift dadurch, daß sie mutig eine umfassende Neugestaltung und Erweiterung ankündigt. Auf Vollständigkeit und unverzögerte Berichterstattung wird besonderer Wert gelegt.

Das Zentralblatt wird enthalten:

1. Berichte über die wichtigsten wissenschaftlichen Bücher und Zeitschriftenaufsätze des deutschen Sprachgebietes, redigiert von Wilhelm Frels.
2. Besprechungen wichtiger wissenschaftlicher Neuerscheinungen, auch im Auslande.
3. Verzeichnis wichtiger Besprechungen in anderen Blättern und Nachrichten über wissenschaftliche Personen, Institute usw., redigiert wie Nr. 2 von Eduard Zarncke.

Die Leitung der „Schönen Literatur", bisher einer Beilage des Zentralblattes, jetzt einer selbständigen Zeitschrift, ist in die bewährten Hände Will Despers gelegt.

Wir wünschen der jungen Jubilarin Glück auf den Weg. Wer sachliche, vornehme Kritik dem Literatengesäusel vorzieht, wird hier seinen literarischen Führer finden. D. R

Aufsehenerregende Neuerscheinungen von politisch-historischer Bedeutung

Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

Aus 50 Jahren

Erinnerungen, Tagebücher und Briefe aus dem Nachlaß des Fürsten
Mit Bildnis. — Umfang 20 Bogen

Halbleinen 15, Leinen 20, Halbleder 30 Goldmark

Trotz der umfangreichen Memoirenliteratur aus der wilhelminischen Zeit mußte das letzte, entscheidende Wort dem Manne vorbehalten bleiben, der **als vertrautester Freund des Kaisers** Jahrzehnte lang das politische Geschehen miterlebte:

Fürst
Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

Die Erinnerungen, Tagebücher u. Briefe sind nunmehr durch den Tübinger Historiker J. Haller herausgegeben und durch ein Lebensbild des Fürsten ergänzt worden. Durch die Auswertung des **gesamten außerordentlich aufschlußreichen Materials** sind die beiden Bände als die wichtigsten Beiträge zur Erkenntnis der Geschichte und Politik der letztvergangenen Epoche anzusprechen.

Das Problem Bismarck in seiner staatsschöpferischen und menschlichen Gewalt erscheint hier in ganz neuer Beleuchtung. Der Mann, der das qualvolle Glück genoß, gleichzeitig ein Freund des Kaisers und des Hauses Bismarck zu sein, war auch berufen, letztes Licht in das Geflecht der Mächte und Spannungen zu bringen, die zum Sturze Bismarcks führen mußten.

Zu den Erinnerungen Wilhelms II. bilden seine Aufzeichnungen die notwendige Ergänzung.

Auch der befangenste Betrachter wird aus dem neueröffneten Material erkennen: Wir haben es hier mit einer tiefproblematischen Natur zu tun, die mit Notwendigkeit eine Revision des historischen und menschlichen Urteils verlangt.

In Vorbereitung befindet sich:

Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

von Johannes Haller
mit Beigabe wichtiger Dokumente und Aufzeichnungen des Fürsten

Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35
Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Neugestaltung des 75. Jahrganges

Literarisches Zentralblatt
für Deutschland

Begründet von Friedrich Zarncke. Herausgeber Eduard Zarncke u. Wilh. Frels

1924 Verlag: Ed. Avenarius, Leipzig, Roßstraße 5—7 75 Jahrg.

Vorläufig erscheint monatlich ein Heft von 32 Seiten Umfang.
Preis vierteljährlich Goldmark 7.50, Ausland Schw. Fr. 10.—; Dollar 1.80

Vom Januar 1924 an
bietet das „Literarische Zentralblatt" (infolge engen Zusammenarbeitens der bisherigen Redaktion mit dem wissenschaftlichen Kollegium der „Deutschen Bücherei" zu Leipzig) bei monatlichem Umfang von mindestens 32 Seiten den umfassendsten wissenschaftlichen Bücherbericht des deutschen Sprachgebietes:

1. **Berichte über die wichtigsten wissenschaftlichen Bücher und Zeitschriftenaufsätze des deutschen Sprachgebietes,**

die im Laufe des Berichtsmonats erschienen sind. Ausschließlich Fachgelehrte stellen auf Grund der lückenlosen Neuigkeitseingänge der „Deutschen Bücherei" die monatliche Bibliographie der neusten, wichtigsten Buch- und Zeitschriftenliteratur zusammen und charakterisieren, soweit erforderlich, knapp Art und Inhalt der Neuerscheinungen (monatlich 600 bis 1200 Titel). Autoren- und Sachregister fassen am Jahresende das Material zusammen.

2. **Besprechungen** hervorragender oder besonders beachtenswerter wissenschaftlicher Neuerscheinungen, auch solcher des Auslandes.

3. **Verzeichnisse ausführlicher Kritiken in anderen Blättern, besonders wichtiger ausländischer Werke, Nachrichten** hauptsächlich über Personalien der Gelehrtenwelt, wissenschaftliche Stiftungen, Institute, Preisausschreiben.

Für den ersten Teil zeichnet verantwortlich Dr. Frels, für Teil 2 und 3 Prof. Zarncke. Die Berichte des ersten Teils sowie die Besprechungen sind mit den Namen der Referenten gezeichnet.

Die schöne Literatur

(früher Beilage des „Literarischen Zentralblattes") erscheint nunmehr als selbständige, von Will Vesper geleitete, weiter ausgebaute, preiswerte Monatsschrift mit der Beilage „Die Jahresernte" (Auswahl aus zeitgenössischer Dichtung). — Monatsheft mit „Jahresernte" 50 Goldpfennig.

Probehefte bzw. Prospekt kostenfrei auf Verlangen vom Verlage

Ed. Avenarius, Leipzig, Roßstraße 5—7

Postscheckkonto: Leipzig 67292

Hoffmann & Reiber, Görlitz.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

SEP 7 1936

JAN 29 1947

29Apr'65VI

RECʼD LD
APR 16 '65-4PM

LD 21-100m-8,'34

595542
AP30
D45
v.197-198
Deutsche rundschau.
SEP 7 1936
SEP 7 1939
SEP 11 1936
SEP 11 1939
LIBRARIES
20366
595542
AP
30
D45
v.197-
198
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY